Return this book on or before the
Latest Date stamped below.
Theft, mutilation, and underlining of books
are reasons for disciplinary action and may
result in dismissal from the University.
University of Illinois Library

DEC 2 [illegible] 1966

[illegible] 1967

JAN 18 1967

FEB 1[illegible] 1967

L161—O-1096

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY of ILLINOIS.

200
28

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXIII.

(October — November — December 1897.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung von C. Londorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundneunzigsten Bande (October — December 1897).

		Seite
I.	Die Waidfrau. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch**	1
II.	Zum siebzigsten Geburtstage Arnold Böcklin's. Schweizerische Erinnerungen. Von **Herman Grimm**	51
III.	Die Hohe Tatra. Von **Eduard Strasburger.** I./V.	70
IV.	Stärke und Schwäche des türkischen Reiches. Von **C.** Freiherrn **von der Goltz**	95
V.	Erinnerungen an Johannes Brahms. Von **J. V. Widmann.** I./III.	120
VI.	Aeschylus in Berlin	142
VII.	Ferdinand Gregorovius. Von **Xaver Kraus**	145
VIII.	Politische Rundschau	150
IX.	Gildemeister's Essays. Von **Otto Hartwig**	155
X.	Literarische Notizen	159
XI.	Literarische Neuigkeiten	160
XII.	Mašlan's Frau. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach**	161
XIII.	Sprache und Geist. In Sachen Pferdebürla. III. Von **F. Max Müller**	186
XIV.	Erinnerungen an Johannes Brahms. Von **J. V. Widmann.** III./IV. (Schluß)	210
XV.	Goethe's Königslieutenant. Von **A. Schöne**	228
XVI.	Die Hohe Tatra. Von **Eduard Strasburger.** VI./XIII.	250
XVII.	Ostasien seit dem chinesisch-japanischen Kriege. Von **M. von Brandt**	285
XVIII.	Drei Briefe aus der Kinderzeit Kaiser Friedrich's. Von Dr. **Heino Romberg**	297

(Fortsetzung umstehend.)

3840

Seite

XIX. Großherzogin Sophie von Sachsen und Ihre Verfügungen über das Goethe- und Schiller-Archiv. Bericht der zwölften Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft erstattet am 9. October 1897. Von **Bernhard Suphan** . . 301
XX. Politische Rundschau 306
XXI. Aus dem badischen Schwarzwald 312
XXII. Schelling's Odyssee-Uebersetzung 314
XXIII. Ferdinand Gregorovius. Von **Hermann Hüffer** . . 315
XXIV. Literarische Notizen 316
XXV. Literarische Neuigkeiten 319
XXVI. Um der Heimath willen. Novelle von **Walther Siegfried.** I./IV. 321
XXVII. Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart. Von **Max Lenz** 358
XXVIII. Die Hohe Tatra. Von **Eduard Strasburger.** XIV./XX. (Schluß) 364
XXIX. Zum achtzigsten Geburtstage Theodor Mommsen's (30. November 1897). Von **Fritz Jonas** 399
XXX. Vor fünfzig Jahren. 1847 und 1897 417
XXXI. An Karl Frenzel. Zum 6. December 1897. Von **Julius Rodenberg** 432
XXXII. Der Maler Eugène Burnand. Die Flucht Karl's des Kühnen nach der Schlacht von Murten. Von **Herman Grimm** 440
XXXIII. Wann ist Heinrich Heine geboren? Von **Hermann Hüffer** 451
XXXIV. Madame Sans-Gène in Berlin. Von **Paul Schlenther** 461
XXXV. Politische Rundschau 465
XXXVI. Friedrich Wasmann. Von **Reinhold Steig** 471
XXXVII. Volkelt's Aesthetik des Tragischen. Von **Alfred Biese** 472
XXXVIII. General August von Goeben 474
XXXIX. Literarische Notizen 476
XL. Literarische Neuigkeiten 478

Die Waidfrau.

Eine Erzählung
von
Ernst von Wildenbruch.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn es noch etwas und irgend Jemanden gab, vor dem das junge socialdemokratische Arbeitergeschlecht in der alten kleinen Tuchfabrikstadt eine Art von Respect empfand, so war es die Frau, die man zuweilen, nicht allzu häufig, durch die Straßen der Stadt gehen sah, mit dem glatt angescheitelten grauen Haar, dem Kopftuch über dem Haupte, mit den eigenthümlich ernsten Augen und den scharfen Falten im Gesicht, die von Groß und Klein, Hoch und Niedrig in der Stadt gekannt war und „die Waidmann" genannt wurde.

Genannt wurde — denn in Wahrheit hieß sie gar nicht mehr so. Einstmals hatte sie so geheißen, als ihr erster Mann noch lebte, der Fabrikarbeiter Waidmann; aber das war lange her, und der war lange todt.

Später hatte sie dann wieder geheirathet, einen Müller, Hügelbach hieß er, oder so ähnlich, man gab sich kaum die Mühe, genau nach seinem Namen zu fragen: für die Stadt war und blieb sie „die Waidmann".

Denn aus jener Zeit stammten die Ereignisse, die sie bekannt und für die Angehörigen des jungen Geschlechts beinah berühmt gemacht hatten, so daß sie zu ihr aufblickten, gewissermaßen wie zu einer Patriarchin.

Jetzt war sie alt, und ihr Gesicht verwelkt; aber die Gestalt war noch aufrecht, und wenn man die einsame, schweigsame Frau so durch die Gassen schreiten sah, leise, aber sicher die Füße vor sich hinsetzend, fest getragen in den noch nicht vermorschten Lenden, dann mußte man zu der Ansicht kommen, daß sie damals, als sie noch jung war, eine hübsche, vielleicht gar schöne Frau gewesen sein mochte.

Und eins war sie sicherlich gewesen: leidenschaftlich. In jener Stadt hatte sich nämlich, zum ersten Mal in Deutschland, das zugetragen, was sich später öfter und öfter wiederholte, bis daß es schließlich zu einer fast alltäglichen Erscheinung wurde, ein Strike, eine Auflehnung der Arbeiter gegen die Fabrikherren.

Nicht ein Lohnstreit in der heutigen Bedeutung des Wortes, sondern eine Arbeitseinstellung, weil man mit der neuen Fabrikordnung nicht zufrieden war, die die Herren, ohne viel nach Recht und Berechtigung zu fragen, auf eigene Faust erlassen hatten.

Gegen die Frauen, die in den Fabriken arbeiteten, richtete sich die neue Verordnung.

Man wollte bemerkt haben, daß sie Tuchabfälle und Reste nach Haus schafften. Dem sollte vorgebeugt werden. Frauen und Mädchen sollten keine Taschen mehr in den Kleidern tragen; wo solche vorhanden waren, sollten sie zugenäht werden. Mäntel durften in die Fabrik nicht mehr mitgebracht werden.

Das machte böses Blut. „Keine Taschen mehr in den Kleidern? Menschen brauchen Taschentücher; sind wir keine Menschen? Wo sollen wir mit unseren Taschentüchern bleiben? Sollen wir uns vielleicht auch die Nasenlöcher zunähen? Keine Mäntel mehr? Und im Winter? Wenn man des Morgens früh sechs Uhr nach der Fabrik muß? Wenn man nachher aus der heißen Fabrik herauskommt, ohne Mantel in der Kälte nach Haus geh'n? Menschen erkälten sich. Sind wir Vieh, dem die Wolle auf der Haut wächst?"

Und in diese gährende Fluth des Unwillens flog, wie ein Feuerfunke, ein Wort: „Ist Alles nicht wahr; nicht weil sie fürchten, daß wir Tuchabfälle nach Haus bringen, aus Rache geschieht das alles. An unsere Mädchen haben sie herangewollt und unsere Frauen, die jungen Herren Fabrikantensöhne; da sind sie abgefallen, und jetzt sollen wir dafür büßen." Das zündete; die Flammen schlugen auf. Und wenn die Menschen dort einmal brennen, ist es kein Strohfeuer. Die Stadt, in der sich dies in den sechziger Jahren zutrug, liegt nämlich nicht weit von Magdeburg. Magdeburger Volk aber ist nicht von weich geschaffener Art.

„Zu Magdeburg auf dem Markte
Da steht ein eiserner Mann,
Wollen den die Pfaffen haben,
Muß mancher Spanier dran."

Zweihundert Jahre und etwas darüber war es her, seit die Magdeburger, heldenhaft sich vertheidigend gegen den Tilly, ihren Feinden diese Weise ins Gesicht geschleudert hatten. In den Männern von 1864 und 1865 loderte das Blut der Vorfahren. „Nicht mehr zur Arbeit gehn, bis die neue Fabrikordnung zum Teufel ist!"

Das Alarmwort war ausgegeben. Mit finsterer Entschlossenheit wurde es aufgenommen. Der, welcher es gesprochen hatte, war der Wilhelm Waidmann.

Ein offenes Geheimniß aber war es, daß hinter dem Manne die Frau gestanden hatte. Von ihr war das zündende Wort gekommen — das hatte man ihr nicht vergessen.

Diese Frau mit dem schlichten alten Haar, die jetzt so still und gedankenvoll ihren Weg ging, war die Seele der wilden Bewegung gewesen. Denn kaum, daß sie entstanden, war die Bewegung auch wild geworden.

Man wußte damals noch nichts von dem schweigend-gelassenen Sichgegenüberstehen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, wie es heute zum System geworden ist. Der Gedanke war noch jung und seine Ausführung dem entsprechend. Es war ein Kampf nicht nur der Masse gegen eine Menge, sondern der Persönlichkeiten gegen die Person. Denn die Fabrikherren waren eben auch hartknochige Söhne des Magdeburger Landes.

Einem von ihnen, einem alten, hitzköpfigen Mann, der als das Haupt der Fabrikantenpartei galt und darum besonders verhaßt war, wurde bei Nacht mit Kreide ein Galgen an die Hausthür gemalt. Darunter standen die Worte: „Du kommst zuerst dran."

So nahm die Sache allmählich ein so bedrohliches Gesicht an, daß die Staatsgewalt einschreiten mußte. Anklagen wurden erhoben, einerseits gegen die Arbeiter, die bis zum Landfriedensbruch fortgeschritten waren, nach der anderen Seite aber auch gegen die Fabrikherren, die Verordnungen erlassen hatten, die sie nicht erlassen durften.

Gerichtsverhandlungen fanden statt, und das Ende vom Liede war, daß die neue Fabrikordnung als null und nichtig kassirt, dagegen aber auch eine Anzahl von den Arbeitern zu Freiheitsstrafen, wenn auch nicht langen, verurtheilt wurde. Unter diesen befand sich der Wilhelm Waidmann.

Aber er erlebte seine Strafe nicht mehr. Bevor er ins Gefängniß kam, erhielt er den großen Freibrief, der aus allen Aufregungen und Nöthen entläßt.

Schwachbrüstig war er immer gewesen; die schwere Fabrikarbeit hatte ihn auch nicht gesünder gemacht. Zu dem allen kamen die Erregungen des Streites und gaben ihm den Rest.

Gerade als die Arbeit wieder aufgenommen und der Friede wieder hergestellt worden war, legte er sich hin und starb.

Man konnte von ihm sagen, daß er im Feuer geblieben war. Was aber nun mit der Wittwe Waidmann? Woher jetzt das Brot nehmen für sie und ihre Kinder? Denn sie hatte Kinder von dem Wilhelm Waidmann.

In eine Fabrik gehen, sich an einen Webstuhl setzen konnte sie nicht; sie war niemals Fabrikarbeiterin gewesen. Ihren Verdienst hatte sie in der Art erworben, daß sie in den Häusern der Reichen als „Muhme" umherging, das heißt, kleine Kinder hütete und wartete, wenn deren Mütter zu schwach oder sonstwie behindert waren, sich der Kleinen anzunehmen. Wie würde es nun damit werden?

Nach dem, was sich zugetragen, und nach der Rolle, die sie bei den Ereignissen gespielt hatte, war anzunehmen, daß sich die Thüren der Häuser vor ihr verschließen würden.

Aber das Merkwürdige geschah — die Thüren verschlossen sich nicht.

Nie hatte es eine „Muhme" gegeben wie die Waidmann. Sie war einfach unentbehrlich. Wie die Blumen unter den Augen gewisser Menschen gedeihen, unter denen anderer verkümmern, so war es mit den Kindern, die der Waidmann anvertraut wurden: sie gediehen und blühten. Und die jungen, vom Kindbett entkräfteten Frauen verlangten nach ihr. Niemand hatte so

starke weiche Hände, so ruhige verständige Worte wie sie. Wo sie in ein Haus eintrat, war es, als richtete sich in dem Hause ein Baum auf, unter dem man Schatten fand, an dem man sich halten konnte.

Dabei gab sie nichts von ihren Ansichten und Gesinnungen auf. In die Häuser der Reichen ging sie mit dem Standesbewußtsein der „armen Frau". Sie war wie ein Anwalt der Armen, sagte den Fabrikantenfrauen unverblümte Wahrheiten, und wenn der Herr vom Hause dazukam, that sie es ihm gegenüber erst recht. Und man ließ es sich gefallen. Die Männer freilich nicht so ohne Weiteres. Die Männer begehrten hier und da auf und wollten sie nicht im Hause dulden. Aber die Frauen hielten dagegen, — hielten dagegen und zusammen, und die Waidmann blieb. Und es zeigte sich bei der Gelegenheit einmal wieder, daß die Frauen in allen Verhältnissen und bei der Beurtheilung aller Fragen immer noch ein besonderes Gefühl mitsprechen lassen, das schließlich mächtiger als alle anderen ist, das Gefühl für ihr Geschlecht. Dies Gefühl, von dem der Mann hinsichtlich seines Geschlechts so gut wie gar nichts weiß, gibt den Frauen den Zusammenhalt gegenüber den Männern; die Natur hat es ihnen verliehen, damit sie sich wehren können.

Warum hatte sich die Waidmann denn hinter ihren Mann gestellt? Warum hatte sie ihn in den Kampf gehetzt und das Losungswort des Kampfes ausgegeben? Weil sie ihr Geschlecht beleidigt geglaubt hatte.

Es war ja vielleicht übertrieben gewesen, was sie gesagt hatte — immerhin — Unschuldsblümchen waren die jungen Fabrikantensöhne gewißlich nicht.

Sie hatte vielleicht noch schärfer in die Flammen geblasen, als nöthig gewesen wäre — immerhin — als Rächerin ihres Geschlechts war sie aufgetreten. Es war Rasse in der Waidmann, ein Vollblutweib!

Ob die Fabrikantenfrauen über diese Dinge unter sich sprachen? Kaum. Frauen sprechen nicht gern laut von so etwas. Fühlen aber that es eine Jede. Und dies Gefühl war stärker als das Standesbewußtsein.

Sie gefiel ihnen, die Waidmann; darum sollte sie bleiben, und sie blieb.

Sie blieb. Denn natürlich trug sie keinen Augenblick Bedenken, den Verdienst mitzunehmen, der sich ihr bei den Reichen bot. Arme Leute müssen verdienen, wenn sie leben wollen mit ihren Kindern.

Und diese Erwägung war es dann auch, die sie dazu brachte, den Müller zu heirathen, den Hügelbach, oder wie er hieß. Er hatte ein bißchen Geld, und nun konnte sie etwas sorgenfreier leben.

Von Liebe war wohl nicht die Rede; kaum daß er ihr gefiel, der Mann, der seinerseits wie rasend hinter ihr her gewesen war, nachdem der Waidmann sie allein gelassen hatte. Man wußte nichts Unrechtes von ihm — also mochte es denn sein, trotzdem daß er ziemlich unansehnlich war und ein lahmes Bein hatte.

Aber gleich nach dem Tode des Waidmann geschah das nicht. Sie ließ ihn lange zappeln, bevor sie sich entschloß, Jahre lang. Dann plötzlich, eines schönen Tages, als er wieder in sie drang, hatte sie „na mein'tswegen" gesagt. Dabei hatte sie ihm die Hand hingestreckt — und so war es geschehen.

Immer, wenn er später mit seinen Freunden zusammen saß, fing er wieder davon an, der Hügelbach, wie merkwürdig sie bei der Gelegenheit gewesen wäre, wie merkwürdig.

In ihrem Zimmer hatte sie gesessen, da draußen, wo sie damals wohnte, im Sperlingswinkel, außerhalb der Stadt. Dort hatte er ihr gegenüber gesessen und auf sie eingeredet. Ganz ruhig hatte sie ihn reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ihn auch nur anzusehen. Immer zum Fenster hatte sie hinausgesehen, während er sprach, über die weiten, flachen Felder hin, denn in der Gasse gab es ja nur eine Reihe Häuser. Endlich hatte er dann aufgehört, weil er nun Alles gesagt hatte und nichts mehr zu sagen wußte. Darauf hatte sie zunächst nach wie vor hinausgeblickt. Nicht fröhlich hatte sie ausgesehen und nicht traurig, nur ganz ernst und so, als wenn sie über etwas nachdächte, tief nachdächte. Dann hatte sie einmal leise aufgeseufzt, als wenn sie jetzt fertig geworden wäre mit dem, worüber sie nachgedacht hatte, und dann hatte sie sich zu ihm herumgedreht und ihm die Hand hingestreckt und gesagt „na mein'tswegen". Und jetzt also war sie seine Frau. Eine Respectsperson war und blieb sie aber für den Müller trotzdem. Sie hatte eben eingewilligt, aus ihrem Sperlingswinkel dahin überzusiedeln, wo er am entgegengesetzten Ende der Stadt sein Haus hatte, und dort mit ihm zusammen zu wohnen; hatte ihm erlaubt, den Menschen zu sagen: sie ist meine Frau, und ich bin ihr Mann.

Wie weit sie sich als seine Frau fühlte —?

Es war eben in der Frau ein letztes, geheimnißvolles, unergründliches Etwas, das Niemand errieth, und das sie den Menschen so merkwürdig machte.

Ob es die Rückerinnerung an den Wilhelm Waidmann war? Wohl kaum. Sie hatte mit ihm die paar Jahre, die sie verheirathet gewesen, in Frieden und Freundschaft gelebt; von einem leidenschaftlichen Kummer aber war nichts zu bemerken gewesen, als er starb.

Also war vielleicht noch irgend etwas in ihrem Leben gewesen, wovon Niemand wußte, was sie Niemandem verrieth? Und war es eben dieses vielleicht, womit sie hatte „fertig werden" müssen, bevor sie dem Hügelbach die Hand hinstreckte zur zweiten Ehe?

Man mußte so denken; ein Anzeichen dafür war vorhanden. Unter den Habseligkeiten der Waidmann befand sich ein Stück, das den neuen Gatten auf das Aeußerste erstaunte, als sie es in seine Wohnung hinüberbrachte, die von nun an auch ihre Wohnung war. Es war eine alte, halbverblichene Photographie, die sie schweigend und so, als ob es sich ganz von selbst verstände, über ihrem Bett an die Wand genagelt hatte.

Schon damals, als er draußen im Sperlingswinkel bei ihr gewesen war, hatte der Hügelbach das Bild über ihrem Bett zu bemerken geglaubt; damals aber hatte er nicht weiter Acht darauf gegeben. Jetzt hatte er Gelegenheit, es genau anzusehen. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Das Bild war das — eines jungen Officiers.

Wie kam sie zu so etwas?

In der Fabrikstadt war keine Garnison; seit Menschengedenken war keine Garnison darin gewesen. Die Waidmann war Zeit ihres Lebens nie über das Weichbild der Stadt hinausgekommen — wo konnte sie denn solch einen kennen gelernt haben? Denn daß sie sich das Bild nicht etwa als Curiosität gekauft hatte, war klar. An der Erscheinung des jungen Mannes, der im Brustbilde dargestellt war, war nichts Besonderes. Ein ganz jugendliches, noch bartloses Gesicht mit zwei freundlichen, hellen Augen; nichts von Schönheit — kaum einmal hübsch.

Etwa ein Officier der Magdeburger Garnison? Aber in Magdeburg war der Hügelbach doch öfters gewesen; die Officiere dort trugen keine gestickten Kragen, wie der da auf dem Bilde. Als Soldat hatte der Hügelbach, seines lahmen Beines halber zwar nicht gedient, so viel aber wußte er von militärischen Dingen immerhin, daß nur die Officiere von der Garde solche gestickten Kragen trugen.

Also — ein Garde-Officier in der alten kleinen Tuchfabrikstadt. Ein Mensch dieser Art im Leben der Waidmann, im Leben der Frau, die sich heute noch zu den „armen Leuten" rechnete und mißtrauisch war und blieb gegen die „Reichen und Vornehmen"!

Der Müller Hügelbach war vor das Bild getreten, während die Frau draußen im Vorderzimmer mit dem Auskramen ihrer Sachen beschäftigt war. Indem er jetzt mit offnem Mund und offner Nase davor stand, hatte er nicht bemerkt, daß sie wieder eingetreten war. Plötzlich stand sie an seiner Seite.

„Wer — ist denn das?" fragte er.

Die Waidmann blickte auf das Bild.

„Wozu fragst Du denn?" erwiderte sie. „Du kennst ihn ja doch nicht, wirst ihn auch nie kennen; der ist todt — schon lange." Das war ihr Bescheid. Dann schwieg sie, und der Müller Hügelbach schwieg auch. In dem Ton, mit dem sie gesprochen hatte, war etwas gewesen, das ihm den Mund verschloß.

Also standen sie noch eine Zeit lang stumm neben einander, und während die Frau mit den regungslosen Augen auf das Bild schaute, sah der Mann sie verstohlen von der Seite an.

Ob sie das bemerkte? Vielleicht. In ihrem Gesichte zuckte keine Muskel, aber eine leise, ganz leise Röthe stieg darin auf.

„Uebrigens," sagte sie, „etwas Unrechtes brauchst Du nicht zu denken."

Er verstand sie, und mehr als das: er glaubte ihr. Glaubte ihr ohne Weiteres. Das Wort war herausgekommen und stand da wie ein Fels. Er fühlte einen ungeheuren Respect vor seiner merkwürdigen Frau und zog sich unhörbar zurück. Die Frau aber blieb stehen, wo sie gestanden hatte, und auch nachdem er schon zur Thür hinaus war, stand sie noch immer, noch lange; die Augen starr auf das Bild gerichtet. Dann, wie im Selbstgespräch, fingen ihre Lippen an, sich zu bewegen. „Wenn ich einmal sterbe," sagte sie leise, „gehst Du mit mir hinunter — dann weiß ich doch, wo Du liegst."

Indem sie so sprach, kam ein Zucken in die festen, beinahe starren Züge ihres Gesichts, ein tiefes, heißes, feuchtes Glühen in ihre Augen, und es sah

aus, als schlüge die Vergangenheit in dunklen Wellen über ihr zusammen, und als versänke sie in der alten Zeit, in dem Traum, den sie einst geträumt hatte, vier Monate lang, der einst so lebendig gewesen war, und den sie jetzt in der Erinnerung mit sich trug, wie ein Geheimniß, wie etwas Wunderbares.

An einem Winterabende des Jahres 1865, etwa ein halbes Jahr, nachdem zwischen Arbeitern und Fabrikherren wieder Friede geworden und der Wilhelm Waidmann gestorben war, trug sich in der kleinen Stadt ein Ereigniß zu. Die Gesellschaft der Stadt war an diesem Abend im Saale der städtischen Ressource versammelt, um einen Vortrag anzuhören, den der Director des Gymnasiums zu halten gedachte.

Das Gymnasium, das einzige des Orts, war erst vor Kurzem begründet; der Leiter desselben empfand es als seine Verpflichtung, seine Anstalt zum geistigen Mittelpunkt der Stadt zu machen. Zu dem Zweck hatte er für diesen Winter eine Reihe von Vorträgen über Gegenstände wissenschaftlicher und allgemein geistiger Natur ins Leben gerufen, deren erster von ihm übernommen worden war.

Die Bevölkerung kam der Anregung des ausgezeichneten Mannes willig entgegen. Die Stadt hatte bis dahin nur eine Realschule besessen; nicht ohne Kämpfe war im Schoße der städtischen Verwaltung die Partei durchgedrungen, die eine Umwandlung der Realschule in eine höhere Anstalt, in ein Gymnasium verlangte. Endlich hatte sie ihre Absicht erreicht; der Geist hatte gesiegt, und nun stand das Gymnasium mit seinem Director und seinen Lehrern gewissermaßen wie eine Universität in der Stadt, in der man bis dahin nur von dem nüchternen Getriebe des Fabrik- und Industrielebens gewußt hatte.

Allgemeine Verehrung war der Dank, der dem thatkräftigen Director gezollt wurde, und wie lebhaft diese Verehrung war, bekundete sich an diesem Abend, indem alle Plätze des Ressource-Saales, lange bevor der Vortragende erschien, von einer dicht gedrängten Zuhörerschaft gefüllt waren.

Endlich ging ein Rauschen durch die Versammlung — er war gekommen, die Sache fing an.

Alle Köpfe wandten sich, wandten sich und — blieben hängen.

Wer war denn das, der mit dem Director kam? Ein junger Officier war mit ihm eingetreten, im silbern gestickten Kragen, eine Erscheinung, wie man sie am Orte so gut wie gar nicht kannte.

Die Köpfe, namentlich die der Damen, beugten sich fragend, flüsternd zu einander.

„Aus Potsdam kommt der," erklärten einige Sachverständige.

Inzwischen aber hatte der Director das Katheder erstiegen. Die Gesichter wandten sich auf ihn hin; es wäre unpassend gewesen, Aufmerksamkeit für etwas Anderes als den Vortrag zu zeigen. Der junge Officier, der keinen Sitzplatz mehr gefunden hatte, stand irgendwo im Hintergrunde, an die Wand gelehnt, und hörte stehend zu.

Eine Stunde etwa und etwas darüber dauerte der Vortrag. Dann ertönte aus den Reihen der Zuhörer ein Beifallklatschen, die Stühle wurden gerückt, und der interessante Abend war vorüber.

Indem man aber jetzt hinausging, richteten sich noch einmal und, da man sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, energisch alle Augen, namentlich die der Frauen, auf den Fremdling im silbergestickten Uniformrock.

Beim Umnehmen der Mäntel und Tücher draußen in der Ankleidehalle wurden Vermuthungen und Belehrungen ausgetauscht.

Es war richtig, er kam aus Potsdam. Aus Potsdam, das man von hier aus mit der Eisenbahn in wenigen Stunden erreichte. Ein Freund des Directors? Dazu war er doch noch zu jung. Nein, ein ehemaliger Schüler. Der Director war vor Jahren Hauslehrer im Hause seiner Eltern gewesen.

Hugo hieß er. Hugo von — — das erfuhr man auch.

Warum war er denn gekommen? Nun, weil er gehört hatte, daß der Director heut seinen Vortrag halten wollte.

Das wäre ja ein Zeichen dafür gewesen, wie verbreitet der Ruf des Directors war, aber man konnte es doch nicht recht glauben.

Noch eine andere Ansicht wurde zum Besten gegeben; sie kam von Fräulein Philippi, der alten, stadtbekannten Dame, die einsam in ihrem großen Hause am Platze wohnte:

„Es ist ein Spion."

„Aber um Gotteswillen — was denn für ein Spion?"

„Ein Spion, den die Regierung schickt, damit er über Stimmung und Gesinnung der Stadt berichten soll."

„Stimmung und Gesinnung der Stadt —?"

„Ja, seit den Arbeiterunruhen traute die Regierung der Stadt nicht mehr."

Diese Ansicht erweckte denn freilich nur Kopfschütteln. „Fräulein Philippi sah wieder einmal Gespenster".

Es war ja bekannt, daß die reiche alte Jungfrau seit jenen Ereignissen in einem beständigen Angstfieber lebte. Immerfort sah sie im Geiste Männer in ihr Haus eindringen, fürchterliche Männer, die ihr Haus ausplünderten, sie beraubten, knebelten und schließlich todt schlugen. Darum hatte sie ja auch vor den Fenstern ihrer Parterrewohnung massive eiserne Gitter und im Innern der Hausthür eine Glocke angebracht, die bei jedem Oeffnen der Pforte einen geradezu höllischen Lärm im ganzen Hause verursachte. Alle Abende, Schlag neun Uhr, wurde die Hausthür geschlossen, mit einer Eisenstange versperrt und verrammelt, als gälte es, sich vor einer Räuberbande zu schützen.

Damit aber begnügte sich ihr Verdacht nicht. Sie hatte ein solches Talent im Mißtrauen erworben, daß dieses Alles und alle Welt umfaßte. Namentlich „der Regierung" traute sie gar nicht.

Was sie eigentlich unter „der Regierung" verstand, und warum sie annahm, daß es dieser so sehr darauf ankam, über „Gesinnung und Stimmung" der alten kleinen Stadt unterrichtet zu sein, hätte sie vielleicht selbst nicht zu sagen vermocht. Sie hatte es „nur so im Gefühl". Man ließ ihr denn also ihr Gefühl und legte es lächelnd „zu dem Uebrigen".

Am Nachmittag des nächsten Tages fuhr der junge Officier wieder ab, nach Potsdam zurück. Bis zum Bahnhof hatte ihn der Director begleitet; er hatte bei dem Director gewohnt. Und nun kam eine zweite Neuigkeit: er

würde wiederkommen. Er wollte den Officiersrock ausziehen, einen bürgerlichen Beruf ergreifen und zu dem Zweck, weil er im Cadettenhause erzogen worden war, zunächst das Abiturienten-Examen machen. Dazu wollte er sich an dem Gymnasium vorbereiten, das unter der Leitung seines einstigen Hauslehrers stand.

Diesmal hatte das Gerücht nicht getrogen. Zu Weihnachten erschien der fremde Vogel wieder, jetzt nicht mehr im silbergestickten Uniformrock, sondern als einfacher bürgerlicher Mensch, der sich unscheinbar unter den andern Menschen verlor.

Und nun begann für das besorgte Fräulein Philippi eine Zeit neuer Aufregung.

Für den Ankömmling mußte eine Wohnung gefunden werden.

Im Hause von Fräulein Philippi war eine solche frei. Der Director hatte die Sache in die Hand genommen; unternehmend, wie er war, ging er stehenden Fußes zu der alten Dame, die Wohnung von ihr zu miethen.

Welch ein Schreck für diese. In ihrem eigenen Hause sollte sie „den Spion" aufnehmen —. Andrerseits — welche Ehre für sie, daß der verehrte Herr Director persönlich zu ihr kam, um ihre Einwilligung zu werben.

Unter „aber" und „wenn" ging die Verhandlung vor sich; erst als der Director ungeduldig zu werden begann, gedieh sie zum Ende.

„Wenn denn der Herr Director gewissermaßen gut sagen wollte für den jungen Mann —"

„Ja ja, er wollte gut sagen".

Also war es abgemacht, und morgen Abend sollte der neue Bewohner einziehen dürfen.

Noch am Nachmittag des nämlichen Tages aber keuchte das Dienstmädchen von Fräulein Philippi, das einzige menschliche Wesen, das mit ihr in dem Hause am Platze hauste, nach dem Sperlingswinkel hinaus.

„Frau Waidmann — Fräulein Philippi schickt mich! Frau Waidmann — Sie möchten doch gleich einmal zu meinem Fräulein kommen!"

Fräulein Philippi war in äußerster Erregung zurückgeblieben, nachdem der Director sie verlassen hatte. Sie bereute, daß sie zugesagt hatte, und doch konnte sie jetzt nicht mehr zurück. In was für Abenteuer stürzte sie sich! In was für Abenteuer! In ihrem jungfräulichen Hause, unter ihrem keuschen Dache als Mitbewohner ein Mann! Ein junger Mann! Ein Lieutenant! Zwar nur noch einer in Civil, aber immerhin — von der Garde! Aus Potsdam!

Schauer über Schauer überrieselte sie; alles Schreckliche fiel ihr ein, was sie von dieser Menschengattung je gehört hatte.

Sie sah im Geiste, wie sich Scharen von unerhörten Weibern in ihr Haus ergossen. In ihrem Hause, wo es bis dahin pünktlich um neun Uhr Nacht geworden war, würde nun die Nacht zum Tage werden. Orgien — Bacchanalien — und zu dem allen das dumpfe Angstgefühl, daß es doch ein Spion, ein Regierungsspion sei, der sich da häuslich bei ihr einrichtete. Denn daß es wahr sein sollte, was man ihr erzählte, daß der Mensch sich hinsetzen und etwas lernen und hier am Gymnasium ein Examen machen wollte, das mochte man Jemandem anders weis machen; das glaubte sie einfach nicht.

In dieser Herzensbedrängniß tauchte in ihrem rathlosen Geiste ein einziger Gedanke auf — die Waidmann!

Die Waidmann sollte kommen und bei dem unheimlichen Menschen die Aufwartung übernehmen. Jeden Morgen sollte sie kommen und jeden Abend. Ihr Dienstmädchen sollte sein Zimmer nicht betreten, überhaupt nicht in seine Nähe kommen, sollte sich abwenden, wenn er über den Flur ging. Das war eine Pute vom Lande, mit der der Wüstling da drüben womöglich gleich den Anfang mit seinen Verführungskünsten gemacht haben würde! Die Waidmann, das war, was sie brauchte. Eine ernste, starke, erfahrene Frau, eine Wittfrau. Die würde schon fertig werden mit dem Patron; mit der konnte man sich berathen, zu ihr, wenn es gar zu schrecklich würde, seine Zuflucht nehmen. Mit ihr vereint würde Fräulein Philippi die Aufsicht über den Miethsmann führen.

In scharfer Erregung, glühenden Gesichts schritt Fräulein Philippi in ihrem großen, mit den eisernen Fensterstäben vergitterten Gemache auf und nieder, als die Glocke an der Hausthür ihre gellende Stimme erhob.

Von dem Dienstmädchen geführt, war die Waidmann gekommen; ihr graues Umschlagetuch über Kopf und Oberleib gezogen trat sie ein.

„Ach, Frau Waidmann, ich habe Ihnen sehr etwas Wichtiges zu sagen!“

Fräulein Philippi stürzte auf die Eingetretene zu, die ihr ruhig, mit kühl blickenden Augen gegenüberstand.

Frau Waidmann verachtete die reiche alte Jungfrau, die ihr so recht wie eine Verkörperung des dummen, feigen Reichthums erschien, der, wenn er an die armen Leute denkt, nichts weiter kann, als sich fürchten. Sie verachtete sie doppelt, als sie sie da im Zimmer hin und her gehen sah, in einer Aufgeregtheit, daß ihr beinah die Stimme versagte, indem sie ihr noch einmal erzählte, was die Waidmann ja schon wußte, da sie natürlich von dem Dienstmädchen Alles erfahren hatte. Da sie aber Uebung im Verkehr mit jungen und alten Kindern besaß, ließ sie das alte Fräulein ruhig sprudeln und schwatzen.

„Und nun sehen Sie, nun ist doch der Herr Director selbst gekommen, und wenn es nicht der Herr Director gewesen wäre, so hätte ich ja dem jungen Mann die Wohnung niemals gegeben. Aber weil es doch nun der Herr Director war, konnte ich doch nicht anders und nicht nein sagen. Nicht wahr, Frau Waidmann, darin geben Sie mir doch Recht?“

Frau Waidmann erwiderte kein Wort.

„Und nun ist es mir ja so gar nicht lieb, ja so recht unangenehm geradezu, denn was der junge Mann eigentlich will, daraus wird man doch gar nicht klug. Und ich lasse es mir nicht ausreden, er ist nur hier, um zu kundschaften, für die Regierung, verstehen Sie, Frau Waidmann? So eine Art — Spion, verstehen Sie? Und darum, nicht, wahr Frau Waidmann, darauf kann ich mich doch verlassen, daß Sie kommen werden und die Aufwartung bei ihm übernehmen? Nicht wahr?“

Die Waidmann kam erst jetzt zu Wort, und ihr Wort war kurz: „Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht.“

Ihr Entschluß war schon gefaßt gewesen, als sie mit dem Dienstmädchen herkam und erfahren hatte, um was es sich handelte, und was man von ihr verlangte.

Bei solch Einem die Aufwartung übernehmen? Nimmermehr!

Als sie jetzt die Worte der alten Dame vernahm, befestigte sich ihr Entschluß. Das alles klang ja noch schlimmer, als sie es sich gedacht hatte.

Ein Officier, bei dem Gedanken an einen Menschen dieser Art schüttelte sie sich. Das waren, ihrer Vorstellung nach, Menschen, die kaltblütig auf die armen Leute schießen ließen! Damals, bei den Arbeiterunruhen, waren Soldaten aus Magdeburg herübergeholt worden, und beinahe wäre es zum Schießen gekommen. Das hatte die Frau nie vergessen können. Daß Menschen im Stande waren, das Gewehr anzuschlagen auf Menschen, anzulegen, loszufeuern, das war ja fürchterlich, aber daß Menschen es vermochten, Andern den Befehl dazu zu geben, kaltblütig „Feuer" zu commandiren, während sie doch wußten, daß gleich darauf blutende, verstümmelte Menschen sich am Boden wälzen würden — das begriff sie einfach nicht. Menschen, die das konnten, mußten Ungeheuer sein.

Und zu einem Solchen jeden Morgen und jeden Abend hineingehen? Ihm guten Tag und guten Abend bieten? Ihr war, als hätte man ihr zugemuthet, zu einem Raubthier in den Käfig zu gehen; eher hätte sie ja wohl der Schlag gerührt.

„Nein, Fräulein Philippi, ich möchte es lieber nicht."

Der alten Dame blieb der Mund vor Schrecken offen, als sie diese Entscheidung vernahm.

„Frau Waidmann — das werden Sie mir doch nicht anthun?"

Dann folgte eine Sturmfluth von Bitten und Beschwörungen und endlich, als die Waidmann noch immer hartnäckig blieb, als letzter Trumpf ein Lohnanerbieten, das, an sich schon hoch, bei dem sparsamen Sinne Fräulein Philippi's geradezu ungeheuer erscheinen mußte.

Die Waidmann senkte das Haupt. Daß diese Reichen doch immer das Mittel in Händen hatten, den Willen der Armen zu brechen, das verwünschte Geld! Sie dachte an ihre Kinder. Hätte sie es mit ihrem Gewissen vereinigen können, wenn sie eine solche Einnahme ausschlug?

„Also — es ist gut; ich will's mir überlegen."

Aber für die erhitzte alte Jungfrau war es damit nicht gut und nicht genug. „Sie müssen zusagen, Frau Waidmann; Sie dürfen nicht nein sagen, Frau Waidmann; denken Sie doch einmal, das schöne Geld, das ich Ihnen gebe; bloß des Morgens einmal zu kommen brauchen Sie und einmal des Abends."

Ohne Weiteres ging sie an den Geldkasten, und als Angeld drückte sie der verblüfften Frau drei harte Thaler in die Hand.

„Und des Morgens, von dem Kaffee, der für ihn gekocht wird — denn daß ich ihm des Morgens Kaffee gebe, das habe ich ja auch übernehmen müssen, verstehen Sie? — da bleibt doch immer eine Tasse mindestens für Sie übrig, Frau Waidmann. Also haben Sie alle Morgen Ihr Frühstück umsonst."

Der Widerstand der trotzigen Frau war bereits ins Wanken gerathen; jetzt brach er ganz.

Also — morgen Abend sollte es anfangen?

Morgen Abend sollte sie kommen, ihm das Bett machen und, falls er es wünschte, Abendessen holen.

Frau Waidmann seufzte. „Es ist gut."

Und im Laufe des Tages morgen müßte sie kommen, um zu heizen, das Zimmer aufzuräumen — „kennen Sie das Zimmer?"

Frau Waidmann kannte es noch nicht; sogleich wurde sie hineingeführt. Die Wohnung bestand aus einem nach der Straße gelegenen geräumigen Vorderzimmer; an dieses schloß sich, durch eine Glasthür davon getrennt, ein alkovenartiger Hinterraum an. In diesem Raume stand das Bett.

„Sehen Sie, Frau Waidmann, wenn Sie hier drinnen das Bett machen, brauchen Sie gar nicht zu ihm hineinzugehen — ich kann es mir ja so sehr gut denken, daß es Ihnen nicht lieb ist, zu ihm hinein zu gehen — fast nur den Kopf brauchen Sie hineinzustecken, ob er noch etwas wünscht, dann können Sie gleich wieder gehen."

Die alte Jungfrau sprach zu ihr ungefähr wie ein alter Bärenjäger, der einen Neuling auf den Anstand stellt und ihm Weisungen ertheilt, wie er sich zu verhalten hat, wenn die Gefahr naht, wenn der Bär kommt. Kopfnickend hörte die Waidmann ihr zu. Es war ihr wirklich lieb, daß die Gelegenheit zum raschen Entweichen so günstig war.

Noch ein letzter zustimmender Seufzer — dann machte sie sich schweren Herzens auf den Weg nach Haus.

Wenn ihre Kinder nicht gewesen wären —.

Der nächste Vormittag verging unter dem Aufräumen und Instandsetzen der Wohnung, und während die Waidmann damit beschäftigt war, erschienen fortwährend Fräulein Philippi und Minna, das Dienstmädchen, steckten die Köpfe herein und verwickelten die arbeitende Frau in Gespräche. Beide zitterten förmlich vor Aufregung. Am Nachmittag sollte „der neue Mensch" erscheinen.

Seine Kleiderkiste hatte er bereits vorausgeschickt, so daß die Anzüge in den Schrank gehängt werden konnten; ebenso eine Kiste mit Wäsche und desgleichen sein Bett, das in dem dunklen Hinterraum aufgestellt wurde.

„Eigene Matratzen und Bettwäsche hat er auch," vertraute Minna flüsternd der Waidmann an. „Ist auch nur gut; in dem groben Zeug, was ihm das Fräulein hat geben wollen, hätte er am Ende gar nicht schlafen können."

Die Waidmann erwiderte kein Wort; ihr war nicht nach Unterhaltung zu Muthe. Schweigend hing sie die Kleidungsstücke im Schrank auf, kramte die Wäsche in die Commode, dann überzog sie das Bett. Unwillkürlich strich sie mit prüfender Hand über das Bettleinen. Nun ja — es war ja ein Vornehmer, ein Herr von —, so etwas Feines von Bettzeug hatte sie noch nie unter den Fingern gefühlt.

Und dann, als es Abend geworden war, brach sie von Hause auf. Klopfenden Herzens, so spät als möglich; es war schon ganz dunkel in den Straßen.

Auf dem Flur im Philippi'schen Hause huschte ihr Minna, das Dienstmädchen, entgegen. „Er ist drin," vertraute sie ihr ängstlich flüsternd an. Dabei überreichte sie ihr den Drücker zu der Thür, die vom Flur in den alkovenartigen Hinterraum führte.

Frau Waidmann trat ein. So leise als möglich hatte sie die Thür geöffnet; so leise als möglich drückte sie dieselbe hinter sich zu.

In dem Alkoven war es dunkel. Durch die Glasthür aber schimmerte aus dem Vorderzimmer ein mattes Licht. Sie trat an die Glasthür, ohne sie zu öffnen, und blickte hindurch.

Das Licht kam von einer Lampe, und die Lampe stand auf einem Tische, der dort vorn ganz nahe an das Fenster gerückt war. An dem Tische saß ein Mann, mit aufgestütztem Arm, zwischen den Zähnen eine lange Pfeife, deren Kopf auf dem Fußboden ruhte, ganz versunken in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihm lag.

Die Waidmann versuchte, ob sie etwas von seinem Gesicht erspähen könnte — es war nicht wohl möglich. Der Raum des Vorderzimmers war, der ganzen Länge nach, zwischen ihr und ihm; die Lampe gab nur ein spärliches Licht; außerdem verdeckte ihr sein aufgestützter rechter Arm sein Gesicht fast gänzlich.

Ob er gehört hatte, daß Jemand in den Alkoven eingetreten war? Jedenfalls nahm er keine Notiz davon; er schien ganz hingenommen von dem Inhalt des Buches, in dem er las. Das war also das neue Schicksal. —

Frau Waidmann stand hinter der Glasthür, regungslos an die Scheiben gedrückt. Im Dunkeln, wo sie stand, konnte sie nicht gesehen werden; es war ihr, als beobachtete sie aus sicherem Schlupfwinkel ein fremdartiges, gefährliches Thier in seiner Höhle.

Endlich, als der Mann noch immer an sein Buch gebannt blieb, gab sie es auf, etwas von seinem Gesicht zu erkennen. Sie wandte sich ab und deckte das Bett auf, das sie heut Vormittag mit dem feinen Leinen bezogen hatte. Dann füllte sie frisches Wasser in den Krug am Waschtisch — und nun war sie ja wohl fertig?

Nein, noch etwas blieb zu thun, das Schwerste; sie mußte ihn fragen, ob er noch etwas wünschte.

Das Herz schlug ihr bis in den Hals, indem sie vorsichtig die Glasthür öffnete. Sie trat nicht ein; im Dunkel des Alkovens blieb sie stehen.

„Guten Abend," sagte sie; „ich habe Ihnen Alles zurecht gemacht — wünschen Sie noch etwas?"

Beim Geräusch der sich öffnenden Thür hatte er aufgeblickt und sich umgesehen. Auch jetzt aber, da die Lampe hinter ihm stand, so daß sein Gesicht vom Kopfe verschattet wurde, konnte sie die Züge seines Gesichts nicht deutlich erkennen. Daß es ein junger Mann war, noch ohne Bart, so viel sah sie; weiter nichts.

„Guten Abend, guten Abend," erwiderte er, hastig und zerstreut, wie ein Mensch, der mit den Gedanken weit fort gewesen ist, „ob ich — wie meinten Sie?"

„Ob Sie noch etwas wünschen," wiederholte sie. „Vielleicht — ob ich Ihnen Abendbrot besorgen soll?" In der Aufregung war ihre Stimme ganz rauh geworden; die Worte, die Fräulein Philippi ihr angegeben, hatte sie wie ein auswendig gelerntes Pensum herausgeschnarrt.

„Nein, danke," sagte er, „bemühen Sie sich nicht; ich gehe schon nachher noch aus in die Stadt, mir selbst etwas zu suchen;" dabei nickte er mit dem Kopfe in der Richtung, von wo die Frage gekommen war. Man sah, daß er sich bemühte, zu erkennen, wer die Fragerin war; aber da sie im Dunkel geblieben war, konnte er sie nicht finden; er wandte das Haupt zurück und senkte die Augen wieder in sein Buch. Frau Waidmann zog die Glasthür wieder zu.

Das war also die erste Begegnung gewesen.

Es war ihr beinah wunderlich zu Muthe, daß es so kurz und leicht gegangen war. Sie konnte gehen. Trotzdem blieb sie noch einen Augenblick nachdenklich stehen. Dann öffnete sie noch einmal die Glasthür.

„Also — gute Nacht," sagte sie.

Der lesende Mann richtete abermals das Haupt auf. „Gute Nacht — auf Wiedersehen; auf Wiedersehen."

Wieder kamen seine Worte heraus wie vorhin, als wäre er aus einer fernen Welt gerufen worden.

Zum zweiten Mal schloß sie die Thür, und nun ging sie. Als sie auf den Flur hinaustrat, standen Fräulein Philippi und ihre Minna dort.

„Na, wie war's denn? Wie war's denn?" Dazu rissen sie die Augen auf, als wunderten sie sich, daß die verwegene Frau heil und gesund zurückkam.

Die Waidmann mußte beinah lachen. „Wie soll's denn gewesen sein?" meinte sie, indem sie sich in ihr Umschlagetuch wickelte, „so gut wie gar nicht. Abendbrot will er in der Stadt essen gehen."

Damit ging sie, unter dem Geschmetter der Thürglocke, zum Hause hinaus, die alte und die junge Jungfrau in Verblüffung hinter sich lassend.

Sie hatte sich eigentlich auf ganz etwas Anderes gefaßt gemacht.

Unwillkürlich, indem sie dahinging, wiederholte sie sich in Gedanken, was er gesagt hatte. Die Worte waren es nicht, die ihr im Gedächtniß geblieben waren, nur der Ton der Worte, die Stimme. Was hatte sie denn eigentlich erwartet?

Beinahe mußte sie über sich selbst den Kopf schütteln. Daß ihr von da drinnen eine Berserkerstimme entgegenbrüllen würde? So etwas wie ein Commandoruf: „Legt an — Feuer"? Na wahrhaftig — da hatte sie aber recht etwas Dummes gedacht. Eine so ganz andere Stimme — sie erinnerte sich, wie heute früh ihre Finger über das weiche Bettleinen hingestrichen waren, und ein sonderbarer Vergleich ging ihr durch den Sinn: gerade dasselbe Gefühl, das ihre Finger heute Morgen gehabt, das hatten ihre Ohren empfunden, als sie ihn sprechen hörte. Sie selbst hatte viel lauter und rauher gesprochen, als sie ihn fragte, ob er noch etwas wünschte. Das war wohl auch der Grund gewesen, warum sie noch einmal die Glasthür geöffnet und ihm „gute Nacht"

geboten hatte. Eigentlich hätte sie das gar nicht mehr nöthig gehabt; es gehörte nicht zu ihrer Dienstpflicht. Dennoch hatte sie es gethan — weshalb eigentlich? Sie überlegte es sich hin und her, zerbrach sich geradezu den Kopf darüber. Es war so die Eingebung des Augenblicks gewesen; sie hatte in dem Augenblick nicht anders gekonnt. Es war ihr Alles so merkwürdig erschienen. Und indem sie darüber nachdachte, wurde es ihr immer unbegreiflicher. Aus Potsdam, hatte Fräulein Philippi gesagt, war er gekommen? Sie hatte Potsdam nie gesehen, aber natürlich, wie jeder Andere, davon gehört; von Sanssouci und den meilenweiten Gärten und den großen Springbrunnen und den übrigen Schlössern. Wenn sie den Namen „Potsdam" hörte, entstand in ihrer Phantasie ein unbestimmtes Flimmern und Leuchten, die Vorstellung von einem ungeheuren Glanz. Da wohnte der König. Den hatte sie auch noch nie mit Augen gesehen; und obschon sie sich sagte, daß es jedenfalls anders sein würde, konnte sie doch nicht von dem Bilde los, das sie sich als Kind gemacht hatte, als sie in Gedanken Könige immer mit der Krone auf dem Haupte sah, die sie nur zur Nacht ablegten und die sie dann auf einen Stuhl neben ihr Bett stellten, so wie gewöhnliche Menschen ihr Portemonnaie auf den Nachttisch legen. Und hinter dem König, der mit der Krone auf dem Kopfe in Sanssouci spazieren ging, ein Schwarm von Hofdamen und Hofherren, alle in Sammet und Seide, Silber und Gold.

Und aus all' diesem Glanz und dieser Herrlichkeit kam dieser Mann, kam hierher, in die kleine Stadt, wo es nur Fabrikanten gab und Fabrikarbeiter, wo Niemand ihn kannte, wo er ganz fremd war, und setzte sich in eine einsame Stube und zündete sich seine Lampe an, schlug ein Buch auf, setzte sich davor und las und las und las —

Ob sie wollte oder nicht — die Gedanken der Frau konnten gar nicht mehr los von dem Manne. Immerfort und unaufhörlich kreisten sie um ihn her.

Sie hätte aber lange suchen und nachdenken können, die Waidmann, sie würde doch schwerlich dahinter gekommen sein, was es mit dem absonderlichen Menschen für eine Bewandtniß hatte. Wußten und verstanden es doch seine nächsten Angehörigen kaum und ebensowenig Diejenigen, in deren Kreisen er bis dahin als Gleicher, als Kamerad gelebt und die er plötzlich verlassen hatte, so daß er in Wahrheit noch viel einsamer war, als die Waidmann ahnte und begriff. Einsam, wie ein Mensch es wird, der seinen Lebenslauf ändert, der auf dem Wege, den er bis dahin in Gesellschaft Anderer gegangen ist, plötzlich Halt macht und zu den Anderen sagt: „geht Ihr weiter; ich gehe nicht mehr mit, gehe von nun an einen anderen Weg, meinen eigenen." Freunde und Kameraden sehen einem Solchen mit Lachen nach: „wenn's ihm nur gut bekommt." Angehörige und Verwandte aber schütteln bedenklich den Kopf: „was macht uns der Mensch für Sorge! War so bequem in den Sattel gesetzt, und mit einem Mal sattelt er um! Warum denn nur?"

Es ist ja gar nicht unberechtigt, dieses „warum denn nur?" Und die Aufgabe für Einen, der so thut, ist es alsdann, daß er Antwort darauf weiß, ein festes und bestimmtes „Darum" in seinem Innern findet, das er dem „Warum" entgegenzustellen hat.

Das war in diesem Falle denn vorhanden. Der Mann, der Fräulein Philippi und jetzt auch der Waidmann so viel Kopfzerbrechen machte, wußte, warum er aus dem glänzenden Potsdam in das alte, stille Städtchen übergesiedelt war, wußte, was er wollte und was er nicht wollte.

Nicht mehr einherwaten im Sande des Bornstedter Feldes, nicht mehr umherstehen im Lustgarten und im „langen Stall", beim Einexerciren der Recruten und bei der Paroleausgabe, nicht mehr anschnauzen und angeschnauzt werden, das wollte er. Nicht mehr Soldat sein, was er überhaupt nicht aus eigenem Antrieb geworden war, sondern — ja, warum denn eigentlich? Weil er als Knabe ins Cadettencorps gesteckt worden war und nun eben nichts Anderes hatte werden können. Mit einer halben Bildung überfirnißt war er von da herausgekommen; man hatte ihm den Lieutenantsrock angezogen und gesagt: „So, nun bist Du fertig. Zeige Dich als strammer Kerl im Dienst und als eleganter Schwerenöther außer Dienst, so wird man von Dir sagen: er ist ein brauchbarer Officier, und dann wird sich Dein Leben von selbst weiterspinnen; Du bist untergebracht."

Und das hatte er glauben sollen, daß er fertig sei! Während er vor jedem ernsten Buche, das er aufschlug, fühlte, wie unfertig er war, wie das Instrument in ihm versagte, der Geist, weil es plump und schlecht ausgearbeitet und dann mit einem „für seine Aufgaben genügt's ja" halb fertig liegen gelassen worden war.

Das sollte sein Leben sein, ihm als Lebensinhalt genügen, daß er, eingespannt in den furchtbaren Mechanismus, den man „Armee" nennt, als untergeordnetes Rad darin mitlief und sein tägliches Pensum abschnurrte. Ein Pensum, dessen Verrichtungen ihm zuwider, beinahe verhaßt waren, weil sie gegen seine Natur gingen. Weil sie fortwährend ein nach Außenkehren der Persönlichkeit verlangten, während er eine in sich gekehrte, fast träumerische Natur war.

Und unterdessen lief da draußen das Leben durch die ungeheure Welt und thürmte seine großen Fragen auf. Und wenn ihm zuweilen war, als richteten sich diese Fragen doch eigentlich auch an ihn, dann kam im nächsten Augenblick aus seinem Innern oder auch wohl aus dem Munde wohlmeinender Kameraden die Antwort: „Nein — all' diese Fragen gehen Dich gar nichts an, denn Dein Standpunkt ist ein- für allemal festgestellt. Du bist nun einmal, was Du bist, nämlich gar nicht mehr ein Individuum mit eigener freier Bewegung, sondern nur noch der Bestandtheil einer Gemeinschaft. Darum, so wie diese Gemeinschaft ist, hast auch Du zu denken, zu fühlen und zu sein."

Indem er dessen inne wurde, breitete sich eine dumpfe Trostlosigkeit, eine graue Oede in seinem Gemüth aus und raubte ihm auch das bißchen Freudigkeit, mit dem er bis dahin seinen Dienstgeschäften nachgegangen war. Natürlich blieb das bei seinen Vorgesetzten und Kameraden nicht unbemerkt; er war im Dienst durchaus kein „strammer Kerl"; außerhalb des Dienstes, in der Gesellschaft, verkrümelte er sich neben den glänzenden, eleganten Kameraden; „ein Mensch, der sich keine Stellung zu verschaffen wußte, das Gegentheil von einem brauchbaren Officier"; einer, der sich des Vorzugs gar nicht bewußt

war, daß er gerade an dem Orte Dienst leisten durfte, wo das dreimal geläuterte Destillat des preußischen Armeegeistes aus dem Menschen heraus destillirt und sublimirt wird.

Und so kam denn endlich der Tag, wo es eben nicht mehr ging, wo alle Organe in ihm in einen Verzweiflungsschrei ausbrachen: „hinaus! Und etwas Anderes!“

Was für ein Anderes dies sein sollte, was für ein anderer Lebensberuf, das war eine Sorge für später; jetzt zunächst nur das Instrument drinnen in Ordnung bringen, das halb fertige, verpfuschte, aus dem Greuel der Halbbildung heraus zu wirklicher Bildung, nachholen, lernen, studiren!

Das Schicksal wies ihm den Weg. Er erfuhr, daß sein ehemaliger Hauslehrer in der alten kleinen Fabrikstadt, die man in wenigen Stunden von Potsdam erreichte, Director des Gymnasiums geworden war. An diesem Manne hatte er, als er noch Knabe war, mit leidenschaftlicher Verehrung gehangen. Die Erinnerung an ihn hatte ihn nie verlassen. Denn nie hatte es einen Menschen gegeben, der für die Aufgabe des Lehrers, Seelen zu erwecken, in höherem Maße befähigt gewesen wäre. An ihn wollte er sich wenden; unter seiner Leitung, wenn es anging, sich zu dem Examen vorbereiten, das man gemacht haben muß, wenn man studiren und einen Studienberuf ergreifen will.

Um sich mit ihm zu berathen, war er an jenem Winternachmittage des Jahres 1865 von Potsdam hinübergefahren, und durch einen Zufall war er gerade zurecht gekommen, den Vortrag seines einstigen Lehrers mit anzuhören. Durch einen glücklichen Zufall. Denn er erkannte daraus, daß der Mann, trotz der Jahre, die inzwischen vergangen, noch Derselbe war, der er gewesen, voller Phantasie, voll edler Wärme, mit der Fähigkeit begabt, große Gedanken in faßlicher Form auszusprechen, ein Lehrer, kein Schulmeister.

Der Vortrag ging weit über die Grenzen der Schule hinaus; er behandelte den Zusammenhang zwischen menschlicher Kunst und religiösem Empfinden des Menschen.

Unter allen Zuhörern war wohl keiner, der mit so tiefer Inbrunst, so persönlicher Antheilnahme den Worten des vortrefflichen Mannes lauschte, wie der junge Officier, der lautlos an die Wand des Saales gelehnt stand und den Inhalt dessen, was er hörte, wie neues Leben in sich eindringen fühlte. Er jauchzte innerlich — die Erinnerung kam ihm wieder an die Stunde, vor Jahren, als der Mann dort ihm und seinem jüngeren Bruder Geschichtsunterricht ertheilte, als er von Julius Caesar gesprochen und plötzlich ein Buch vom Bücherbrett herabgeholt, das Buch aufgeschlagen und ihnen daraus vorzulesen begonnen hatte. Ein Drama war es gewesen, Julius Caesar nannte es sich, ein großer englischer Dichter hatte es einstmals geschrieben, der hieß Shakespeare.

Und die ganze Wonne dieser wunderbaren Stunde, die Jahre und Jahre lang vom Sande und steinigen Geröll verdeckt gewesen war und unter Sand und Geröll fortgeglüht hatte wie ein nie zu erstickender Funke, wie die Erinnerung in der Seele Adam's an die einst geschaute Herrlichkeit des verlornen

Paradieses, in diesem Augenblick wachte sie ihm wieder auf. Alles, was die unvergessene Stunde dem Knaben versprochen und verheißen hatte, sollte jetzt kommen und werden und in Erfüllung gehen. O neues Leben! O Seligkeit! Die einleitenden Besprechungen waren rasch erledigt. Es wurde vereinbart, daß er bei den Lehrern des Gymnasiums Privatstunden nehmen und sich auf diese Weise zum Abiturienten-Examen vorbereiten sollte. Und zur Weihnachtszeit rückte er an, nachdem er sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte.

Während es sonst für junge Männer in seinem Alter den Augenblick höchster Wonne bedeutete, wenn sie zum ersten Male den strahlenden Officiersrock anzogen, war es für ihn ein tiefes Aufathmen, als er aus dem Rock heraus schlüpfen und sich in das unscheinbare, pfeffer- und salzfarbige bürgerliche Gewand retten konnte, das er sich hatte anfertigen lassen. In die winkligen Gassen der alten, kleinen Stadt tauchte er ein, wie in ein Asyl. Nun nichts mehr von täglich wiederholtem Frohndienst, von Staffagestehen bei Gartenfesten des Hofes, von der täglich sich erneuernden Nöthigung, aus der eigenen Persönlichkeit herauszukommen und sich als Bestandtheil der Gemeinschaft zu empfinden — nun statt alles dessen unbeschränktes Sichselbstangehören, nun Freiheit, nun Einsamkeit. Einsamkeit — nicht Verlassenheit. Denn gerade in diesen ersten Stunden seines neuen Daseins war ihm etwas geschehen, was ihn wie ein Wunder bedünkte, war ihm eine Persönlichkeit entgegengekommen, eine überwältigende, die beständig um ihn war, mit ihm und über ihm, so daß er sich keinen Augenblick mehr allein, sondern fortwährend in einem berauschenden, geheimnißvollen Verkehr befand. Das war Homer, dessen Gedichte er zum ersten Male in der Ursprache zu lesen begann.

Bevor er ins Cadettencorps gesteckt wurde, war er auf dem Gymnasium gewesen, bis Tertia. Er hatte die Anfangsgründe des Griechischen noch mitgenommen. Im Cadettencorps war es dann liegen geblieben; Griechisch wurde dort nicht getrieben. Unter all' den überfirnißten Löchern in seinem Innern war ihm dies immer als das schwärzeste erschienen, daß er das Griechische hatte bei Seite lassen müssen, die Götterspräche nicht gelernt hatte. Schon in den letzten Wochen seines Potsdamer Lebens, sobald er den großen Entschluß gefaßt, waren daher alle Bücher von seinem Tische verschwunden; ein einziges war darauf zurückgeblieben, ein zerlesenes, abgegriffenes Buch, Krüger's griechische Grammatik. Mit fanatischem Eifer war er darüber hergefallen. Wie Dädalus, der sich Flügel zusammenfügte, um fliegen zu können, so sammelte er das halb Vergessene in seinem Kopfe wieder zusammen, Conjugation und Declination, um hinaufklettern zu können zu dem Gipfel, auf dem das ersehnte Heiligthum stand. Als er zu Weihnachten übersiedelte, hatte er es so weit gebracht, daß er, mit Mühe zwar, aber doch nicht vergeblich, an Homer heran konnte.

Und wie der Donner eines heiligen Gewitters war es in seinen Ohren, als nun die Pforten der Ilias vor ihm aufrollten.

Diese Wonne, diese tiefe Sättigung seines ganzen Seins, als er sich, mit dem Wörterbuch auf der einen und der Grammatik auf der anderen Seite, hinein las in das Gedicht aller Gedichte! Gerade die Mühe, die ihm das Ver-

ständniß bereitete, vermehrte den Reiz. Wie ein Bergmann kam er sich vor, der mit der Spitzhacke in einen goldhaltigen Schacht eindringt. Jeder Stein, der herabbröckelte, eine leuchtende Herrlichkeit; jeder Schritt weiter hinein die Erschließung einer märchenhaften Unabsehbarkeit! In der einsamen Stube, darin er saß, fühlte er sich im Mittelpunkte der Welt. Während der norddeutsche Winter vor seinen Fenstern in Schneeflocken hernieder stürmte, umrauschte ihn die Wärme des südlichen Meeres. Wenn er durch die Gassen der alten Stadt ging, spürte er den Geruch des Baumöls nicht, der aus den Fabriken quoll; in seiner Seele war der Duft der südlichen Gestade, der Athem des wunderbaren Gedichts, der über die Jahrtausende dahingeweht war, Geschlechter und Abergeschlechter befruchtet hatte und nun wie mit weichen, zauberkundigen Händen sein Innerstes aufschloß.

Hinter dem, was er jetzt erlebte, versank sein bisheriges Dasein, als wäre es nie gewesen, und wenn er von der Ebene vor Troja las, über welche die rosselenkenden Heroen dahin stürmten, mußte er unwillkürlich auflachen, indem er der Ebene vor Bornstedt gedachte, über die er noch vor wenig Wochen die berittenen Officiere seines Regiments hatte dahingallopiren sehen, um sich in stäubender Wolke um den Commandeur zur Kritik zu versammeln. Die Ilias, das war das Buch, über dem ihn die Waidmann so weltentrückt hatte brüten sehen, als sie ihn aus dem dunklen Alkoven betrachtet hatte, zu dem er nachher, als die Waidmann schon wieder im Sperlingswinkel angelangt war und er in der Stadt sein Abendbrot verzehrt hatte, heißhungrig zurückgekehrt war, und von dem er sich erst spät in der Nacht zu trennen vermochte, um das Lager aufzusuchen, das die Waidmann für ihn zurecht gemacht hatte.

Am nächsten Morgen, als es in dem Schlafraum noch beinah finster war, weckte ihn ein Geräusch. Die Frau war eingetreten und machte Feuer an. Er hatte sie gestern Abend nicht zu sehen vermocht, er konnte sie auch heute früh nicht erkennen. Indessen — das würde ja mit der Zeit alles kommen. Er war noch schläfrig und hatte die Augen wieder geschlossen. Leisen Schrittes ging sie an ihm vorüber ins Vorderzimmer, um dort ein wenig aufzuräumen. Sie glaubte ihn noch schlafend; vorsichtig drückte sie die Glasthür hinter sich zu.

Ohne Herzklopfen war sie auch heute nicht gekommen, die Waidmann, aber es war doch etwas anders als gestern; nicht mehr so ganz nur Widerwillen und Angst — vielmehr eine Art von Neugier. Heut konnte sie nicht wie gestern Abend, im Dunkel bleiben; es war heller lichter Tag, sie mußte ihm das Frühstück bringen, ihn von Angesicht zu Angesicht sehen — ein bängliches Gefühl, indem sie daran dachte; aber in das Bangen mischte sich etwas wie Erwartung; wie er denn nun eigentlich aussah.

Während er noch dahinten im Bette lag, stand sie in seinem Zimmer und wischte den Staub auf. Dort war der Tisch, an dem er gestern Abend gesessen hatte; ein Buch lag aufgeschlagen, offenbar dasjenige, in dem er gestern gelesen. Sie trat heran — was mochte es nur sein, was ihn so gefesselt hatte? Fremdartige Schriftzeichen blickten ihr entgegen, die sie nicht verstand. War er denn solch ein gelehrter Mann? Merkwürdig! Wenn's ein Professor ge-

wesen wäre, einer von den Lehrern des Gymnasiums — aber ein Officier —? Indem sie mit dem Wischtuche über den Tisch fuhr, hob sie das Buch auf, dann aber legte sie es sorgfältig wieder an seine Stelle. Sie fühlte etwas wie Respect. Alle ihre Bewegungen geschahen so leise wie möglich, als scheute sie sich, ihn zu wecken. Vielleicht war sie sich auch ihrer Neugier bewußt, und Neugier macht schlechtes Gewissen.

Angelehnt an den Stuhl vor dem Tische stand die lange Pfeife, aus der sie ihn gestern Abend hatte rauchen sehen, jetzt ausgeraucht und kalt. Sie nahm sie auf, um sie draußen zu reinigen; plötzlich hob sie die Pfeife höher — auf dem Pfeifenkopfe war ein Bild — merkwürdig, wie das aussah. Keine gewöhnliche, buntfarbige Malerei — eine Photographie. Photographien auf Papier waren ihr wohl bekannt; daß man auch auf Porzellan photographiren könnte, hatte sie noch nicht gewußt. Ein Kind war dargestellt, ein kleines Mädchen, allem Anschein nach ein leidendes, krankes, auf einem großen Stuhle sitzend, an den Rücken des Stuhles gelehnt. Aus einem feinen, aristokratischen Gesicht blickten zwei klagende Augen in die Welt. Wie eine edle, welkende Blume, so sah es aus, rührend, ergreifend, wie ein seufzender Hauch: „vergiß mich nicht, wenn ich nicht mehr bin."

Die Waidmann konnte nicht los von dem Bild; sie versank darin, als hätte es das Bild ihr angethan. Ob es nur deshalb war, weil sie so oft Kinder in den Händen gehabt hatte? So gut mit Kindern umzugehen wußte? Vielleicht — aber daneben gingen noch andere Gedanken durch ihren Kopf.

Das war nun ein Kind vornehmer Leute, das sah man ihm an; also auch die Kinder solcher Leute konnten so müde aussehen, so klagend, so traurig?

Und solch ein Bild führte er mit sich? Wenn sie bei ihm Pferdebilder gefunden hätte oder Jagdbilder — aber solch eines — bei einem Officier?

Wer das Kind nur sein mochte? Etwa sein eigenes? Aber wer es auch war, so viel fühlte sie, daß er zärtlich daran hing. Läßt man sich ein Bild auf den Pfeifenkopf setzen, wenn man es nicht immer bei sich, um sich, in seiner nächsten Nähe haben will? Aus der glänzenden Welt, aus der er kam, hatte er sich das als Andenken mitgebracht in seine Einsamkeit, als einziges das. Eine Ueberraschung ging in ihr auf, ein Staunen. Unwillkürlich richtete sie die Augen auf die Glasthür, hinter der er lag. Wer war der Mann? Was war das für ein Mensch?

Dann aber, mit einer hastigen Bewegung, als wäre sie plötzlich erschrocken, als hätte sie gefürchtet, daß er sie überraschen, daß er bemerken könnte, daß sie in sein Herzensgeheimniß eingedrungen sei, wandte sie sich, die Pfeife unter dem Arme, ab und ging hinaus. Jetzt nicht durch den Alkoven, sondern durch die Thür, die aus dem Vorderzimmer auf den Flur führte, und durch die sie vorhin nicht hatte hereintreten können, weil er sie gestern Abend von innen abgeriegelt hatte.

In der Küche fand sie die Minna schon beim Kaffeekochen. Natürlich fiel das Mädchen gleich wieder mit allen möglichen Fragen über sie her.

Die Waidmann gab einsilbige Antworten, ging auf den Hof hinaus, den Pfeifenkopf auszuklopfen und die Pfeife zu reinigen. Das Gekicher und Ge-

schwätz des Mädchens kam ihr so dumm vor. Als sie zurückkehrte, stellte sie die Pfeife in eine Ecke, mit dem Kopfe an die Wand — wozu war es nöthig, daß die alberne Gans das Bild sah!

Minna aber hatte zu erzählen. Gleich gestern, am ersten Abend, hatte es Spectakel gegeben. Nachdem die Waidmann fortgewesen, hatte „die Alte" — das war Minna's Gebieterin, Fräulein Philippi — um neun Uhr, wie gewöhnlich, die Hausthür verrammeln lassen wollen. Minna hatte darauf aufmerksam gemacht, daß ja der Miethsmann noch draußen sei und, wenn sie die Eisenstange innen vorschöben, nicht ins Haus hinein könnte. Darauf war „die Alte" fuchswild geworden. Da sähe man, was es mit dem sogenannten Arbeiten auf sich hätte! So spät aus dem Hause zu gehen -- es wäre eine Schande!"

Minna stickte vor Lachen, indem sie das erzählte. Die Waidmann hörte schweigend zu, an den Kleidungsstücken bürstend, die sie aus seinem Zimmer mitgebracht hatte.

„Er ist Abendbrot essen in die Stadt gegangen," meinte sie; „er kann doch nicht immer so mutterseelenallein da sitzen."

Der Ansicht war Minna auch, und darum hatte sie es ja auch durchgesetzt, daß die Eisenstange noch nicht vorgeschoben wurde.

„Ist er denn so spät nach Haus gekommen?" fragte die Waidmann.

Kein Gedanke — vor zehn war er schon wieder zurück gewesen, und Minna hatte ihre schlotternde Gebieterin einriegeln können.

Frau Waidmann setzte die Kleidungsstücke vollends in Stand, dann trat sie an den Kochherd.

„Ist denn der Kaffee nun bald fertig?" Es wurde ja wohl Zeit, daß sie damit zu ihm hineinging.

Auf einem kleinen Anrichtebrett ordnete sie Kaffeekanne und Tasse, Milchtopf, Butter und Brot, und dann, äußerlich ruhig, innerlich tief erregt, setzte sie sich in Gang.

Als sie durch die Vorderthür eintrat, saß er schon wieder am Tisch, an seinem Buche, mit dem Rücken nach der Thür.

Sobald er sie eintreten hörte, sprang er auf.

„Guten Morgen" — sein Gruß kam so rasch heraus, daß er dem „guten Morgen" der Waidmann fast zuvorkam.

Es war der Klang der Stimme, den sie schon gestern Abend gehört hatte, aber noch freundlicher, noch heller, wie aus einem innerlichst freudigen Herzen heraus.

Sie stand mitten im Zimmer, unschlüssig, wo sie das Frühstück hinsetzen sollte; die Verlegenheit überglühte ihr Gesicht, sie hielt die Augen gesenkt. Er hatte sich zu ihr umgewandt, stand ihr gegenüber und sah sie an und sah die junge Frau, deren Gestalt in kraftvoll ebenmäßiger Fülle unter dem eng anschließenden dünnen Arbeitskleide emporstrebte.

Er bemerkte, wie sie mit den Augen umhersuchte.

„Na ich denke, wir stellen es hier hin," sagte er, indem er auf den Tisch zeigte, der inmitten der Stube vor dem Sopha stand. Auf dem Tisch aber sah es kunterbunt aus von Büchern und Papier.

„Warten Sie, ich räume ein wenig auf" — er lachte und schob Alles, was auf dem Tische lag, ordnungslos nach rechts und links auseinander. In die Lücke, die so entstand, setzte die Waidmann ihr Anrichtebrett; indem sie es that, zitterte das Brett ein wenig in ihren Händen.

„So — sehr schön," sagte er; dann trat er an den Schreibtisch zurück, nahm das aufgeschlagene Buch mit den fremdartigen Schriftzeichen wieder auf, und mit dem Buche in der Hand setzte er sich auf das Sopha, vor das Frühstück. Er vermochte sich, wie es schien, auch nicht einen Augenblick von dem Buche zu trennen.

Die Waidmann trat zurück, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, ohne die Augen zu erheben, ging sie wieder hinaus. Auf dem Flur mußte sie stehen bleiben und tief Athem holen. Gut, daß weder die Minna noch Fräulein Philippi zugegen waren, daß Niemand sie sah — sonst hätte sie sich beinah schämen müssen.

Was war es denn nur eigentlich, was sie so aufregte? Sie schalt sich innerlich; sie kam sich ganz dumm vor, verstand sich selbst gar nicht. Sie, die sonst den Menschen gegenüber von Furcht nichts wußte, jetzt so — so ängstlich und verlegen, daß sie noch nicht einmal vermocht hatte, ihm ins Gesicht zu sehen? Sie ärgerte sich wirklich. Wenn jetzt das dumme Ding, die Minna sie fragte, was er ihr für einen Eindruck gemacht hätte, konnte sie ja gar keine Antwort geben.

Das durfte nicht sein. Sie raffte sich zusammen und gesenkten Hauptes, wie Jemand, der entschlossen ist, unbequeme Fragen unbeachtet zu lassen, ging sie in die Küche; hinter dem Rücken des Mädchens, das wieder am Herde bastelte, nahm sie die abgebürsteten Kleider auf und dann kehrte sie um. Jetzt wollte sie die alberne Befangenheit wirklich unter sich bringen, ihn wirklich einmal ordentlich ansehen — aber als sie jetzt zu ihm eintrat, hatte er schon wieder das Gesicht ins Buch gesteckt und blickte nicht mehr auf. In der einen Hand die Kaffeetasse, in der anderen das Buch — kaum daß er sich Zeit zum Frühstücken gönnte.

„Die Sachen — soll ich sie da auf den Stuhl legen?" fragte die Waidmann. Sie fing schon mit Versuchen an, ihn zum Aufblicken zu nöthigen. Vergeblich.

„Ja, ja — irgend wohin damit." Was fragte er, auf welchem Stuhle seine Sachen lagen, während er vom Zorne des Peliden las.

Wie sie gekommen, ging die Waidmann wieder hinaus. Jetzt blieb nur noch eine Möglichkeit, an ihn heranzukommen, die Pfeife. Wenige Augenblicke später klappte abermals seine Thür.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie so oft störe," sagte die Waidmann, „ich wollte Ihnen nur Ihre Pfeife bringen; ich habe sie reingemacht."

Jetzt legte er das Buch aus der Hand. Ein hastiger Blick glitt zu dem Stuhle hinüber, an den er gestern Abend die Pfeife angelehnt hatte — richtig, da war sie nicht mehr. Seine Augen gingen zu der Frau herum, die mit der Pfeife in der Hand vor ihm stand, und indem jetzt sein Blick sie traf, flammte ihr die Gluth wieder über das Gesicht. Sie wollte die Augen nicht senken,

wollte standhalten und sie hielt Stand; aber das Erröthen konnte sie doch nicht verhindern.

„Die haben Sie mir reingemacht?“ fragte er. „Da bin ich Ihnen aber wirklich sehr dankbar dafür. Können Sie denn so etwas?“

Gutmüthig, wie die Worte selbst, war der Blick, der die Worte begleitete. Die Waidmann sah ihm in die Augen — junge blaue Augen hatte er — sie fing an zu fühlen, daß es ihr keine Schwierigkeiten mehr bereitete, in die Augen hinein zu sehen.

Er streckte den Arm aus. Sie gab ihm die Pfeife in die Hand. Sein erster Blick galt dem Bilde auf dem Pfeifenkopf.

„Haben Sie das geseh'n?“ fragte er.

„Ja — es ist sehr hübsch,“ erwiderte sie leise.

„Nicht wahr?“ Ein Freudenschein zuckte über sein Gesicht. „Es ist das Töchterchen von meiner Schwester,“ erklärte er, „in Potsdam. Das arme kleine Ding war so krank, daß ich alle Tage, wenn ich zu meiner Schwester kam, dachte, nun würde sie wohl gestorben sein. Wie sie dann ein bißchen besser geworden ist, hat meine Schwester sie mir photographiren lassen, damit ich ein Andenken hätte.“

Er hatte, indem er sprach, die Pfeife hoch gehoben; seine Augen ruhten mit tiefer Zärtlichkeit auf dem süßen Kindergesicht. Schweigend hörte ihm die Waidmann zu. Das Kind seiner Schwester — wie war sie nur auf den Gedanken gekommen, daß es vielleicht sein eigenes sei? Wohl nur, weil sie sich eingebildet hatte, daß solche Officiere wüste, lüderliche Menschen sein müßten, einer wie der andere. Es sah aus, als spräche er mit dem Kinde, als nickte er ihm zu. Die Waidmann rührte sich nicht; es war ihr, als dürfte sie ihn nicht stören.

„Wenn Sie wünschen,“ hub sie nach einiger Zeit an, „kann ich Ihnen die Pfeife auch stopfen.“

Er lachte laut auf, ließ die erhobene Hand sinken und sah ihr ins Gesicht.

„Das können Sie auch?“

Unwillkürlich mußte sie lächeln. Seine lachenden Augen hatten sie angesteckt.

„Warum denn nicht?“ Sie ging an die Commode, auf der eine geöffnete braune Papierhülse voll Varinasknaster stand. Mit raschen und offenbar geübten Händen griff sie zu; dann trat sie an ihn heran und mit einem beinahe sieghaften Ausdruck im Gesicht überreichte sie ihm die gestopfte Pfeife. „Da!“

Er nahm die Pfeife von ihr entgegen.

„Aber woher können und verstehen Sie denn alles das?“

Von ihrem früheren Mann, erklärte sie, hätte sie es gelernt. Der hätte auch Pfeife geraucht, und die hätte sie ihm immer rein gemacht und gestopft.

Ihr — früherer Mann? Also war er gestorben?

Ja, er war gestorben, vor einem halben Jahre und etwas darüber.

„Haben Sie denn Kinder?“

Ja, sie hatte Kinder, drei Stück.

„Wie heißen denn die?“

„Was die Aelteste ist, das ist meine Auguste, und daneben zwei Jungen, den Gustav und den Ferdinand."

Er blickte die jugendlich-reife Frau an.

„Aber die sind alle noch nicht sehr groß?"

Na — der Ferdinand, der war ja noch ganz klein.

Aufmerksam hatte er ihren Worten gelauscht. Nun stand er mit einem Ruck auf.

„Ich weiß aber noch immer gar nicht, wie Sie eigentlich heißen —"

Die Frau erröthete.

„Mein Name," sagte sie leise, „ist Waidmann."

Die Pfeife in der Hand ging er im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor ihr stehen und streckte ihr lachend die Hand hin.

„Na guten Morgen also, Frau Waidmann!"

Ob sie wollte oder nicht, sie mußte auch lachen.

„Na — guten Morgen also," erwiderte sie, indem sie ihre Hand in die seine legte.

Er griff fest zu und drückte ihr die Hand kräftiglich.

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber ich habe so ein Gefühl, wir werden gute Freunde werden."

Die Waidmann erwiderte nichts; sie konnte nicht. Das Blut war ihr wieder in die Wangen geschossen, bis in die Wangen hinauf.

Er ließ ihre Hand fahren.

„Aber wenn Sie bei mir aufwarten," meinte er, „dann gehört's sich doch auch, daß ich Ihnen dafür etwas gebe."

Noch bevor sie verstand, was er vor hatte, war er an die Commode getreten und hatte ein Schubfach aufgezogen. In dem Schubfach stand eine hölzerne Schachtel; er warf den Deckel zurück; auf dem Grunde der Schachtel lag ein schmales Häufchen Silbergeld.

Die Waidmann wich zurück.

„Aber nicht doch — dafür bekomme ich ja von Fräulein Philippi bezahlt."

„Ist mir ganz egal," erklärte er, „wenn Fräulein Philippi Ihnen auch was gibt, um so besser. Das hier ist von mir."

Er hielt ihr einen Thaler hin; die Waidmann erhob keine Hand.

„Nein — nein —"

„Aber warum denn nicht?"

Der Ton seiner Worte klang so ehrlich überrascht, daß sie aufblickte. Sie sah in zwei kindliche Augen, in denen kein Hintergedanke, keine Spur von einem Hintergedanken war.

„Aber dann muß ich es Fräulein Philippi sagen," erklärte sie, „zwei Mal laff' ich mich nicht für ein und dasselbe bezahlen."

Sie hatte beinahe heftig gesprochen. Er schien zu begreifen, daß er ihren Stolz verletzt hatte. Zögernd ließ er die Hand sinken, während er seinerseits erröthete.

„Es war ja nur — weil Sie mir gesagt haben, daß Sie drei Kinder haben. Ueberflüssig werden Sie's doch nicht haben."

Ein Zucken ging durch das Gesicht der Frau; hinter ihren Augen wurde ein Glühen. Langsam erhob sie die Hand. „Also geben Sie es her," sagte sie mit unterdrücktem Laut. Ihre Hand schloß sich über dem Geldstück, das er hineindrückte. Dann sah sie, wie er wieder an die Commode trat und das Schubfach hineinschob.

Das Schubfach hatte keinen Schlüssel.

„Schließen Sie denn das nicht weg?" fragte sie langsam.

„Das? Was meinen Sie?" erwiderte er.

„Wo Sie Ihr Geld haben."

„Na, wegen dem, was da d'rin ist," meinte er, „steigt wohl Niemand bei mir ein. Außerdem sind ja Gitter vor den Fenstern." Er zeigte lachend auf die Eisenstangen, die von außen die Fenster schützten. „Kommt ja Niemand herein."

Die Waidmann stand ganz stumm. Kam denn sie nicht herein? Ihre Brust hob und senkte sich. Daß sein Geld vor ihr sicher war — sie wußte es. Aber woher wußte denn er es? War das nur Leichtsinn, oder war es Vertrauen? Und wenn es Vertrauen war — woher denn? Kannte er sie denn? Wußte er von ihr? Während er durch die Stube vor ihr auf und nieder ging, sah sie ihn von der Seite an, als wollte sie ihn prüfen, ihn durchschauen — seinem Gesicht sah sie an, daß er keine Ahnung von den Gedanken hatte, die sie bewegten. Und von dem hatte die Philippi gesagt, er wäre ein Kundschafter, ein Spion!

„Möchten Sie denn die Pfeife nicht anstecken?" fragte sie.

„Ist auch wahr," versetzte er. Er schien jetzt erst zu bemerken, daß er immer noch mit der kalten Pfeife hin und her ging.

„Ich mache Ihnen einen Fidibus," sagte sie hastig. Mit den Worten ergriff sie ein Papier, das auf dem Tische lag.

Er wehrte ihr lachend. „He — nicht zu eilig! Da hätten Sie mir beinah mein Exercitium verbrannt, das ich für heut' Nachmittag gemacht habe."

Er kramte unter seinen Papieren; dann reichte er ihr ein paar Bogen. „So — davon können Sie nehmen."

„Kann ich davon immer nehmen?"

„Davon können Sie immer nehmen."

Sie brachte das Papier auf die Seite. Dann riß sie von einem Foliobogen ein Blatt ab, kniffte es sauber zusammen und zündete es mit einem Schwefelholz an.

„So — nun also einmal —"

Während er das Mundstück zwischen die Zähne nahm, beugte sie sich nieder und hielt den flammenden Fidibus über den Pfeifenkopf.

Ihre Bewegungen waren anders als zuvor, nicht mehr zögernd, nicht mehr abgemessen, sondern hastig, wie von einer inneren Freudigkeit eingegeben.

„Dank' Ihnen," sagte er, während er an der Pfeife zog, „danke Ihnen, Waidfrau."

Sie richtete sich auf. „Wie?"

Durch den Qualm der Dampfwolke, die er von sich stieß, sah er ihr mit gutmüthig, verschmitztem Lächeln ins Gesicht. „Na — wenn Sie Frau Waidmann heißen, sind Sie doch eben die Waidfrau — stimmt das nicht?"

„So kommt das 'raus," meinte sie langsam. Sie war sichtlich befangen. Es war noch Niemandem eingefallen, sie so zu nennen. Eigentlich erschien es ihr ein wenig keck. „Jetzt will ich nun aber gehen," sagte sie.

Er blieb wieder vor ihr stehen. „Aber heut' Abend kommen Sie doch wieder?"

Sie blickte an ihm vorbei. Nun ja — sie käme ja alle Abend und alle Morgen.

„Also auf Wiedersehen, Waid—" Er sprach nicht zu Ende. Blinzelnd sah er sie an; hatte sie's übel genommen, daß er sie so genannt hatte?

Langsam kam sie mit den Augen zu ihm herum, und als sie seinen blinzelnden Blick auf sich gerichtet sah, erging es ihr, wie es ihr schon einmal gegangen war: ob sie wollte oder nicht, sie mußte lächeln.

„Also, es ist gut; die Waidfrau wird wiederkommen."

Mit den Worten war sie an der Thür und hinaus. Ganz rasch wollte sie ihr Tuch umnehmen und fortgehen, aber das machte sich nicht so rasch. In der Küche war mittlerweile Fräulein Philippi erschienen, und das gab natürlich einen Aufenthalt.

„Nun sagen Sie einmal, Frau Waidmann, Sie haben ja eine förmliche Unterhaltung mit ihm gehabt, und er hat ja ein paar Mal ganz laut gelacht?"

Die Waidmann verzog den Mund, beinahe verächtlich. Offenbar hatte die alte Jungfer an der Thür gehorcht. „Warum soll er denn nicht 'mal lachen? Es scheint ja, er ist ein fröhlicher Mensch."

„Aber wenn er doch so viel zu arbeiten hat?" fragte die Philippi.

Die Waidmann verstand den lauernden Ton; er ärgerte sie. „Ob der arbeitet? Kaum, wenn er frühstückt, daß er das Buch aus der Hand läßt."

So energisch trat sie für ihn ein, daß Fräulein Philippi ganz kleinlaut wurde. Sie hatte vor der Waidmann einen Respect, der an Furcht grenzte.

„Ich meinte nur — wenn man so viel zu arbeiten hat — daß man dann auch noch so viel Zeit hat, an Anderes zu denken —"

Die Waidmann zuckte die Achseln. Lohnte es sich denn der Mühe, auf das Gesalbader hinzuhören? Sie wurde wieder ganz die stolze, starre Frau, die sie den Reichen gegenüber immer gewesen war, knüpfte sich in das graue Umschlagetuch wie in einen Panzer, und mit einem kopfnickenden „also adieu auch" ging sie hastig aus dem Hause und davon.

Hastig, hastig — daß die alberne alte Person ihr auch gerade jetzt in die Gedanken hatte hineinfallen müssen, die in ihr waren, um sie waren, um sie flirrten und schwirrten, wie Sommerfliegen mit goldüberhauchten Flügeln, die in der Sonne tummeln und taumeln.

Die alten Straßen, durch die sie viel hundert Mal dahin gegangen, erschienen ihr wie neu, und während sie dahinschritt, hielt sie das Haupt gesenkt, als müßte sie lauschen auf das, was sich da drinnen in ihr begab, festhalten das Bild, das sie da drinnen sah.

Was für ein Bild? Ein Menschengesicht. Was für ein Gesicht? Ein junges, bartloses, mit zwei jungen, blauen, blinzelnden und lachenden Augen.

Umgetauft also war sie jetzt? Waidfrau hieß sie von jetzt an? Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Welch ein toller Einfall! Welch eine dreiste Zumuthung! Und ihr Kopfschütteln wurde zum innerlichen Kichern — wie hübsch! Wie er ihr die Hand gegeben und gedrückt hatte — wie er sein Geld unverschlossen vor ihr gelassen hatte — wie er sie angesehen und angeblinzelt hatte durch den Pfeifenqualm hindurch — und wie sein Blick an dem Bilde gehangen hatte, an dem armen kleinen Mädchen auf dem Pfeifenkopf! Ach — wie sie den Pfeifenkopf in Acht nehmen wollte, daß ihm kein Schaden geschähe! Wie sein Heiligthum! Wie ihr Heiligthum!

Beinahe erstaunt war sie, als sie schon im Sperlingswinkel anlangte. So rasch war das gegangen. Ihre Füße hatten sich wie mechanisch bewegt. Noch einmal so lang hätte der Weg sein können, und sie würde es kaum bemerkt haben, würde mit ihren Gedanken noch nicht fertig gewesen sein.

Die Auguste war noch in der Schule, als sie ankam; der Gustav spielte mit den Jungen der Nachbarschaft vor dem Hause und baute mit ihnen einen Schneemann. Nur der Ferdinand, „der ja noch ganz klein war", befand sich drinnen im Hause.

„Na Junge —" sie riß den kleinen Kerl, der ihr entgegengestrampelt kam, zu sich empor, an die Brust, und ganz gegen ihre Gewohnheit, da sie für gewöhnlich ernst und gehalten mit den Kindern war, küßte sie ihn zärtlich, beinahe überströmend.

Der Junge, der an Derartiges nicht gewöhnt war, fing an zu schreien; die Mutter hatte ihm beinahe weh gethan. Das brachte sie wieder zu sich; sie setzte ihn nieder, warf ihr Tuch ab und machte sich daran, das Mittagessen zu kochen.

Während sie auf ihrem Schemel saß und Kartoffeln schälte, kühlte sich ihr erhitztes Gesicht ab, und indem es sich abkühlte, nahm es einen unwirschen Ausdruck an. Der Alltag war wieder um sie her und die gewohnte Umgebung. Der Rausch verflog, die Nüchternheit kehrte zurück, ihre Stimmung schlug um.

Was war denn mit ihr geschehen? War sie verrückt geworden? Sie, eine Mutter von drei Kindern, eine Wittfrau! Jedenfalls älter als er, mindestens ein paar Jahre älter — und so hatte sie sich das über den Kopf gehen lassen? Bloß weil er freundlich zu ihr gesprochen, ihr die Hand gereicht, einen dummen Spaß gemacht hatte? Das hatte sie so begeistert? So außer Rand und Band gebracht? Weil er ein vornehmer Herr war — nicht wahr? Ein Herr von — — Da war es aber wirklich weit her mit ihrem Stolz!

Der Groll stieg wieder in ihr auf, daß sie sich überhaupt auf die Geschichte eingelassen hatte, und der Nachmittag verging ihr in dumpfer Verstimmung. Noch heute Abend sollte das wieder anders werden, wieder vernünftig. Ihren Aufwartedienst verrichten, den sie einmal übernommen hatte, und damit fertig. Keine überflüssige Unterhaltung mehr, keine Vertraulichkeit.

Als sie am Abend in den Alkoven eintrat, schimmerte wie gestern das Licht aus dem Vorderzimmer durch die Glasscheibe hindurch. Ein rascher Blick — ja, er war da. Wieder, wie gestern, saß er bei der Lampe an seinem Tisch, vor dem aufgeschlagenen Buche, den Kopf in die Hand gestützt. Sie machte das Bett zurecht, besorgte den Waschtisch, dann biß sie die Zähne zusammen und öffnete die Glasthür.

„Guten Abend" — sie war wie gestern im Dunkel stehen geblieben.

Er ließ den aufgestützten Arm sinken.

„Guten Abend," erwiderte er; es sah aus, als wollte er aufstehen. Aber sie ließ es nicht dazu kommen.

„Wünschen Sie noch etwas?"

Kaum daß er Zeit fand, zu verneinen.

„Also — gute Nacht."

Die Glasthür klappte zu; sie war verschwunden. Gleich darauf ertönte das Schließen der Alkoventhür, dann das Klingeln an der Hausthür — sie war hinaus und fort. Kaum zehn Minuten hatte das alles gedauert.

Ihr erstes Gefühl, als sie auf die Straße trat, war der Stolz. Sie hatte ihre Stellung wieder erobert. Als sie dann weiter ging, wurde ihr plötzlich zum Weinen. Die Thränen saßen ihr nicht locker — dennoch wurde ihr so traurig ums Herz, daß ihr beinahe die Thränen kamen.

Wie kurz, wie hart, wie häßlich sie zu ihm gesprochen hatte! Warum denn nur? Sie gab sich die größte Mühe, wiederzufinden, was sie im Laufe des Nachmittags gefühlt hatte, und es gelang ihr nicht. Als sie ihn so hatte sitzen sehen, hatte er ihr so leid gethan. So jung und so einsam. Das kleine kranke Mädchen auf dem Pfeifenkopf Alles, was ihm von Freunden und Verwandten geblieben war. Sie war älter als er. Beinahe ein mütterliches Gefühl hatte sie empfunden, indem sie ihn so ansah. War denn das etwas Unrechtes? Brauchte sie sich deshalb Vorwürfe zu machen? Alles das war ihr durch Kopf und Herz gegangen, als sie an der Glasthür gestanden hatte, dennoch hatte sie die Glasthür mit kurzem „gute Nacht" hinter sich zugezogen, hatte ihm nicht Zeit gelassen, aufzustehen und auch nur ein Wort zu sprechen, was er offenbar gewollt hatte.

Zu Haus angelangt, legte sie sich bald zur Ruhe, und ihr letzter Gedanke im Einschlafen war, wenn es nur erst morgen früh wäre, damit sie wieder freundlicher zu ihm sein könnte, als sie es heute Abend gewesen war.

Am nächsten Morgen jedoch erlitten diese wohlgemeinten Vorsätze einen neuen Stoß. Sie hatte Feuer angezündet im Ofen, wie gestern, seine Sachen zum Abbürsten herausgenommen in die Küche und in der Küche Minna's unvermeidliche Gespräche über sich ergehen lassen. Während sie aber dort stand und der Zubereitung des Kaffees zuschaute, öffnete sich die Thür seines Zimmers und eine feierlich heitere Stimme rief über den Flur: „Waidfrau, Sie können das Frühstück bringen!"

Die Minna, die am Herde stand, fuhr herum, wie von der Tarantel gestochen.

„Frau Waidmann — sind das Sie?"

Ihre ohnehin schon dicken Backen waren vom verhaltenen Lachen so geschwollen, daß es aussah, als wenn sie platzen würden. Die Waidmann erwiderte keinen Laut. Sie war roth geworden bis über die Stirn, bis unter das Haar. Schweigend raffte sie das Frühstück zusammen. Während sie zu ihm hinein ging, brach das Lachen, das die Minna aus Furcht vor ihr zurückgehalten hatte, so krampfhaft hervor, daß es durch das ganze Haus gellte.

„Warum lacht denn die da draußen so laut?“ fragte er, als die Frau bei ihm eintrat. Mit einem finsteren Blick sah sie von unten zu ihm auf.

„Sie soll wohl nicht lachen, wenn Sie das so laut über den Flur rufen, daß das ganze Haus es hört!“

Klirrend setzte sie das Frühstücksbrett auf den Tisch. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie hinaus, brachte seine Kleidungsstücke, die sie auf den Stuhl warf. Ebenso stumm holte sie die Pfeife, stellte sie an den Stuhl, und lautlos verschwand sie. Heute mochte er allein den Kaffee trinken und sich den Fidibus selber anzünden. Er hatte es gründlich mit ihr verschüttet, das war klar. Und er machte sich Vorwürfe. Welche Tactlosigkeit! Als sie gestern vor ihm gestanden, die Augen langsam zu ihm herumgewendet und gesagt hatte: „also, die Waidfrau wird wieder kommen“, welch ein Moment war das gewesen. Wie hatte ihn der leise Ton ihrer Worte berührt, lieblich, beinah geheimnißvoll, wie der stammelnde Anfang eines Geständnisses. Aber hatte ihm der leise Ton nicht gleichzeitig verrathen, wie die Worte gemeint waren? Daß sie hier drinnen, unter vier Augen, die Waidfrau für ihn sei, aber nicht draußen, wo die Anderen es hörten? Und nun, wie ein dummer Junge, hatte er ihr Geheimniß hinausgeschrieen. Nicht aus bösem Willen, wahrhaftig nein, aber was half es, daß er sich das sagte. Er hatte ihr Vertrauen preisgegeben, mit täppischer Hand etwas gebrochen, was zu keimen begonnen hatte, etwas Reizendes, Duftiges, das er sich selbst noch gar nicht recht zu erklären vermochte, das wie eine Erfahrung in seinem unerfahrenen Herzen aufgehen wollte, und das nun dahin war.

Ja, dahin, denn die Frau war erzürnt und blieb böse. Des Morgens „guten Morgen“, des Abends „guten Abend“, das war Alles, und dazu die nothwendigen Verrichtungen. Und das blieb Tage, Tage und Tage lang. Keine Unterhaltung mehr, kein Liebesdienst, der über das Maß der Pflicht hinausging. Es war zum Verzweifeln.

Wie ihn das wurmte, das sah man seinem Gesicht an, das keine Erregung des Innern zu verbergen vermochte. Und wenn er weniger unerfahren mit Frauen gewesen wäre, hätte er gemerkt, daß auch sie nicht kalt war, sondern ebenfalls herzhaft litt. Warum war sie denn eigentlich so furchtbar erzürnt? Doch eigentlich nur, weil das dumme Ding, die Minna, so gelacht hatte. Denn daß er sie nicht hatte kränken wollen, als er das „Waidfrau“ über den Flur rief, daß es nur der harmlose Ausdruck seiner Freundschaft gewesen war, das hatte sie ja ganz genau gefühlt. Aber nun hatte sie sich in Aerger und Groll verbissen und kam nicht wieder davon los. Ein schwacher Trost war es auch nur, daß sie der Minna jeden Tag jetzt gereizte Worte an den Kopf warf, ihr Vorhaltungen über die Ungeschicklichkeiten macht, die sie

bei Allem und Jedem beging, so daß das Mädchen fast jeden Tag in Thränen schwamm. Mit dem da vorne war sie auseinander, und sie fanden sich nicht mehr zu einander zurück.

In der Einsamkeit, die ihm jetzt wirklich fühlbar wurde, warf er sich mit doppeltem Eifer auf seine Arbeiten. Er beschloß, jetzt auch des Abends zu Hause zu bleiben, und eines Morgens richtete er an die Waidmann die Bitte, ihm einen Theekessel zu besorgen, damit er sich Thee kochen könne.

Fräulein Philippi besaß solch ein Ding, einen alten, nur selten gebrauchten Berzelius. Er wurde der Waidmann übergeben.

Als der Abend gekommen war, stellte sie den Kocher, nachdem er draußen in der Küche mit Spiritus gefüllt worden war, auf die Commode in seinem Zimmer. Bei dem Klappern des Apparates wandte er sich, der wieder am Tische vor seinem Buche saß, halb zu ihr herum, ihr zuzuschauen. Im nächsten Augenblick erlebte er einen schauerlichen Anblick: Die Waidmann hatte ein Schwefelholz in Brand gesteckt, um den Docht der Lampe anzuzünden. Der Docht wollte nicht Feuer fangen, sie mußte mit dem lodernden Streichholz tief in den Schornstein hinein langen. Vermuthlich hatten sich in dem unrein gehaltenen Schornstein Spiritusgase entwickelt — jählings schlug eine hohe Flamme auf; mit einem dumpfen Knall sprang sie aus dem Behälter heraus, durch die Luft und der Frau, die ganz nahe dabei stand, in das Gesicht.

„Waidfrau —" Mit einem Schrei flog der junge Mann von seinem Stuhle empor und auf die Frau zu, die mit einem dumpfen Laute des Schreckens zurückgetaumelt war. Er drückte ihr die Hand auf das Gesicht. Die Flamme aber war schon erloschen, so rasch, wie sie aufgeschlagen war. Mit dem linken Arm hielt er sie umfaßt. Sie war zurückgesunken an seine Brust. Ihr Leib zitterte und bebte. „Meine Augen," klagte sie, „meine Augen."

„Um Gotteswillen," versetzte er stammelnd, „was ist da zu thun?"

Er ließ sie aus dem Arm, riß die Commode auf und holte von seinen weißen leinenen Taschentüchern eines hervor, damit sie sich eine Binde davon machte. Dann lief er, so wie er war, ohne Hut, auf den Hof hinaus. Er wußte nicht, was er machen sollte, was man in solchen Fällen braucht; nur ein unbestimmtes Gefühl war in ihm: „Kühlung, Kühlung!" Natürlich that er das Unsinnigste. Der Hof lag voll frisch gefallenem Schnee. Mit beiden Händen griff er hinein, und so, einen ganzen Haufen Schnee auf den Armen, kam er zurück.

Die Frau saß, als er eintrat, auf einem Stuhle; der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie sich hatte niedersetzen müssen. Mit den Augen blinzelte sie umher, als wollte sie prüfen, ob die Sehkraft Schaden genommen hätte. „Gott sei Dank," sagte sie, „ich kann sehen."

Er athmete aus tiefer Brust auf.

„Was bringen Sie denn da?" fragte sie.

„Ich dachte —" stotterte er verlegen — „es würde Ihnen gut thun."

Ein schwaches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Das wäre nun gerade nicht das Rechte."

Mit einem Schritt war er zur Thür hinaus. Auf dem Flur, der mit Fliesen belegt war, schüttete er den Schneehaufen ab. Dann kam er zurück.

„Thut Ihnen etwas weh?"

„Ja hier," gab sie zur Antwort, „über den Augen — ich glaube, die Augenbrauen."

Sie deutete mit dem Finger über die Nase. Mit der Lampe in der Hand trat er heran, und während sie die Augen schloß, leuchtete er ihr ins Gesicht. Die Flamme war zwischen den Augenbrauen emporgeschlagen, hatte ihr die Haare an beiden Ecken der Brauen versenkt und einen blakigen Streifen auf die Stirn gezeichnet.

Er setzte die Lampe auf den Tisch, ergriff das leinene Tuch, das sie noch in den Händen hielt, und begann ihr die Stirn abzureiben. Indem er so mit der rechten Hand arbeitete, hatte er den linken Arm um ihren Nacken gelegt. Ihr Haupt, mit den geschlossenen Augen, sank ihm in den Arm.

„Ich denke — ich hoffe — es wird nicht schlimm sein," sagte er ermuthigend. Dann aber hörte er mit dem Reiben auf. Er bemerkte, daß die Haut von der Flamme gereizt war, und daß sie unter seiner reibenden Hand immer röther wurde.

Die Waidmann schlug die Augen auf.

„Lassen Sie nur," sagte sie, „ich danke. Ich glaube, es war wohl hauptsächlich der Schrecken. Ich will jetzt nach Haus gehen."

„Werden Sie denn das können?" fragte er.

Sie erhob sich vom Stuhle. „Ich binde mir das um den Kopf," und deutete auf das Taschentuch. „Darf ich das mitnehmen?"

„Aber versteht sich doch," erklärte er.

„Die Minna soll mir etwas Oel geben, das lege ich auf, dann wird's schon wieder werden. Also gute Nacht."

Sie nickte mit dem Kopfe, und er hörte, wie sie draußen von Fräulein Philippi und deren Dienstmädchen in Empfang genommen wurde, die durch den Schrei und das Hin- und Herlaufen aufmerksam geworden waren und nun natürlich mit Fragen über sie herstürzten. „Ihr alter Kessel!" sagte die Waidmann vorwurfsvoll zu Fräulein Philippi; „viel hätte nicht gefehlt, so hätt' ich mir beide Augen daran ausgebrannt."

Aus dem Abendbrot, das er auf seiner Stube hatte einnehmen wollen, wurde nun nichts und aus dem Arbeiten auch nicht mehr viel. Er ging in die Stadt. Die Aufregung war ihm zu tief in die Nerven gedrungen, und die Erinnerung ließ ihn nicht los. Die Erinnerung daran, wie die Flamme zu ihr hinüber gesprungen war, wie sie aufgeschrieen und dann — wie sie in seinen Armen gelegen hatte, wie sein Arm sie umschlungen gehalten und wie ihr warmer, voller Leib an seiner Brust gezittert und gebebt hatte.

Ganz gut aber war es am nächsten Morgen, wie es schien, doch noch nicht geworden. Die Waidmann kam nicht; statt ihrer erschien ein kleines Mädchen, das mit kindlich piepsender Stimme „guten Morgen" bot.

Hugo blickte auf. „Sind Sie — die Auguste?"

Jawohl, es war die Auguste, die heute aus der Schule ferngehalten worden war, um die Stelle der Mutter zu vertreten.

„Wie geht's denn der Mutter?"

O danke — es ging ihr schon viel besser. In der Nacht hätte sie noch Schmerzen gehabt und sich öfters Umschläge machen müssen. Und weil es heute so sehr kalt wäre, hätte man ihr gerathen, heute lieber noch nicht auszugehen.

Kaffee trinkend, das Buch in der Hand, sah er der kleinen Nothhelferin zu, die mit peinlicher Aufmerksamkeit ihre Obliegenheiten vollzog. Wie sauber und anständig das Kind gekleidet, wie reinlich es gewaschen, wie glatt ihm das Haar gemacht war!

„Soll ich auch die Pfeife rein machen?" fragte sie. „Ich werde mich auch sehr mit dem Kopf in Acht nehmen."

Er lächelte. Die Mutter hatte ihr offenbar genaueste Anweisungen ertheilt.

„Na — wenn Sie sich so sehr in Acht nehmen wollen —"

„Stopfen aber kann ich sie noch nicht," erklärte sie, als sie bald darauf mit der gereinigten Pfeife zurückkehrte.

„Dann werde ich das also selbst besorgen," meinte er.

Sie stellte sich mitten ins Zimmer. „Haben Sie fertig gefrühstückt?"

Er hatte fertig gefrühstückt.

„Haben Sie sonst noch etwas zu wünschen?"

Lachend stand er auf und nahm den Kopf der kleinen Fragerin zwischen beide Hände.

„Nur daß Sie mir die Mama schön grüßen, wenn Sie nach Hause kommen. Werden Sie das bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie ihr sagen, daß Sie Ihre Sache sehr gut gemacht haben. Werden Sie das auch bestellen?"

„Jawohl, danke."

„Und daß Sie den Gustav und den Ferdinand von mir grüßen."

Aus seiner Commode holte er ein altes Osterei von Porzellan hervor.

„Und das schenke ich Ihnen. Wollen Sie's haben?"

„Jawohl, danke schön, danke!"

Die kleine Hand griff nach dem Schatze. Mit leuchtenden Augen blickte das Kind zu ihm auf, dann ging es seiner Wege.

Am Abend war es wieder die Auguste, die erschien, um regelrecht, wie ein kleines Uhrwerk, ihre Verrichtungen abzuschnurren.

Er saß am Tische, bei Lampe und Buch, und ließ sie gewähren. „Kommt morgen die Mutter wieder?" erkundigte er sich, als sie ihm „gute Nacht" geboten hatte.

Sie wußte es nicht; aber wenn es morgen noch so kalt sein würde, wie heute, würde die Mutter wohl noch nicht kommen, so glaubte sie.

„Also grüßen Sie die Mutter von mir."

Ja, das würde sie bestellen — „also gute Nacht."

„Gute Nacht."

Am nächsten Morgen aber schien es wärmer geworden zu sein. Denn als er von dem Geräusch erwachte, das die sich öffnende Alkoventhür verursachte, waren es nicht trippelnde Kinderfüße, die er vernahm, sondern die schwereren, weichen Schritte, die eine Frauengestalt hereintrugen. Die Waidfrau war wieder da.

Er schloß die Augen, wickelte sich noch einmal in die Decke; ein Wohlgefühl überkam ihn, und es war nicht eigentlich die Bettdecke, sondern dies warme Gefühl, in das er sich hineinwickelte, tief, tief, wie ein Kind, dem etwas beschert worden.

Als er sich angekleidet hatte und ins Vorderzimmer gekommen war, trat er an das Fenster. Es sah aber gar nicht so aus, als wenn es wärmer geworden wäre; im Gegentheil, der Schnee lag fußhoch.

Dennoch war sie gekommen?

Ja, sie war gekommen. Denn indem er noch am Fenster stand, that sich hinter ihm die Thür auf, und, das Frühstücksbrett in beiden Händen, erschien die Waidmann auf der Schwelle.

„Waidfrau — sind Sie wieder da?"

Mit einem Schritt war er auf sie zu. Er nahm ihr das Brett aus den Händen, um es selbst auf den Tisch zu setzen. Heute hatte er das „Waidfrau" nicht hinaus geschrieen; wie ein unterdrückter Freudenschrei hatte es geklungen.

Sie trug den Kopf noch verbunden; unter der weißen Binde blickten die Augen hervor, unversehrt, blickten ihn an und leuchteten.

„Die Waidfrau ist wieder da," sagte sie leise; dabei lächelte sie.

Er faßte sie an beiden Händen und drückte ihre Hände; zögernd erwiderte sie den Druck. Beide Menschen feierten ein Wiedersehen und ein Wiederfinden; ein Wiedersehen nach dem neulichen Unglücksfall, ein Wiederfinden nach der bösen Entfremdung, die vorhergegangen war.

„Geht es denn wieder gut?" fragte er. Er dachte nicht an das Frühstück.

„In der Stube kann ich's schon wieder abnehmen," erwiderte sie. Sie knüpfte sich die Binde von der Stirn, mit hastigen Händen, als fühlte sie ein Bedürfniß, ihm ihr unverhülltes Gesicht wieder zu zeigen.

„Nur hier, über den Augenbrauen," setzte sie hinzu, indem sie mit dem Finger auf die Nasenwurzel deutete. Ihre Bewegung sah wie eine Aufforderung aus, daß er näher kommen, daß er zusehen sollte.

Er trat dicht an sie heran. Zwischen den Augenbrauen war ein weißlicher Fleck; die Augenbrauen selbst waren an den inneren Enden versengt, so daß die einzelnen Haare borstig aufstanden. Mit leise tupfendem Finger strich er über den Fleck und ihre Augenbrauen entlang.

„Ein Bürstchen haben Sie über den Augen bekommen," sagte er leise scherzend, aber seine Stimme zitterte, indem er so sprach.

Die Frau erwiderte nichts; sie stand regungslos, während sein Finger sie berührte, während sein Gesicht dicht über ihrem Gesicht war.

Plötzlich wurde er blutroth und wandte sich ab.

Ein Verlangen hatte ihn gepackt, die Lippen auf ihre Haut zu drücken, und in seiner Schüchternheit hatte er es nicht gewagt. Er ging hinter den Tisch, setzte sich zum Frühstück und versenkte sich in sein Buch.

Die Waidmann war roth geworden, wie er. Sie wandte sich gleichfalls ab und ging an ihre Besorgungen. Beide sahen sich nicht an; beide sprachen zu einander kein Wort. Erst nachdem sie mit ihren Verrichtungen fertig geworden war, blieb sie noch einmal an der Thür stehen.

„Auch noch bedanken möcht' ich mich für das schöne Osterei, das Sie meiner Auguste geschenkt haben."

Er sprang auf. Der Zwang war gebrochen, der ihn erwürgt hatte. Sein Gesicht strahlte wieder vor Vergnügtheit.

„Hat's ihr Spaß gemacht? Ja?"

Er drückte ihr den Fidibus in die Hand, damit sie ihm die Pfeife anzündete. Wieder wie damals, als sie es zum ersten Mal gethan, stand er ihr gegenüber, durch den Tabaksqualm mit listigen Augen zu ihr hinüber lächelnd.

„Wenn Sie nach Haus kommen," sagte er, „grüßen Sie unsere Auguste."

Und wieder wie damals, als er sie zum ersten Male „Waidfrau" genannt hatte, fuhr sie mit dem Kopfe auf. „Unsere — Auguste?"

Er lachte auf. „Jetzt, wo Ihre Auguste bei mir gewesen ist und so schön aufgewartet hat, ist Ihre Auguste auch meine geworden, also ist es unsere Auguste."

Die Waidmann klopfte den glimmenden Fidibus am Thürpfosten aus; sie schüttelte den Kopf, indem sie es that. Was der Mensch für Einfälle hatte! Sie schien verlegen; die Röthe war wieder in ihrem Gesichte aufgestiegen. Aber er stand noch immer und schien auf eine Antwort zu warten.

„Ist gut also," versetzte sie, indem sie mit heißen Wangen lächelte, „ich werde es — unserer Auguste sagen."

Aber sie hielt nicht Wort. Als sie nach Haus kam, in den Sperlingswinkel, bestellte sie der Auguste den Gruß nicht, sagte ihr überhaupt kein Wort.

Warum nicht? Weil ein so sonderbares Gefühl in ihr war, ein Gefühl, das, wenn man es genau betrachtete, eine täuschende Aehnlichkeit mit dem gehabt hätte, was man Eifersucht nennt.

Eifersüchtig auf das Kind? Ihr eigenes Kind? Zum Lachen — und dennoch war es nicht anders.

Als die Auguste gestern heim gekommen war und gar nicht hatte aufhören können zu erzählen, wie es bei ihm gewesen war, wie er mit ihr gesprochen und gescherzt, wie er ihren Kopf zwischen die Hände genommen und ihr schließlich das Osterei geschenkt hatte, war sie schweigend und äußerlich ruhig, innerlich aber in lauschender Gespanntheit dem Berichte des Mädchens gefolgt. Keine Silbe war ihr entgangen; immerfort hatte sie ihn im Geiste vor sich gesehen, und während sie sich freute, daß er so freundlich zu ihrem Kinde gewesen war, hatte sie sich gleichzeitig darüber geärgert. Und als heute früh die Auguste wieder davon angefangen hatte, daß sie auch heute wohl zu dem Herrn gehen und die Mutter zu Hause bleiben würde, war sie mit einem „nein" dazwischen gefahren.

„Nein, Du gehst wieder in die Schule; ich werde selbst zu ihm gehen."

Sie selbst — und Niemand anders.

Mochte es sein, wer es wollte, mochte es ihr eigenes Kind sein — Niemand sollte ihr nehmen, was ihr Recht war, ihr ausschließliches, bei ihm zu dienen, Niemand zu ihm gehen, zu dem nur sie gehen durfte, Niemand für ihn sorgen, Niemandem sollte er gehören, als nur —

In solcher Aufwallung war sie heute Morgen bei ihm erschienen. Das war es gewesen, was aus ihren Augen blitzte, als sie ihn unter der Stirnbinde angesehen hatte. Und nun dieses Wort, dieses seltsame, das er zu ihr gesagt hatte, und das sie in sich herumwälzte, wieder und immer wieder — „unsere Auguste". Was hatte er nur damit gemeint? Offenbar nur einen Spaß; einen Scherz, wie damals, als er sie „Waidfrau" genannt hatte. Aber solch ein Scherz! War er denn noch ein Kind, daß er sich nicht sagte, was es bedeutet, wenn ein Mann zu einer Frau von ihrem Kinde als von „unserem" Kinde spricht? Ja, es war schon so; er war wirklich noch ein Kind, namentlich Frauen gegenüber. Das hatte sie gemerkt, als er vor ihr stand, ihre Stirn betupfte und ihre Augenbrauen, als sie gefühlt hatte, wie es ihn verlangte, sie zu küssen, und wie er es nicht gewagt hatte, weil er zu schüchtern war. Der Mensch da hatte noch keine Frau in die Arme geschlossen, vielleicht noch keiner so nahe gegenüber gestanden, wie heute ihr. Und also — war sie die Erste? Indem dieser Gedanke in ihr aufging, war es wie eine Flamme, die ihr ganzes Innere mit Wärme erfüllte und mit leuchtender Helligkeit. Ihre Phantasie ging mit ihr durch; sie sah sich im Geiste in seinem Zimmer sitzen, auf seinem Stuhl, und wie man einen Knaben zu sich heranzieht, ein Kind, so zog sie ihn zu sich heran, und wie ein Kind setzte sie ihn sich auf den Schoß. Dann kniff sie ihn in die Ohren und zauste ihn an den Haaren und bog ihm den Kopf zurück und sah ihm in die Augen, die blauen Kinderaugen, flüsterte ihm närrische Worte zu, freundliche, zärtliche, kosende, und dann beugte sie das Gesicht auf seines und küßte ihn auf die Augen und auf den Mund — als sie mit ihren Gedanken so weit gekommen war, fuhr sie auf. Sie sah, daß sie im Sperlingswinkel, am Herd stand und für ihre Kinder das Essen kochte, und merkte, daß sie wie in wachem Traum herausgekommen war und mechanisch die Obliegenheiten des Alltags besorgt hatte.

„Verrückt wirst Du — Du bist verrückt," sprach sie in sich hinein, indem sie sich zusammenraffte und gewaltsam die Vorstellungen von sich warf, die sie umlagerten.

Aber von jetzt an gab es nur einen Gedanken noch in ihrem Dasein: die Erwartung der Stunde, da sie in Fräulein Philippi's Haus gehen durfte, zu ihm.

Immer länger wurden die Unterhaltungen zwischen den beiden Menschen. Seine Gewohnheit, während des Frühstückens zu lesen, hatte er aufgegeben. Statt dessen unterhielt er sich mit der Waidfrau, die sich auf einen Stuhl setzen mußte, weil er nicht wollte, daß sie immer vor ihm stand, weil es gemüthlicher war, wenn sie beide saßen. Von „unserer Auguste" mußte sie ihm erzählen, „unserem Gustav" und „unserem Ferdinand", denn so wie das Mädchen

hatte er auch die beiden Jungen zu „unseren" Jungen gemacht. Und die Waidfrau hatte sich daran gewöhnt, sprach von ihren Kindern als von „unseren" Kindern, als verstände sich das von selbst, als wäre es nie anders gewesen. Von ihrem früheren Leben, von dem Arbeiteraufstand, ihrer Thätigkeit in den Fabrikantenhäusern, von dem, was sie bei den Fabrikantenfrauen erfahren und gesehen, von Dingen, über die sie zu Niemandem sonst sprach, sprach und erzählte sie dem fremden Manne. Aber war er denn ein fremder? Nein. Aber ein bekannter von früheren Tagen doch auch nicht. Also, was denn? Ja, wenn sie hätte sagen sollen, hätte sagen können, was er ihr war!

Immer auf demselben Stuhle saß sie, an demselben Platz, am Fenster, so daß sie ihn ansah, wie er auf dem Sopha hinter dem Tisch saß, so daß er zu ihr hinübersah, wie sie dort saß, die Pfeife in den Händen, wartend, bis daß sie ihm die Pfeife anzünden durfte.

Hatte es jemals eine Zeit in ihrem Leben gegeben, da sie ihn dort nicht hatte sitzen sehen? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Würde je eine Zeit kommen, da er dort nicht mehr sitzen würde? Sie konnte es nicht denken. Märchen war in ihrem Leben, und das Märchen weiß nichts von Vergangenheit und Zukunft; Zeitlosigkeit ist seine Bedingung. Der Stuhl da unter dem Fenster war ihr Besitzthum geworden; die Viertelstunde, die sie täglich plaudernd darauf saß, ein Bestandtheil ihres Daseins, ein Lichtpunkt, ein Brennpunkt, neben dem alles Uebrige verblaßte, gleichgültig wurde und entschwand. Wenn die Thür hinter ihr geklappt hatte, war sie hinaus aus der Welt, auf einer Insel im menschenleeren Ocean. Was die Menschen draußen trieben und sprachen — sie fragte nicht darnach; was sich draußen begab, ob sich etwas begab — sie wußte nichts davon. Und doch begab sich da draußen Manches, und es bereitete sich Ernstes. Während die beiden Menschen da drinnen in ihrer Stube saßen und Eines über dem Anderen die Welt vergaß, ging die Welt weiter, und über dem Horizonte der Menschenerde stieg langsam ein furchtbares Antlitz empor, den Gewitterathem einhersendend aus pulverbläulichen Lippen, der Krieg.

Das Jahr 1866 schritt vor und fing an, die Ereignisse zu bereiten, die im Schicksale der Völker und im Leben der Einzelnen Spuren hinterlassen sollten, nie zu verändernder Art.

An einem Morgen, als die Waidmann, wie gewöhnlich, unter dem Rasseln der Thürglocke ins Haus eingetreten war, kam Fräulein Philippi, aufgeregten Gesichts, aus ihrem Zimmer hervorgeschossen, ihr entgegen. In den Händen schwenkte sie eine Zeitung.

Aufgeregt war sie ja immer — heute aber schien etwas Besonderes vorzuliegen.

„Ach Gott, Frau Waidmann, was hier in der Zeitung steht! Wir bekommen ja Krieg!"

Die Waidmann schien sie kaum zu verstehen.

„Krieg? Was denn für Krieg?"

„Mit den Oesterreichern," belehrte Fräulein Philippi weiter. „Das ist der Bismarck, der uns das alles besorgt! Dieser Mensch! Ich habe es immer gesagt."

Die Waidmann wußte gar nicht, was sie erwidern sollte. Die Oesterreicher — der Bismarck — lauter Dinge, von denen sie nichts wußte, kaum je etwas gehört hatte.

„Wenn Sie nachher zu Ihrem Herrn hinein gehen," fuhr die geängstigte alte Jungfrau fort, „nehmen Sie ihm doch die Zeitung mit hinein; fragen Sie ihn doch einmal, ob es wirklich so schlimm steht? Der hat ja Verbindungen, der weiß Bescheid."

Sie drückte ihr das Zeitungsblatt in die Hand. Zum ersten Male empfand sie es als eine Wohlthat, daß sie einen Menschen im Hause hatte, der mit der „Regierung" Beziehungen hatte, der an der Quelle saß, sichere Nachrichten haben mußte.

Die Waidmann nahm die Zeitung an sich, weil sie nicht anders konnte, weil sie ihr mit Gewalt in die Hand gestopft wurde. Aber sie blickte nicht einmal hinein. Was ging denn sie das alles an? Krieg — wie ein wesenloser Schall schlug das Wort ihr an das Ohr. Das war wieder einmal die alte Dumme, die Philippi, die sich um Dinge aufregte, die sie nichts angingen.

So wenig Beachtung schenkte sie der Sache, daß sie nachher, als sie zu ihm hineinging, die Zeitung mitzunehmen vergaß. Erst später, als er schon beim Frühstück saß, fiel es ihr ein, daß das Blatt noch in der Küche lag. Sie ging hinaus, es zu holen.

„Das hat mir die Philippi gegeben." sagte sie, indem sie es ihm über den Tisch hinüberreichte, „es steht da irgend was d'rin; Sie möchten doch einmal sagen, ob es richtig ist, was da steht."

Er nahm die Zeitung von ihr entgegen und senkte die Augen hinein. Von ihrem Stuhle am Fenster sah die Waidmann, wie sein Gesicht beim Lesen ernsthaft wurde, wie es sich umschattete, beinahe verdüsterte.

„Es wird schon so sein, wie es da steht," sagte er nach einiger Zeit, indem er das Blatt aus der Hand legte. „Brenzlich hat's schon immer ausgesehen, die ganze Zeit, nun wird es wohl nächstens losgehen mit dem Krieg."

Die Augen der Frau weiteten sich. „Bekommen wir Krieg?"

Er nickte mit emporgezogenen Augenbrauen. Dabei sah er sie an und sah, wie sie aufathmete und lächelte.

„Dann ist's aber nur gut," sagte sie, „daß Sie aus der Geschichte heraus sind."

„Wieso — heraus bin?" fragte er.

„Na — weil Sie doch Ihren Abschied genommen haben vom Militär."

Er lächelte. „Das gilt aber doch nur für den Frieden. Militärpflichtig bin ich darum doch immer noch. Wenn's los geht, muß ich natürlich mit."

Nachdem er dies gesagt hatte, entstand eine Stille. Die Waidmann erwiderte nichts, gab überhaupt keinen Laut von sich. Er hatte zu Ende gefrühstückt; jetzt richtete er den Kopf auf. „Na — bekomme ich denn heute meine Pfeife nicht?"

Die Waidmann stand auf; sie räusperte sich, als hätte ihr etwas in der Kehle gesteckt, etwas Erstickendes. Er nahm ihr die Pfeife ab; dabei berührte er ihre Hand; ihre Hand war ganz kalt.

„Na — und der Fidibus?" fuhr er fort.

„Ja — der Fidibus —“ Sie griff umher, als hätte sie vergessen, wo die Papierstreifen lagen; als wären ihr die Gedanken abhanden gekommen.

Er stand mitten im Zimmer und sah ihr zu. Dann lachte er laut auf.

„Aber Waidfrau, was ist denn los?“

Als sie ihn lachen hörte, kamen ihre taumelnden Augen zu ihm herum, und es sah aus, als klammerten sich ihre Augen an seinem Gesichte an. Wieder, wie vorhin, hob sich ihre Brust. Wenn er so zu lachen vermochte, konnte es ja so schlimm nicht sein.

Indem sie ihm den brennenden Fidibus über die Pfeife hielt, beugte er sich nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Noch bin ich ja nicht todt.“

Sie fuhr zurück. „So sollten Sie doch aber nicht sprechen,“ sagte sie mit würgendem Laut.

Unachtsam hielt sie das glimmende Papier in Händen, so daß es ihrem Kleide ganz nahe kam. Er entriß es ihr.

„Wollen Sie noch einmal anbrennen?“ rief er lachend. „Waidfrau, zum Donnerwetter, was ist denn mit Ihnen los? Weil da irgend was in der dummen Zeitung steht? Ist ja vielleicht Unsinn, die ganze Geschichte. Vorläufig, das sehen Sie doch, haben wir noch Frieden, und ich bin noch da.“

Sie athmete auf, wie Jemand, der sich von einem Schrecken erholt.

„Das hat sich die Alte da drüben, die Philippi, bloß herausgesucht aus der Zeitung,“ fuhr er scherzend fort, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „weil sie mich los sein möchte; hilft ihr aber nichts, ich gehe nicht, fällt mir gar nicht ein; bleibe, wo ich bin.“

Der muntere Ton, in dem er sprach, gab ihr das Leben wieder. Mit einem Schritt war sie an den Tisch heran, sie ergriff die Zeitung und zerknüllte sie in der Hand.

„Habe ich mir doch gleich gedacht,“ meinte sie murrend, „was versteht denn die alte Dumme von solchen Sachen?“

„Fräulein Philippi ist ein Angsthase,“ sagte er.

„Das ist wahr! Das ist sie!“ Aufgeregt lachend bestätigte die Waidfrau, daß er sie richtig bezeichnet hätte. Dann ging sie hinaus. In der Küche fand sie den „Angsthasen“ Fräulein Philippi.

„Ist Alles Unsinn,“ sagte die Waidmann kurz und grob, indem sie der alten Jungfrau das zerknitterte Blatt zurückreichte, beinahe zuwarf.

„Hat er das gesagt?“ erkundigte sich diese mit ängstlichem Erstaunen.

„Ueberhaupt nur gelacht hat er,“ erklärte die Waidmann. Sie sprach laut, als wäre außer dem alten Fräulein noch Jemand da, der sie hören sollte. Wer? Vielleicht ihr eignes Herz da drinnen in der Brust. Aus seinen halben Andeutungen, seinen Scherzen machte sie sich etwas zurecht, etwas, woran sie glauben, woran sie sich halten konnte.

Unsinn war Alles — Alles nur eine Einbildung und ein Geschwätz der alten Dummen, der Philippi. Wie man ein niederschlagendes Pulver gebraucht, um erregtes Blut zu beschwichtigen, so wiederholte sie sich das den ganzen Tag. Und den ganzen Tag über half es auch. Aber dann kam die Nacht, und in der Nacht fuhr sie jählings aus dem Schlafe auf. Eine Centner-

last erdrückte ihre Brust, und sobald sie wach geworden, stand ein Gedanke vor ihr: „Es wird Krieg, und Er muß mit.“ Umsonst, daß sie ihr Beschwichtigungsmittel versuchte, daß sie mit murmelnden Lippen: „es ist Unsinn — Unsinn Alles“ vor sich hin sprach, der Gedanke wich nicht; wie mit glühenden Buchstaben stand es vor ihr im Dunkel geschrieben: „Es wird Krieg, und Er muß mit.“ Sie setzte sich in den Kissen auf, sie konnte es liegend nicht mehr aushalten; der Schweiß brach ihr aus. Ihre Phantasie gewann die Oberhand und führte schaudervolle Bilder an ihr vorüber. Sie hörte den Schlummerhauch ihrer Kinder, die mit ihr in demselben Zimmer schliefen, und das leise Geräusch wurde ihr zum Gestöhn, zum Gestöhn von Menschen, die sterbend auf einem Schlachtfelde lagen. Und unter den Sterbenden war Er! Draußen hatte sich der Wind erhoben; klappernd schlug er an das Fenster. Sein Pfeifen wurde ihr zu Stimmen, die Stimmen zu Worten; aus jedem Wort klang es wider: „Es wird Krieg, und Er muß mit.“

Und zu der nämlichen Stunde, in der Nacht, als die Frau vom Schlafe auffuhr, saß der Mann, dem ihre geängstigten Gedanken galten, einsam bei Lampe und Buch in seinem einsamen Zimmer. Eine Unruhe erfüllte ihn, die ihm verwehrte, ins Bett zu gehen. Er fühlte, daß etwas sich bereitete und kam, das ihn herausreißen wollte aus dem neuen Leben, das er sich kraft eigenen Willens soeben aufgebaut und eingerichtet hatte. Was er heute Morgen in der Zeitung gelesen, er wußte, daß es vollkommen richtig war. Im Laufe des Tages waren neue Nachrichten hinzugekommen; der Krieg wurde unvermeidlich. Daß er mit in den Krieg mußte, das war gewiß; alles Weitere war ungewiß. Um zur Ruhe zu kommen, hatte er sich wieder zu seinem Homer geflüchtet, und indem er jetzt in das Buch tauchte, sprangen ihm diese Verse entgegen:

„Nie mehr umspielen die Kinder sein Knie und grüßen den Vater,
Der nicht mehr aus dem Krieg heimkehrt und der grausigen Feldschlacht.
Dann wird Aegialeia, die kluge Tochter Adrastos',
Jammernd erwachen vom Schlaf; ihr Schrei'n erweckt ihre Mägde;
Weinend klagt das herrliche Weib um den reisigen Gatten,
Besten achäischen Volks, Diomed, den Bänd'ger der Rosse.“

Er starrte in das Licht der Lampe — brannte sie heute so viel düsterer als gewöhnlich? Er blickte im Zimmer umher — war es heute so viel dunkler als sonst? Er stand vom Stuhle auf; eine dumpfe Qual trieb ihn empor. Homer hatte zu ihm gesprochen, sein großer Berather, und hatte ihm verkündigt, daß er nicht wiederkommen würde aus dem Krieg. Hatte er denn Kinder, die ihm die Kniee hätten umspielen sollen, wenn er heimkehrte? Und hatte er die Kinder der Frau, die Auguste, den Gustav und den Ferdinand, nicht zu seinen Kindern gemacht, indem er von „unseren“ Kindern sprach? Hatte er ein Weib zu Hause, das klagend erwachen würde, wenn er draußen blieb im Schlachtfeld? Und hatte er heute Morgen die Augen nicht gesehen, die taumelnden Augen im Gesicht der Waidfrau? Hatte er ihre erstickte Stimme nicht vernommen, als er ihr sagte: „Noch bin ich nicht todt“? Alles, was er sich spielend, in der Freudigkeit seines Herzens ausersonnen hatte, wurde zu

furchtbar deutungsvollem Ernst, zu einer Wirklichkeit, die in geheimnißvolle Beziehung zu den düster prophetischen Worten trat, die er soeben gelesen.

Er riß das Fenster auf und blickte hinaus in die schwarze, von wenigen Laternen spärlich durchleuchtete Nacht. Die Winterkälte war schon seit einigen Tagen gewichen; heute zum ersten Mal hatte sich ein Frühlingssturm erhoben, der ungestüm durch die Gassen der Stadt brauste. Die alten, von der Winterkälte verquollenen Wetterfahnen drehten sich kreischend im Wind; Ziegelsteine lösten sich hier und da von den Dächern und stürzten krachend zur Erde. Ein Gemisch von abenteuerlichen Lauten erfüllte die Luft. Es hörte sich an, als hätte die Welt das Fieber bekommen, als käme aus weiter Ferne etwas dahergerannt, etwas Ungeheures, Furchtbares, Unsichtbares, das Niemand sah, während es selbst Alles sah, überall hineinsah, in jedes Haus, jede Zufriedenheit, jedes stille Glück, bei dem Einen vorüberstürmend, bei dem Anderen verweilend mit kurzem Kopfnicken: „du mußt mit."

Und er mußte mit; ein vernichtendes Gefühl in seinem Innern sagte es ihm. Und während sich die Jugend in ihm verzweiflungsvoll dagegen aufbäumte, daß er hinweg sollte aus dem Leben, dessen Schönheit ihm zum ersten Male aufzudämmern begonnen hatte, war es wie ein tiefes, betäubendes Rauschen um ihn her, indem er sein eigenes Schicksal in einem großen, allgemeinen Schicksal wie im weiten Meere versinken sah.

Von dem Tage an, der auf diesen Tag folgte, nahmen die Dinge einen fieberhaft beschleunigten Gang. Nicht im Hause von Fräulein Philippi allein, sondern in jedem Hause gab es nur noch einen Gegenstand des Gesprächs: den Krieg. Denn Jedermann weiß ja, was in Preußen ein Krieg für die preußischen Männer und Familien bedeutet.

Die Nachrichten überstürzten und überboten sich: Magdeburg wurde in Vertheidigungszustand gesetzt. Das machte einen beklemmenden Eindruck. Magdeburg, das alte Bollwerk, für die Bewohner des alten kleinen Fabrikortes die Hauptstadt, mehr Hauptstadt beinahe als Berlin. Es war, als fühlte man die Hand des Feindes bereits an der Kehle.

Dann kam eine Kunde aus Berlin: an dem Bismarck war ein Attentat verübt worden; man hatte auf ihn geschossen. Der Bismarck — mit einem Schlage war der Name in aller Leute Munde; wie ein neuentdeckter Planet ging er auf. Ein Wirbelsturm erfaßte alle Gemüther.

Und inmitten dieses hoch gehenden Lärms liefen still geschäftig die Postboten umher, Briefe in Händen, bedeutungsvolle, die sie in den Häusern abgaben, wo wehrpflichtige Männer wohnten, denen befohlen wurde, sich angesichts dieses bei ihren Truppentheilen zur Gestellung einzufinden.

Auch an der Hausthür von Fräulein Philippi rasselte die Glocke; ein Dienstschreiben aus Berlin flog in Minna's zitternde Hände. In dem Schreiben stand geschrieben, daß der Lieutenant außer Diensten Hugo von — — sich in Berlin bei einem der dortigen Regimenter zu melden hätte.

Mittags, als er von dem Director zurückkam, erhielt er den Brief; am Abend, als die Waidfrau bei ihm aufwartete, erfuhr sie, daß er morgen Abend abreisen mußte. Lautlos nahm sie die Mittheilung entgegen.

Wie in einer Betäubung war sie diese Tage dahin gegangen; jetzt kam dies, dieses Letzte, das sie hatte erwarten müssen und erwartet haben würde, wenn sie nicht krampfhaft die Gedanken davor versperrt hätte. Eine dumpfe Kälte, die zunächst Alles, auch das Leidgefühl erstickte, lagerte sich in ihrem Hirn. Schweigend vollzog sie ihre Verrichtungen, und so benommen war sie, daß sie heute, an dem Abend, da er zum letzten Male in dem Bette schlafen sollte, das sie für ihn bereitet, ihm „gute Nacht" zu bieten vergaß.

In sich gekehrt ging sie nach Haus. Wo sie an Menschen vorüber kam, hörte sie immer dasselbe Gespräch und immer dasselbe: der Krieg — der Bismarck. Eine verzweiflungsvolle Wuth bemächtigte sich ihrer. Warum war solch ein Krieg? Wozu sollte er dienen? Warum war er nöthig? Warum ließ man die Menschen nicht still ihren friedlichen Hantirungen nachgehen? Wer waren die Leute, denen die Macht verliehen war, so gewaltsam in das Glück des Einzelnen einzubrechen? Wahnsinn war solch ein Krieg, und die Menschen, die davon sprachen wie von einer nothwendigen Sache, Verrückte! Sie wüthete gegen Alle und Alles, gegen die Weltordnung, gegen die Menschen, die sich so dumm einer sinnlosen Ordnung fügten, und beinahe auch gegen ihn, der ihr solchen Schmerz bereitete. Er war doch heraus aus dem Militär; hätte er es denn nicht möglich machen können, daß er ganz heraus kam? daß er ruhig und vernünftig hier sitzen blieb bei seinen Büchern, während sich die Dummen da draußen niederschossen und erwürgten wie wilde Thiere? Und als er ihr neulich gesagt hatte, daß, wenn es Krieg würde, er mit müßte, hatte er noch gescherzt und gelacht! So willig gab er sich dem allgemeinen Wahnsinn hin? So wenig schmerzte ihn der Abschied?

Ihre Gedanken verirrten und verwickelten sich zu einem finsteren Knäuel, aus dem es keinen Ausweg, für das es keine Lösung gab. Düsteren Blickes, ohne Wort und Laut, schnitt sie ihren Kindern das Abendbrot zurecht. Dumpf und stumpf warf sie sich, als die Nacht gekommen war, in das Bett.

Und dann kam der letzte Tag.

Wenn man ihr damals, als sie so widerwilligen Herzens zum ersten Male zu ihm ging, gesagt hätte, daß sie wenige Wochen später ein noch viel schwereres Herz daher tragen würde, weil sie den Weg zum letzten Male ging! Für den Nachmittag stand ihr eine traurige Arbeit bevor, seine Sachen in den Koffer zu packen zur Reise nach Berlin. Die Frühstücksstunde würde die letzte sein, da sie noch einmal wie früher zusammen sein konnten.

Aber auch diese Stunde schien heute verloren.

Zwar blieb sie im Zimmer, während er wie gewöhnlich hinter seinem Tische saß, aber sie setzte sich nicht mehr auf ihren gewohnten Stuhl — sie konnte nicht. An das Fenster gelehnt, starrte sie wortlos hinaus. Und weil sie schwieg, schwieg auch er, und in drückendem Schweigen ging die kurze Spanne Zeit dahin, die ihnen noch vergönnt war.

Endlich, als er merkte, daß sie heute alle die Handreichungen vergaß, an die er von ihr gewöhnt war, stand er auf, um selbst nach der Pfeife zu langen, die angelehnt an den Stuhl stand.

Als die Frau seine Bewegung gewahrte, warf sie den Kopf herum; wie ein Zucken ging es durch ihre Glieder; mit einem erstickten Laute kam sie ihm zuvor, stürzte sich auf die Pfeife und drückte sie ihm in die Hand. Dann griff sie zum Fidibus, und noch einmal, wie an dem ersten Tage, standen die beiden Menschen sich gegenüber.

„Waidfrau," sagte er leise, „ich habe mit Fräulein Philippi gesprochen; ich behalte die Wohnung vorläufig; Alles bleibt hier, wie es ist. Wenn der Krieg zu Ende ist, komme ich wieder und ziehe wieder ein."

Ihr gebeugtes Haupt richtete sich auf, langsam, wie das Haupt eines Menschen, der einem fern lockenden, kaum verständlichen Tone lauscht. Wenn der Krieg zu Ende war — jetzt, da all' das Schreckliche begann, hatte sie noch gar nicht zu denken vermocht, daß es einstmals wieder vorüber sein würde. Und dann kam er wieder, dann, wie es gewesen war, würde Alles wieder sein. Ihre Augen trafen in die seinen, mit einem sehnsüchtigen, einem lechzenden Blick: „Komm wieder!" Ihre Hände streckten sich unwillkürlich nach ihm aus. Er ergriff ihre Hände — wie sie kalt waren, wie sie zitterten! Wie sie zitterten in der Qual, die ihre ganz starke, gesunde Natur durchwühlte und übermannte. Wie sie ihn liebte! Und jetzt davon gehen zu müssen! Jetzt, in diesem Augenblick, da sein unerfahren kühles Herz zum ersten Mal warm geworden war, zum ersten Mal alle Kammern aufgethan hatte, weil die Liebe ihr heißes Gesicht hinein getaucht hatte und ihren glühenden, duftigen Hauch hinein geschickt hatte, jetzt die Thür zuwerfen, jetzt Alles hingeben zu müssen, was da an seiner Brust aufblühte in ungeahnter Fülle, Wärme und Herrlichkeit! Er versuchte zu lächeln — es gelang ihm nicht; nur ein Zucken des Gesichts wurde daraus. Mit aller Gewalt mußte er sich halten, um nicht in Thränen auszubrechen.

„Nur das da nehme ich mit," sagte er, indem er mit den Augen auf das Buch deutete, das aufgeschlagen auf seinem Arbeitstische lag, den Homer. „Alles Uebrige bleibt, wie es ist. Ich habe Fräulein Philippi gesagt, daß Sie manchmal kommen würden, nach den Sachen zu sehen — werden Sie kommen?"

Hastig nickte sie — ob sie kommen würde — ob!

Er deutete auf die Pfeife.

„Die bleibt auch hier. Wenn ich wieder komme, stopfen Sie sie mir wieder." Er beugte sich tiefer, dicht an ihr Ohr:

„Und — ich sage es nur für alle Fälle — wenn ich nicht wieder komme, gehört sie Ihnen."

Als er dies ausgesprochen hatte, riß sich ein Schrei von ihren Lippen; er fühlte sich von ihren Armen umfaßt. Im nächsten Augenblick lagen ihre Gesichter an einander. Er küßte sie auf die Stirn, auf die Stelle, wo der weiße Fleck gewesen war, auf die Augen. Dann aber kam von unten etwas Heißes, etwas Brennendes zu seinem Gesichte herauf, es war der Mund der Waidfrau, der nach seinem Munde suchte. In einem langen, weltvergessenen Kusse schlossen ihre Lippen sich auf einander.

„Jetzt muß ich mich anziehen," sagte er, nachdem sie sich aus den Armen gelassen, „um dem Herrn Director und den Lehrern Adieu zu sagen. Von

dem Herrn Director werden Sie immer erfahren, wie es mit mir steht. Heut' Nachmittag, mit dem Schnellzug, der von Magdeburg kommt, fahre ich ab. Wenn Sie die Sachen eingepackt haben, besorgen Sie mir Jemanden, der mir den Koffer auf den Bahnhof bringt. Sie selbst kommen nicht auf den Bahnhof hinaus."

Mit einem stumm flehenden Blick hob sie die Augen zu ihm auf. Er blieb fest.

„Hier, wo wir unter uns sind," fuhr er leise, beschwichtigend fort, „nehmen wir Abschied von einander — nicht da draußen, wo all' die Anderen es sehen."

Und so geschah es.

Am Nachmittag, eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, als es schon dunkel in den Straßen draußen war, kam er in seine Wohnung zurück. Absichtlich kam er so spät, weil er fühlte, daß der Abschied kurz sein mußte, wenn er ihm möglich werden sollte.

Die Waidfrau hatte die Lampe in seinem Zimmer angezündet; mitten im Zimmer stand sie selbst.

Ohne ein Wort zu sagen, wie von einem Sturmwind getrieben, fiel er über die Frau her, riß sie in seine Arme, an seine Brust und bedeckte ihr todtenbleiches Gesicht mit verzehrenden Küssen.

„Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau! Behüte Sie Gott, Waidfrau!"

Ein stammelndes Aechzen war Alles, was sie zu erwidern vermochte.

Er riß sich von ihr los, trat an die Commode, zog das Schubfach auf, und aus dem Schubfache holte er ein Bild hervor, eine Photographie, auf der er als Officier in der Uniform dargestellt war.

„So habe ich ausgesehen," sagte er, „bevor ich zu Ihnen kam; so werde ich jetzt wieder aussehen. Wenn ich wieder komme, lasse ich mich in meinem jetzigen Rock photographiren" — er drückte ihr das Bild in die Hand — „wenn nicht, so behalten Sie das als Andenken, damit Sie mich nicht ganz vergessen."

Jetzt war sie es, die sich noch einmal an ihn drängte, in so verzweifelter Umarmung, als wollte sie ihn gewaltsam festhalten.

„Müssen Sie denn gehen? Müssen Sie wirklich gehen?"

„Ja, ja, ja, ich muß gehen" — und sie fühlte, wie ihr Gesicht sich von seinen Thränen netzte.

„Grüßen Sie mir die Auguste, den Gustav und den Ferdinand!" Er hielt die Thür in der Hand; er war hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und, mit dick verweinten Augen, die Minna. Ein kurzer Händedruck mit beiden — dann wandte er noch einmal das Haupt. In der Thür des Zimmers war die Waidfrau erschienen. Lautlos, indem er sie ansah, bewegten sich seine Lippen — er wußte, daß er sie zum letzten Male sah.

Eilenden Schrittes ging er dahin, dem Bahnhofe zu; die Zeit drängte. Darum hörte er den leisen Schritt nicht, der hinter ihm drein kam, darum sah er die Gestalt nicht, die huschend seiner Spur folgte. Es war die Waidfrau. Er hatte ihr verboten, auf dem Bahnhofe Abschied von ihm zu

nehmen — sie wollte nicht mehr Abschied von ihm nehmen; er sollte sie nicht mehr sehen, nur sie noch einmal ihn!

Kaum daß sie am Bahnhofsgebäude angelangt war, vernahm sie das Rollen des Eisenbahnzuges, der von Magdeburg daher kam. Er machte an der kleinen Station nur eine Minute Halt. Daß sie nur nicht zu spät kam! Auf dem Bahnsteig, den einige wenige Laternen mit flackerndem Licht erhellten, erblickte sie einen einzigen Passagier — es war er. Er drehte ihr den Rücken zu, er sah sie nicht mehr. Ein Schaffner riß eine Wagenthür für ihn auf; er stieg ein; die Thür fiel mit dumpfem Klappen zu, der Zug setzte sich in Bewegung — er war fort.

Sie hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand des Gebäudes gelehnt, als brauchte sie eine Stütze. Sie kam selten auf den Bahnhof, fast nie. Daher mochte es kommen, daß all' die Geräusche, die sie vernahm, ihr solchen schreckenden Eindruck machten. Das Pfeifen der Locomotive, das wie ein heulender Schrei die Luft durchschnitt; das Rasseln der Räder, das sich anhörte wie das holpernde Rollen eines Leichenwagens, und dann der Eisenbahnzug selbst, der sich im Dunkel verlor und ihn davon trug. Sie blickte umher — keine Seele war auf dem verödeten Bahnsteig außer ihr. Was wollte sie noch? Sie richtete sich auf, um zur Stadt zurückzukehren. Zurück — und wohin? Mechanisch bewegten sich ihre Füße, mechanisch trugen sie sie, nicht nach dem Sperlingswinkel, sondern nach dem Hause am Markt, wo er gewohnt hatte, zum Hause von Fräulein Philippi.

Als sie an den Fenstern seiner Stube vorüber kam, drang aus den Fenstern Licht. Sie hatte, als sie fortging, vergessen, die Lampe auszulöschen; Fräulein Philippi und die Minna hatten auch nicht daran gedacht. Auf der Straße draußen blieb sie einen Augenblick stehen und starrte auf die erhellten Fenster. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, Alles, was sie erlebt, wäre nur ein wüster Traum gewesen; wenn sie hinein käme, würde er am Tische sitzen, vor dem aufgeschlagenen Buche, würde aufstehen, wenn er die Thür klappen hörte, ihr entgegen gehen und „guten Abend Waidfrau" sagen, „sind Sie wieder da?"

Aber es war kein Traum gewesen. Als sie hinein trat in sein Zimmer, war Niemand darin, und das Zimmer war leer, leer und still — ja, merkwürdig still.

Die Lampe stand auf dem Tisch, inmitten des Zimmers, an der Stelle, wo immer sein Frühstück gestanden hatte; indem sie ihr Licht durch den schweigenden Raum schickte, sah es aus, als wäre es seine Seele, die sich noch einmal in der alten Stube umsah. Auf dem Arbeitstische lagen seine Bücher. Es war der Frau, als hätte jedes Buch Augen bekommen, und all' die Augen sahen sie an, lautlos, geheimnißvoll, gespenstisch. Ohne Bewegung stand sie, und sie dachte an den Morgen, als sie zum ersten Male hier gestanden hatte, seine Bücher betrachtend und seine Sachen. Da war auch die Pfeife, angelehnt an den Stuhl, wie er sie aus den Händen gelegt hatte. Ob sie die Pfeife aufnehmen sollte? Nein — wenn sie jetzt in das klagende Antlitz des kleinen Mädchens gesehen hätte —

Ob sie noch einmal in den Alkoven hinein sehen sollte? Zu welchem Zweck? Dennoch that sie es, und indem sie die drei Schritte bis an die

Glasthür machte, kam es ihr vor, als wären ihre Füße an den Boden gewachsen, so daß sie sie bei jedem Schritte losreißen müßte. In dem dunklen Raume stand das zugedeckte Bett. Heute hatte sie es nicht mehr für ihn abgenommen, heute brauchte er ihre Hände nicht mehr; vielleicht würde er sie nie mehr brauchen, bald vielleicht bedurfte er überhaupt keines Bettes mehr. Als dieser Gedanke ihr kam, schwoll ihr die Verzweiflung so würgend ans Herz, daß sie zu ersticken glaubte; sie griff mit den Händen um sich und mußte sich an der Glasthür anklammern. Dann stürzte sie an das Bett, riß die Decken zurück; mit ganzem Leibe warf sie sich darauf; in das Kopfkissen, auf dem sein Haupt gelegen hatte, wühlte sie das Gesicht, und das Kissen wurde naß von ihren strömenden Thränen.

Es war spät, als die Waidfrau das Haus verließ. Als sie die Hausthür hinter sich schloß, stieg ein Seufzer aus ihrer Brust, der lange Seufzer eines Menschen, der etwas dahin gibt, für immer. Sie gab etwas dahin. Einen Traum hatte sie geträumt, und der Traum war zu Ende. „Wenn der Krieg vorbei ist, komme ich wieder" — er würde nicht wieder kommen, sie glaubte nicht daran. Ein Märchen wäre es gewesen, ein Wunder, wenn er wieder kehrte, und das harte Leben hatte sie belehrt, daß es auf der Erde Märchen und Wunder nicht gibt, nur Wirklichkeit — und die Wirklichkeit ist hart.

Der Frühling, der so stürmisch den Winter hinaus gefegt, hatte sich, fast ohne Uebergang, in heißen Sommer verwandelt. Eine erstickende Schwüle lag auf den Menschen, den Leibern und den Gemüthern. Man hörte nichts. Man hatte erwartet, daß der Kampf sogleich mit Donnergetöse losbrechen würde — und nun blieb Alles still. An der Grenze des Landes standen die preußischen Armeen aufmarschirt und rückten und rührten sich nicht. Würde der furchtbare Benedek also doch vielleicht ins Land kommen?

Man wußte, daß der feindliche Heerführer so hieß. Wenn man den Namen hörte, gruselte es einen; er hatte einen so fremdartigen Klang, einen so wilden. Unwillkürlich stieg den Magdeburger Leuten die alte Erinnerung auf an den furchtbaren Namen von einstmals, an Tzerklas Tilly.

Dann mit einem Schlage veränderte sich Alles. Die preußischen Heerscharen waren losgebrochen über die Grenzen von Sachsen, Böhmen und Mähren. Und nun kam Nachricht über Nachricht; schneller fast, als man lesen konnte, folgten sich die Thaten. Gefecht auf Gefecht; jedes ein Sieg; jedes ein Schritt vorwärts. Man las sich die neuesten Botschaften gegenseitig von den Lippen, riß sich die Zeitungen aus der Hand. Ein Sturmwind durchbrauste alle Seelen. Und das vierte Armeecorps, zu dem die Magdeburger Regimenter gehörten, war auch schon im Feuer gewesen.

Schweigend ging die Waidfrau zwischen den erregten Menschen umher. Sie fragte nicht, wer da siegte und besiegt wurde; ihr einziger Gedanke, wenn sie die lastende Hitze fühlte, war, wie es ihm ergehen mochte bei dieser sengenden Gluth. Und von ihm hörte sie nichts und erfuhr sie nichts. Zeitungen las sie nicht. Wenn sie die Menschen hörte, waren es immer nur die Magdeburger Regimenter, von denen man sprach; zu denen aber gehörte er ja nicht. Eine endlose Weite lag zwischen ihm und ihr.

So kam der Juli, und als die ersten Tage des Juli ins Land gegangen waren, kam eine Nachricht, die alle bisherigen verschlang wie ein Walfisch, der kleine Fische verschlingt: eine Schlacht war gewesen, eine ungeheure, ein ungeheurer Sieg! Tief drunten in Böhmen; Königgrätz, so hieß der Ort; das ganze preußische Heer hatte gefochten, aber am heldenmüthigsten von allen das vierte Armeecorps, die Magdeburger Regimenter. So stand es in den Zeitungen, in allen. Das Regiment war auch genannt, das sich am herrlichsten hervorgethan, das 27te, das im Walde von Swip Wunderthaten geleistet hatte! Ein Jubel erhob sich in der alten, kleinen Stadt; bei den Siebenundzwanzigern standen ja eine Menge von den Söhnen der Stadt! Und das waren Helden geworden mit einem Male. Spät am Abend kam die Nachricht an. Niemand dachte an zu Bette gehen. Alle Thüren waren offen, alle Bierhäuser und Wirthshäuser. Die kleine norddeutsche Stadt verwandelte sich in eine italienische, weil die Einwohner in den Straßen umher wandelten, statt in die Häuser zu gehen.

So gewaltig war der Lärm, daß er bis zu den letzten Häusern in den Sperlingswinkel drang. Die Waidfrau nahm keine Notiz davon, wohl aber ihre Kinder. Die Auguste und der Gustav, die eben zu Bett hatten gehen sollen, faßten sich an den Händen und liefen in die Stadt, um zu erfahren, was es gab; nach einer Stunde erst kamen sie zurück; sie hatten den Ausflug ausgedehnt, so weit sie konnten, sich in allen Straßen herum getrieben. Als sie zurück kamen, fanden sie die Mutter auf der Bank vor der Hausthür sitzend. Schlafen konnte sie ja doch nicht — was also sollte sie in der dumpfen Kammer?

„Mutter — Mutter" — die Auguste war es, die mit fliegendem Athem berichtete. Eine furchtbare Schlacht hatten die Preußen gewonnen. Alle preußischen Soldaten waren dabei gewesen. Furchtbar Viele wären todt oder verwundet. Aber der Benedek wäre auch todt; Einige hatten freilich gesagt, er wäre nur entflohen. Und dann hatten wieder Welche gesagt, jetzt könnte es nicht mehr lange dauern, jetzt würde der Krieg nächstens zu Ende sein.

Ohne mit einem Worte zu unterbrechen, hatte die Waidfrau zugehört. Von Allem, was das Mädchen erzählte, hatte sie eigentlich nur ein Wort gehört: Alle waren dabei gewesen. Also auch er — ergänzten ihre stummen Gedanken. „Die aus Potsdam und Berlin" — fragte sie nach einiger Zeit, „die von der Garde, sind die auch dabei gewesen?" Ihre Stimme klang heiser, indem sie so fragte.

Ja — die waren auch dabei gewesen. Die Auguste hatte ausdrücklich gefragt, denn sie hatte ja natürlich auch gleich an ihn gedacht. Viel später erst als die Magdeburger wären sie in die Schlacht gekommen, aber dann hätte es gleich eine Masse Todte und Verwundete gegeben. Sogar ein General von der Garde wäre todtgeschossen worden.

„Ein General — hat man auch von Anderen gehört."

„Nein — von Anderen hatte man noch nichts gehört."

Die Waidfrau nickte stumm. Natürlich — von Generälen wurde gesprochen, von den Großen — wer fragte nach den Kleinen und Armen, denen es doch ebenso wehe that? Und zu den Kleinen und Armen gehörte doch auch er.

„Geht nur jetzt zu Bett, Kinder" — und während die Auguste und der Gustav ins Haus gingen, blieb sie auf der Bank draußen sitzen, in der tiefen Stille, die sie umgab. Aus den Kornfeldern ertönte das Zirpen der Grillen, von einem fernen Weiher her das Quaken der Frösche; am tiefen nächtlichen Sommerhimmel glühten die Sterne. Welcher Frieden rings umher! Und unterdessen war da irgendwo, in weiter Ferne, in Böhmen, eine Gegend, wo sie jetzt mit Fackeln umher suchten, die Verwundeten aufzufinden und aufzupacken auf die Wagen, die rollend hinter ihnen drein gekommen waren; wo jetzt Aechzen war und Stöhnen und jedes schreckliche Geräusch, das Menschenohren erschüttert und Menschenherzen zerreißt. Ihre Hände falteten sich im Schoße; mit dem Rücken lehnte sie sich an die Hauswand zurück; sie blickte zu den Sternen auf. War er vielleicht jetzt schon da oben? Sie hatte niemals viel darüber nachgedacht, ob es ein Leben nach dem Tode geben könnte. Der harte Kampf um das Erdenleben ließ ihr dazu keine Zeit. Aber wenn es so etwas gab, dann konnte es nicht anders sein, als daß sich die Seele der Verstorbenen hinauf schwang in die geheimnißvolle Herrlichkeit, aus der die Sterne hernieder blickten. Ob er den Weg schon gegangen war? Schon über der Erde dahin schwebte, verwandelt in ein neues, wunderbares Wesen, er, der noch vor wenig Wochen vor ihr gesessen hatte, an seinem Frühstückstisch, plaudernd und scherzend, ein Mensch wie sie, der nicht ans Sterben dachte, dem sie die Pfeife gestopft und angezündet hatte? Oder ob es vielleicht doch noch zu früh für solche Gedanken war? Ob es vielleicht noch besser war, zu warten, bis daß bestimmte Nachricht kam? Freilich — was blieb ihr anders übrig, als zu warten? Nachricht mußte ja kommen. Der Director sollte ja Alles erfahren. Also — warten. Mit einem Seufzer stand sie auf und ging ins Haus. Aber während sie bisher jeden Tag beinahe in das Haus von Fräulein Philippi gekommen war, nach seinen Sachen zu sehen, Staub abzuwischen und Alles zurecht zu legen, als müßte er morgen wieder kommen, blieb sie von jetzt ab fort. Sie getraute sich nicht mehr dahin.

Ganz sicher, wenn sie in die Hausthür einträte, würde sie die Minna mit verweinten Augen vorfinden; Fräulein Philippi würde ihr entgegenkommen — „ach Gott, Frau Waidmann, wissen Sie's denn schon —?" nur das nicht! das nicht! Nur die Nachricht nicht herausfordern! Lieber sich hier draußen im stillen Sperlingswinkel vor dem Unglück verstecken!

Also blieb sie draußen; kaum daß sie einmal in die Stadt ging. Und so, an einem Nachmittag, saß sie wieder, wie sie jetzt alle Tage that, vor ihrer Hausthür, als sie Jemanden von der Stadt des Weges daher kommen sah, Jemanden, den sie kannte, die Minna. Als sie das Mädchen erkannte, stand sie kerzengerade auf, weil sie ein Gefühl hatte, als stände ihr das Herz still. Dann mit einem Schritt, bevor Jene sie noch gesehen hatte, war sie ins Haus hinein verschwunden, als entfliehe sie, als wollte sie sich verstecken.

Aber wohin sollte sie entfliehen? Einen Augenblick darauf stand die Minna in der Küche vor der Waidmann, die mit gesenktem Haupt, die Hände in einander gekrampft, am Küchenherde saß. Sie hob das Haupt nicht empor, wollte das Mädchen nicht ansehen — wenn sie ihm ins Gesicht gesehen hätte —

dann — „Frau Waidmann," fing die Minna an, „ob Sie nicht einmal kommen möchten, läßt Fräulein Philippi fragen; seine Sachen müßten doch abgeschickt werden — um Gotteswillen —" unterbrach sie sich — „Frau Waidmann, was ist Ihnen denn?" Sie hatte gesehen, wie ein Zucken den Leib der Frau erfaßt hatte, furchtbar, wie ein Schüttelkrampf.

Jetzt richtete sie das Gesicht auf. Das Gesicht war verzerrt, der Mund stand halb offen, die Augen quollen aus dem Kopf.

„Ist der — Director dagewesen?"

Sie würgte es hervor.

„Ja — wußten Sie's noch nicht?"

„Er — ja natürlich — ja —"

Sie wollte aufstehen, aber sie knickte auf den Sitz zurück.

„Ist ja gut — werde schon kommen" — ungeduldig winkte sie dem Mädchen zu, das mit glotzenden Augen vor ihr stand. „Gehen Sie nur — gehen Sie nur."

Die Minna ging, und eine windende, stöhnende Gestalt blieb auf dem Stuhle am Küchenherde sitzen. Keine Ohnmacht befreite sie, auf Augenblicke wenigstens, von dem furchtbaren Bewußtsein; kein Klageschrei erlöste die zusammengepreßten Lippen, keine Thräne floß; nur das Herz da drinnen im Leibe stieß und stieß, als wollte es sie todtschlagen.

An diesem Tage, als es dunkelte, wurde die Klingel an der Wohnung des Directors gezogen.

Eine unbekannte Frau, anscheinend eine Arbeiterin, wünschte den Herrn Director zu sprechen. Er trat auf den Flur hinaus.

„Sie werden entschuldigen, Herr Director, der — Herr — der bei Fräulein Philippi gewohnt hat —"

Ein Schatten ging über das Gesicht des Directors. Dann richtete er den fragenden Blick auf die Frau.

„Ich — habe bei ihm aufgewartet."

Er seufzte. „Ja, Sie haben wohl schon gehört, daß er bei Königgrätz gefallen ist?"

Die Frau stand mit gesenktem Haupt, rückte und rührte sich nicht. Der Director wußte nicht recht, was sie noch wollte.

„Haben Sie vielleicht noch etwas von ihm zu bekommen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Darum war's nicht, daß ich kam — ich wollte nur fragen" — dann wandte sie sich, um die Treppe hinunter zu gehen.

Was hatte sie fragen wollen? Es war nicht ganz leicht, aus ihr klug zu werden. Auf den Stufen blieb sie noch einmal stehen, ohne das Haupt zu rühren.

„Wo sie ihn — hingebracht haben mögen — das — weiß man nicht?"

Dem Director ging eine Ahnung auf, was die Frau hergetrieben hatte. Er ging ihr nach.

„Arme Frau, Sie grämen sich um ihn."

Er wollte ihr die Hand reichen; sie sah es nicht oder wollte es nicht sehen. Er hatte von ihr gedacht, daß sie um Geldes wegen gekommen sei —

mitten in allem Leid richtete sich der trotzige Stolz der armen Frau in ihr auf.

„Wie meinen Sie das?“ fragte er weiter, „wo sie ihn hingebracht haben? Die Gefallenen bleiben eben, wo sie sind. Die — ja nun — die begräbt man.“

Hatte sie mit dem Kopfe genickt? Fast sah es so aus; aber in dem grauen Zwielicht, das den Treppenflur erfüllte, war es nicht mehr genau zu erkennen.

„In — Böhmen —“ sagte sie mit schleppendem Ton.

„Ja, bei Königgrätz in Böhmen,“ versetzte der Director.

Sie wandte sich ab; nicht „Danke“ sagte sie und nicht „Adieu“. Mit leisen, beinahe unhörbaren Schritten stieg sie die Treppe hinunter. Der Director sah ihr nach; wie ein Schatten verschwand sie vor seinen Augen. Und mit denselben leisen, fast unhörbaren Schritten, die Augen zur Erde gesenkt, ging sie über die Straße, einem Ziele zu, einem Ziele —

Auf dem Flur von Fräulein Philippi's Haus war es schon beinahe finster, als die Klingel rasselte und eine dunkle Gestalt eintrat.

„Wer ist denn gekommen?“ fragte Fräulein Philippi, als sie einen Augenblick darauf aus ihrem Zimmer blickte.

„Die Waidmann,“ berichtete Minna. „Sie ist noch einmal in sein Zimmer gegangen.“

Sie war noch einmal in sein Zimmer gegangen; den alten Weg, durch den Alkoven, zu dem sie den Schlüssel immer noch und unablässig in der Tasche trug. Hinter sich hatte sie die Thür abgeschlossen, und dann begann sie eine seltsame, still geschäftige Thätigkeit.

Die Lampe, die auf der Commode stand, zündete sie an; dann stellte sie die Lampe auf den Tisch, der mitten im Zimmer vor dem Sopha stand. Alsdann ließ sie die Vorhänge vor den Fenstern herab, nahm die Pfeife in beide Hände und setzte sich, die Pfeife zwischen die Kniee gedrückt, auf ihren Stuhl am Fenster. Ohne einen Laut von sich zu geben, hatte sie das Alles besorgt; lautlos, regungslos saß sie jetzt, hinüber blickend zu dem Sopha, zu der Stelle, wo er gesessen, immerfort — immerfort.

Dort hatte er gesessen — hier hatte sie gesessen. Dort würde er nun nie mehr sitzen, und hier saß auch sie zum letzten Male. Ihre Augen glitten über den Fußboden. Dort hatte er gestanden, als er sie zum ersten Male „Waidfrau“ genannt hatte, und da, als er zum ersten Male von „unserer Auguste“ gesprochen hatte. Das Alles sah sie jetzt noch einmal, das Alles würde sie nun nie wieder sehen. Sie nahm Abschied von dem Zimmer, Abschied von ihm — es war ihr, als nähme sie Abschied von sich selbst.

Dann wieder vom Fußboden gingen ihre starren, trockenen Augen zu dem Sopha zurück. War er nicht da? Wirklich nicht da? Ein Gedicht fiel ihr ein, das sie als Kind in der Schule auswendig gelernt hatte. „Lenore fuhr ums Morgenroth“, so fing es an. Dann war von einem todten Soldaten erzählt, der aus Böhmen geritten kam in der Nacht, seine Liebste mit sich zu nehmen über Stock und Stein, ins ferne, ferne Grab. „Er war mit König Friedrich's Macht gezogen in die Prager Schlacht und hatte nicht geschrieben,

ob er gesund geblieben." Das hatte sie noch behalten. War das Alles nur Fabel, was in dem alten Gedicht erzählt war? Konnte so etwas in Wirklichkeit nicht geschehen? Gar nicht geschehen? War keine Möglichkeit, daß da drüben auf dem Sopha etwas erschien wie ein Schatten, wie ein nickendes, winkendes, lächelndes Haupt? Keine Möglichkeit, daß über den Tod hinweg eine Stimme an seine Seele rührte: „Sieh' Dich noch einmal um, nach Deiner alten Stube; da sitzt Jemand, der in Schmerzen Deiner gedenkt; da sitzt die Waidfrau, der das Herz im Leibe um Deinetwegen bricht." Sie lauschte, sie blickte, sie starrte — nichts regte sich — Alles blieb stumm — und das Menschenleid überkam sie, das ewige, daß dem Menschen keine Gewißheit in solcher Stunde gegeben ist als nur die eine, der tödtliche Schmerz um den Verlust.

Endlich, als sie Stimmen und Schritte auf dem Flur hörte und merkte, daß man die Hausthür draußen zuschließen wollte, stand sie auf. Sie setzte die Pfeife aus den Händen. Er hatte gesagt, daß sie ihr gehören sollte, wenn er nicht wieder käme; sie wollte sie nicht haben. Nein. Immer wieder, wenn sie in das klagende Gesicht des kleinen Mädchens blickte, würde sie krank werden, das fühlte sie, und sie hatte drei Kinder zu ernähren, durfte nicht krank werden, hatte keine Zeit dazu.

Noch einen letzten, langen, das ganze Zimmer umfangenden Blick — dann stellte sie die Lampe wieder auf die Commode, löschte sie aus und ging hinaus.

Auf dem Flur standen Fräulein Philippi und ihr Mädchen. Sie holte den Schlüssel zur Alkoventhür hervor und gab ihn der alten Dame zurück. Dann mit kurzem „Adieu" verließ sie das Haus. Nun hatte sie nichts mehr, was von ihm her kam, an ihn erinnerte, nichts mehr als nur sein Bild. Das hatte er selbst ihr in die Hand gedrückt, das wollte sie behalten. Eines Tages, nachdem sie es bis dahin in der Tasche ihres Kleides bei sich getragen, nagelte sie es über ihrem Bette an die Wand. Die Auguste hatte ja erkannt, wen das Bild darstellte; aber sie verstand sich auf das Gesicht der Mutter, wußte, daß sie nichts sagen sollte, und sagte kein Wort. Manchmal wohl holte sie das alte Osterei hervor, das er ihr geschenkt hatte, um damit zu spielen, aber sie that es mit Vorsicht, immer nur, wenn die Mutter es nicht sah. Der reifende Instinct des Weibes sagte ihr, daß im Herzen der Mutter eine Stelle war, an die nicht gerührt werden durfte, niemals.

Und also haftete das stumme Bild an der Wand da draußen, in der armen Stube, im Sperlingswinkel, und Niemand sprach von ihm, Niemand nannte seinen Namen. Nach Jahren erst der Müller Hügelbach, als er die Waidmann abholte, daß sie Frau Hügelbach wurde, war der Erste, der danach fragte, wen das Bild darstellte.

Nach Jahren — so lange hatte sie gebraucht, bis sie mit dem fertig wurde, was diese Zeit ihr gebracht, und was sie an jenem letzten Abend in seinem Zimmer erlebt hatte.

Zum siebzigsten Geburtstage Arnold Böcklin's.

[Nachdruck untersagt.]

Schweizerische Erinnerungen.

Beim siebzigsten Geburtstage eines Mannes, der reichliche Werke hinter sich hat, und den die Welt liebt, rundet sich seine Thätigkeit in unseren Augen ab, es überfliegt sein Dasein ein edler Rost, er steht als ein fertiges Kunstwerk da, das höhere Mächte formten. Diesen Anblick bietet Arnold Böcklin an seinem siebzigsten Geburtstag. Arnold Böcklin ist den 16. October 1827 zu Basel geboren, und lebt bei Florenz in seiner Villa, von der seine letzten Gemälde ausgegangen sind. Er ist verheirathet und hat Kinder. Möge er noch viele glückliche Tage erleben.

Unter den Edelsteinen, die das Mosaik der Erdoberfläche bilden, nimmt die Schweiz geringen Raum ein, ist aber mit nicht weniger Leuchtkraft versehen als die Heimathsländer anderer Völker. Die Schweizer stehen in der Production großer Männer mit in der ersten Reihe. Ein eckköpfiges, am Vaterlande haftendes Volk. Ihr oft gefährliche Pfade bietender Boden nöthigt sie zu fortwährender Rücksicht, ob sie den Fuß auch auf eine feste Stelle setzen. Dieser Boden bleibt ihre Heimath, auch wenn sie ihn verlassen haben, was sie oft thun. Sie leben als heimliche Bürger ihres Vaterlandes draußen fort.

Und doch sind die engen Grenzen der Schweiz von Fragmenten sich innerlich fremder Nationen bewohnt, die trotzdem zu einem nicht zu zertrümmernden Ganzen in einander verwachsen sind. Auch in Tirol hausen Deutsche und Italiener im gleichen Staatsverbande als ein Volk, streben in Abneigung aber aus einander. Die deutschen Grenzen entlang leben deutsch-französische, deutsch-dänische, deutsch-polnisch-czechische, deutsch-ungarische Bevölkerungen mißvergnügt und uneinträchtig bei einander; in der Schweiz vertragen sich Deutsche, Franzosen und Italiener als Mitbürger desselben Gemeinwesens und Mitbewohner desselben Gebirges. Deutsch, Französisch und Italienisch bilden drei gleichberechtigte Muttersprachen der Schweizer. Und doch, so tapfer im Auslande der Schweizer für seinesgleichen eintritt, so scharf scheint im eigenen Lande jeder Einzelne durch ein seltsam rauhes Wesen vom Anderen getrennt zu sein. Lauter für sich denkende Individualitäten, die böse werden, wenn man

sie stört. Nicht nur im wirthschaftlichen Leben, auch in der geistigen Production tritt ihre Rücksichtslosigkeit hervor. Herbe Einseitigkeit ist ein Genuß und ein Bedürfniß für ihre Politiker, Gelehrten, Dichter und Künstler. Offen wollen sie bethätigen, daß sie das Recht haben, nach Belieben Jedem den Rücken zuzudrehen. Sie gleichen keinem anderen Volke darin. Der herrschsüchtige Egoismus der Engländer ist von anderer Beschaffenheit. Denn die Schweizer sind zugleich freundlich, zutraulich und bescheiden aus innerster Natur. Sie erkennen an, was ihre Mitbürger leisten! Nur wollen sie, was sie thun, ungenöthigt thun, und Niemand soll ihnen in den Weg treten.

I.

Die die Schweiz erfüllenden nationalen Gegensätze sind leicht erkennbar, machen sich aber in der historisch edelsten Form geltend. Basel bietet den Anblick einer echt deutschen Stadt. Fast unberührt ist es in die neue Zeit eingetreten. Keine unserer deutschen freien Städte hat eine Universität. In der Pflege von Kunst und Wissenschaft erinnert Basel an das Nürnberg Dürer's. Ich spreche nicht von Zürich. Genf hat seinen alten Ruhm, neben Paris das vornehmste Centrum französischer Literatur und Wissenschaft zu sein, intact gehalten. Wenige Stellen der italienischen Lombardei bieten so getreu ein Bild norditalischen Städtedaseins als das freilich nur kleine Lugano, dessen See mit den Höhen und Tiefen umher die Schönheiten aller Jahreszeiten vereinigt. Lugano's geistige Arbeit geht nicht in die Tiefe wie die Basel's und Genf's, in Luini aber haben diese Gegenden einst ihren Künstler hervorgebracht. Das Tessin ist noch erfüllt von seinen Werken und denen von ihm beeinflußter Maler. Es ist, als hätten Kunst und Natur den festen Willen dort, uns freundlich zu sein. In Toscana kann die Verbindung beider nicht lebhafter sich gestalten.

Wie Holbein Deutscher und Schweizer zu gleicher Zeit ist, so gehört Luini Italien und der Schweiz an. Seine Kunst ist bis in die geheimsten Schluchten seines doppelten Vaterlandes eingedrungen. —

In einem der kleinen Klöster, die um Lugano in den Bergen stecken, lebt unberührt noch heute ein Madonnenbild. Man weiß nicht, wie lange es da steht, wer es stiftete, noch wer es malte. Man hat vor ihm das Gefühl, zu der Beherrscherin des kleinen Bezirkes aufzublicken. Die ganze Gegend würde einen Theil ihrer Schönheit einbüßen, wenn man diese Madonna ihr entführt. Es wäre ein Raub, ein Sichvergreifen an der wehrlosen Unschuld. Von sieben Stationenbildern begleitet, sind wir den steilen Weg hinauf geklettert, dann oben um das Kloster erst herum gegangen bis zu der kleinen Terrasse an der anderen Seite, von der wir über die niedrige, breitsteinige Mauer in den großblätterig durch einander verwachsenen Gemüsegarten dicht hinab sehen. Die Thüre zur Kirche steht halb offen. Niemand regt sich. Nun treten wir ein, athmen die kühle Kirchenluft und stehen vor dem Werke. Wer würde die halbe Stunde je vergessen, die er dort zubrachte? Welch' ein jämmerliches Schicksal für dieses Bild, wenn wir es in eines unserer kunsthistorischen Waisenhäuser versetzt dächten. Käme die Madonna von Bigorio nach Berlin, so würde

sie gereinigt, neu eingerahmt, katalogisirt und publicirt. Umgeben von anderen Werken, die etwa gleichen Ursprunges wären, hinge sie da. Verschwunden die Erwartung, mit der man zu ihr aufstieg, die Stille, in der man ihres Anblickes froh ward, die Erinnerung an den schönen Tag der ersten und letzten Begegnung. Alle die zusammengepferchten anderen Gemälde aber haben gleiches Schicksal gehabt. Aus welchen Häusern, Palästen und Kirchen sind sie verkauft worden? Wir fragen nicht einmal danach. Die Madonna von Bigorio würde kaum zu den Stücken gehören, vor denen stehen zu bleiben der Mühe werth erschiene.

Es wird aus dem günstigen Geschicke dieses Gemäldes der Vortheil klar, der Böcklin daraus erwächst, daß seine meisten Werke heute noch im Besitze Derer sind, die sie zuerst kauften. Natürlich doch weil sie Freude daran hatten. Die Museen (gegen die ich als Unterkunft von Kunstwerken gewiß nichts sagen will) beginnen erst sich ihrer zu bemächtigen. An vielen Stellen hängen Werke Böcklin's innerhalb der Häuser seiner Freunde und erfreuen die Familien. Immer wieder erlebe ich, daß man sich ihres Besitzes rühmt. Das Hineinwachsen der Werke Böcklin's ins deutsche Volk habe ich miterlebt. Es ist natürlich, wenn ich von Denen ein Wort sage, die des Meisters Kunst zuerst erkannten. In Lugano, in der Kirche, die neben dem Hôtel du Parc liegt, wurde von Luini die Madonna auf die Wand gemalt, die ein Stich des Baseler Kupferstechers Friedrich Weber der Welt bekannt gemacht hat. Das Frescobild ist verdorben und übermalt: Weber hat es so lange studirt, bis die frühere zarte Schönheit des Werkes ihm wieder erschien. Weber hat sich seiner Landsmännin getreulich angenommen. Durch Weber ist mir auch Basel erst recht lebendig geworden, wo Holbein seine schönsten Jugendwerke schuf, und wo Böcklin die ersten Eindrücke höherer Kunst empfing und ich Böcklin's Werke zuerst sah. Manches Jahr habe ich im Herbste bei der Rückkehr aus der Schweiz in Basel Halt gemacht und Weber über einer neuen Arbeit gefunden. Sein Vaterland stand ihm obenan. Er stach die dem Oberst Rothpletz in Aarau gehörige Madonna, die Raphael zugeschrieben wurde. Er stach die in Basel verbliebenen Werke Holbein des Jüngeren: die Lais Corinthiaca und das aus Holbein's Hand hervorgegangene schönste Porträt, das des jungen Amerbach, das herrliche, unberührt von der Zeit gebliebene Bildniß; das einzige vielleicht, bei dem Holbein's Herz ganz dabei war, als es entstand. Vielen wohl unbekannt in der Vaterstadt, völlig zufrieden aber saß Weber in seinem kleinen Atelier. Die hohe Beachtung erst, die seine Arbeiten auswärts fanden, lenkte die Aufmerksamkeit der Baseler auf ihn. Wenn ich mich recht erinnere, war Weber bei der Ertheilung des Auftrages mitthätig, welchen Böcklin empfing: das Treppenhaus des neuen Baseler Museums mit Wandgemälden zu schmücken. Für das Museum selbst wurden immer häufiger Bilder Böcklin's angekauft. Durchweg seltsame Darstellungen, vor denen man stritt, was davon zu halten sei. Mir sagten sie sämmtlich zu. Es lag etwas Streitbares in ihnen. Als wolle der Maler sagen: Ihr braucht mich nicht schön zu finden, wenn Ihr keine Lust habt. Das erste Werk Böcklin's, das ich sehr genau betrachtete, und zwar mit Friedrich Weber zusammen, war die in Gips

gegossene Skizze des Denkmals von St. Jacob, das zum Andenken eines von der Stadt erfochtenen Sieges bei Basel errichtet werden sollte. Mitte oder Ende der sechziger Jahre war das. Einige Landsknechtfiguren des Piedestals trage ich besonders frisch in der Erinnerung. Die Entscheidung war, als ich zu jener Zeit nach Basel kam, eben gefallen und Böcklin's Arbeit verworfen worden. Gerade in den Tagen, wo ich durch Basel damals durchreiste, sollte dem Bildhauer, der den Preis davon trug, ein Fest gegeben werden, und ich war eingeladen. Das meiner Ansicht nach Böcklin zugefügte Unrecht empörte mich so, daß ich fortblieb. Dies Erlebniß machte mir Böcklin's Gemälde im Baseler Museum damals besonders wichtig, und ich betrachtete sie auch später immer von Neuem, wenn ich die Schweiz betrat und wieder verließ. Sie sagten mir mehr und mehr zu. Ich lernte Böcklin dort auch persönlich kennen und habe später die Freude gehabt, ihm gelegentlich zu begegnen. Er führte ein wanderndes Leben. In München traf ich ihn zunächst wieder. Ich suchte ihn auf. Einen Schweizer aufzusuchen, ist keine so einfache Sache. Die wenigen Male, daß Besuche solcher Art seltsamen Verlauf für mich nahmen, sind schweizerische Abenteuer und haben mich vorsichtig gemacht. Böcklin war sehr freundlich damals, wie immer. Er arbeitete jener Zeit in München im Atelier eines Freundes und hatte einen mit Goldpapier beklebten Wandschirm vor sich, den er mit bunten Darstellungen bedeckte. Obgleich ich vergessen habe, worin sie bestanden, ist mir die Scene als Gesammtbild fest im Gedächtnisse geblieben. Wenn ich mich bedenke, worin Holbein und Böcklin ihre Schweizernatur bekunden, so ist es durch ihre Unerschöpflichkeit an kleinen Scenen, die irgend etwas darstellen, was sich entwickelt. Holbein's Todtentanz, seine Illustrationen zum Alten und Neuen Testamente, sind dramatisch empfundene einzelne vielfigurige Scenen, bei denen auch die Fülle, in der sie zum Vorschein kommen, in Anschlag gebracht werden muß. Bunte Phantasiebilder auszutheilen, wie man Kindern farbenbesprenkeltes Spielzeug schenkt, scheint Böcklin's liebste Arbeit zu sein. Frische Fische, gute Fische. Immer lebendige Waare, die im durchsichtigen Wasser glitzernd durch einander zappelt. Großer Wände braucht es nicht. Wir sind heute in Betreff des fröhlichen Kunstgenusses auf Krankenkost gestellt. Die neuesten symbolischen Malereien haben etwas Wehmuthvolles, Zahnweherfülltes. Lachen, zu dem man geprügelt wird. Früher waren wir unbefangener. Neben dem gemeinen Gange der Tagesarbeit die freundlichen Tänze der Kunst herspringen zu sehen, war unentbehrlich. Eine Welt von Göttern jeder Confession, Halbgöttern, heidnischen und christlichen oder beides fidel durch einander, entzückte das 16. und 17. Jahrhundert. Rubens war Colossalfabrikant solcher Erfreulichkeiten, in die volle Sonne schien. Shakespeare's Zauberschlösser durchschwirren diese Gestalten. Endlich fielen sie matt und selber gelangweilt zu Boden. Die arkadischen Schäferscenen Watteau's und die parfümirten Rococo-Olympierinnen Boucher's und Tiepolo's waren die letzten Schöpfungen, denen die immer bekümmerter werdende Civilisation gelegentlich noch einen Blick schenkte. Die französische Revolution hatte auch für diese Götter eine geistige Guillotine: die Welt glaubte an die arkadischen Gefilde, an die bewohnbaren, bequemen Wolken,

Sitzkissen und Tanzplatz zu gleicher Zeit, nicht mehr. Der historische Unglaube und die Kritik unseres Jahrhunderts berauben uns der Fähigkeit, an dergleichen Freude zu haben. Die Romantiker wollten darauf in der Poesie wenigstens den Verlust ersetzen. Aber der immer dichter niedersinkende Wüstensand der naturwissenschaftlichen Philosophie bedeckt die lebendigen Rosengärten dichterischen Traumlebens, in dem wir nur verstohlener Weise noch Erholung suchen. Immer dringender freilich wird heute das Verlangen danach. Und nun gehört Böcklin zu Denen, die Rath schaffen. Böcklin ist unerschöpflich an Erfindungen, uns aus dieser Armuth heraus zu reißen. Er scherzt uns wieder vergnügt. Er schenkt der Menschheit in neuen Gestalten ihr altes Arkadien wieder. In alle Epochen greift er zurück, und es wird das Abgelegenste dem neuesten Tage wieder sichtbar, glaublich und freudespendend. Wollte ich Böcklin's Bilder in fortlaufender Linie beschreiben, so würde ich ein unendliches Märchenbuch zu dichten scheinen. Anfangs sah man seine Gemälde nur vereinzelt hier und da. Man stand verwundert vor ihnen. Mißtrauisch und zögernd in der Anerkennung. Die Welt griff nicht zu wie heute. Man hielt zumal den Geldbeutel zu. Meiner Erinnerung steigt hier das Bild einer liebenswürdigen Frau auf, die zu Zeiten, wo Böcklin noch schwer Käufer fand, eine Sammlung seiner Werke anlegte: Frau Grunelius, in Rom und in Baden gleichmäßig zu Hause. Als ich sie kennen lernte, schon die Mutter vieler erwachsener Kinder, aber jugendlich und schön und frisch und durstig nach neuen erfreulichen Lebenserfahrungen. Eine Atmosphäre von Festlichkeit belebte ihr Haus. In den Zimmern ihrer Villa, die sie nach eigner Phantasie am Abhange des Berges unter dem Schlosse in Baden-Baden sich erbaute, fanden sich Gemälde Böcklin's. Ich weiß nicht, wohin sie später zerstreut worden sind. Ihr Nachlaß ging in viele Hände aus einander. Damals waren sie noch an einer Stelle vereint.

Am deutlichsten steht „Das Schloß am Meer" vor mir. Böcklin ist die Gabe verliehen, das Seufzen des Hauches von Vergänglichkeit darzustellen, das aus herbstlichen Wäldern uns zufliegt; das aus Gedichten Uhland's uns entgegentönt. Uhland war der Urarchitekt des „Schlosses am Meer". Die ruhende Natur ist Uhland's Schöpfung. Sein Königreich besteht aus weiten Gefilden, aus ereignißvollen stillen Thälern. In Böcklin's „Schloß am Meere" scheinen die dem Ufer zuströmenden, vom Ufer abströmenden, mit den rollenden Steinen spielenden Wellen ein Lied zu singen von verlebten Tagen, wo sie buntbewimpelte Fahrzeuge trugen, vor langer, langer Zeit. Die wehende Luft beugt die Wipfel der Cypressen. An verfallenes Mauerwerk lehnt sich eine in Trauer gehüllte schlanke weibliche Gestalt. In München in der Schack'schen Sammlung begegnen wir diesem Anblick abermals, wie der Uebersetzung des gleichen Gedichtes in eine andere Sprache. Böcklin gibt seine Werke nie zum letzten Male. Er trägt sie mit sich herum und bringt sie von Neuem zur Welt. Was er malt, ist ein Theil innerer, fortlebender Anschauungen, die er beherrscht, und die ihm nah bleiben. Ich weiß nicht, wie oft Böcklin auch die „Todteninsel" wiederholt hat, das Felseneiland, in dessen Tiefe Cypressen über Gräbern stehen. Der schweigende Hafen, zu dem ein Todter hinüber gefahren wird. Eine weiße weibliche Gestalt steht aufrecht

in dem dahin gleitenden Fahrzeug, über dessen Ränder der quergestellte Sarg nach beiden Seiten hinausragt. Beim „Schloß am Meere" bewegter Wasserspiegel: hier unmerklich ab- und zuschwankende glatte Fluth.

In all' ihren Stimmungen kennt Böcklin die Natur. Die Unterschiede der Jahreszeiten im Gebirge, das leise Klingen der Luft im Frühling, den fröhlichen Herbststurm hat er dargestellt und die von Menschenwerk unberührte, noch wegloſe Erde ihren uranfänglichen Besitzern zurückgegeben, die das griechische Meer und seine felsigen Küsten einst bewohnten. Die vertrauliche Art, wie er diese antiken Phantasiegebilde uns wieder nahe bringt, benimmt ihnen alles Fremde. Die scharfen Linien der antiken Kunst scheint Böcklin nicht zu kennen, nur die Farbe; den dichterischen Inhalt ihrer Sagenwelt eignet er sich an, als hätte der Mythus im Volke und in den Bäumen und Flüssen und im Meere und Gebirge fortgelebt, und Böcklin diese Gestalten zuerst wieder erkannt, die, wie Blumen unsichtbar fortblühend, einem bevorzugten Lieblinge sich wieder als lebendiger Anblick darboten. Und dazu die unsichtbaren Felder und die unsichtbaren Vögel, die nur unschuldige Hirtenknaben manchmal erblickten, alle Böcklin wieder sichtbar. Sein „Panischer Schrecken" zeigt einen Hirten, dem der Gott des Gebirges erscheint. Mit Entsetzen sieht er den gewaltigen Pan hinter einem Felsblock sich erheben und eilt in großen Sprüngen zu Thal. Wie im Hochgebirge die Farben leuchtender werden, sind die Böcklin's von besonderer Kraft. Sie klingen laut, wie Mozart's Töne heller zu klingen scheinen. Nicht durch Farbenkunststücke, wie manche Maler sie heute herausgefunden haben, sondern es gelingt Böcklin das unbefangene Anwenden von Tönen, die frisch zusammenstoßend neben einander stehen. Johannes Trojan, der Freund und Dutzbruder der Natur, der ihre täglichen unschuldigen Geheimnisse verräth, würde, wenn er malte, seine Freundin so vielleicht darstellen wie Böcklin. Nur mit eindringenderer, fein umreißender Zeichnung. Das scheinbar Altbekannte nimmt in Trojan's Beschreibung neuen Glanz an. Trojan hat einmal über „Bauernblumen" geschrieben: das bunte Gewirr gelber, rother und blauer Blumen, die vor den Häusern der Bauern durch einander gewachsen eine kleine Wildniß bilden: von dieser Bauernblumenfarbenpracht haben Böcklin's Gemälde etwas.

Böcklin malt unaufhörlich. Er ruht nicht. Immer von einem zum anderen Zweige springend singt er sein Lied. Je mehr seine Werke über die Welt sich verbreiten, um so deutlicher wird die Einheit, die sie ausmachen. Das Widerstrebende fügt sich nun zusammen und gehört zu einander. Jeder mächtige Künstler erschafft seine neue Welt, aber es bedarf der Jahre, um uns inne werden zu lassen, daß sie und er da seien. Ich erinnere mich, wie das Elysium, zu dessen Ufer hinüber der Centaur eine bekränzte, halb verhüllt, halb unverhüllte, blühend jugendliche Schönheit trägt, die, auf dem breitglänzenden, sanften Pferderücken sitzend, das ewig dauernde Wohlsein ihres neuen Aufenthaltes einathmet, Anfangs unverständlich blieb. Heute empfindet Jeder, was der Maler will. Wer nur dies eine Gemälde Böcklin's aber kennte, würde es allerdings auch heute kaum verstehen: man muß die ganze Fülle ähnlicher Scenen übersehen, die seinen Händen entsprossen sind. Eine erklärt

die andere. Und darin tritt in ihrem Urheber der Schweizer hervor, daß diese Werke als Ganzes genommen zuweilen eine eigenthümliche Vermischung von Zartheit und dem entschiedenen Gegentheil von Zartheit zeigen. Etwas Derberes als bloße Schalkhaftigkeit bricht zuweilen durch. Schon der junge Holbein, dessen Familie aus Uri am Luzerner See stammte, zeigte diese Mischung, und den schweizerischen Malern um ihn her ist sie eigen.

Ich selbst bin Böcklin endlich ganz und gar anheimgefallen. Ein Verwandter kaufte — vor mehr als einem Dutzend Jahren nun schon — in Florenz in des Malers Atelier ein Gemälde, das mir Anfangs nur zu kurzer Aufbewahrung übergeben, zuletzt in meinem Arbeitszimmer hängen geblieben ist, als sei es mein Eigenthum. Um ein Kunstwerk völlig zu verstehen, muß man mit ihm zusammenleben. Ich erinnere mich keines Momentes, wo diese idyllische Scene mir weniger leibhaftig vorgekommen wäre. Ich würde vielleicht nie daran gedacht haben, das Gemälde zu kaufen. Es ist ein Stück Decoration. Es will nichts Besonderes sein. Allein man empfindet, dem Maler war wohl zu Muthe als er daran arbeitete; dann hat er es verkauft, und war abermals froh, ein neues Stück beginnen zu können. Shakespeare, wenn ein Stück fertig war, fing ja auch ein anderes an und war auch hier wieder mit ganzer Seele dabei. Große Künstler haben etwas Vorwärtseilendes und müssen alle vier Wochen einen frischen Wurf produciren. Mein Bild aber, was man nicht viel Kunstwerken nachsagen kann, existirt als wahrhafte Thatsache, es hat Inhalt, es ist anmuthig, es hat den Maler offenbar vollauf befriedigt so lange es unvollendet war, es ist ein Stück seiner Persönlichkeit darin, die Gestalten leben und sind vorhanden: die über ihrer nur leise fließenden Urne schlafend daliegende Nymphe schläft wirklich, und die beiden neben ihr mit den leeren Kürbisflaschen auf dem blätterbedeckten Waldboden hockenden, gutmüthig sie betrachtenden Waldgötter sitzen wirklich da, und man meint ihren Bockgeruch zu riechen. Stillleben innersten Waldschattens. Lieblichkeit der Nymphe. Wohlwollende, elementare Ziegendummschlauheit der beiden bockbeinigen Waldbewohner. Sie warten das Erwachen ihrer schönen Einsamkeitscollegin ab, deren Urne, sobald sie die Augen wieder öffnet, wieder frischer zu fließen beginnt. Sie thun nichts, sie denken nichts, es gibt keine Zeit für sie. Wie Viele haben bei mir dies Gemälde schon gesehen, die ihre Freude daran hatten. Erfreuen soll der Künstler. Nicht bloß bewundern sollen wir ihn, dankbar wollen wir ihm sein.

II.

Die schaffenden Künstler sind heute dermaßen kunsthistorisch angekränkelt, daß sie etwas in sich und an sich Originales sich nicht recht mehr vorstellen können. Ich zeigte neulich einem Maler gewisse Radirungen, die ihm, selbst ein Radirer, ziemlich interessant erschienen. Sein Urtheil gipfelte in der enthusiastischen Frage: „Woher hat er das?“ Wir sind als Schüler Darwin's daran gewöhnt, bei noch so original Erscheinendem nach den Anderen zu fragen, von denen es herzuleiten wäre. Und es gibt einen allgemeinen Zusammenhang der irdischen Dinge, so daß sie nach Darwin's leitenden Gedanken sämmtlich in Verbindung gesetzt werden können. Stellen wir also die Frage,

woher Böcklin das habe, was wir als Original in seinen Werken ansehen. An vielen Stellen könnte er es zusammengelesen haben. Geboren 1827 zu Basel, kam er von da zuerst nach Genf. Ging weiter nach Düsseldorf, um unter Schirmer zu arbeiten. Von da nach Brüssel. 1848 nach Paris. 1850 nach Italien. Dann ein Auftrag in Hannover. 1856 Arbeiten für Herrn von Schack. 1858 Lehrer in Weimar. Dort drei Jahre, dann nach Italien. 1866—71 in Basel. 1871 in München. 1876 Florenz. Dann Zürich. Dann wieder Florenz. Er hat sozusagen Alles gesehen und an Allem gelernt. Seinen Werken nach könnte man jedoch, fehlte jede Notiz über sein Leben, den Beweis versuchen, er habe stets still an derselben Stelle gesessen und seine Anschauungen nur der in Träumen umherschweifenden Phantasie verdankt. Bei vielen unserer Künstler zeigt sich dies Umherschweifen, dies plötzliche Abbrechen und Wiederanwachsen. Ein Maler braucht heute nicht der „Schüler" des Künstlers gewesen zu sein, dessen Werke vielleicht den stärksten Einfluß auf ihn hatten.

Ich verdanke Friedrich Weber auch die erste Bekanntschaft mit den Werken Gleyre's. In Deutschland beinahe unbekannt, in seinem Vaterlande berühmt. Geboren 1806 zu Lausanne, gestorben 1874 in Paris, hat er dort auch auf beginnende Maler offenbar Einfluß gehabt, ohne ihr „Meister" gewesen zu sein. Gustav Spangenberg und Henneberg scheinen in ihren Pariser Lehrjahren von dem Weine getrunken zu haben, den Gleyre kelterte. Genannt werden diese beiden in Clémens' Biographie Gleyre's freilich nicht. Und auch nicht Böcklin. Unter sich hatten er, Spangenberg und Henneberg Gemeinsames. Dasselbe Fürsichseinwollen, dasselbe Bedürfniß träumender Abgeschlossenheit. Das unterscheidet Böcklin und Gleyre allerdings bedeutend, daß der am Genfer See geborene, französisch redende Gleyre, so sehr er sich in Paris für sich hielt, den Hauch einer gewissen parfümirten Eleganz dort einathmete, der in sein Wesen überging, wie er in das Liszt's und Chopin's bestimmend eindrang, und dessen frühester Duft schon den Versen Lamartine's und Musset's entströmte. Spangenberg hat sich davon wieder frei gemacht, Henneberg nur zum Theil. Böcklin unterlag dem niemals, auch war er zu kurz in Paris. Gleyre aber verfiel dem durchaus. Gleyre's Lebensführung flößt uns das Gefühl des Unsteten ein. Als sei er nie in sich zufrieden gewesen. Immer auf der Reise nach etwas, das ihm fehlte. Und auf der Flucht vor etwas. Als habe er sich in der Erwartung eines gewaltigen Hauptwerkes empfunden, das seinen Ruhm vollendete, und von dem er zugleich wußte, daß es niemals kommen werde, wie Chopin und Andere, die ich nicht nenne. Seine Werke fallen aus einander, wenn wir sie von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Sie schließen sich aber auch zusammen, wenn wir es thun. Lauter üppige Oasen in einer weiten Wüste. Die Pariser Zeiten, in die Gleyre's letztes Leben fiel, ließen andere Existenzen nicht aufkommen. Es ist seltsam, daß Böcklin's letzte Leidenschaft der Luftschifffahrt galt: der Jagd nach dem Unmöglichen. Gleyre war in der Mitte seines Lebens in Aegypten schließlich verloren gegangen. Seine Freunde suchten nach ihm, und er wurde im Zustande eines Bettlers wiedergefunden, zu dem er langsam hinabgesunken war, und aus dem er neu emporgebracht wurde. Man lese das bei Clémens. Wir empfinden, daß, was diese Biographie enthält, nur Bruchstücke einer uns fast unbegreiflichen Lebensführung sind.

Gleyre aber hat, obgleich in Paris ganz heimisch, nie aufgehört, vor allen Dingen doch Schweizer zu sein. In seinem umfangreichsten Gemälde, das ihm den wahrsten Ruhm eintrug, bricht das vaterländische Element energisch durch. Es stellt dar, wie die von den Schweizern besiegten Römer durchs Joch gehen müssen. Schon ein anderes, in engerem Sinne auch vaterländisches Werk hatte in seiner Vaterstadt seinen Namen groß gemacht: Die Hinrichtung eines patriotischen Bürgers von Lausanne, der seinen Heimathcanton von der tyrannischen Uebermacht der Berner hatte befreien wollen. Heute im Museum von Lausanne das zweite Hauptwerk Gleyre's. Lebensgroß, realistisch frappant. Der heroische Aufrührer in den letzten Momenten vor der Enthauptung neben dem Henker stehend; von größerer Wirkung würde das Werk wahrscheinlich sein, wenn dies Scharfnatürliche weniger hervorträte. Die unter dem Joche durchschreitenden Römer dagegen sind ideal, leibhaftig, im höheren historischen Stile gehalten. Triumph der siegreichen Barbaren. Verhöhnung eines Feindes, dessen Vornehmheit die Ueberwinder selbst empfinden. Denn nicht gemeine römische Legionäre, sondern die Vertreter alles dessen, was romanische, gedankentiefe Bildung vor der rohen Naturkraft der Helvetier voraus hatte, scheinen uns aus den auf uns gerichteten Augen der unter das Joch sich beugenden Besiegten anzublicken[1]). Gleyre hat mehr sagen wollen, als er zu sagen scheint. Sein Werk ist eins von den symbolischen Resignationsbildern, wie sie in den vierziger Jahren gemalt zu werden begannen. Das geistig Bedeutende unterliegt der rohen Uebermacht. Böcklin würde dergleichen vielleicht ganz anders gefaßt haben. Eins seiner Gemälde stellt den Zusammenstoß von Römern und Cimbern dar. Auf einer von Knüppelwerk gezimmerten Brücke findet er statt. Im Gewässer darunter wird zugleich gekämpft. Pferde und Menschen knäueln sich in einander. Nicht viel anders in der Gesinnung stellt Böcklin ein wildes Gegeneinanderrücken barbarischer Männer dar: der Kampf der Centauren, die an einem regnerischen Herbsttage auf einer Felsenhöhe des Gebirges in eine gewaltige Schlägerei gerathen sind. Sie werfen einander mit Felsblöcken. Böcklin verlangt nichts Historisches. Wilde Kraftäußerungen will er zeigen. Es soll nicht dem Tieferblickenden erst sich offenbaren, was hier vorgeht. Sein über die Höhen des waldigen Gebirges lang hingestreckter Prometheus, dessen Körper mit dem aufsteigenden Nebel und den Gewölken verfließt, während in der Tiefe die Wellen an die Küste anstürmen, hat nichts von den Gedanken, die Aeschylos' und Shelley's Dichtungen erfüllen: nur die unbarmherzigen Naturgewalten des einsamen Gebirges, des einsamen Wolkenzuges und des einsam in sich verschlossenen Oceans bilden den Zusammenklang des Leidens, dem der Freund der Götter und der Menschen anheim fiel, weil die Menschen ihm näher standen als die himmlischen Mächte. Unbekümmert um das, was die Leute urtheilen möchten, gibt Böcklin auch hier sich nur dem Spiele seiner rastlos

[1]) Clémens liest aus den Physiognomien der Römer finstere Wuth und die Hoffnung auf einstige furchtbare Rache heraus. Auch Gleyre's Pariser Freunde hätten so geurtheilt. Das Gemälde würde damit den höheren Inhalt einbüßen. Es steht in Lausanne, wo eine öffentliche Sammlung eine Anzahl von Gleyre's Werken umschließt. Clémens' Buch enthält eine große Anzahl von Phototypien. Auch Weber hat an einigen von Gleyre's Gemälden gestochen.

arbeitenden Phantasie hin, und so gleichgültig ist ihm das Urtheil des Publicums, daß ihm auch die Gedanken seiner Verehrer einerlei sind, die sich besonderen Verständnisses rühmen. Hier ist er ganz original. Im Museum zu Basel aber stehen zwei Werke Gleyre's, in welchen Böcklin's geistiger Zusammenhang mit Gleyre sich offenbart: der von den Furien verfolgte Pentheus und die mit einer Doppelflöte im Walde die Vögel lockende Zauberin, die vom Rücken gesehene nackte Gestalt eines jungen Mädchens, mit der höchsten Zartheit der Linien und des Colorits durchgeführt. Wer Gleyre nicht kennte, würde beide Gemälde Böcklin zuschreiben, ja sogar bestimmte Gemälde Böcklin's nennen, deren gleiche Stimmung unverkennbar ist. Und auch Spangenberg's und Henneberg's Phantasie könnten sie entsprungen sein.

III.

Noch ein Künstler muß hier genannt werden, den seine geistige Verfassung mit diesen Künstlern in eine Reihe stellt: der inmitten eines ruhmversprechenden Beginns vom Schicksal schmählich in den Abgrund gerissene Stauffer aus Bern.

Ich habe Stauffer nie persönlich kennen gelernt, seine Werke aber vom ersten Blicke ab bewundert. Er war in Berlin, ehe er nach Rom ging, wo sein böses Schicksal nun ihn faßte und nicht wieder losließ, bis es in jungen Jahren ihn dahin gerafft. Aus Stauffer's Briefen empfinden wir, wie ähnlich der Natur Böcklin's die seinige aufgebaut war. Eine Mischung unverträglicher Elemente, zurückstoßend und anziehend zu gleicher Zeit. Aus seinen römischen Briefen zumal springt uns das Bedürfniß nach momentaner Unabhängigkeit entgegen, das auch Böcklin und Gleyre kennzeichnet. Stauffer's letzte Arbeit war eine Statue, die Frucht seines ersten ernsthaften Zusammenstoßes mit der griechischen Plastik, die das vaticanische Museum ihm erschloß. In Rom wollte er sie vollenden! Ich sah nach seinem Tode in des Bildhauers Hildebrand Atelier in Florenz dies hinterlassene begonnene Werk: ein nackter Jüngling mit erhobenen Armen dastehend, als zukünftiger Bronceguß gedacht. An der Vollendung dieser einzigen Figur hingen alle seine Lebenswünsche. Ueber Hildebrand nur so viel hier, daß in ihm, dem Sohne Thüringens, dieselbe, man möchte sagen wüthende Begier nach Unabhängigkeit lebt, wie in jenen Schweizern. Was ihm nicht durchaus zu Sinne ist, rührt er nicht an. Er ist Niemandes Schüler, wie jene, aber das Florentiner Quattrocento und die Antike sind seine Vorbilder gewesen.

Stauffer's Blätter lernte ich durch den Baron von Gleichen-Rußwurm kennen, Schiller's Enkel, mehr bekannt durch Gemälde (Landschaften) als durch seine Radirungen. In diesen aber liegt seine Stärke, und als Meister, welcher zeichnet und ätzt, hat er eine Verwandtschaft mit Stauffer, die weder Nachahmung noch Schülerschaft genannt werden kann, aber die mir immer wieder klar wird. Gleichen's Radirungen kommen auf seltsame Weise zu Stande. Für zwei Monate nur erscheint er seit einiger Zeit alljährlich in Berlin und radirt, läßt so wenig Abzüge von seinen Platten aber machen, daß sie so gut wie unbekannt und außerhalb des Handels bleiben. Das Erstaunlichste sind seine Darstellungen der Maingegenden, wo sein Gut liegt, das er von Grund

aus kennt. Er hat nur die einzige Absicht, die unmerklichen Hebungen und Senkungen des fränkischen Theiles unseres deutschen Vaterlandes im Lichte der vielfachen Verschiedenheiten, die das gewöhnliche Tageslicht ihnen verleiht, so deutlich wiederzugeben, daß jeder Betrachtende sie versteht und sie liebt, als sei er selbst von Jugend an dort gewesen und kenne Weg und Steg gleich ihm. Gleichen hat nur das einzige Ziel: auszudrücken, was er dieser Natur gegenüber empfindet. Nicht der leiseste Anflug von Eleganz, von Gefallenwollen, sondern der durchdringende Erdgeruch seines eigenen Grund und Bodens weht uns aus diesen Blättern an.

Was haben diese Künstler Gemeinsames? Stauffer fehlt die träumende Phantasie. Auch mit Gleyre verbindet ihn nur seine Ehrfurcht vor der Natur, die Gewissenhaftigkeit des Studiums. „Ich stehe auf dem Meinigen," sagte Tell. Es ist einer von den Triumphen des neuesten Lebens, daß es dem Einzelnen möglich macht, ganz nur auf dem „Seinigen" zu stehen. Einsam zu sein, ohne verlassen zu sein. Und wiederum stoßen wir, wenn wir in weiteren Kreisen nach beweisenden Männern suchen, noch auf einen Schweizer. In einer schönen Ausführung hat Max Cornicelius das ideale Zusammenklingen der Natur Gottfried Keller's mit der Böcklin's dargelegt[1]). Bei diesen Beiden kann nicht von Beeinflussung die Rede sein, obgleich die beiden besten Porträts Keller's von Stauffer und von Böcklin herrühren. All' diese Schweizer bilden keine „Schule," sondern sind Söhne desselben Vaterlandes. Der Urgrund, auf dem sie wurzeln, ist die Kraft, in voller Production sich ihrer Kunst und zugleich der momentanen Stimmung hinzugeben. Nicht die Flucht vor dem Verkehr mit den Menschen beherrscht sie, aber das Sichabwenden vom leeren Geschwätze Derer, die doch nur immer das uns aufdrängen, was sie selbst Anderen nur abgehört haben, welche es vielleicht auch nicht erfanden. In unserer Zeit vollzieht sich eine Neugestaltung des Menschenverkehrs: aus der Summe aller in geistige Berührung gerathenen, die Erde ringsum bewohnenden Particularnationen entsteht die Vereinigung, der ein neues Geschlecht den Erdball geistig beherrschender Sterblicher entsprießen soll. Für uns Heutige ist die Erwartung und Vorbereitung dieser neuen Universalrasse das große Geschäft. Wir wittern eine uns zuerst betäubende und dann beruhigende Zukunft. In meiner Jugend bewegte uns noch die sehnsuchtsvolle Verehrung des unendlichen Hinterunsliegenden, heute die staunende Voraussicht des Bevorstehenden. Alles Vergangene, selbst unsere eigne Zeit in Manchem, gewinnt den Schein des Prähistorischen. Früher bezeichneten wir das Heute, Gestern, Vorgestern, ja vielleicht den Inhalt des ganzen Jahres, in dem wir lebten, als Gegenwart — heute umfaßt „Gegenwart" zusammen Alles überhaupt, das die bisherige Geschichte der Erde und ihrer Völker an Schicksalen erlebte. So kurz als möglich müssen die Formeln des Historikers sein, die es klarlegen. Für Böcklin ist Alles Gegenwart. Mag er jenen über wolkige Gebirgsrücken in Fesseln festgeschmiedeten, lang hingestreckten Prometheus malen, zu dem das Donnern des tief unter ihm liegenden Meeres aufdröhnt, mag er sich selbst so

[1]) „Deutsches Wochenblatt" (von Arendt in Berlin). Nr. 47 f. vom 19. November 1896.

porträtiren, daß hinter ihm der die Geige spielende Tod steht: Prometheus und er für sich selber leben in der gleichen Zeitlage, und das Saitenspiel des Todes klingt in das Wellengeräusch hinein, dem Prometheus lauscht, wie in das Seufzen der Cypressen des Schlosses am Meeresstrande oder in die Fanfaren der in rothen Röcken auf Schimmeln durch das tiefe, sonnengrüne Gras reitenden Türken, die auf goldenen Trompeten blasen. Dies Gemälde Böcklin's, das in der Züricher städtischen Galerie hängt, ist eines seiner frappantesten Werke. Aus einem leuchtenden weißen Castelle kommt der Zug heraus. Niemand weiß, wo es liegt oder lag, Niemand, wohin die Reiter wollen, und ob sie zurückkehren. Aber man hört die Trompeten schmettern, wie ein Kind sie hören würde, dem man ein Märchen davon erzählte.

Reine Märchen sind alle diese Scenen doch wieder nicht, die Böcklin vor uns ausschüttet. Und darin gleichen sich jene Meister wiederum, die ich mit Böcklin nannte: ihnen allen fehlt, was der Natur selber fehlt, das Dramatische. Die Natur ist nie dramatisch. Ihre Ereignisse schließen nie ab wie die Tragödien der Dichter, sondern ein endloses Gewebe bunter Fäden liefert die Natur, von dem wir noch so viel Ellen abschneiden mögen: das Ende ist doch immer nur eine Schnittlinie. Und hier will ich einen neuen Namen noch nennen, einen Franzosen, der am umfassendsten das Sinnen und Trachten der undramatischen, zeitlosen, momentan die Seele beherrschenden, nur Gesichte und Empfindungen reproducirenden, unabhängigen Bewohner unserer Gegenwart zum Ausdruck gebracht: den mehr als einsamen, den verlassenen, in seinem, irdischen Nahrungsstoffes baren Selbstgefühle verhungernden Millet. Millet, dessen Größe Niemand sah, und für dessen Werke jeder Preis heute gezahlt wird, ist eines der Symbole unserer Tage.

Für Millet existirt überhaupt nur, was unmittelbar in seiner Seele sich abspiegelt. Es gibt nichts Sichtbares jedoch für ihn, das er nicht als Theil der von unendlicher Schönheit erfüllten Natur erblickte. In Haydn's „Schöpfung" gehen Adam und Eva durch das Paradies wie stadterzogene Kinder, die zum ersten Male aufs Land kommen. „O, wie schön! o, wie wunderbar!" ist der Refrain ihrer Gesänge. So wandeln wir durch die Natur an Millet's Hand. Er verschönert nichts; kein leiser Schimmer auch nur von künstlicher Beleuchtung, nichts, was über den Inhalt des alltäglichen Daseins hinüber ginge: er thut nichts, als uns zeigen, was die heimische Erde bietet. Er will uns nur sehen lehren. Er adelt das Tagewerk des gemeinen Feldarbeiters. Dem säend dahin schreitenden Landmanne verleiht er tiefe Gedanken. Es gibt ein kurzes Gedicht des Schweizers Conrad Ferdinand Meyer:

Säerspruch.

Bemeßt den Schritt, bemeßt den Schwung,
Die Erde bleibt noch lange jung.
Dort fällt ein Korn, das stirbt und ruht:
Die Ruh' ist süß; es hat es gut.
Hier eins, das durch die Scholle bricht:
Es hat es gut: süß ist das Licht.
Und keines fällt aus dieser Welt,
Und jedes fällt, wie's Gott gefällt.

Diese Gedanken scheinen Millet's über die Schollen gehendem, Körner ausstreuenden Bauern zu durchdringen.

Oder die mit auf den Boden gesenkten Häuptern dicht an einander gedrängte Schafherde, ein strickendes Mädchen an ihrer Spitze, leise uns entgegenweidend. Es ist, als wolle Millet für den stillen Schritt der fortschreitenden Thiere eine sichtbare Formel finden. Das ziellose sich Fortbewegen des Lebens.

Und so auch bei Stauffer. Nur Einzelheiten des unendlichen Schöpfungsinventariums stellt Stauffer dar, aber mit einer Gewissenhaftigkeit, als sei er auf die Wahrheit seiner Arbeit vereidigt worden. So hat er die wunderbaren Porträts geschaffen, die seine Kupferplatten bieten. Nur deshalb wird er von Rembrandt übertroffen, weil dieser als dramatischer Dichter sich zum Meister der sprachlos daliegenden Natur zu machen wußte. Bei Rembrandt's fliegenden Gewölken sagen wir nicht bloß: sie fliegen, sondern wir fragen: woher kommen sie, wohin wollen sie? Die Gabe fehlt jenen Allen, die ich nannte, solche Fragen anzuregen. Hier liegt Böcklin's Grenze. Das, was er vor uns hinzaubert, ist lebendig, athmet, existirt im eminenten Sinne, aber es bleibt ewig doch nur, was es ist. Diese bunten Vögel bauen keine Nester in uns und bringen keine Brut. Diese kleinen Kinder, die im blumigen Grase spielen, bleiben ewig Kinder. Jenes Gemälde in meinem Zimmer, zu dem ich beim Schreiben dieser Zeilen seitwärts hinüberblicke, wenn meine Augen sich heben, ist, wie ich einmal von Emerson's Gedanken gesagt habe, wie der Vers eines Epos, dessen andere Verse aber ewig verloren bleiben werden. Emerson gehört zu den Interpreten der Gegenwart, deren Werke, wie die seinigen, nur das im Moment Vorhandene wiedergeben. Lauter enthüllte Geheimnisse; ihr letzter Zusammenhang läßt uns die Gegenwart verstehen, die Zukunft aber erschließen sie uns nicht. Es werden Dichter kommen müssen, die dieses Amt übernehmen. Auch das haben erst Dichter wieder im Dienste der Menschheit zu vollbringen, daß sie die innerste Schönheit der um uns liegenden Natur offenbaren. Dies aber nur der eine Theil ihrer Arbeit: ihr höchstes Geschäft ist, das rein Menschliche zu erschließen, das ewig war und ewig sein wird. Der Dichter allein ahnt und beschreibt zugleich die Welt, die war und ist, und die, die sein wird. Christus hat die Welt, die sein wird, vorausgesehen. Seine Predigten und die Gleichnisse, die er braucht, klingen mir manchmal wie die Bruchstücke einer weltumfassenden Dichtung, die zu vollenden die Bosheit der ihn Umgebenden ihn verhinderte. Seine Jünger selbst verstanden ihn nicht und fragten, warum er in Gleichnissen rede.

Böcklin und Gleyre treffen sich darin, daß sie auch für Darstellungen des Inhalts der Evangelien neuen Ausdruck suchen. Gleyre, als Protestant, stellt das Abendmahl und die zum Ausgang in alle Welt sich zerstreuenden Apostel dar. Diese Gemälde haben etwas Gewolltes, Correctes, Akademisches, Anerkennung des Geleisteten in uns, aber nicht Mitgefühl Erweckendes. Böcklin's trauernde Madonna dagegen bringt den Schmerz der über ihren todten Sohn hingegossenen Mutter legendenhaft neu zur Anschauung. (Das Gemälde ist in der Berliner Nationalgalerie.) Zwei weiße Marmorblöcke liegen lang auf ein-

ander vor uns. Der untere, die Stufe zum oberen bildend, ist mit einzelnen Rosen bestreut. Der obere gerade so groß, um den lang auf ihm ausgestreckt liegenden todten Leib Christi zu tragen. Nur das hintenüber abfallende Haupt und unten die Füße sind sichtbar, der Körper ist mit einem tiefblauen Mantel überdeckt, dessen Falten uns entgegenfallen. Und darüber, auch das Antlitz verhüllt, die Mutter liegend, als solle auch sie sich niemals wieder erheben. Ueber ihr aber öffnet sich der Himmel. Flatternde Kinderengel sitzen auf den zerreißenden Wolken. Und in irdischer Gewandung ein Knabe, der tief herabgebeugt mit niedergestreckter Hand die Schulter der Frau beinahe berührt, als wolle er sagen, daß Christus im Himmel nun zu finden sei. Nirgends sehen wir das vorher gemalt. Ein Märchen. Ergriffen aber von dem, was wir erblicken, bedenken wir hinterher erst den Sinn des Dargestellten. Böcklin gibt sich in solchem Maße den ihn erfüllenden Anschauungen hin, daß er völlig vergißt, was von Anderen in seinem Werke gesucht werden könne. Die Ueberraschung, die es uns einflößt, kann einmal milder werden und die Frische der Farben der Zeit nicht Stand halten; dann immer wird doch die Erinnerung bleiben des Eindruckes, den Böcklin's Werke machten. Böcklin hat die um den todten Sohn trauernde Mutter auf einem anderen Gemälde (bei Frau Grunelius) so gemalt, daß nur die einander dicht nahe stehenden Antlitze der verzweifelnden Mutter und des den letzten Schlaf schlafenden Sohnes beinahe allein sichtbar sind. Immer neue Versuche, menschlichen Schmerz und Todesruhe dicht zusammenzubringen.

Das in den vier Evangelien vom Verlaufe der Kreuzigung Christi und seinem Tode Erzählte, verglichen mit den von der neuesten modernen Kunst gelieferten Darstellungen, zeigt, daß manche heutige Künstler dieses furchtbare Ereigniß in seiner fortschreitenden Vollbringung zum Spielplatz von Phantasien machen, und daß das Publicum diese Arbeiten willig aufnimmt. Während die Wissenschaft mit Gewissenhaftigkeit jedes Wort der Evangelien prüft, mengen die Maler Legenden und eigene Erfindungen durch einander. Und zwar finden wir, wenn wir z. B. Lehner's Marienverehrung lesen, daß von den Anfängen der christlichen Kirche an so verfahren worden sei, sehen zugleich aber die Wände protestantischer wie katholischer Familien auch heute gleichmäßig geschmückt mit Scenen des Marienlebens und der Kindheit Jesu und des häuslichen Lebens um sie her. Es muß dem etwas Reinmenschliches zu Grunde liegen. Vielleicht haben die bildenden Künstler überhaupt nicht das Amt, thatsächlich Geschehenes genau so zu überliefern, wie es im Momente des Ereignisses im Auge anwesender Zeugen sich spiegelte, sondern nur, wie die Musiker, die Aufgabe uns an Menschliches zu erinnern, uns zu erfreuen, zu erschüttern, zu beruhigen, ohne zu fragen, welche historischen Gestalten zu Trägern dieser inneren Bewegungen gemacht werden.

IV.

Die letzte Frage wäre noch zu thun, die bei einem modernen Meister nicht zu entgehen ist: wie Böcklin zu Goethe stand. Daß Böcklin den König von Thule gemalt habe, verstände sich von selbst.

Im zweiten Theile des Faust, als Faust nach Griechenland sich wandte, um die als Gespenst ihn bethörende Helena dort zu suchen, begegnet er dem Centauren Chiron, auf dessen Rücken er über den Peneios getragen wird. Durchwatend durch das Gewässer läßt er sich erzählen, wer vor ihm schon Alles auf diesem Rücken gesessen habe, und Chiron beginnt von ehemaligen Reitern zu berichten. Darauf verlangt Faust nun auch von Frauen zu hören.

Vom schönsten Mann hast Du gesprochen,
Nun sprich auch von der schönsten Frau!

Chiron.

Was! . . . Frauenschönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch' ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmuth macht unwiderstehlich,
Wie Helena, da ich sie trug.

Faust.

Du trugst sie?

Chiron.

Ja, auf diesem Rücken.

Faust.

Bin ich nicht schon verwirrt genug,
Und solch' ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte mich so in das Haar,
Wie Du es thust.

Faust.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie ist mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugst Du sie?

Chiron.

Die Frage läßt sich leicht gewähren.
Die Dioscuren hatten jener Zeit
Das Schwesterchen aus Räuberfaust befreit.
Doch diese, nicht gewohnt, besiegt zu sein,
Ermannten sich und stürmten hinterdrein.
Da hielten der Geschwister eil'gen Lauf
Die Sümpfe bei Eleusis auf;
Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber;
Da sprang sie ab und streichelte
Und dankte lieblich klug und selbstbewußt.
Wie war sie reizend, jung, des Alten Lust!

Nun, was Böcklin darstellt, ist ja ganz anderen Inhaltes. Und der künstlerische Gedanke: ein schönes Weib, das auf dem Rücken eines Centauren heil durch ein Gewässer getragen wird, könnte Jedem kommen. Bekannt ist Begas' zartausgeführte Gruppe des Centauren, der mit straff heruntergestrecktem

Arme seine bei geknickten Fingern herumgebogene Hand einer Nymphe gleichsam als Steigbügel darbietet, damit sie, in sie eintretend, emporgehoben sitzlings auf seinen Rücken empor rutsche. Das brauchte Goethe nicht verdankt worden zu sein. Dennoch darf uns Böcklin's Gemälde wohl an diese Verse Goethe's erinnern, als könne der Maler sie einmal gelesen haben. Die Mitte beider Bilder, des gemalten und des in den Versen steckenden, bleibt dieselbe. Welch einen Ueberfluß dramatischer Scenen aber gewährt hier zu gleicher Zeit das Wort eines Dichters! Wie strömt ein Wechsel von Ereignissen aus diesen Versen uns entgegen! Was geschehen wird, wenn Böcklin's Reiterin das andere Ufer erreicht hat, sagt sein Gemälde nicht, Goethe aber. Goethe versetzt uns in die Mitte eines in der Phantasie fortwuchernden Romanes. Wie tief Böcklin's mit vergänglichen Farben gemalter „Eleusinischer Ritt" in die Zukunft hinein leben wird, wissen wir nicht; der Goethe's aber wird unsterblich sein. Böcklin's Gestalten, so lieblich die fischschwänzigen Frauengestalten auf dem Gemälde des bekränzten Chiron's schöne Last bewillkommnen: sie öffnen Lippen, aber es tönt nur wie von ferne ihr Gesang zu uns heraus; alles Geschehende ist, obgleich dicht vor uns, auf dem Gemälde in fernen Traum und in weite Entfernung gerückt; bei Faust's Chiron aber sind wir selbst wie mit im Wasser drin, und das aufgerührte Geplantsche spritzt uns mit an. Goethe's Gedicht wird dann erst voll verstanden werden, wenn die Ruhe und der freudige Genuß am Dasein im zwanzigsten Jahrhundert einst einmal wiederkehren[1]).

V.

In München sind zwei Bände der Werke Böcklin's herausgegeben worden. Von den 230 im Anhange dieses Opus aufgezählten Werken Böcklin's nur ein Bruchtheil, wohl aber ein maßgebender Auszug seiner Lebensarbeit. Mein Gefühl, nachdem diese Fragmente des inneren Lebens eines unserer größten Maler wieder vor mir vorüber geglitten waren, war Gedrücktheit. Böcklin erzählt, es hätten die Scenen der Straßenkämpfe, die er 1848 in Paris erlebte, einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sein Bildniß stellte er neben anderen Selbstbildnissen auch so dar (ich erwähnte es oben), wie ein Gerippe dicht hinter ihm die Geige spielt: aus fast allen seinen Werken tönt ein Echo dieses Saitenspieles. Böcklin's innerste Stimmung ist Unbefriedigung, Trauer. Nicht um Verlorenes, sondern um Unerreichbares. Das ist menschlich.

Die Zeit, in der wir leben, versagt uns viel. Lorbeerkränze überall, aber sie rascheln wie verwelktes Laub. Niemanden trifft ein Vorwurf deshalb. Wir suchen mehr Aufregung als Genuß, wir brauchen billige Athemlosigkeit. Wir leben in der Zeit des nachgemachten Champagners. Ein Gefühl von Erniedrigung liegt über der Welt. Zu viel hohle Köpfe, gestopft mit abgeschriebenen Gedanken, sind wir genöthigt als gedankenvoll anzunehmen. Es

[1]) Aus einem Briefe wurde mir neulich berichtet, wie in Ostafrika Deutsche zu ihrer Erholung Goethe's zweiten Theil des „Faust" lesen und Ahnungen des darin suchen, was heute unsere Zeit bewegt. Es beruhigt, daß Goethe die heutige Verwirrung der Menschheit schon voraussah und wir sie mit ihm als etwas als nothwendig Vorempfundenes ansehen, nur eine Phase unserer heutigen Entwicklung in ihr erblicken dürfen.

herrscht etwas, das ich nicht nennen will, dessen Herrschaft aber wir uns beugen, um leben zu dürfen. Je mehr ein Mensch das Wirkliche erkennt und es ausspricht, um so mehr fühlt er sich gezwungen, zu verleugnen, daß er es sehe. Und so: die ungewisse Sehnsucht nach unerreichter Freudigkeit liegt auch in Böcklin's Gemälden. Wie sie in denen Gleyre's liegt. Ein Leiden mitten im Genusse des Daseins. Ein Gefühl des Stillstehens dicht nach dem freudigen Anstiege eben doch erst verflossener, thatenerfüllter Jahre, die schon mythisch geworden sind. Die volle Erwartung der herrlichen Zukunft beseelt uns nicht mehr wie 1870. Die Sicherheit fehlt uns.

Und noch Eins. Wir wissen nicht, wann Goethe das Gespräch Chiron's mit Faust schrieb, den jugendlichen Pulsschlag darin aber empfinden wir, auch wenn die Verse vielleicht erst im Alter von Goethe geschrieben wurden. Es machte ihm nichts aus, Jahrzehnte lang Anschauungen in sich zu tragen, ehe er sie mit der Feder in Worte brachte. Wenn Joachim Beethoven oder Mozart spielt, so genießen wir die Schönheit der Melodie ohne den geringsten Abzug. Nicht ganz das Gleiche gilt bei Werken der Bildhauer. Tausend Jahre jedoch können spurlos auch an einer Statue vorübergehen, wenn der Wille des Schicksals ihr gegenüber gütig gestimmt ist. Gemälde aber verblassen. Die Musik der großen Meister und die Dichtung wird immer dauern; immer wieder wird Homer in der neuesten Sprache zu dichten scheinen.

Und ferner. Der Darstellungskreis, den Böcklin und seine Mitschweizer erfüllen, umfaßt nur einen Theil dessen, was von der bildenden Kunst verlangt wird. Colossale Werke, die vom freien Tage beleuchtet dem Anblicke vieler Menschen zu gleicher Zeit ausgesetzt sind, liefern sie nicht. Böcklin schafft für geschlossene Räume. Werke beschränkten Umfanges. Nur nahe Herantretenden bietet sich ihr Genuß dar. Wer an diesen Dingen Freude haben soll, muß auch von Alterthum und Renaissance wissen. Er muß erfahren haben, was italienische Landschaftsformen, griechisches Meer und leuchtender südlicher Himmel bedeuten. Böcklin malt nicht für Massen, deren Herzschlag beim ersten Blick darüber entscheidet, ob sie das Kunstwerk verstehen. Diese doppelte Arbeit für geistig verstehende Einzelne und sinnlich empfindende Massen hat in der Phantasiearbeit der Völker immer geherrscht. In der Malerei. In der Sculptur. In der Architektur. In der Dichtkunst. In manchen Epochen aber scheint das Gefühl für das Große und die Kraft, es hervorzubringen, verloren gegangen zu sein. Dann ist sie plötzlich wieder da. Sie fehlt der heutigen Zeit, die so viel umfangreiche Bauten und colossale Statuen doch aufzustellen hat und flott errichtet: keines der heute entstehenden Werke ist mit der Macht begabt, uns zu freiwilliger Verehrung und sich unterordnender, staunender Begeisterung zu überwältigen.

Somit wäre Böcklin der eigentliche Repräsentant unserer Zeit also, sie hält ihn in ihren Grenzen. So arbeiten auch Meissonnier, Corot, Alma Tadema, Feuerbach. Ich habe einmal von Feuerbach gesagt, seine Gestalten, die mit einander zu verkehren scheinen, redeten nicht, seine spielenden Kinder schrieen und lachten nicht: dies Schweigen scheint auf den Werken aller bildenden Künstler heute zu liegen. Auch unsere Bauten haben etwas Unbewohntes, Menschenleeres.

Burns Jones malt den Moment, wo eines Bildhauers Marmorgestalt sich in blühendes Fleisch verwandelt: aber es ist, als ob des Künstlers und der zu ihm sich herabneigenden schönen, fleischgewordenen Gestalt Seele von trübem Gefühl erfüllt seien. Als durchzuckte das Mädchen nicht überquellende Lebensluft. Als dächte sie nach mitten im Entzücken. Als ahnten sie ein Schicksal, das sich in Kummer verkehren könne. All' diese Meister unterliegen dem Druck unserer Zeit, die etwas von einem verregneten Sommer an sich hat. Wie ist in Raphael's, Dürer's, Tizian's, Rubens' Gemälden so gar nichts von solchen Stimmungen zu finden. Wir haben uns zu viel mit der Vergangenheit zu thun gemacht. Etwas davon hat auch Böcklin. Aber es ist, als wolle er sich davon befreien.

Ich ahne Zeiten, wo geistig emporkommenden Geschlechtern der Sinn für das Große, für neuaufathmenden Genuß des Lebens zurückkehren wird. Wo das ewig Heitere, das Homer's und Goethe's Grundstimmung ist, den Völkern zurückkehrt und Werke wieder entstehen, die von den Menschen verstanden werden ohne Vorkenntnisse und ohne Erklärung, rein aus eigener Macht. Ich möchte sie wohl noch erleben, denn die uns innewohnende Sehnsucht danach verbürgt, daß sie kommen werden. —

Bei der neuen, glücklichen Umstellung der Gemälde und Statuen der Nationalgalerie hat man die Werke Böcklin's, die in öffentlichem Besitze bei uns sind, nun zusammengebracht. Sie dürfen als Repräsentanten der gesammten Thätigkeit des Meisters gelten.

Zuerst jener schon zweimal genannte Uebergang zu den Eleusinischen Gefilden. Das vornehmste unter den vier Stücken, weil es uns am meisten erfreut. Noch einmal will ich versuchen, das Bild zu beschreiben. Der Anblick hat etwas zu Festliches. Der mit seiner schönen Last dem anderen Ufer zuwatende Centaur trägt einen Kranz von weißen Rosen. Er hat die Arme in die Seiten gestemmt. Sein kräftiger Körper ist bräunlich. Helena hat ihren einen Arm rückwärtsgreifend um seinen Hals geschlungen. Ein durchsichtiges, wolkig-schleierhaftes Gewand umhüllt ihren Schoß. Sie lauscht dem Gesange der beiden fischschwänzigen Nymphen, die sie zunächst bewillkommnen. Sie lächelt ihrem Lächeln entgegen. Die Eine hat dunkles, die Andere blondgelbes, fein gewelltes, lang herabhängendes Haar. Drüben am grasigen Ufer, dem sie zugetragen wird, stehen vollbelaubte, hochaufragende, junge Pappeln. Wir meinen ihr zitterndes Laub flüstern zu hören, durch das der blaue Himmel überall durchdringt. Weiter zurück ein Alter und tanzende Gestalten umher. Andere sitzen auf dem sanft abhängigen Boden. Tiefsömmerliches Dasein überall waltend.

Neben diesem Gemälde hängt eins von den reinen Märchenbildern: ein Einhorn, mit einer jungen Nymphe als Reiterin, aus der Tiefe eines Waldes vorsichtig schnüffelnd hervorkommend. Etwas seltsam Wildes hat das Thier. Auf dem Boden vor ihm ein aus allerlei seltsamen Kleinigkeiten gelegter Kreis, in den es hereintritt, zögernd, schlau, als liege ein Zauber darin, dem es nachgebe. Von Gleyre's „Charmeuse" wird so ein Vögelchen gelockt oder, auf einem gleich hohen Gemälde Gleyre's, ein lauschendes junges Mädchen von einem singenden kleinen Vogel in die Wildniß fortgezogen.

Auf der anderen Seite neben dem Centaurengemälde ein langbärtiger, alter Einsiedler in seinem Waldhäuschen. Vor einem Marienbilde an der Wand, unter dem auf einem Vorsprunge Blumen liegen, spielt er die Geige. Zwei kleine Fenster hat die dämmernde, enge Hütte, in die wir hinein sehen, und die nach vorn ohne Wand ist. Eins fast im Hintergrunde, in dem ein paar lauschende, nackte Engelkinderchen sitzen, in die Hände klatschend vor Vergnügen; das andere nur ein Guckloch in der Thüre, die, nach außen führend und von außen dargestellt, neben sich noch ein kleines Stück Waldeinsamkeit erblicken läßt. Hier steht außerhalb der Hütte auf den Fußspitzen ein anderer Engel, schon eine Knabengestalt, hakt sich mit beiden Händen in das Loch ein und horcht hinein und hört und sieht dem Spiele zu. Das Bild erinnert an jene altfranzösische Dichtung, in der ein umherziehender Spielmann einer einsamen Maria zu Ehren spielt und singt und seine Tänze aufführt. Der Trost idealen Verkehrs mit dem Ueberirdischen in tiefer Einsamkeit kann nicht schöner symbolisirt werden.

Ich wünschte, daß auch ein Porträt von Böcklin's Hand in Berlin ausgestellt wäre. Porträts zeigen das Verhältniß eines bildenden Künstlers zur Natur am reinsten.

Ich schließe mit dem Wunsche, mit dem ich begann: Mögen Arnold Böcklin, dem Siebzigjährigen, noch viele glückliche Arbeitstage bevorstehen. Viele herzliche Glückwünsche werden am 16. October 1897 ihn erreichen, noch mehr in der Stille gehegt werden.

Herman Grimm.

Die Hohe Tatra.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Vor unseren Augen stiegen im Süden die Berge der Hohen Tatra auf. Unvermittelt tauchten sie empor aus dem Thal, um mit ihren zackigen Gipfeln sich im Schatten der Nacht zu verlieren. Ein heftiger Wind trieb die Wolken gegen Osten und spornte sie durch lautes Pfeifen zu immer rascherem Fluge an. Hoch über den Wolken leuchtete der abnehmende Mond. Es war, als eile er den Wolken entgegen, und als beschreibe er am Himmelsgewölbe die entgegengesetzte Bahn. Silberumsäumt, mit dunklem Kern, folgten die Wolken in endloser Schar auf einander, gleich aufgescheuchten Vögeln, die vor dem Falken fliehen. Lichte Mondstrahlen drangen zwischen den Wolken bis zur Erde und hüllten dort die Gegenstände in phantastischen Schimmer ein. Nebelstreifen schleppten sich an den Bergen entlang. Sie stießen gegen die Gipfel auf den hohen Graten und wirbelten wie Dampfmassen an denselben empor, streiften die Wälder an den steilen Abhängen und blieben dann in den Wipfeln der Tannen wie gebannt. — Das Mondlicht flößte vergängliches Leben diesen duftigen Gebilden ein, verlieh ihnen menschenähnliche Gestalt, und sie schienen dann Geister der Berge zu sein, die über den Geheimnissen wachen, welche der Abgrund birgt.

Es mochte gegen die zehnte Abendstunde sein, als wir einen Kiefernwald betraten. Hier wurde es im Schatten der Baumkronen so dunkel, daß der Weg unseren Blicken fast entschwand. Nur schmale Lichtstreifen drangen durch die Wipfel der Bäume und erreichten den Boden, um dort feuchte Moose und Farne in schimmernden Silberglanz zu tauchen. In den Tiefen des Waldes schienen Irrlichter ihr unheimliches Wesen zu treiben, Gnomen mit leuchtenden Fackeln über die Wurzeln der Bäume zu huschen. Ein langer goldiger Strahl streifte die Stämme: er kam aus einer einsamen Hütte am Waldesrand und suchte zitternd seinen Weg in dem dunklen Wald. Dann ertönten Hammerschläge, und grelles Feuer loderte in der Ferne auf. Es breitete seine

flackernden Lichter über eine freie Waldstelle aus und tränkte mit blutigem Widerschein die Kronen der umgebenden Bäume. Sternlos und schwarz schien der Himmel über dieser blendenden Lichtfülle sich zu wölben. Von dem leuchtenden Hintergrunde hoben sich dunkle Gestalten wie Schattenbilder ab. Es waren Zigeuner, die noch zu so später Stunde Hufeisen schmiedeten für ihre Pferde. Bei jedem Hammerschlag sprühten Millionen von Funken aus dem glühenden Eisen hervor und fielen wie leuchtender Feuerregen zur Erde. Dann blitzte die Umgebung in hellerem Lichte auf, und es tauchte aus dem Dunkel der Nacht das ganze Zigeunerlager hervor, wo Menschen, Thiere, Zelte und Wagen in wildem Gewühl sich durch einander drängten.

Bald traten wir aus dem Walde, und eine weite Landschaft breitete sich vor unseren Blicken aus. Sie war von den hohen Bergriesen im Süden, von einer langen Hügelreihe im Norden begrenzt. Zu den beiden Seiten der Straße dehnten sich weite Haferfelder aus, die, vom Winde gepeitscht, vom Mondlicht übergossen, der bewegten Meeresfläche glichen. Ein Bach folgte rauschend dem Wege, und so glaubte man auch das Zischen der Wellen an felsigem Strand zu vernehmen. Bald rückten einzelne Hütten an die Straße heran; wir waren in das Dorf Zakopane eingetreten. Nur aus vereinzelten Fenstern drang noch ein Lichtstrahl hervor und irrte einsam über die weiten Felder. Durch unser Nahen aufgeschreckte Hunde begannen zu bellen; doch sie bellten nur leise, wie aus dem Schlaf, mit halbverträumter Stimme. Andere Hunde antworteten ihnen bald, erst in der Nähe, dann aus der Ferne, dann weithin am Fuße der Berge, wo ihre Stimmen endlich sich mischten mit anderen, unbekannten Tönen der Nacht.

Die Straße belebte sich weiter — wir waren bald mitten im Ort. Aus einer Herberge tönte Musik uns entgegen. Wir traten in das Gastzimmer ein, wo trotz des engen Raums die Górale[1]) zu fröhlichem Tanze versammelt waren. Denn diese polnischen Bewohner des nördlichen Abhangs der Tatra können den verlockenden Tönen der Musik nie widerstehen; jedes improvisirte Orchester regt sie zum Tanz, wohl auch zum Gesange an. Dicht gedrängt auf einer Bank saßen vier Musikanten und fiedelten auf Geige und Violoncell fortdauernd die nämliche Melodie. Sie thaten das mit einem unglaublichen Schwung, der nicht nur die Beine der Tänzer, sondern auch ihren eigenen Körper in Bewegung versetzte. Sie stampften den Tact mit den Füßen, schnellten von ihren Sitzen rhythmisch in die Höhe. Es hatte eben der „Kleinschrittler“[2]) begonnen, ein Volkstanz, der nicht nur hier, sondern auch bei den Südslaven[3]) sich einer großen Beliebtheit erfreut, und mit dem alle Tanzbelustigungen bei diesen Volksstämmen abzuschließen pflegen. Es ist eine Art Werbetanz, bei welchem der Tänzer seine Tänzerin umkreist, sie aber mit kleinen raschen Schritten ihm zu entkommen trachtet. Der Tänzer strebt

[1]) Das polnische ó wird wie ein u ausgesprochen. Das Wort stammt von Góra (Berg), würde somit dem deutschen „Bergbewohner“ entsprechen.

[2]) Diese Bezeichnung gibt jedenfalls besser den Sinn der polnischen Bezeichnung „drobny“ wieder als die wörtliche Uebersetzung des Wortes mit „der Kleine“.

[3]) Dort heißt er Poskocznica.

durch die gewagtesten „Pas", die kühnsten Sprünge, das Herz der Tänzerin zu gewinnen, sie aber flieht ihn beständig, sittsam ihre Blicke zu Boden senkend. Schließlich gibt sie nach, der Tänzer umfaßt sie halb und wirbelt mit ihr einigemal in die Runde.

Das autochthone Orchester besteht in diesen polnischen Thälern am Fuß der Hohen Tatra aus Fiedeln und Baßgeigen. Der Dudelsack und die Schalmei haben sich in die hohen Berge zurückgezogen, und nur dort erschallt auch noch die Hirtenflöte. Die „Górale" benutzten früher sehr kleine Fiedeln, höchst ursprüngliche Instrumente mit schrillem Ton; jetzt sind diese Fiedeln durch ungarische Geigen ersetzt. Ganz eigenartig werden Baßgeigen der hiesigen Geschmacksrichtung angepaßt: man spannt ihre Saiten über einen Nagel, der auf einer dicken Glastafel ruht. Das verursacht während des Spielens ein fortdauerndes Tremolando, welches an das Tönen eines Bourdons [1]) erinnert. Die meisten Tonstücke, besonders die zum Tanz bestimmten, gehen aus D-dur, was zu der Stimmung der drei ersten Saiten der Geige d, a, e und zu der Stimmung der Violoncellsaiten D, d, a, A am besten paßt. Es gibt hier nur wenige Melodien mit schwermüthigem Klang, und auch bei dem Vortrag kommt diese Stimmung kaum zur Geltung, denn sie werden energisch, oft in auffälligem Gegensatze zu ihrem eigentlichen Charakter, vorgetragen. Fast stets ist die hiesige Musik heiter, oft fast ausgelassen, im Einklang mit der freudigen Stimmung, zu der diese Bevölkerung neigt. Sonst pflegen ja die slavischen Melodien sich in Moll zu bewegen, oft melancholisch und traurig; da mag wohl die unbegrenzte Freiheit, in der dieses Gebirgsvolk stets gelebt hat, den fröhlichen Klang seiner Musik bestimmt haben. Man merkt es dem Vortrag trauriger Weisen stets an, daß sie nicht auf diesem Boden erwachsen sind; sie wanderten in der That aus der Ferne ein und wurden, der Stimmung des Volkes entsprechend, umgestaltet.

Gar manche Melodie hört man sowohl zum Tanz als auch zum Gesang ertönen. Spielt man sie zum Tanze auf, so verändert man häufig ihren Rhythmus und zerlegt sogar einzelne Tacte des Liedes in zwei neue. Meist wird der Tanz mit Gesang durchflochten: der Tänzer bleibt dann stehen und trägt entweder ein schon bekanntes Lied vor oder improvisirt auch neue Strophen, so wie sie ihm der Augenblick eingibt. Er singt in $^3/_4$-Tact, während das Orchester fortfährt, in $^2/_4$ zu spielen. Wie dabei der Einklang zwischen der Stimme und den Instrumenten hergestellt wird, bleibt ein Geheimniß der Betheiligten. In Wirklichkeit ist er auch nicht immer vorhanden, aber der Eindruck bleibt stets heiter. Der Vortrag ist oft sehr phantastisch, stets von höchster Begeisterung getragen. Die Stimmen bewegen sich meist im Tenor, und zwar in hohen Lagen. Da nun selbst Künstler mit solchen Stimmlagen dazu neigen, mit großer Kraft zu singen, so darf man sich nicht wundern, daß diese Steigerung bei Natursängern oft in Schreien ausartet und dann aufhört, in begrenztem Raume ästhetisch zu

[1]) Die Angaben nach Jan Kleczyński, „Die Melodien von Zakopane und das Podhale" (polnisch), in den Denkschriften des Galizischen Tatra-Vereins 1888. Bd. XII, S. 39.

wirken. Anders in den Bergen, wenn die kräftige Stimme das Rauschen der Bäche, das Rollen der Steine zu übertönen strebt.

Von manchen Melodien gibt es unzählige Varianten, so daß stets neue Wendungen den Zuhörer beim Vortrag überraschen. Einzelne alte Lieder fallen durch ihre Gliederung auf, durch ihre zehn, in zwei fünfactige Phrasen zerlegten Tacte. Eine solche Gliederung ist bei polnischen Liedern nur selten; weit häufiger wird sie in südslavischen und ungarischen Liedern angetroffen. Der vierte und fünfte Tact sind dann oft nur eine Erweiterung des vierten; die Górale pflegen beim Spielen auf den fünften Tact einen besonderen, durch die Steigerung fast komisch wirkenden Nachdruck zu legen.

Bei manchen Wendungen der Lieder glaubt man Haydn'sche Melodien zu hören. Sie zeigen dieselbe Einfachheit und Anmuth in der Form, denselben Humor im Ausdruck. Das war wiederholt schon den polnischen Musikern aufgefallen, welche die Melodien jener Gegend sammelten[1]). Diese Aehnlichkeiten fanden sich übrigens nicht unerwartet, da bereits der slovenische Musiker Kuchač auf solche Beziehungen der Haydn'schen Musik zu slavischen Volksmelodien hingewiesen hatte[2]). Schon als Kind mag Haydn jener Musik gelauscht und, bei dem frühzeitigen Erwachen seines musikalischen Genies, die so empfangenen Eindrücke auch dauernd bewahrt haben. Der kleine niederösterreichische Marktflecken Rohrau an der Leitha, in welchem Haydn geboren wurde, auch die Stadt Hainburg an der Donau, wo er die Schule besuchte, grenzen an das slovakische Sprachgebiet. Bei der alterthümlichen Stadt Hainburg, deren kräftige Umfassungsmauern, malerische Thürme und Bergruinen heute noch den Beschauer fesseln, beginnen die kleinen Karpathen. Sie steigen zu einem ansehnlichen Höhenzuge dort auf, durch welchen die Donau ihren Weg, die „Porta hungarica", sich bahnte. Auf Melodien, besonders volksthümliche Themen, hatte Haydn sein Augenmerk von jeher gerichtet[3]) und slavische Motive in seinen Messen, Symphonien und Quartetten verwerthet. Kuchač sucht nachzuweisen, daß auch die österreichische Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser" an ein slovenisches Lied anknüpft[4]). Für jene Nationalhymne hatte man freilich schon nach anderem Ursprung gesucht. Ihr Anfang soll im „Getreuen Musikmeister", einem 1728 erschienenen Werke von Telemann, zu finden sein. Indessen hat der Nachweis solcher Beziehungen vor Allem nur historisches oder, wie ein Naturforscher sagen könnte, entwicklungsgeschichtliches Interesse, während der Schwerpunkt doch darin liegt, daß Haydn die vorhandenen Schätze zu heben, den Werth der noch ungeschliffenen Edelsteine zu erkennen wußte, ihnen die vollendete Form, die kunstvolle Fassung erst gab. Die von Haydn verwertheten Motive blieben an ihre Ursprungsstätte auch weiterhin gebannt, während die Kunstwerke, die

[1]) Vergl. vor Allem den schon citirten Aufsatz von Kleczyński (S. 100), wo auch auf das Urtheil von Ignaz Paderewski Bezug genommen wird.

[2]) Fr. S. Kuchač, Josip Haydn i Hrvatske narodne popievke, Zagreb 1881. und Chansons nationales des Slaves du sud. Zagreb (Agram) 1879—1884.

[3]) C. F. Pohl, Joseph Haydn. 1882. Bd. II, S. 29.

[4]) Es ist das Lied 897 im III. Bande der Liedersammlung, S. 89: Žalostna zaručnica.

sein Genius schuf, sich im Triumphe die Welt erobert haben. Insofern datirt auch die künstlerische Existenz der österreichischen Nationalhymne erst vom 12. Februar 1797, jenem Geburtstage des Kaisers Franz, an welchem sie zum ersten Mal nach Haydn'scher Melodie feierlich in Wien und Triest vorgetragen wurde[1]).

Die in dem Gastzimmer tanzenden Männer zeigten meist schlanke Gestalt, feine, scharfgeschnittene Gesichtszüge, auffallend kleine Hände und Füße: sie sahen recht schmuck aus in ihrer weißen, mit blauem, grünem und rothem Bande verbrämten Tracht. Die Frauen standen den Männern an Schönheit entschieden nach; ihr Körperbau war gedrungener, als hätte die Last der Arbeit sie tiefer zur Erde gedrückt, aber ihre bunten Kopftücher brachten Farbe in das bewegte Bild. Was jedoch besonders den Zuschauer fesseln mußte, das waren die Köpfe der Greise. So individuell ausgeprägte Gesichtszüge, wie man sie wohl bei Gelehrten, aber nicht bei Bauern anzutreffen pflegt. Alle älteren Männer zeigten sich glatt rasirt, während die jüngeren Leute zum Theil Schnurrbart trugen, den sie gegen frühere Sitte aus ihrer Dienstzeit im Heere mitgebracht hatten. Doch scheinen die Frauen den Bartwuchs bei ihren Bewerbern nicht zu lieben. Sangen doch die Mädchen beim Tanze auch jetzt noch die Strophen[2]):

„Uns schmecken nur Küsse vom weichen Mund;
Bärtige Lippen die stechen uns wund."

Nahe dem Orchester auf der Bank saß ein alter Mann, dessen hageres, ausdrucksvolles, von weißem langem Haar umwalltes Gesicht Jedem besonders auffiel: es war der alte Sabaka[3]). Er galt als der begabteste Musiker im ganzen Thal, ja weitaus im ganzen Gebirge. In der That war er auch ein naturwüchsiger Virtuos, der es unter anderen Bedingungen wohl zu einem namhaften Künstler gebracht hätte. Denn er trug in seiner Brust etwas von jener heiligen Begeisterung, von jener schöpferischen Kraft, welche hervorragende Menschen zeitigt. Doch er blieb mit seinen Gaben in die enge Beschränktheit seines Dorfes gebannt, und seine hohen Anlagen wurden erst erkannt, als er schon in weit vorgerücktem Alter stand. Dann freilich suchten ihn oft Künstler auf, um seinem Spiel zu lauschen; er war es, der auf seiner kleinen, nach dem alten Typus gebauten Fiedel alle Weisen der Hohen Tatra in unerschöpflichen Varianten vorzutragen wußte. Von ihm erzählte man sich, daß er oft aus dem Gesichtskreis der Menschen verschwände, um irgendwo, hoch in den Bergen, auf einsamen Felsen, sich und dem Abgrund seine Kunstschöpfungen vorzutragen. Dann nähme das Gesicht dieses sonst heiteren Menschen einen eigenen ernsten, ja fast schmerzlichen Ausdruck an; er fühle selbst sich wie entfremdet und lausche den inneren Stimmen, die nach Befreiung, nach äußerer Verkörperung ringen.

---

[1]) Vergl. hierzu auch August Reißmann, Joseph Haydn, sein Leben und seine Werke. 1879.

[2]) Bei freier Wiedergabe des Inhalts.

[3]) Annähernd auszusprechen wie Sabaua.

Dieser Mann genoß unter den Seinigen auch eines großen Ruhmes als Erzähler, und da der Tanz zu Ende ging, traten wir mit der Bitte an ihn heran, er möge uns durch eine seiner Fabeldichtungen erfreuen. Bereitwilligst ging er auf unseren Wunsch ein; es wurde still im ganzen Raume, und bald lauschten Alle seinen Worten:

„Ein Böttcher," so begann er, „zog einst zur Stadt, beladen mit Holzaxt und Bohrer. Es gesellte sich zu ihm ein altes Weib, hager und lang. Er erkannte wohl, daß dieses Weib der Tod sei, doch ließ er sich nichts merken und zog weiter seines Weges. Da kam er an einer dicken, knorrigen Weide vorbei; er blieb stehen und begann ein Loch in den Stamm zu bohren. — ‚Was machst Du da?' fragte das Weib. — ‚Schau hinein, so wirst Du es erfahren.' — ‚Ich sehe nichts,' war die Antwort. — ‚Da mußt Du in die Oeffnung kriechen.' — Das geschah, und als auch die Beine des Weibes im Stamme verschwunden waren, da schlug der Böttcher das Loch rasch mit einem Buchenpflock zu und rief: ‚Wo Du hinein kamst, da magst Du auch bleiben!' Als dies geschehen war, hörten die Menschen auf zu sterben und wurden immer zahlreicher auf der Erde. Wie hätten sie auch sterben sollen, da doch der Tod in der Weide eingekerkert war. Auch der Böttcher lebte endlos weiter und sah Kinder und Kindeskinder empor wachsen. Doch sie zogen alle in die weite Welt und ließen ihn allein zu Hause. Die Arbeit wurde ihm immer schwerer, das Leben zu immer größerer Last, und flehentlich bat er Gott, ihm den Tod zu senden. Doch wie sollte der Tod erscheinen, da er doch in der Weide gefangen saß? Das wurde dem Böttcher endlich klar; er wanderte zur Weide und entfernte den Buchenpflock aus derselben. Der Tod huschte zu dem Loch hinaus, zog aber gegen Erwarten an dem Böttcher vorbei, um andere Opfer aufzusuchen. So gelangte er auch zu einer Frau, die sieben Kinder hatte; als diese ihn erkannten, umringten sie die Mutter und begannen bitterlich zu weinen. Da fühlte sich der Tod von Mitleid ergriffen, zog zu Gott und sagte: ‚Wie soll ich diese Mutter den Kindern entreißen, da diese so schmerzlich jammern.' Doch Gott schlug dem Tod ins Gesicht, und da die göttliche Hand schwer wiegt, so sank der Tod fast zu Boden. Dann aber sagte der Herr zum Tode: ‚Eile an den Meeresstrand und hole mir den Stein, den Stein, den Du dort wirst liegen sehen.' — Und der Tod brachte alsbald den Stein, der so groß war wie ein Hühnerei. — ‚Beiß mir jetzt den Stein entzwei.' Der Tod strengte seine Zähne an, daß man sie krachen hörte. Als er den Stein durchbissen hatte, kroch aus demselben ein kleiner Wurm heraus. — ‚Was siehst Du da?' fragte Gott. — ‚Einen kleinen Wurm,' war die Antwort. — ‚So, dann merke es Dir wohl, daß, wie ich dieses Würmchens nicht vergaß, ich auch jener Kinder gedenke, die Waisen werden sollen. Ich sandte Dich zu dieser Frau, weil mir bekannt, daß sie ihre Kinder zu schlechten Menschen erziehen und so zu Grunde richten würde.' — Der Tod zog nun ab und holte die Mutter dieser Kinder" [1]).

In Sabala's ausdrucksvollem Gesicht spiegelten sich, während er sprach, der Reihe nach alle seine Gedanken. Auch gab er durch Gebärden erst die List des Böttchers, dann die Müdigkeit wieder, die ihn beschlich; dann schien er den Schmerz der Kinder zu theilen und auch das Mitleid zu empfinden, das den Tod ergriff; dann bewegte ihn der Zorn Gottes. Er suchte mit den Händen den Dingen plastische Gestalt zu verleihen, folgte dem langen, hageren Körper des Todes, bohrte das Loch in die Weide, schlug dasselbe hastig zu, um den Tod zu bannen; endlich hob er die Arme empor, um Gottes Weisheit und Güte zu preisen.

[1]) Nach einer Aufzeichnung von B. Dombrowski in der Zeitschrift „Wisła" von 1892.

Mit sichtlicher Spannung hatten die Zuhörer dieser Erzählung gelauscht, obwohl sie ihnen sicher nicht unbekannt war. Mit nach vorn gebeugtem Körper, vorgestrecktem Kopf folgten sie allen ihren Wandlungen. Es war etwas Antikes in dem Bilde, welches wir vor Augen hatten. Es erinnerte uns an die classischen Zeichnungen, in welchen Asmus Carstens die antike Welt belebte, an seine Darstellung Homer's unter den Griechen.

Um seine Erzählung mit Humor zu würzen, fuhr aber Sabala weiter fort:

„Nachdem unser Herrgott die Menschen und andere Wesen erschaffen hatte, begann er das Leben unter dieselben zu vertheilen. Dem Schweine hatte er das längste Dasein zugedacht. Doch das Schwein trat vor und dankte für diese Gunst, es ziehe vor, sagte es, kurz, aber gut zu leben. Daher der Bauer das längste Leben erhielt. Und so muß er bis auf den heutigen Tag jenes Schweineleben fristen, welches das Schwein nicht wollte. Wenn er dann alt wird, nicht mehr arbeiten kann, und das Elend ihn drückt, beneidet er die Schweine um ihr kurzes Dasein, denn gibt es Schwereres zu ertragen, als so ein langes, drückendes Leben?"

Alle Zuhörer nickten zustimmend mit dem Kopfe, und wie hätten sie auch anders über die lange Dauer des Lebens denken können in einem so armen Hochthal, das die Kartoffeln kaum noch reifen sieht, in welchem die Haferernte im besten Falle nur das Zwei- bis Dreifache der Aussaat gibt, und heftige Herbststürme oft die ganze Ernte zerstören?

Das Märchen, welches uns Sabala zuerst erzählt hatte, kehrt auch in den Dichtungen anderer Völker wieder. Doch zwei Märchen waren allem Anschein nach in seiner Erzählung verwebt[1]). Diese ihre Verbindung, sowie endliche Ausgestaltung mochte sich vielleicht erst in seiner Einbildungskraft vollzogen haben.

Doch in dem engen, überfüllten Raume ließ sich kaum noch athmen. Die Hitze war so drückend, und die Luft so dick, daß man sie an seinem ganzen Körper zu fühlen meinte. Wir brachen daher auf und traten ins Freie. Der Wind hatte sich gelegt, und aus den dicht geballten Wolken fiel reichlicher Regen zur Erde. Sein Plätschern hatten wir schon in der Herberge vernommen, so auch das Rauschen der Wassermassen, die von den Dächern der Häuser, wie Cascaden, abwärts stürzten; wir setzten unseren Weg in der Dorfstraße fort, um unser Nachtlager zu erreichen. Im Westen hellte der Himmel sich völlig auf, während der Regen im Osten noch anhielt. Bald trat auch der Mond hinter den Wolken hervor. Er stand nun klar und hell am westlichen Horizont. Und als wir jetzt unseren Blick gegen Osten wandten, da sahen wir einen leuchtenden Bogen, der in vollem Halbkreis das Thal überwölbte. Es war ein Mondregenbogen, eine seltene Naturerscheinung, die wir noch nie geschaut hatten. Der Regenbogen war von mattem Licht, silbergrau, mit einem sanften Anflug von Farben. Von Zeit zu Zeit tauchte über ihm, auf dem dunklen Hintergrunde der Wolken, ein Nebenregenbogen auf, mit umgekehrter Farbenfolge. Er war so zart wie ein Hauch und entschwand fortdauernd den Blicken. Die ganze Erscheinung hatte etwas Phantastisches, Märchenhaftes und regte uns wie ein Traumbild an. Inmitten dieser

[1]) Karłowicz, Tygodnilk ilustrowany. 1892. p. 178 und 198.

slavischen Welt, in jenem Hochthal der Karpathen, zauberten sie das Bild aus Schiller's Wilhelm Tell uns vor die Seele. Der geisterhaft umspannte Raum füllte sich mit Gestalten jener Heldensage. Wir glaubten Winkelried zu hören, der auf den Regenbogen hinwies mitten in der Nacht, und die Antwort von der Flüe's zu vernehmen:

„Das ist ein seltsam wundersames Zeichen!
Es leben Viele, die das nicht gesehen."

II.

Südwärts von Krakau reicht das Gebiet von Galizien mit einem schmalen Streifen bis an die Hohe Tatra. Dem Kamme des Gebirges folgt die ungarische Grenze, und auch an den Seiten wird dieser Landstrich von Ungarn umfaßt. Er bildet die Starostei Neumarkt[1]), die in der polnischen Geschichte wiederholt eine Rolle gespielt hat. Ist doch ihre Burg Czorsztyn Jahrhunderte lang ein Königssitz gewesen.

Zakopane wird schon im sechzehnten Jahrhundert genannt, doch blieb es in seinem tiefen Thale, inmitten dunkler Wälder verborgen, dem Fremden völlig unbekannt[2]). Sehr alte Leute, wie Sabała, erinnerten sich der Zeiten, wo es in Zakopane keine Kirche gab, die Menschen dort fast wie die Heiden lebten, die Sägemühle ihren Einzug ins Thal noch nicht gehalten hatte, und die Bäume, nur dem eigenen Triebe folgend, gleichsam in den Himmel wuchsen. Geschlagen wurde allein das für die Bauten nothwendige Holz, und Jeder holte sich so viel Stämme aus dem Walde, als er eben brauchte. Die kärglichen Früchte, die der Boden zeitigt, reichten nur zur nothdürftigen Ernährung aus: man lebte „von Wasser, von Luft und von Hunger". Nur die Jagd schaffte manchmal einen Leckerbissen ins Haus. Was Wunder, daß alle diese Thalbewohner Wilddiebe waren. Da es oft galt, den Wolf oder den Luchs zu bekämpfen, nicht selten mit dem Bären sich zu messen, der flinken Gemse auf unzugänglichen Berggipfeln zu folgen, so wurden die Männer hier muthig und geschickt; sie stählten ihre Kräfte, übten ihre List, schärften ihre Sinne. Doch sie gewöhnten sich auch an ein unstetes Dasein, überließen alle Arbeit den Frauen und streiften nur umher in den Bergen. Am häuslichen Herd drückte sie dafür die Noth; der Mangel decimirte die heranwachsenden Generationen und übte eine natürliche Auslese, bei welcher am Leben nur die Widerstandsfähigsten blieben. So mögen auch die proportionirten Körperformen, die intelligenten Gesichtszüge bei diesen Bergbewohnern gezüchtet worden sein. Stets unabhängig und frei, durch die Natureindrücke in den Bergen abenteuerlich angehaucht, durch den Kampf mit wilden Thieren und mit den Elementen ritterlich gestimmt, erlangten diese Menschen einen Zug zum Romantischen, der ihr ganzes Wesen beeinflußte. So kam das Räuberideal bei ihnen auf, ganz ähnlich demjenigen in Schiller's gleichnamiger Tragödie. Ihr idealer Räuber war

---

[1]) Nowy-Targ.

[2]) Zakopane heißt so viel wie „Vergraben", doch scheint es, daß dieser Ortsname richtiger von „za kopą", d. h. „hinter der Kuppe", abzuleiten sei.

kein Raubmörder, vielmehr ein Held, edel und gut, tapfer und entschlossen. Er schreckte vor Gewaltthaten nicht zurück, konnte auch grausam werden, doch er blieb gerecht und mildthätig und nahm den Reichen oft nur, um den Aermeren zu geben. So wenigstens war der Räuber der Legende, wie ihn das Volkslied besingt. Der alte Sabała pflegte mit Vorliebe Räubergeschichten zu erzählen, und in vielen Räuberliedern wird Gott angerufen, daß er dem beabsichtigten neuen Raubzug Segen spende. — In Wirklichkeit waren es wohl meist andere Gesellen, jene Räuber, die von hier aus über die Berge nach Ungarn zogen und die ganze Gegend um die Hohe Tatra in Schrecken versetzten. Noch im Jahre 1795, als der Lemberger Professor Hacquet[1]) die Hohe Tatra bereiste, war es in ihr nicht geheuer. Man schwebte täglich, wie er berichtet, in Gefahr beraubt zu werden. Hacquet verfiel sogar auf ein sehr eigenthümliches Mittel, um sich seine Baarschaft zu sichern. Von der Voraussetzung ausgehend, daß auch der rücksichtsloseste Räuber ihm die nothwendigsten Kleidungsstücke lassen würde, verfertigte er sich die Knöpfe an Beinkleid und Weste aus Ducaten. In jedem solchen mit Leder überzogenen Knopfe waren fünf Ducaten vereinigt; um aber Verdacht nicht zu erwecken und zum Suchen nicht anzuregen, behielt er stets zwanzig bis dreißig Gulden noch in der Tasche. — Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts räumten strenge Maßnahmen mit dem Räuberwesen auf; die Räuberlieder wissen von schweren Kerkerstrafen und greuelvollen Hinrichtungen zu erzählen. Schauerlich einsam war es in den Gefängnissen der Arva-Váralja-Burg, wo aus vergitterten Fenstern der Gefangene sehnsuchtsvoll nach seinen Bergen hinüberschauen konnte. Phantastisch kühn steigt dieses Schloß, auch heute noch, über der Arva empor, in drei Absätzen am fast senkrechten Felsen emporkletternd. Sein unheimlicher Umriß hat in mondheller Nacht oft den einsamen Wanderer erschreckt und in der Einbildungskraft des Volkes grauenhafte Bilder erweckt. Gräßlich waren zu jener Zeit die Hinrichtungen, die man unfern von diesem Schloß in Sanct Miklos, zu vollziehen pflegte. Der Verurtheilte wurde an einem eisernen Haken, den man ihm unter die Rippen gestochen, am Galgen aufgehängt und mußte dort langsam verenden. Doch das hat dem Räuber der Legende nur noch strahlenderen Ruhmesglanz verschafft und Sabała pflegte seine Räubergeschichten mit der Sentenz abzuschließen: An den Galgen zu kommen war ehrenvolle Sache, denn nur beherzte Männer, nicht Feiglinge wurden gehenkt.

Reisende, die in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts die Hohe Tatra besuchten, konnten sich dort bereits in voller Sicherheit bewegen. Räuber bekamen sie nur noch auf rohen Bildern in Bauernhütten zu sehen, und über ihre Thaten berichtete nur der Erzähler. Die malerische Burg hörte auf, als Gefängniß zu dienen und wurde ein Museum. Im Jahre 1800 hatte eine Feuersbrunst das oberste der drei Schlösser fast zerstört. Graf Edmund Zichy, dem „in den siebziger Jahren die Familienherrschaft Arva unterstand, ließ die

[1]) Hacquets, „Neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1794 und 1795 durch die dacischen und sarmatischen oder nördlichen Karpathen". Nürnberg 1796. Vierter Theil.

ganze Burg restauriren und legte nun jene wissenschaftliche Sammlung in ihr an, die alle Naturproducte der Arva-Herrschaft vereinigen soll.

In Zakopane selbst haben die letzten Decennien einen völligen Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt. Als ich vor etwa zwanzig Jahren zum ersten Male nach diesem Orte kam, waren die Sägemühlen zwar schon da und hatten den umgebenden Wald zum Theil zerstört, auch eine hölzerne Kirche hatte man errichtet, doch erschien der Ort, seinem Aussehen nach, durchaus noch wie ein ärmliches Dorf. Damals war es, wo ich Sabała erzählen hörte. Bei meinem letzten Besuche traf ich ihn nicht mehr am Leben. Zakopane war inzwischen zu einem Villenorte emporgewachsen, einer Sommerfrische, in der sich alljährlich mehrere Tausend Fremde versammeln. Während wir vor zwanzig Jahren die Nacht in einem Bauernhause, auf Heu gelagert, zubringen mußten, harren jetzt mehrere gut eingerichtete Gasthäuser der Reisenden. Diesen Aufschwung verdankt Zakopane fast ausschließlich dem Einfluß eines namhaften polnischen Arztes, Chałubiński, der ein Tatra-Schwärmer war und ganz besonders die Bevölkerung von Zakopane in sein Herz geschlossen hatte. Er baute an diesem Ort selbst eine Villa, schickte dahin seine der Stärkung bedürftigen Patienten und wußte das einsame Dorf zum auserwählten polnischen Kurort zu erheben. Bis zuletzt blieb er seiner Neigung treu und ruht jetzt auf dem Kirchhof von Zakopane im Anblick der Berge, die er so oft durchwandert hat, von den Mühen seines wechselvollen Daseins aus.

Mit dem Anwachsen des Ortes, des reichlicher fließenden Gewinnes, den die Fremden brachten, haben sich auch die Bewohner dieses Thales schon verändert. Zwar behielten sie ihre schmucke Gestalt, auch ihre Tracht, somit auch ihr früheres Aussehen, doch die alte Mäßigkeit im Trinken, die Biederkeit im Verkehr ist nicht mehr in dem Maße wie ehedem vorhanden. Ebenso wenig wie andere Naturkinder vermögen diese der Verlockung der modernen Cultur zu widerstehen, die alljährlich mit den vielen Fremden den Einzug in ihre Berge hält.

Den alten Leuten sagen die neuen Verhältnisse nicht zu: es überkommt sie das Gefühl, daß man sie ihrer Berge beraubt. Einst waren sie die alleinigen Herrscher auf den steilen Höhen; sie jagten frei die Gemse, holten sich unbehelligt das Holz aus dem Wald; jetzt haben sie fremden Besitz zu achten; unbefugte Jagd und Waldfrevel werden schwer geahndet. Und doch hätten ihre Vorfahren sich frei durch die Berge bewegt und seien Gemsen und Bäume von Gott für Alle geschaffen worden! — Die alten Führer sind auch mit den Leistungen der jüngeren nicht mehr zufrieden; sie sprechen ihnen die volle Kenntniß des Gebirges ab. Denn nur der sei mit jedem Pfade dort vertraut, kenne jeden Vorsprung am Felsen, der sein Leben in den Bergen zubrachte und den Gemsen als Jäger auf ihren Spuren folgte.

Aus dem veränderten Zustand der Dinge ziehen aber Gemsen, und nicht minder auch Murmelthiere, unbestrittenen Vortheil. Fast waren beide schon vernichtet; jetzt begegnet man Gemsen häufig auf den Gipfeln und nicht selten erschallt in den Hochthälern der Pfiff der Murmelthiere.

An der kleinen Kirche von Zakopane sieht man an Sonn- und Festtagen die Bergbevölkerung in großen Scharen zusammenströmen. Das schlichte Gotteshaus, dessen einfache Bretterwände Wind und Regen stark gebräunt haben, schaut malerisch aus dem Schatten alter Eschen hervor. Der Bau vermag nur einen Theil der Andächtigen zu fassen; viele Frauen knieen daher draußen vor der Thür, umgeben im Halbkreis von den stehenden Männern. Das ist ein Bild, wie es die polnischen Maler oft darstellen, eigenartig und farbenreich. Die Frauen tragen jetzt dunkelblaue, unten meist mit einem weißen blumigen Streifen verzierte Röcke, auch dunkle Schürzen und Mieder. Die einst als Festtracht üblichen rothen Röcke und weißen Schürzen, die lose gebauschten, bunt gestickten Hemden, die kleinen rothen, nur das Haar deckenden Kopftücher, endlich reichen Korallenschmuck, sieht man nur noch bei Damen, die sich mit der Bergtracht schmücken. Die Frauen aus dem Volke befriedigen aber ihren Hang nach bunter Tracht, indem sie ein möglichst grellfarbiges Tuch sich über Kopf und Schultern hängen. Diese Tücher glänzen schon aus der Ferne im Sonnenlicht, beleben und tönen das stimmungsvolle Bild. Die Männer kleiden sich wie vor Zeiten in ein dickes, hier hergestelltes Tuch, das grauweiß die ursprüngliche Farbe der Wolle zeigt. Für den Rock wird auch wohl braunwollenes Tuch gewebt. Die Beinkleider schließen eng an; ihre Seitennaht und die Taschen sind mit blauem und rothem Band verbrämt und verziert. Ein breiter lederner Gurt umfaßt die Hüften; eine ärmellose, rehfarbene, mit rothem Saffianleder ausgenähte Pelzweste schmiegt sich dicht dem Oberkörper an; der kurze Rock wird frei über die Schulter geworfen; ist er weiß, so schmückt ihn ein grüner Rand, ist er braun, so hat er einen rothen Saum. Die ganze Kleidung erinnert an ungarische Trachten und mag auch solcher Abstammung sein. Vervollständigt wird sie durch einen kleinen, runden, schwarzen Hut mit breiter, abwärts gebogener Krämpe und meist mit einer Schnur von Schneckengehäusen umgeben. Es sind Gehäuse der Porzellanschnecke, Cypraea moneta, die als Kauri auch jetzt noch die Scheidemünze in manchen Staaten von Innenafrika bilden. Dort werden, um das Zählen zu erleichtern, diese Muscheln zu Hunderten und Tausenden auf Schnüre gezogen, und es bedarf etwa 150 solcher Kauri, um den Werth einer Mark zu erreichen. Die Porzellanschnecken leben im südlichen Ocean und dienten seit undenklichen Zeiten den Eingeborenen Indiens als Schmuck. Ein eigener Zufall mag sie in diese Berge verschlagen haben, wohin sie jetzt als begehrter Zierrath über Triest gelangen. — Die Fußbekleidung aller Górale bestand noch bis vor Kurzem in Lederlappen, die mit Riemen an den Füßen befestigt wurden. Jetzt beginnen ungarische Stiefeln sie zu verdrängen. Unter den Bewohnern dieses Thales lassen sich die Fremdenführer an der schlanken Handaxt, die sie mit sich tragen, leicht erkennen. Sie vertritt in den hiesigen Bergen den Alpenstock, dient aber nicht nur als Stütze, sondern auch zum Fällen der Aeste, die im Dickicht den Weg versperren, oder die das Feuer speisen sollen, um das man sich zur Nachtzeit lagert.

Am 15. August, dem Fest Mariä Himmelfahrt, war die kleine Holzkirche von Zakopane besonders überfüllt. Auch der umfriedigte Raum vor ihrer

Thür vermochte nicht die Andächtigen alle zu fassen. Sie drängten sich selbst draußen noch am Eingang auf der Straße. Die Sonne schien hell, und aus den Hütten rings umher stiegen gerade Rauchsäulen zum Himmel empor. Sie schienen mir die Opfersäulen zu sein bei diesem Feste. Den Hintergrund bildete am Bergabhang ein dunkler Wald, über den ein leichter Nebelschleier sich gelegt hatte. — Ich betrachtete lange Zeit das Bild und seine Umrahmung. Ein würziger Duft erfüllte die Luft. Denn das Fest Mariä Himmelfahrt ist gleichzeitig das Fest Mariä Kräuterweihe. Daher alle Frauen mit Sträußen aromatischer Kräuter erschienen waren, die sie knieend an ihre Brust drückten und die, nachdem sie die Weihe erhalten, die Wohnräume bis zum kommenden Jahr schmücken und das ganze Haus vor Blitzschlag und Behexung schützen.

Es mochte nun bald um die Mittagszeit sein, denn die Sonne stand fast senkrecht über der Scharte des Gewont, jenes steilen Felsrückens, der das Wahrzeichen von Zakopane bildet. Nach dieser ewigen Sonnenuhr richtet sich hier die Zeiteintheilung des Volkes. In hellen Massen ergossen sich jetzt die Andächtigen aus der Kirche über die Hauptstraße des Ortes, die noch immer den Mittelpunkt des Volkslebens bildet, und auf der sich am Sonntag Alles zusammendrängt. Da kann man alle Typen der Bevölkerung beisammen finden und manche malerische Gruppe bewundern. Der Rahmen paßt zu dem Bilde, denn auch die Häuser an der Straße sind noch von besonderer Eigenart. Sie erheben sich meist in zwei Absätzen und enden in steilen Dächern. Zumal die Eingangsthüren fesseln oft den Blick, da sie, im Gegensatz zu dem übrigen rechteckigen Bau, bogenförmigen Abschluß haben. Sie sind mit eingeschlagenen Pflöcken geschmückt und mit Schnitzwerk versehen. Diese Verzierung ist für den Ort bezeichnend und kehrt auch in der Behandlung des Hausgeräths wieder. Eine Schnitzerschule sucht jetzt diese Besonderheit zu pflegen und weiter auszubilden.

Einen typenreichen Eindruck empfängt man auch von Zakopane an jedem Dienstag, wenn man den Wochenmarkt besucht. Wer Sinn für das Pittoreske hat, kann ihn dort befriedigen. Der aufgeweichte Boden, in dem der Besucher versinkt, darf freilich seine ästhetischen Empfindungen nicht stören. Von einer Hauptstraße des Ortes gelangt man über eine Brücke auf das Feld, auf welchem dieser Wochenmarkt abgehalten wird. Zu den beiden Seiten des Weges, der das Feld durchschneidet, werden die verschiedenartigsten Waaren zum Verkauf angeboten. Hier Kartoffeln, die in Säcken, Körben oder Kisten aufgespeichert sind, dort braunes Thongeschirr, das auf improvisirten Tischen in der Sonne glänzt, weiter große Stücke grauen Steinsalzes, die, in einem Wagen übereinandergeschichtet, mit Tausenden von Facetten das Licht brechen. Daneben bilden schwarze Männerhüte, übereinander gestapelt, einen dunklen Fleck im grünen Felde. Im grellen Gegensatz hierzu heben sich weiß von der Umgebung ganze Berge von Schafkäsen ab, deren jeder tonnenförmig gestaltet und mit besonderem Relief an seiner Oberfläche verziert ist. Dieser Käse stellt eines der Hauptproducte des Landes dar und wird vom Volke als Nahrungsmittel hoch geschätzt. Vor Jahren spielte hier auch der Hafer eine sehr wichtige

Rolle in der Ernährung. Es wurde Brei daraus bereitet und Backwerk mannigfaltiger Art hergestellt. Mit zunehmendem Wohlstand sind die Ansprüche gewachsen. Eingeführter Roggen und Weizen nahmen die Stelle des einheimischen Hafers ein. Aus manchen Wagen werden auch goldgelbe Maiskörner den Frauen in die bereit gehaltenen Körbe oder Tücher geschüttet. Um das feinere Gemüse, das ausnahmslos aus der Ferne kommt, sammeln sich die Köchinnen der vornehmen Häuser, denn solche Luxuswaare wird hier noch immer theuer bezahlt. Die Frau aus dem Volke weiß, daß Blumenkohl und Artischocken nicht für ihren Gaumen gewachsen sind: der Anblick dieses Gemüses läßt sie auch gleichgültig; doch schaut sie voll Begierde nach den gelblich grünen Gurken, die in verlockender Menge am Boden aufgehäuft liegen, und wagt sich als Käuferin an sie heran. Um die fettig glänzenden Pyramiden grauer Seife drängen sich vornehmlich Wäscherinnen, welche die Kundschaft der Gäste besitzen. Dicht umsteht das Landvolk die ambulanten Tische, auf welchen Tuch und Leinwand der hiesigen Hausindustrie feil geboten werden. Auch Fremde mischen sich in diese Gruppen, denn die hier gewebten Stoffe sind zwar nicht fehlerfrei, aber doch unverwüstlich und allseitig begehrt. Die Loden, aus welchen die Anzüge der Górale bestehen, bleiben undurchlässig auch bei stärkstem Regen, eine wahre Wohlthat in diesem an Niederschlägen so reichen Gebirge. Doch der Hauptstrom der Frauen fließt den Budenreihen zu, in welchen Kleiderstoffe und Tücher verlockend ausgebreitet sind. Man glaubt, die Riesenpalette eines Malers sei dort in das grüne Feld geworfen worden. Alle Töne des Regenbogens sind vertreten, von dem tiefsten Purpurroth bis zum dunkelsten Violett. Das brennende Rothgelb der Orange, das helle Grün eines sprossenden Buchenwaldes, das strahlende Blau des südlichen Meeres bilden die beliebtesten Farben. Kein Ton ist zu grell für den naiven Geschmack dieser Frauen. Vor ihrem staunenden Auge lassen jüdische Verkäufer die Waare leuchten; sie legen sie in schillernde Falten; sie rollen die Stücke plötzlich auf, so daß sie gleich einem farbigen Wasserfall niederwallen; sie setzen unverhofft grelle Stoffe dem vollen Sonnenlicht aus: die Zuschauerin ist geblendet; wie sollte sie da länger widerstehen! Eigenartig ist auch der Typus der Verkäufer. Der galizische Jude hat noch seine mittelalterliche Tracht bewahrt: den langen glänzenden schwarzen Kaftan, die kurzen, anschließenden Beinkleider, die weißen Strümpfe und dunklen Pantoffeln; eine schwarze Sammetkappe oder hohe Pelzmütze deckt ihm das Haupt; zwei lange Haarlocken wallen längs des Gesichtes herab. Und welch' geborene Verkäufer diese Leute sind! — Ein halbwüchsiger Junge hatte sich am Eingang der ganzen Budenreihe niedergelassen. Die Menge seiner Waare war nicht eben groß; er breitete sie auf einer Kiste aus, unter freiem Himmel. Es fehlte keine der beliebtesten Farben, und schon aus der Ferne schillerte seine Auslage wie ein Kaleidoskop. Es mangelte denn auch nicht an kauflustigen Bauernfrauen, welche farbige Tücher und Stoffe prüfend zwischen ihren Händen durchgleiten ließen. So mußte der junge Kaufmann seine Augen an allen Orten zugleich haben, damit keiner seiner Stoffe leide oder gar abhanden komme. Dabei feilschte er noch hier mit der einen Frau um den Preis, mußte dort von der an-

deren Geld annehmen, hatte der dritten einen Rest auszuzahlen, einer vierten endlich, die sich immer noch unbefriedigt zeigte, neue Stoffe unter die Augen zu schieben. Und dies Alles hinderte ihn nicht, auch unausgesetzt noch seine Waare laut anzupreisen und zum Ankauf derselben aufzufordern. Freilich sah man es den Zuckungen seines Gesichtes an, wie angespannt alle seine Nerven waren. — In diesem Augenblick bildet sich zwischen den Buden ein Menschenknäuel. Einer der improvisirten Verkaufsläden ist eingestürzt; die Menge weicht an dieser Stelle auseinander, drängt sich gegen den Ausgang. Da legt sich der junge Verkäufer plötzlich mit ausgebreiteten Armen über seine Kiste, als gelte es, sein Gut gegen einen Angriff zu wehren. Doch die heranströmende Menge zieht harmlos vorüber; er fühlt sich wieder sicher und sucht durch erhöhtes Ausrufen seiner Waare aus der Lage Vortheil zu ziehen. — In dem bunten Gewühl bewegen sich, mit allerhand Gegenständen behangen, auch serbische Verkäufer, die blaue, mit Roth verbrämte Beinkleider und Jacken und einen rothen Fez auf dem Kopfe tragen. Sie bieten goldgestickte Pantoffeln und incrustirte Pfeifen, schlanke Spazierstöcke und dolchartige Messer, lange Korallenschnüre und anderen Zierrath dem Vorübergehenden an. Wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, dann flimmert und blitzt es an ihrem ganzen Körper, als sprühten Funken aus ihnen hervor. Auf der Holzbrücke über dem Bach gibt es dauernd ein starkes Gewühl, denn sie bildet die einzige Verbindung des Marktes mit der Straße. Beladene Wagen drängen sich zwischen die Fußgänger, die manchmal kaum auszuweichen vermögen, wenn aus einer Pfütze schwarze Wassermassen unter den Wagenrädern hervorspritzen. Da hört man wohl Fluchen, mehr aber noch Lachen, denn diese Leute sind gutmüthig und heiter, neigen mehr zum Scherz als zum Streit. — Auf einem kleinen Wiesenstücke neben der Brücke wird Viehmarkt abgehalten, und weiterhin an der Straße steht eine Glücksbude mit allerhand abgeschmacktem Tand. Durch lautes Klingeln des Besitzers angelockt, haben sich zahlreiche Müßiggänger angesammelt und schauen mit kindlichem Vergnügen den beiden Affen zu, die ihre tollen Sprünge an einer gespannten Leine vollführen. Knarrend dreht sich das Glücksrad, und werthlose Gewinne werden unter die Spielenden vertheilt. In toller Eile wirbelt hinter der Bude das Carousseł. Der Leierkasten spielt eine Walzermelodie als Begleitung. Doch ist es nicht der gewöhnliche Walzer, vielmehr der polnische „Oberek", der mit umgekehrter Drehung (von links nach rechts) getanzt wird und bei dem gewandte Tänzer ins Knie zu fallen pflegen. Der Boden um das Carousseł ist so weich getreten, daß die Zuschauer bis über die Knöchel darin versinken, was aber die Laune nicht stört. Immer neue Kundschaft drängt heran, um auf den Pferden und in den Schiffen Platz zu nehmen. Auch ein schwarzbärtiger Zigeuner, der eiserne Zangen zum Verkauf anbietet, wagt sich näher und will ein Pferd besteigen. Seine Füße sind nackt; ein langes, schmutziges Hemd bildet den Hauptbestandtheil seiner Bekleidung, ein breiter Ledergurt hält es an der Hüfte fest. Von dem Publicum verhöhnt, setzt er sich hin und wieder in gebrochenem Polnisch zur Wehr. Mittlerweile ist auch seine Frau herzugetreten und versucht in eines der hängenden Schiffe zu gelangen. Sie ist einst

wohl schön gewesen, jetzt wird ihr Haar bereits von silbernen Fäden durchsetzt. Sie hält ein kleines Kind im Arm; ein anderes, noch kleineres, trägt sie in einem Tuch auf dem Rücken. Der Mann kümmert sich nicht um sie, hilft ihr auch nicht, an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, während die Zuschauer sie nicht freundlicher empfangen haben, als zuvor den Mann; in der That sieht sie auch so aus, daß man nicht ihr Nachfolger im Carousselschiffe sein möchte. Endlich ist sie nebst Kindern untergebracht, und das Carousssel soll sich in Bewegung setzen. Doch der vorsorgliche Unternehmer fordert zunächst sein Geld ein. Der Zigeuner vermag wohl für sich, doch, wie es scheint, nicht für seine Familie zu zahlen. So werden denn Frau und Kinder wieder hinausbefördert. Das Mitleid ergreift mich, und ich bin bereit, den nöthigen Beitrag zu leisten; doch bevor ich mich entschließen kann, den Sumpf bis zum Carousssel zu durchwaten, ist die Frau mit den Kindern fast kopfüber schon mitten darin, sammelt ihre Familie und zieht traurig von dannen, begleitet von dem Gelächter der Zuschauer, indessen der Zigeuner, ihr Mann, jetzt auf seinem Holzpferd, laut aufjauchzend, immer schnellere Kreise beschreibt. Ich kann nicht länger zusehen, da mich ein aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl erfüllt, und ich bleibe erst jenseits der Brücke stehen, wo ein Italiener auf umgewandten Kisten Intarsien aus Sorrent feil hält. Flache Muscheln mit Ansichten von Neapel, rothe Korallenschnüre aus Castellamare, bunt an einander gereihte Glasperlen aus Venedig sind darüber an einer Hecke befestigt. Welches Geschick mag diesen Mann von dem Gestade des Mittelmeeres bis an den nördlichen Fuß der Hohen Tatra verschlagen haben? Und wo soll, bei einem solchen Durcheinander aller Völker, die Eigenart jedes Einzelnen noch erhalten bleiben?

Am Eingang zur Brücke lasse ich meinen Blick nochmals über das ganze bewegte Bild schweifen — wie lange wird es wohl in solcher Form dem Auge des Beschauers sich noch darbieten? — Vorne rauscht in seinem Bette der klare Gebirgsbach und schleudert weiße Schaummassen empor an den Steinen. Von den Seiten fassen hohe Erlen das Marktgewühl ein und werfen tiefe Schatten in die wogende Menschenmenge; grell leuchten dazwischen die sonnenhellen Stellen, an denen es in allen Farben flimmert und blitzt. In unzähligen Wasserlachen spiegelt sich der Himmel, hier blau, dort rosenroth, dort goldig, und wo das Sonnenlicht sich bricht, da schießen feurige Strahlen gleich Raketen durch die Massen. Von Zeit zu Zeit kräuselt ein Luftzug die Wasserflächen; dann ist es, als fröstle es plötzlich die überhitzte Erde, als ziehe ein kalter Fieberschauer über ihr dahin. — Doch im Hintergrunde steigen ernst und unbeweglich die bewaldeten Berge empor, und über ihnen erhebt sich der zackige Gewont in den blauen Himmel. Er ist es, der diese Gegend beherrscht, ihr sein Gepräge gibt, und das Volk glaubt in seinen phantastischen Umrissen die Gestalt eines schlafenden Ritters zu erkennen.

III.

Das enge Gebirgsthal, in dem Zakopane liegt, wird von den Quellbächen des weißen Dunajec durchströmt. Sie vereinigen sich bald, fließen gegen Norden in schäumender Hast, vermischen dann ihre lichten Wogen mit den dunklen Fluthen des schwarzen Dunajec und eilen als breiter Strom in östlicher Richtung der Weichsel zu. Doch bevor sie hier an ihr Ziel kommen, gesellt sich zu ihnen als dritter Gebirgsfluß die Popper. Am südlichen Abhang der Tatra geboren, somit ein Kind ungarischer Lande, verschmäht dieser Fluß es nicht, sich mit seinen polnischen Geschwistern zu vereinigen. Ja, er legt weite Strecken zurück und umkreist die hohen Berge im Osten, um den Dunajec zu erreichen. Viel exclusiver erweisen sich in dieser Beziehung die polnischen Ströme der Centralkarpathen. Auch die östlich Zakopane von den Bergen kommenden halten sich alle, soweit wie Galizien reicht, zu ihrem Heimathsflusse, der Weichsel, und in diesem Drange überwinden sie alle Hindernisse, durchbrechen sogar den nördlichen Gebirgszug. Erst jenseits der ungarischen Grenze, nach Westen zu, sieht man in den „schwarzen Sümpfen" die Bäche gegen die Donau sich wenden. Innerhalb weiter Torfmoore überschreitet man dort die Wasserscheide, welche die Stromgebiete der Ostsee und des Schwarzen Meeres trennt. Da sammeln sich alle Gewässer, um die schwarze Arva zu bilden. Auch diese sucht sich bald eine weiße Arva zur Gefährtin, und beide vereint stürzen sich dann in die Waag. Am Südabhang der Centralkarpathen entstanden, kommt diese ihnen am Westrande dieser Berge entgegen. Dann hat die Waag aber noch einen langen Weg zu machen, bevor sie bei Guta den Preßburger Donauarm trifft. Die Wasserscheide an der südlichen Seite der Centralkarpathen liegt derjenigen im Norden schräg gegenüber. In der Gegend von Csorba trennen sich die Bäche, um nach der Waag oder nach der Popper zu eilen. So werden die Centralkarpathen, wie zwischen zwei Gabeln, in die beiden Stromsysteme gefaßt, von denen das eine in die Ostsee, das andere in das Schwarze Meer sich ergießt.

Demgemäß ist dieser mächtige Gebirgsstock, dessen Gipfel bis 2659 Meter aufsteigen, von breiten Thälern umschlossen, die ihn von der übrigen Gebirgswelt der Karpathen scheiden, und man kann in nächster Nähe seinem Fuße folgen, ohne auch nur die Höhe von 900 Meter zu überschreiten. Mit Recht verdient daher dieser Gebirgsstock den Namen der Centralkarpathen. Nur sein mittlerer Theil heißt die Hohe Tatra. Dieser Theil ist durch einen Paß von den westlichen Liptauer Alpen und durch einen Einschnitt auch von den östlichen Béler Kalkalpen getrennt. Die Gesammtlänge der Centralkarpathen beträgt nur 112 Kilometer; in ihrer größten Breite weisen sie nicht über 45 Kilometer auf. Die Hohe Tatra kann sich somit nicht einer bedeutenden Ausdehnung rühmen, trotzdem braucht sie in ihrer eigenartigen Gestaltung den Vergleich mit keiner anderen Gebirgsgruppe zu scheuen. Während die meisten anderen Gebirge sich nur allmählich über die Ebene erheben, steigt die Hohe Tatra an ihrer Süd- und Ostseite ganz unvermittelt, gleich einer hohen Mauer, aus dem Thal auf; das macht sie schroff und unzugänglich, steigert

den Eindruck des Erhabenen, weckt die Empfindung himmelstürmender Gewalt. Hat man ihre Gipfel erklommen, so schweift der Blick über weit zerklüftete Bergspitzen, über jähe Abgründe und weit hinaus über unermeßliches Land. Aus der Tiefe der Thäler blicken aber leuchtend blau, grün umrandete Seen hervor, die den Augen einer Pfauenfeder gleichen. Sie scheinen auch wirklich die Augen zu sein, mit denen der Abgrund sehnsuchtsvoll zu den Gipfeln emporschaut, aus seinem eingeengten Gesichtskreis nach dem unendlichen Himmelsgewölbe. Unter dem Eindruck solcher Empfindung muß wohl das Volk diese Seen „Meeresaugen" genannt haben. Kein anderes Gebirge hat eine gleiche Zahl in solcher Höhe vertheilter Seen.

IV.

Im ganzen Umfang der Centralkarpathen wohnt eine slavische Bevölkerung, daher auch die Slaven diese Berge als ihre „Hohe Burg" betrachten. In politischer Beziehung ist es hingegen Ungarn, das die Centralkarpathen gleichsam in seine Arme faßt. Das hat zu einem gewissen nationalen Gegensatz über den Besitz dieser Berge geführt, der durch unentschiedene Grenzstreitigkeiten noch genährt wird. Thatsächlich ist es nicht allein die Freude an der Schönheit dieser Berge, welche so zahlreiche Polen am nördlichen, so viele Ungarn am südlichen Abhang der Hohen Tatra alljährlich zusammenführt. Der Patriotismus ist gleichzeitig im Spiele. Die Polen sind stolz auf ihre Berge; nicht minder rühmt sie der Ungar, und während an der nördlichen Seite der polnische Tatra-Verein seine Thätigkeit entfaltet, wirkt an der südlichen ein entsprechender ungarischer Verein mit nicht geringerem Eifer. Innerhalb der galizischen Grenzen sind alle Bezeichnungen polnisch; sobald man Ungarn betritt, bekommt man nur noch ungarische Aufschriften zu sehen. Auf galizischem Gebiete ist freilich auch die Bevölkerung polnisch, während an der ungarischen Seite die magyarische Sprache im Wesentlichen nur von dem dort ansässigen ungarischen Adel und den alljährlich zuströmenden ungarischen Gästen gesprochen wird.

Die polnische Bevölkerung greift am nördlichen Abhang der Centralkarpathen beiderseits über die Grenze von Galizien hinaus. Im Uebrigen sind es Slovaken, welche das Gebirge umwohnen. Sie gehören zu dem tschechischen Zweige dieser Völkerfamilie. Ihre Geschichte ist eine Kette von Trübsal und Leiden. Sie nahmen einst an der Bildung des großmährischen Reiches Theil, das schon 907 beim Einbruch der Magyaren in der Schlacht bei Preßburg vernichtet wurde. Die Slovaken geriethen abwechselnd unter tschechische, polnische und magyarische Herrschaft und fielen zuletzt fast ausschließlich den Magyaren zu. Außerhalb der Gegenden, die sie bewohnt, ist diese arme Bevölkerung nur in den Typen der Mausefallenverkäufer bekannt, welche einen großen Theil von Europa durchziehen. Diejenigen Magyaren, die sich einst am südlichen Fuße der Centralkarpathen niedergelassen hatten, schwemmte schon die Invasion der Tartaren im 13. Jahrhundert hinweg[1]). Am öst-

[1]) Ignaz Aurelius Feßler, Ungarische Geschichte. Dritte Auflage von Ernst Klein. Bd. I, S. 349. 1887.

lichen Rande der Centralkarpathen beginnen sich mit den Slovaken und Polen die Ruthenen zu vermengen. Dort sind auch innerhalb dieses slavischen Meeres einige deutsche Inseln verstreut: die Zipser Städte, die einst in der Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Die deutsche Einwanderung nach dieser Gegend vollzog sich im Laufe des 12. Jahrhunderts [1]). Sie erfolgte vom Sachsenlande aus und hatte sich zuerst nach Siebenbürgen gewandt, welches durch die Einfälle der Petschenegen und Kumaner größtentheils verödet war; dann richtete sie sich auch nach den nördlicheren Theilen der Karpathen. Am Fuß der Hohen Tatra war das ganze Land noch mit Urwald bedeckt. Schöne, üppige Hügel luden dort zur Ansiedlung ein. Auf diesen ließen sich einige Tausend Sachsen nieder und gründeten die Körperschaft der 24 königlichen Städte, die unter selbstgewählten Grafen stand. Sie hatten einen gewissen Jahreszins an den ungarischen König zu entrichten und eine Anzahl Bewaffneter zu dem königlichen Heere zu stellen, erfreuten sich sonst aber einer vollständigen Freiheit. Im 13. Jahrhundert wurden diese Städte von den Tataren geplündert. Es geschah das in dem Schreckensjahre 1240, das drohende Zeichen am Himmel schon zuvor angekündigt hatten. Denn im Jahre 1238 war ein Komet von ungewöhnlicher Größe erschienen, der der Welt schweres Unheil verhieß. Oft sah man auch in der Abendstunde den Himmel in rothem Schein plötzlich entflammen, als wäre er in Blut und Feuer getaucht, und ein grauenvoller Schrecken erfaßte ganz Europa. Das altberühmte Kiew war nach langer Belagerung den wilden Horden der Tataren erlegen und damit ganz Rußland in ihre Hände gelangt. Sie machten Kiew fast dem Boden gleich, und nur eine öde Brandstätte bezeichnete noch den Ort, wo die völkerreichste Stadt des Ostens gestanden hatte, eine Stadt, deren Herrlichkeiten weit gepriesen wurden. Dann verwüsteten die Tataren einen Theil von Polen, und von da aus wälzte sich der Strom mit unaufhaltsamer Gewalt weiter. Zu spät wurden die Uebergänge und Pässe der Karpathen mit Verhauen versehen und mit einem schnell zusammengerafften Heere unter Führung des Patatins Dionysius Héderváry besetzt: die Ungarn vermochten nicht den Ansturm abzuwehren; sie wurden völlig vernichtet, und Batu-Khan, Tschutschi's Sohn, zog mordend, plündernd und sengend über die Pässe nach Ungarn ein. Wie ein Schwarm von Heuschrecken stürzten sich die Tataren über das Land; was sie hinter sich ließen, war Wüstenei. Die Flammen brennender Ortschaften, der blutige Widerschein am nächtlichen Himmel bezeichneten ihren Weg. „Die Beine dieser Unholde sind kurz, die Brust ist breit," schreibt Thomas, Archidiakonus von Spalatro, einer der Wenigen, welche die Tataren mit eigenen Augen geschaut hatten, ohne ihr Leben einzubüßen; „ihre Gestalt grauenerregend, das bartlose Gesicht platt, die Nase stumpf; die kleinen Augen liegen weit aus einander. Ihre Kleidung aus schuppenartig zusammengefügtem Rindsleder ist undurchdringlich. Ihre Helme bereiten sie aus Leder oder Eisen. Ihre Waffen sind: ein krummer

[1]) Josef Hradsky, Wanderungen durch die Zips. Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. 1883. X. Jahrbuch, S. 142, Anm. 6.

Säbel, Köcher, Bogen und Pfeile mit einer Spitze von Eisen oder Bein. An ihre schwarz-weißen Fahnen befestigen sie zu oberst ein Büschel Wolle. Ihre Pferde, die sie ohne Sattel reiten, sind kurz, aber stark; an Strapazen und Hunger gewöhnt, gehen sie, obgleich unbeschlagen, auch über Felsen ebenso sicher wie Gemsen und begnügen sich selbst nach dreitägiger Ermüdung mit wenig Ruhe und Futter. Desgleichen verwenden diese Menschen auch auf ihre eigene Nahrung nicht viel Sorge, als ob sie bloß von der Grausamkeit lebten; Brot essen sie nicht; ihre Speise ist Fleisch, ihr Trunk Pferdemilch und Blut ... Fällt einer der Ihrigen, so begraben sie ihn auf der Stelle, und zwar so, daß keine Spur des Grabes sichtbar bleibt. Es gibt kaum einen Fluß, über den sie mit ihren Pferden nicht schwämmen ... Ihre Zelte verfertigen sie aus Filz oder Leder. Ungeachtet der ungeheuren Menge hört man in ihrem Lager kein Geräusch; lautlos marschiren, lautlos kämpfen sie" [1]).

Es war einst die Vorstellung verbreitet, daß die Hohe Tatra nach den Tataren ihren Namen führe, doch liegt nur eine Aehnlichkeit in den Lauten vor. Thatsächlich ist der Name dieser Berge älteren Ursprungs, und zwar aus dem Rumänischen abzuleiten, in dessen Dialekten das Wort „Tatra" gleichbedeutend mit „Piatra" gebraucht wird und so viel wie Felsen heißt. Mit ähnlicher Anwendung kehrt denn auch dieses Wort in den Namen mancher siebenbürgischen Thäler, wie Tatror, Tatrang, Intratatra wieder [2]).

Die Sachsen der 24 Städte suchten vor den Tataren in den Gebirgswäldern ihre Rettung. Sie flüchteten aber nicht nach der Hohen Tatra, sondern nach dem Schauberg, dem „mons speculationis", der sich südlich von Poprad in dem Mittelgebirge der sogenannten Polana erhebt und seinen Namen von der freien Aussicht erhielt, die er gewährt. Es ist auch jetzt nicht eben leicht, die Wege durch den Wald hinauf zu finden, so daß es rathsam erscheint, sich in Kappsdorf oder Lethensdorf einen Führer zu nehmen. Auf diesem Berge verschanzten sich die Sachsen unter ihrem Grafen Johann I., dem Stammvater der Familie Görgey, und hielten sich drei volle Jahre dort oben, bis zu dem Augenblick, wo die Gefahr vorüber war. Sie bauten dort auch, wie uns der Chronist berichtet, „eine Kirche, die sie mit Mauern umfasset, und diese Kirche wird genennet: Capitulum Lapidis refugii" [3]). — Dem Wanderer, der jetzt den Schauberg besteigt, rufen die Reste der alten Umfassungsmauern die Erinnerung an jene grauenvollen Zeiten wach, in welchen, wie die Geschichtschreiber erzählen, der ungarische Boden auf weite Strecken hin roth gefärbt war von dem Blute, das die Tataren vergossen. — Ist der kahle Platz in der Höhe, die „Palenica", erreicht, so eröffnet sich eine überraschende Fernsicht. Wohl war der Berg geeignet, als Luginsland ausgewählt zu werden! Man überblickt in östlicher Richtung einen großen Theil des Zipser Landes und kann jetzt in dem bewegten Bilde über 20 Ortschaften unterscheiden. Sie tauchen halb verhüllt aus der üppig grünen Landschaft

[1]) Feßler l. c. Bd. I, S. 363.

[2]) Antoni Rehman, Tatry. Lwów 1895. p. 12.

[3]) Josef Hradsky, Lapis refugii. Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. Zweiter Jahrgang. 1875. S. 141.

mit ihren rothen Dächern und Thürmen hervor. Im Norden aber steigen die Centralkarpathen auf. Steil erheben sie sich aus der Ebene und schieben hier ihre höchsten Gipfel: die Gerlsdorfer, die Eisthaler und die Lomnitzer Spitze, wie riesige Wächter an der Felsenburg, gegen Süden vor. Hinter diesen Colossen verschwindet das übrige Gebirge; sie aber tauchen stolz ihre zackigen Häupter in die Wolken. — Unfern von der Aussichtsstelle im Walde liegen die Ruinen der alten Karthäuser-Abtei verborgen. Die Mönche erhielten am Ende des 12. Jahrhunderts diesen „Ort des Berges der Zuflucht mit allen gehörigen Sachen, als Wäldern, Auen, Fischereien" von dem sächsischen Grafen und Capitän des Zipserischen Kreises geschenkt. Doch war das Glück diesem Kloster nicht gewogen. Nach wechselvollem Geschick wurde es 1436 von den Hussiten vollständig geplündert und verbrannt. Später, nach erfolgtem Wiederaufbau, öfters überfallen und ausgeraubt, bemächtigten sich seiner schließlich ungarische Räuber, befestigten sich darin wie in einer Burg, und als es Bonaventura Batory endlich gelang, sie zu vertreiben, verfügte das Zipser Comitat die Zerstörung aller Bauten auf dem Schauberg.

Im Jahre 1412 wurden elf der Zipser Städte[1]) durch König Sigismund von Ungarn, welcher 1410 auch zum deutschen Kaiser gewählt worden war, an Polen verpfändet. Durch ausschweifendes Leben dauernd in Schulden gerathen, verschmähte Sigismund kein Mittel, um sich Geld zu verschaffen. Demselben König von Polen, Ladislaus Jagello, den er eben erst mit verschwenderischem Aufwand in Ofen empfangen hatte, verpfändete er um 37 000 Schock böhmischer breiter Groschen jene Städte, um den gemachten Aufwand bezahlen zu können. Die dreizehn Zipser Städte verblieben 359 Jahre unter polnischem Scepter und können gewissermaßen von Glück sagen, daß ihnen dieses Geschick zu Theil wurde, denn sie entgingen dadurch der Gefahr, anderweitig von Königen verschenkt und von Grundherren zu Dörfern degradirt zu werden. Thatsächlich ereilte ein solches Schicksal die elf an Polen nicht verpfändeten Städte, während jene dreizehn anderen, die 1771 bei der ersten Theilung Polens, freilich ohne Rückzahlung der Verpfändungssumme, an Oesterreich zurückkehrten, sich immer noch eines gedeihlichen Bestehens erfreuen.

Mit der Geschichte dieser Zipser Städte ist die älteste Erforschung der Hohen Tatra aufs Engste verknüpft. Von Zips aus zog im Juni 1615 der Gelehrte David Fröhlich, um die Lomnitzer Spitze, wohl als Erster, zu besteigen. Er verfolgte geographische Ziele und schränkte auf diese die Angaben ein, die er 1639 in der „Medulla Geographiae practicae" veröffentlichte. Oft kehrten die Karpathen auch in Fröhlich's späterer Schrift wieder, der „Bibliotheca, seu Cynosura Peregrinatium, hoc est Viatorium, omnium hactenus editorum absolutissimum, jucundissimum, utilissimumque", einem Handbuch für Reisende, das im Jahre 1644 erschien. Um die Reiselust anzuregen, verschmähte es David Fröhlich nicht, in dem sonst in lateinischer Sprache verfaßten Werke ein kräftiges deutsches Wörtlein einzuschalten:

---

[1]) Feßler l. c. Bd. II, S. 314.

„Wer allzeit hindern Ofen sitzt,
Nur Grillen flicht und holtzlin spitzt,
Und fremde Land nicht wol durchschawt,
Der bleibt ein Aff in seiner Haut,
Sitzt als wer er auffs Maul geschlagen,
Und muß nur hörn was andre sagen.
Wer aber ist gewesen weit,
Und sich versucht bey frembde Leuth,
Von vielen Dingen reden kann,
Und wird geliebt von jedermann.
Der nie kam weg, kam nie zu Haus,
Und war ein grober Esel drauß."

Große Verdienste erwarb sich die Kesmarker Familie Buchholz weiterhin um die Erforschung der Centralkarpathen[1]). Zunächst war es der alte Georg Buchholz, der das Gebirge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durchstreifte, es dann, wie Matthias Buchholz berichtet, im hohen Alter „weitläufig und sehr echt" beschrieb und sogar mit der Abbildung einer Gesammtaussicht versah.

Die Freude am Ueberwinden physischer Hindernisse war es wohl, welche um die nämliche Zeit fünf Studenten veranlaßte, mit einem „Wegweiser" die Hohe Tatra drei Tage lang „durchzukrebseln", wie es in der Beschreibung heißt, die einer der Theilnehmer als „Simplicissimus Hungaricus seu Dacianus" 1683 in Leutschau veröffentlichte. — Doch wunderbare Dinge waren es, über welche man, trotz dieser Reiseschilderungen, aus dem Innern jener Berge noch zu berichten wußte, so der ehrwürdige Pater Stephan Esiba aus der Gesellschaft Jesu, welcher 1700, in einer „Dissertatio Historico-Physica de Montibus Hungariae", unter Anderem angibt, daß dort weiße Bären und weiße Hasen vorkommen. Er ist auch mit einer Erklärung dieser seltsamen Erscheinung gleich bei der Hand. Es habe damit dieselbe Bewandtniß, wie mit den Schafen Jacob's: Wenn die Schafe empfangen sollten, legte Jacob gestreifte Stäbe in die Tränkrinnen, „wovon die bunten und fleckichten Lämmer zum Vorschein kamen". Ebenso verhalte es sich mit den weißen Bären und Hasen, „nachdem diese den weißen Schnee beständig vor Augen hätten". Leider gab es aber keine weißen Bären, ja nicht einmal weiße Hasen in der Hohen Tatra, und so übte Pater Esiba seinen Scharfsinn an ihnen vergeblich. Sonst wäre ja vielleicht sein Gedanke beachtenswerth gewesen, da er in gewissem Sinne an die jetzt naturwissenschaftlich begründete Anschauung einer Anpassung der Thiere an die Farbe ihrer Umgebung erinnert. Für die Bären der Hohen Tatra, welche in Wirklichkeit schwarz sind, wäre die weiße Farbe auch sicher nicht von Vortheil, da der ewige Schnee in diesen Bergen fehlt.

Selbst ein Engländer[2]) fand sich zu Ende des 18. Jahrhunderts in der Hohen Tatra schon ein, also lange noch vor der Zeit, in welcher der Sinn

---

[1]) Ungarisches Magazin. 1783. Bd. III, S. 4.

[2]) Ungarisches Magazin. 1783. Bd. III, S. 8. Der Name dieses Engländers wird nicht angegeben.

für die romantische Schönheit der rauhen Gebirgswelt erwachte. Er besuchte diese Berge in Gesellschaft des Kesmarker Rectors Buchholz im Jahre 1794. Seine Schilderung „von den außerordentlichen und wunderbaren Klippen und unterirdischen Höhlen in den karpathischen Gebirgen, welche Ungern und Pohlen von einander scheiden," gelangte in deutscher Uebersetzung auch in ein wienerisches Abendblatt, womit schon allen „Liebhabern der Geschichte der Erdbeschreibung, der Weltweisheit, Naturkunde und schönen Wissenschaften" der Weg in diese Regionen gewiesen war.

V.

Viele Gipfel und Schluchten der Centralkarpathen waren nur mit Lebensgefahr zu erreichen. Die Einbildungskraft des Volkes hatte sie daher mit märchenhaften Schätzen an Edelsteinen und an Gold erfüllt. Seit undenklichen Zeiten durchstreiften Schatzgräber das Gebirge, ohne freilich die erhofften Reichthümer zu erlangen. Doch von Vater auf Sohn wurde das alte Märchen vererbt und entflammte die Begierde immer neuer Generationen. In den Schluchten der Hohen Tatra sollten ungeheure Mengen an reinem Gold und Silber lagern. Erleuchtete hatten sie geschaut; nur fehlte ihnen die Zauberformel, um sie zu heben. Rubinen, Smaragde und Saphire hatten sie an den Felsen funkeln sehen, doch die Edelsteine wurden vom Lindwurm bewacht, vom Einhorn vertheidigt, und es fand Jeder den Tod, der sich ihnen begehrlich genähert hatte. Entrann er aber der Gefahr, so verfiel er sicher den Nixen, die in den Tiefen der Meeresaugen wohnten. Die lockten ihn an sich und umstrickten so seine Sinne, daß er den Heimweg nie mehr wiederfand. In der Nähe der Kesmarker Seen, des grünen, des blauen, des weißen und des rothen, hoch in der Gipfelregion des nördlichen Gebirges, ragte in die Wolken, schroff und kahl, die Felsmasse des Karfunkelthurms empor. In dunklen Nächten sah man an seinem Gipfel einen rothen Karfunkel in feurigem Schein. Die Sennerin wollte den Edelstein haben und dem Gemsjäger ihr Herz nur schenken, wenn er ihn als Brautschmuck ihr brächte. Der Gemsjäger schoß den Karfunkel vom Felsen herunter, doch der Stein rollte in den tiefen See. Der Jüngling stürzte sich ihm nach und verschwand für immer in der Tiefe. Dort hält ihn kosend eine Fee umfangen.

Zu den Goldsuchern gehörte auch der bürgerliche Nadlermeister Jacob Buchholz in Kesmark. Da er im Uebrigen aber ein recht nüchterner Mann war, so ging er ruhig und bewußt seinem Ziele nach, ohne durch Lindwurm und Nixen sich schrecken zu lassen. In seinen letzten Lebensjahren gab er, wie ein Bericht von 1783 uns mittheilt, sein ordentliches Gewerbe fast ganz auf, um nur noch zu reisen und nach verschiedenen Naturseltenheiten zu suchen. Er brachte es auch in letzter Beziehung so weit, „daß er um das Jahr 1754 die allerhöchste Gnade hatte, dem hochseligen Kaiser Franz dem Ersten, glorwürdigsten Andenkens, mit ungarischen Naturalien, als einem großen Kenner derselben, persönlich aufzuwarten und dafür reichlich beschenkt zu werden". — Schon zuvor hatte Jacob Buchholz größere Sammlungen von Mineralien nach Deutschland, insbesondere nach Dresden, gesandt, daher ihn auch das Kaschauer

Militärcommando der Wiener Regierung als den geeigneten Führer bezeichnete, um eine wissenschaftliche Expedition, die in die Hohe Tatra abgesandt werden sollte, zu leiten. Wiener Gelehrte, die Hofmathematici von Nagel und von Baillon, außerdem ein Kaschauer Professor, ein Hüttenverwalter, vier Häuer und ein Pater fanden sich in Kesmark ein, um unter der Führung von Buchholz am 29. Juli 1751 mit dem Morgengrauen in die Hohe Tatra aufzubrechen[1]). Buchholz hatte den Fremden Tags zuvor noch einen Vortrag über die edlen Metalle der Hohen Tatra gehalten; doch sie suchten vergeblich danach. Blauer Marmor, rother und blauer Achat, Markasitkörner und Frauenеis, dann Ammonshörner, das war es, was sie zunächst fanden. Als sie den eigentlichen Aufstieg am Bialka-Flusse begannen, da dachten sie freilich an die Umkehr, denn eine Windsbraut hatte an der Berglehne den Wald niedergerissen. Da lagen am Boden vielhundertjährige Stämme wild durcheinander, mit ihren Aesten so verschlungen, daß es unmöglich schien, weiter vorzudringen. Sie wagten aber dennoch den Aufstieg. Da galt es denn, das eine Mal über dem dumpf rauschenden Bach auf gestürzten Stämmen emporzuklimmen, das andere Mal Stollen in den Boden zu graben, dann wieder mit der Axt den Weg sich durch das Geäst zu bahnen. So überwanden sie endlich doch das Hinderniß, kamen über den gestürzten Wald hinaus, gelangten in das Krummholz und schließlich in die nackten Felsen. Sie durchzogen Schluchten und Thäler, kletterten über Zinken und Hörner, und da sie weder Rubinen noch Gold fanden, begnügten sie sich mit dem Einsammeln von interessanten Mineralien und Pflanzen. Auch letztere waren Buchholz bekannt, wenn er auch ihren wissenschaftlichen Namen nicht zu nennen wußte. Er unterschied sie nach ihrem Aeußern und pries ihre wunderbaren Eigenschaften. Vornehmlich sollte die Gemsenwurzel (Doronicum), welche die Gemsen so gerne essen, bei richtiger Zubereitung auch dem Menschen „besondere Kletterkraft" verleihen und ihm selbst beim Goldsuchen wichtige Dienste leisten. Für alle Mühen der Reise, so manche in strömendem Regen verbrachte Nacht, fühlten sich übrigens die Reisenden durch die Großartigkeit der Landschaft entschädigt. Sie gestanden gerne, nichts Herrlicheres in ihrem Leben geschaut zu haben. — So erreichten sie die Kupferschächte, in welchen Jacob Buchholz „gediegenes Eisen" und „Erdstahl" gefunden haben wollte. In mächtigen Adern sollten diese Metalle die Kupferschächte durchziehen und besonders am Johannistage in übernatürlichem Glanze leuchten. Doch was Buchholz triumphirend zeigte, waren in Wirklichkeit nur dünne Schichten von Eisenspat und einige Knollen Glaskopf. Nunmehr wußten die Fremden, welchen Täuschungen sich die Goldsucher in den Centralkarpathen hingeben. Auch was den meisten von ihnen als Gold erschien, war in Wirklichkeit nichts Anderes als Schwefelkies; da dieser aber, gepulvert und befeuchtet, zu Ocker wird, so vermutheten sie auch in jeder ockerhaltigen Lehmschicht die Anwesen-

[1]) Ungarisches Magazin. 1783. Bd. III, S. 12. 1787. Bd. IV, S. 34. — Alexander Münnich, Eine Tatrafahrt vor 133 Jahren. Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. 1885. Bd. XII, S. 159.

heit von Gold und suchten in ihr nach diesem edlen Metall. In mineralogischer Beziehung waren die Funde immerhin interessant, und die Fremden nahmen manche Stufen von Eisen, von Kupfer und von deren Verbindungen für die Wiener Sammlungen mit. Schließlich wurden ganze Kisten von Gestein nach dem Wiener Hofmuseum gesandt, und das bestärkte das Volk in dem Glauben, daß ihre Berge dennoch Gold enthielten. Die Fremden, so hieß es, hätten die Wahrheit nur verschwiegen, um selbst Nutzen aus diesen Schätzen zu ziehen. Leider stellten sich auch jene funkelnden Chrysoprase, welche von Nixen bewacht wurden, als weiße Steine am Boden der grünen Seen heraus! Schade, daß die nüchterne Wirklichkeit der schöpferischen Phantasie hier wieder den realen Boden entzog. Was Buchholz so hoch als Zinnobergolderz pries, waren andererseits stark eisenschüssige Letten. Nur Granaten fanden sich im Felker-Thale wirklich in Fülle vor, und manches schöne Specimen derselben wurde mit dem Hammer aus dem Felsen befreit.

Die Schatzgräber fuhren aber wie vor Zeiten fort, nach Gold in diesen Bergen zu suchen. Als der Engländer Robert Townson[1]) im Jahre 1793 die Hohe Tatra bereiste, begegnete er dort wiederholt solchen Leuten. Jener Townson muß ein sehr beherzter und gewandter Bergsteiger gewesen sein, denn er schreckte vor keinem noch so steilen Gipfel zurück. Er hatte auch beschlossen, die Lomnitzer Spitze zu besteigen und verbrachte in dieser Absicht mit zwei Führern die Nacht an den Fünf-Seen in dem obersten Kessel der kleinen Kohlbach, am Fuß jener Höhe. Die Führer hatten Krummholzfeuer angemacht, und Townson betrachtete beim Scheine desselben die verschiedenen Naturproducte, die er im Laufe des Tages gesammelt hatte. Da plötzlich tauchten vor ihm im Dunkel der Nacht drei armselige Gestalten auf, in Lumpen gehüllt, mit eingefallenen Wangen, augenscheinlich im größten Elend befindlich. Dies waren einstige Schuster aus Kesmark, die, statt bei ihren Leisten zu bleiben, sich in den Bergen herumtrieben, in dem Wahn, dort Schätze zu finden. Seit zwölf Jahren schon suchten sie vergeblich danach; doch statt sie zu entmuthigen, hatte dieser Mißerfolg nur ihre Begierde angefacht. Sie baten Townson um die Erlaubniß, sich an seinem Feuer niederzulassen. Townson suchte ihnen das Wahnwitzige ihres Vorhabens klar zu machen, doch ohne Erfolg. Sie hielten ihm immer wieder entgegen, diese ungeheuren Bergmassen könnten nicht zwecklos erschaffen sein; sie müßten demgemäß werthvolle Steine und edle Metalle in sich bergen. — Am nächsten Morgen begann Townson auf steilen Felsen zur Lomnitzer Spitze emporzusteigen, wobei er im Klettern durch sein Barometer noch behindert wurde. Da dunkle Wolken sich am Fuße des Berges zusammengeballt hatten, drängten die Führer wiederholt zur Umkehr. Doch Townson wußte sie zu bestimmen, ihm zu folgen, und so gelangte er endlich, nicht ohne Lebensgefahr, bis zur Spitze, stolz darüber, daß auch sein Barometer sich noch in gutem Zustand befinde, und daß es ihm vergönnt sei, die erste Höhenbestimmung auf diesem Berge vorzunehmen. Der

[1]) Travels in Hungary. London 1797. Auch eine französische Uebersetzung erschien in dem Jahre VII der Republik.

gefährliche Abstieg erfolgte im Nebel; in einer tiefen Felsspalte wurden die Schatzgräber bei ihrer fruchtlosen Arbeit bemerkt. Sie folgten alsbald dem Reisenden mit leerem Magen und auch mit leeren Taschen, doch voll glänzender Hoffnungen für den nächstfolgenden Tag.

Trotz aller jener märchenhaften Sagen über den Metallreichthum der Centralkarpathen hat sich dieser in Wirklichkeit als auffallend gering erwiesen. Der Bergbau, der in jenen Bergen einst betrieben wurde, ist heut' so gut wie aufgegeben; was an Kupfer und Eisen zu gewinnen war, ist bereits dem Boden entnommen. Nur die Mineralquellen sind geblieben und entspringen hier mit ungeschwächter Kraft an zahlreichen Orten der Erde.

Schon die Scyren, die einstigen Waffengenossen des Attila, ein gothischer Volksstamm, dessen Wohnsitz sich westwärts von der Donau erstreckte, hatten, alten Berichten zufolge, an verschiedenen Stellen der Karpathen Bergbau betrieben. Nach dem Einfall der Mongolen suchten die ungarischen Könige den Bergbau hier wieder zu fördern. Vorwiegend fand man nur Eisen, und demgemäß berichtet auch David Fröhlich im 12. Jahrhundert über Eisen und Stahl, das in den Zipser Bergen gewonnen werde. Im Jahre 1754 entstand bei Zakopane das Eisenwerk, dem der Ort sein erstes, wenn auch nur bescheidenes Aufblühen verdankt. Nicht fern auch von Zakopane, in dem romantischen Thal von Koscielisko, förderte man noch in diesem Jahrhundert aus dem Leopoldschacht Silber. Doch an allen Orten hatte man die Erzgänge bald erschöpft, und die Gruben wurden dann verlassen. Thatsächlich fehlte es auch nicht ganz vollständig an dem begehrten Golde in den Karpathen; im Besonderen kam es in den Gneisfelsen des Krivan vor. Doch Gold ist überhaupt ein sehr verbreitetes Metall, nur muß es in so reichlicher Menge in dem anderen Gestein vertreten sein, daß sein Werth die Kosten der Gewinnung lohne. Das am Krivan gewonnene Gold deckte jedoch kaum den dritten Theil der Auslagen. In den Béler Kalkalpen wurde eine Zeit lang auch Blei gegraben und in den Kupferschächten mit verhältnißmäßig besserem Erfolg, doch oft unter äußerst schwierigen Verhältnissen, Kupfer gefördert.

Wie geringfügig indessen war das alles im Vergleich zu jenen märchenhaften Schätzen, von welchen die Volksseele träumte, und die in besonderer Fülle in dem sehr schwer zugänglichen „Kroten-See" unter der Eisthaler Spitze versenkt sein sollten!

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Stärke und Schwäche des türkischen Reiches.

Von

C. Freiherrn **von der Goltz.**

[Nachdruck untersagt.]

In einer Reihe trefflicher Arbeiten hat H. Vambéry, heute wohl der vorzüglichste Kenner des Orients in der nicht-islamitischen Welt, nachgewiesen, wie oberflächlich die landläufigen Meinungen von der Unmöglichkeit eines ernsthaften Fortschritts in der Türkei und von der Culturfeindlichkeit des Islam sind[1]). Seine Beobachtungen reichen über vierzig, die meinen nur vierzehn Jahre zurück; ihm war es möglich, tief in das gesellschaftliche und häusliche Leben der verschiedensten Kreise einzudringen, mich hielt mein Beruf mehr an der Oberfläche und im ausschließlichen Verkehr mit Fachgenossen fest. Dennoch komme ich beim Nachdenken über die Erscheinungen, die an mir in einer mehr als zwölfjährigen Thätigkeit vorüber zogen, zu demselben Schlusse. Ein mächtiger Zug nach Vervollkommnung, nach freimüthigem Anschluß an die europäische Civilisation, nach höherer Bildung und Gesittung wehte durch die oberen Schichten des türkischen Volkes, namentlich durch seine Jugend. Der glühende Wunsch, es den Nationen des Abendlandes gleich zu thun und am allgemeinen Wettkampfe in materieller und intellectueller Entwicklung Theil zu nehmen, beseelte fast alle die jungen Leute, mit denen ich in Berührung kam. Der außerordentliche Andrang zu den, meiner Mitaufsicht unterstellten Militärschulen[2]) mag immerhin nur als ein rein äußerliches Merkmal gelten. Der Umstand, daß die Zahl der Schüler dieser Anstalten in der Zeit von 1883—1895 von 4000 auf nicht weniger als 14000 stieg, beweist dennoch, daß die Vorwärtsbewegung auf ziemlich breiter Grundlage stattfand. Erwachende Vaterlandsliebe hatte einen großen Antheil daran, trotzdem Vaterland[3]) und

[1]) Cosmopolis, März, April, Mai 1897: „Türkische Reformen und die Gefahr eines Weltkrieges". — Früher schon in der Deutschen Rundschau, 1893, Bd. LXXVII, S. 63 ff.: „Freiheitliche Bestrebungen im moslimischen Asien".

[2]) Ich wurde 1883 bei meinem Eintritt in den türkischen Dienst zum General-Inspecteur des Militär-Bildungswesens ernannt.

[3]) In amtlichen Schriftstücken vielfach ersetzt durch den Ausdruck: „Der Boden Seiner Majestät".

Volk verbotene und von oben her verfolgte Begriffe bildeten. Es ist schwerer, die letzten Ursachen dieser weit verzweigten Regung zu ermitteln, als ihr Vorhandensein zu bestätigen. Führende Geister, wie in erster Linie der Dichter Kemal Bey, haben ihren Antheil daran gehabt. Sodann aber erschütterte der unglückliche Ausgang des russischen Krieges die Gemüther tief. Das Erscheinen des Feindes vor den Thoren Constantinopels hatte allen Sehenden die Gefahr eines völligen Unterganges der osmanischen Herrschaft nahe vor Augen gerückt, und diese Mahnung fand ihren Widerhall in dem lebhaften Verlangen, Alles zu thun für die Rettung des Reiches. Derselbe Gedanke klang deutlich aus der im täglichen Verkehr mit jüngeren und auch älteren Officieren hundert- und aberhundertmal an mich gerichteten angstvollen Frage heraus: „Glauben Sie, daß wir noch einmal werden widerstehen können?" Meine Antwort, „daß ein Volk von mehr als zwanzig Millionen Menschen, in sich einig, zwar nicht so viel Kraft habe, andere große Nationen zu unterjochen, wohl aber stark genug sei, um auch der stärksten unter ihnen auf dem eigenen Boden siegreich zu widerstehen," wurde zwar häufig etwas skeptisch aufgenommen, aber doch immer gern gehört. „Die meisten der heutigen Effendis und Paschas sind von einer starken Dosis osmanischen Patriotismus beseelt; sie kennen die Gefahr, in der ihr Vaterland schwebt, und in meinem Verkehr mit ihnen bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß an die Stelle der früheren Servilität und Apathie ein lebhafter Wunsch nach Freiheit und nach einem modernen Regierungssystem getreten ist." Diese Worte Vambéry's kann ich nur zu den meinen machen. Unzweifelhaft war das letzte Jahrzehnt eine für die Regeneration des Reiches, seine innere Kräftigung und die Wiederherstellung seines Ansehens nach außen günstige Periode, vielleicht die günstigste, die bisher da gewesen ist.

Einen Hauch davon hat der Ausgang des eben beendeten thessalischen Krieges spüren lassen. Wenn man die dabei zur Wirksamkeit gekommenen Kräfte vielfach als ganz neue hat hinstellen wollen, so ist das nicht richtig. Alle höheren Befehlshaber gehörten noch der alten Zeit und der alten Schule an. Die von oben her geleiteten Fäden der Führung waren noch von der alten Art. Wenn dennoch Vieles besser ging als ehedem, ja als es erwartet wurde, so ist dies hauptsächlich der gemeinsamen Einwirkung einer Anzahl junger Männer zuzuschreiben, die sich mit der Fortdauer des Feldzuges mehr und mehr geltend machte.

Auch die Art, wie das ganze Volk dem Appell der Regierung folgte, als Griechenland ohne Kriegserklärung türkisches Gebiet — Kreta — besetzte und dem alternden Reiche damit den schneidendsten Hohn anthat, der sich staatsrechtlich denken läßt, verräth etwas von nationalem Erwachen. Dieselben Wehrmänner, die in den letzten Jahren schon mehrfach von Haus und Hof abberufen, aus ihrer friedlichen Beschäftigung jäh herausgerissen worden waren, folgten von Neuem ohne Zwang dem Rufe des Chalifen. Alle Schichten der Bevölkerung trugen zur Ausrüstung des Heeres, zur Ernährung der Truppen, zur Pflege der Verwundeten bei, und das Kriegsministerium vermochte die Mobilmachungskosten zum Theil aus Privatkassen zu bestreiten,

auf welche der Sultan Beschlag legen ließ, ohne daß darüber ein Murren entstanden wäre. Officiere und Mannschaften zogen unbezahlt ins Feld, ihre Familie ohne Versorgung zurücklassend; aber in Anbetracht der Lage des Staates fand das Jedermann natürlich und klagte nicht. Es galt, in der neuen Zeit eine erste Waffenprobe zu bestehen, und dieser opferten alle Schichten der Bevölkerung, was sie noch zu opfern vermochten. Von einer irgend nennenswerthen Opposition ist nichts bekannt geworden.

Diese Erhebung und die darauf folgenden kriegerischen Leistungen werden vielleicht für einige Zeit die Phrase vom „kranken Mann" zum Schweigen bringen und der Phantasie der europäischen Journalistik die Flügel stutzen, welche letzthin mit allerlei Theilungsplänen für das türkische Reich bei der Hand war und unter Anderem Deutschland leichten Herzens die Besetzung Vorderasiens empfahl, als ob sich das machen lasse wie etwa eine Colonialexpedition in das Wahehe-Land.

Aber bei den augenscheinlichen Mißständen im Reiche, den unverkennbaren Zeichen von Schwäche und Unentschlossenheit nach außen, Lethargie nach innen, wird die Kritik wieder erwachen und die Lebensfähigkeit der Türkei, die Möglichkeit ihrer Erhaltung von Neuem verneinen, gestützt auf eine reiche Anzahl scheinbar unwiderleglicher Beweise.

Dieser Widerstreit der Urtheile, welcher sich noch oft wiederholen wird, rührt von den „oberflächlichen, der eigentlichen Sachlage unkundigen Kritikern" her, denen Vambéry zu Leibe geht, und die keinen Unterschied zwischen dem Volke und seiner augenblicklichen Regierung zu machen wissen.

Er weist nach, daß diejenigen Aeußerungen eines starren Absolutismus, der Willkür und Feindschaft gegen ernsthafte und gute Neuerungen, welche in Europa gelegentlich gerechte Entrüstung und abfällige Urtheile hervorrufen, in der gebildeten türkischen Welt ganz ebenso verurtheilt werden wie bei uns. „Die dem Sultan freundlichen Aeußerungen der deutschen und französischen Presse sind nur dem Palast, aber nicht dem Volke der Osmanen willkommen, und wer dem edlen, begabten, aber unglücklichen Volke wohl will, der müßte eine scharfe Linie zwischen ihm und seinem jetzigen Herrscher ziehen" — so faßt der große Orientalist seine Meinung zusammen, und sie ist nicht nur gewichtiger als die meine, sondern wird auch Jedermann als die unbefangenere erscheinen, da keinerlei Grund sichtbar ist, der den unabhängigen Gelehrten im aufrichtigen Suchen nach der Wahrheit beirren sollte [1]).

Sehen wir nun zu, wie der Gewalthaber die große und von reiner Vaterlandsliebe getragene Bewegung, welche neuerdings so viel zum Erfolge beitrug, beantwortet hat. Die Zeitungen berichten von massenhaften Verhaftungen, Einsetzung von besonderen Gerichtshöfen, Verschickungen oder vom Verschwinden Verdächtiger. Mögen darin auch einzelne Uebertreibungen liegen, so ist auch das schon genug, was zuverlässige Privatbriefe bestätigen. Und Alles geschieht, ohne daß sich der geringste äußere Anlaß erkennen läßt. Kein Attentat, keine Verschwörung, kein Aufruhr hat stattgefunden. Niemand

[1]) a. a. O. S. 533.

hat sich dem Großherrn und seinem Willen entgegengestellt oder ihm wirklichen Anlaß zum Zorne gegeben. Es handelt sich nur um die vermeintlichen „jung-türkischen Umtriebe", diese unfaßbare, dehnbare Größe, welche das reiche Exploitationsgebiet für die zahllosen Spitzel und berufsmäßigen Denuncianten bildet, also nicht um Handlungen, sondern um Wünsche, Hoffnungen, Träume oder schlimmsten Falls um Aeußerungen, in denen sich eine schüchterne Kritik der Palastregierung ans Tageslicht gewagt hat. Es ist natürlich, daß während der bewegten Kriegstage die Unterhaltungen etwas freier geworden sind, und die Ernte von Belauschungen und Aufzeichnungen aus jener Zeit wird jetzt wohl von den Peinigern der Jugend eingeheimst.

Die Ueberwachung, Bevormundung und Aufsicht, zumal über die Bevölkerung der Hauptstadt, ist ein Meisterstück, das einem Fouché Ehre machen würde. Sie war schon vor Jahren so stark, daß sie die Aeußerung eines türkischen Staatsmannes: „Wir bieten der Welt das sonderbare Schauspiel eines ganzen Volkes von Gefangenen dar," vollkommen rechtfertigte.

Die Vorgänge aber enthüllten dem Blicke des nicht ganz oberflächlichen Beobachters schon hinreichend die Kluft, welche zwischen den herrschenden Grundsätzen der jetzigen Regierung und den Anschauungen der gebildeten Welt im türkischen Reiche bestehen. Sie beweisen, daß es in der That ganz hinfällig ist, nach dem augenblicklich bestehenden amtlichen Zustande den inneren Werth der Nation und ihre Culturfähigkeit oder Unfähigkeit beurtheilen zu wollen. Erst müßte wenigstens das Ende des Processes abgewartet und das Urtheil zurückgehalten werden, bis entschieden ist, ob die junge Generation im Lande wirklich dazu zu bringen sein wird, ihr edles und hochherziges Streben zu verleugnen und wieder in die Bahnen geistiger Apathie und passiven Autoritätsglaubens zurückzukehren.

I.

Gewiß ist es eine der schwierigsten Aufgaben für den Forscher, das innere Leben eines Volkes genau zu analysiren und danach zu bestimmen, welcher Platz ihm in der Culturentwicklung der Zukunft vorbehalten sein kann. Die Fülle der Erscheinungen, welche dabei zu untersuchen sind, ist eine so außerordentliche, daß zum Zurechtfinden Methode und Uebung gehören. Ich habe dieses Gebiet daher auch nur leicht berührt und mich auf das Urtheil des Fachmannes gestützt. Mit größerer Sicherheit glaube ich die Frage nach der Möglichkeit des Fortbestandes oder gar der Wiedererstarkung des ottomanischen Reiches in äußerer Beziehung beantworten und ein annähernd richtiges Bild der ihm noch verbliebenen oder noch zu gewinnenden Machtmittel entwerfen zu können. Voraussagen läßt sich auch in dieser Hinsicht nichts, weil Zufälligkeiten im Leben der Nationen eine Rolle spielen, und außerdem Vieles, wo nicht das Meiste, von den handelnden Personen, insbesondere den kommenden Herrschern, abhängt.

Um klar zu machen, was unter Zufälligkeiten gemeint ist, sei Eines angeführt.

Noch heute liegt der Bosporus gegen das Schwarze Meer hin offen[1]), während die Dardanellen durch wirksame Maßnahmen vertheidigungsfähig gemacht sind. Das weiß am goldenen Horn Jedermann. Die Neutralität der Meerengen ist also nur eine diplomatische Fiction, und da die türkische Flotte, wie nach den neuesten Vorgängen männiglich bekannt ist, nicht im Stande sein würde, die russische, die sich noch dazu von Jahr zu Jahr verstärkt, aufzuhalten, so könnte diese, sobald es der Zar befiehlt, vor Constantinopel ankern.

Damit fiele unter den heutigen Umständen Regierung und Reich Rußland in die Arme, und dieses hätte über die weitere Entwicklung zu bestimmen — falls nicht etwa andere Mächte eingriffen.

So lange Sultan Abdul Hamid II. regiert, wird diese Sachlage sich voraussichtlich nicht ändern, da sie eng mit seinem politischen System zusammenhängt. Aber sie ist an sich leicht zu beseitigen, falls der Großherr anderen Sinnes werden sollte oder, was eher im Bereiche der Möglichkeit liegt, ein Nachfolger sein Augenmerk diesem, Niemandem verborgenen Uebelstande zuwendet. Die Widerstandsfähigkeit des Reiches würde sich damit nicht nur verdoppeln, sondern überhaupt eine ganz andere, mit dem Vorangegangenen gar nicht vergleichbare, werden.

Bis dahin aber ist Sein oder Nichtsein von einem Handstreiche abhängig, der die rühmlichsten Anstrengungen mit einem Schlage vereiteln würde.

Von solchen unberechenbaren plötzlichen Eingriffen muß natürlich in der nachfolgenden Untersuchung abgesehen und eine folgerichtige langsamere Entwicklung der Dinge vorausgesetzt werden.

Da fesselt nun vor Allem die fortgesetzte Verminderung des Staatsgebietes den Blick des Beobachters.

Seit dem Frieden von Carlowitz am 26. Januar 1699, in welchem Ungarn, Podolien, die Ukraine und Azow verloren gingen, vollzog sich in der äußeren Entwicklung des Reiches der bekannte Rückbildungsproceß. Fast jeder der vielen seitdem geführten Kriege endete mit Gebietsverlusten für die Hohe Pforte. Nur noch wenige Ruhepunkte traten bei diesem Abwärtsgleiten der äußeren Macht ein, und der letzte Stoß von 1878 war der schwerste; denn er rückte die Staatsgrenzen auf europäischer Seite der Hauptstadt schon bedenklich nahe. Er gab außerdem auf der Balkan-Halbinsel dem Besitz, welcher dem Reiche verblieb, eine Gestalt, die auf den ersten Blick wie ein neues Provisorium aussieht und geradezu weitere Angriffe der Nachbarn herausfordert.

Dieser unaufhaltsame Rückgang hat in den Herzen der bestgesinnten Patrioten ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung hervorgerufen, das sie ganz beherrscht, und einen Pessimismus erzeugt, welcher der schlimmste Feind der Wiedererhebung geworden ist. Für wirklich verloren kann man Denjenigen ansehen, der sich selbst aufgibt. Mit Recht hat Kosciuszko gegen das ihm in den Mund gelegte Wort „finis poloniae!“ protestirt, und wem an

[1]) Die wenigen vorhandenen Strandbatterien sind zu einem ernsthaften Widerstand jedenfalls viel zu schwach.

der Erhaltung der Türkei gelegen ist, der sollte vor allen Dingen das in Stambul so oft gehörte „c'est fini de la Turquie" bekämpfen.

Freilich scheint ja das Verlustconto der letzten beiden Jahrhunderte unwiderlegliche Beweiskraft zu haben, und der Schlußsatz: „Wie soll die Türkei, deren Gebiet einst fast bis an die Thore von Wien und tief nach Rußland hinein reichte, und die dennoch dem Andrange ihrer Gegner nicht Stand halten konnte, es heute vermögen, wo sie die Hälfte dieses Gebietes verloren hat," klingt durchaus einfach und richtig.

Dennoch birgt er einen Irrthum.

Um das verständlich zu machen, muß man in Kürze auf den Ursprung des türkischen Reiches und der türkischen Macht zurückgehen. Ohne uns hierüber Rechenschaft zu geben, glauben wir das Bild eines zahlreichen Volkes vor Augen zu haben, welches in der Vergangenheit Großes geleistet, dann aber durch eigene Schuld, allmähliche Verweichlichung und Mißwirthschaft herab gekommen und nunmehr rettungslos dem Untergange verfallen ist. Aehnliches hören wir in unseren Schulen, wenn der geographische Abschnitt „Türkei" abgehandelt wird, und in der Presse, wenn vom „kranken Manne" die Rede ist, „L'histoire est une fable convenue." Auch über den gewordenen Zustand uns fern stehender Länder finden wir uns gern mit einer Formel ab. Bei näherer Untersuchung aber hält deren Richtigkeit durchaus nicht Stich.

Kein in sich abgeschlossenes Volk gründete das türkische Reich, ja nicht einmal ein ansehnlicher Stamm, sondern ein Conquistador, ein centralasiatischer Ferdinand Cortez an der Spitze einer kleinen, kriegerischen und unternehmenden Horde, die nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen hatte. Dieser Ursprung wird immer vergessen und ist doch vorausbestimmend für das Schicksal des Reiches gewesen.

Als Djinghis-Chan zu Beginn des 13. Jahrhunderts das Reich der Chowaresmier erobernd stürzte, zog Suleiman Schah, das Haupt des oghusisch-tartarischen Stammes, der Kai Chan, von seinen Sitzen im Chorassan nach Westen, um der mongolischen Bedrückung zu entgehen, und ließ sich um 1224 am oberen Euphrat in den reichen Districten von Ersindjan und Achlat nieder. Aber Führer und Volk kehrten, vom Heimweh getrieben, schon sieben Jahre darauf zu ihren alten Wohnstätten zurück. Suleiman Schah kam beim Uebergange über den Euphrat um[1]), und die Seinen theilten und trennten sich.

Vierhundert Zelte[2]) wendeten sich von Neuem nach Westen, von Ertoghrul Bey, einem der jüngeren Söhne Suleiman's, geführt. Das Glück war ihm hold. Nach einigen ergebnißlosen Irrfahrten traf er den Seldschukensultan Ala-Eddin, der mit seinem Heere gegen die unabhängigen Localfürsten in Vorderasien zu Felde zog, sich aber vor einer Uebermacht in ungünstiger Lage befand. Er schloß sich ihm an und, selbst ein tüchtiger Krieger, entschied er den Kampf zu des Sultans Gunsten. Dieser belehnte ihn mit einer der eroberten Herrschaften, dem hochgelegenen Gebiete des Karadja-Dagh mit Dumanitsch, Ermeni und

[1]) Sein Grab (Turko-Mesari = Türkengrab) wird noch heute am Euphrat gezeigt.

[2]) Zugleich: Familien.

Söğüd, östlich des Olymp-Massiv. Dieser eng begrenzte Besitz wurde das Stammland der osmanischen Dynastie, und Ertoghrul ist ihr Gründer. Gewöhnlich rechnet man auf das Zelt fünf Personen; aber nimmt man selbst die doppelte Zahl an, so kommen doch nur 4000 Menschen heraus, welche den Keim der osmanischen Macht darstellen. Ertoghrul und zumal sein Sohn Osman schritten auf der Bahn der Eroberung schnell fort. Inmitten des Wirrwarrs, der auf der Grenzscheide zwischen dem Seldschuken- und dem Byzantiner-Reiche herrschte, scheint ihr thatkräftiges Eingreifen und die Herstellung einer neuen festen Herrschaft vom Volke als Wohlthat empfunden worden zu sein. Sie fanden unter Christen wie unter Mohammedanern ihre Bundesgenossen. Die Religion spielte in diesen ersten Kämpfen keine trennende Rolle. Als um 1300 das Seldschukenreich einer neuen Mongoleninvasion erlag und Sultan Ala-Eddin III., von seinen aufsässigen Emiren verlassen, an den Hof Michael's des Paläologen floh, hielt Osman I. den Augenblick für gekommen, sich selbst an die Spitze der verschwundenen Oberherren zu setzen und die Trümmer ihrer Macht unter seinem Scepter zu vereinigen. Doch stellte er nicht etwa die alte Würde wieder her, sondern nannte sich „Padischah ali Osmani", „Herrscher der Osmanen", damit einen neuen Begriff schaffend. Von nun ab erst tritt er zugleich für den Islam auf, ihn als Bindemittel für das entstehende Reich benutzend, indem er den umwohnenden Griechenfürsten und Herren die Wahl stellte, zum Islam überzutreten, Tribut zu zahlen oder sich von ihm bekriegt zu sehen. Sein Freund und alter Waffengefährte, Kösse Michaël [1]), Herr von Harmankaja (Chermenkia), gab mit seinem ganzen Anhange das Beispiel des Abfalls vom Christenthum, andere Große, wie Evrenos [2]), folgten nach oder zahlten Tribut, und die neue Dynastie kam so zu einer ansehnlichen Hausmacht. Noch zu Osman's Lebzeiten, 1326, bemächtigte sich sein Sohn Orchan des festen Brussa, damals des stärksten Platzes in Kleinasien, das bald zur Hauptstadt erhoben wurde. Aus den Ueberresten der Seldschukenherrschaft hatten sich nach dem Abzuge der Mongolen mehrere Theilstaaten erhoben, so Karamanien, dem auch die alte Hauptstadt Iconium (Konia) angehörte, und das gewissermaßen als Fortsetzung des alten Reiches galt, Kermian in Phrygien, Karsia in Mysien, Sourou-Chan in Lydien, das Reich von Aïdin in Jonien, von Kastamuni in Paphlagonien mit Sinope, Siwas und Amisus (Samsun), Hamid in Pisidien, Mentesche in Carien und Lycien und Tekkié in Pamphylien. Alle diese Localherrschaften sahen die osmanischen Sultane als ihr Erbe und als rechtmäßige Beute an. Sie mußten sich derselben indessen erst durch Eroberung versichern und eine nach der andern bekriegen und unterwerfen.

Das osmanische Reich ist also nicht etwa in die Hinterlassenschaft des seldschukidischen eingetreten, um sich von dieser Basis aus über den Orient zu verbreitern. Es war eine aus kleinen Anfängen selbständig herausgebildete

[1]) Der kahle, bartlose Michael.

[2]) Von den beiden christlichen Großen stammten die später in der Geschichte des Reiches berühmten Geschlechter der Michaloghlu und der Evrenos ab. Dieses ist noch heute bei Salonik ansässig.

Neuschöpfung, die nicht einmal eine ethnologisch gleichartige Bevölkerung vorfand, auf die sie sich zu stützen vermochte, sondern es mußte das bunte Gemisch von Völkersplittern, welche von zahlreichen Invasionen her in Vorderasien stecken geblieben war, erst durch thatkräftige Fürsten zusammengeschweißt werden, um eine einigermaßen homogene Masse zu bilden.

Zwei Thatsachen sind aus der folgenden Periode zu erwähnen, um den besonderen Charakter des neuen Reichs deutlich zu kennzeichnen: die Thronfolge Sultan Orchan's und die Schöpfung der Janitscharen. Orchan war nicht der älteste Sohn Osman's; er hatte noch einen älteren Bruder, Ala-Eddin. Doch dieser war ein Gelehrter und ermangelte der kriegerischen Neigungen und Eigenschaften. Unmöglich konnte ein solcher Mann an die Spitze des werdenden Reichs treten, das nur in fortgesetzten Kämpfen zu bestehen vermochte. Mit seiner Zustimmung bezeichnete der Sultan daher den kriegerischen Orchan zum Nachfolger, und Ala-Eddin ward dessen Vezier, zugleich der osmanische Gesetzgeber, von dem die ersten geordneten Staatseinrichtungen herrühren. Die directe Thronfolge war damit im Hause Osman's aufgehoben, und in der That war dieselbe auch ungeeignet, so lange die Eroberung dauerte und das Volk sich noch mit dem umherziehenden Heere fast identificirte. Unmöglich vermochte man dessen Führung z. B. einem Kinde anzuvertrauen, ein Fall, der leicht eintreten konnte, da die Sultane noch wie schlichte Krieger mitfochten, allen Gefahren ausgesetzt [1]).

Ala-Eddin-Pascha machte auch den ersten Versuch, ein regelmäßiges und besoldetes Heer einzuführen; aber diese Schöpfung ging bald wieder durch die Anmaßung und Unbotmäßigkeit der Söldner selbst zu Grunde. Augenscheinlich fehlte es auch zu den von Orchan geplanten Kriegszügen größeren Stils an einem hinreichend starken Rekrutenmaterial. Der alte Stamm mit seinen Anhängern und seinem Zulauf konnte das nicht dauernd aufbringen, und auf Rath eines seiner Paladine, Halil von Djendere, führte Sultan Orchan die Aushebung von Christenknaben aus allen umliegenden Landschaften ein. Diese Knaben wurden unter seiner Aufsicht erzogen, zu Kriegern herangebildet und zum Islam bekehrt. Von ihren Familien getrennt, sollten sie die zuverlässigsten Stützen des Reichs sein. Freilich wurden sie, als einzige große und geschlossene Gemeinschaft, bald auch das Gegengewicht gegen die persönliche Sultansmacht. Die Anfänge waren bescheiden; die neue Schar, Yeni-Tscheri, von dem berühmten Scheich und communistischen Sectenbegründer Hadji Bektasch eingesegnet, zählte zuerst nur 1000 Köpfe, aber die Aushebung wurde alljährlich fortgesetzt und stieg dabei, so daß im Verlaufe der Zeit das Jahrescontingent bis auf 40000 Knaben kam, eine Rekrutirung so zahlreich, wie sie gleichzeitig keine andere Macht der Erde besaß.

Damit hatte die Osmanenherrschaft das Gepräge eines erobernden Heerstaates erhalten und bewahrte ihn rein bis zum Beginn dieses Jahrhunderts, obschon die Aera der Eroberungen längst abgeschlossen war. Wie reißend diese

---

[1]) Auch Ertoghrul war wie sein Vater Suleiman Schah der erwählte Führer der Seinen, die mehr eine Association als eine hörige Gefolgschaft bildeten.

nach der Schöpfung des Janitscharenheeres vorwärts gingen, darf nicht erörtert werden. Bekanntlich setzte noch zu Orchan's Lebzeiten sein ältester Sohn, Suleiman Pascha [1]), 1357 den Fuß auf europäischen Boden und nahm durch Ueberfall Gallipoli, dessen Mauern gerade ein Erdbeben zerstört hatte. Der Islam gliederte die unterworfenen Völker dem Reiche einigermaßen an. Aber es ist klar, daß dies Bindemittel immer schwächer werden mußte, je größer die Landstriche wurden, welche die Eroberer durchzogen, und je mehr sie sich von der Wiege ihrer Macht, den fast vollkommen islamitisch gewordenen Bezirken Inner-Kleinasiens, gegen die christlich-europäische Welt hin entfernten. Schon in den nördlichen und westlichen Balkanländern traten vielfach nur die Großgrundbesitzer mit ihrem Anhang zur Lehre des Propheten über, um ihre privilegirte Stellung unter der neuen Herrschaft zu retten — und das Volk etwa dort, wo die Heere durchzogen. Mehr und mehr blieb unberührt seitwärts liegen und bewahrte sein Christenthum, wie Griechen, Bulgaren, Serben, Wallachen und ein großer Theil der Albanesen. Von der Donau ab kann man eigentlich nur noch von Militär-Colonien sprechen, die mit dem Abzuge der Heere allmählich wieder verschwinden mußten. Zu den wenigen Millionen Mohammedanern, welche es zur besten Zeit des Islams auf europäischem Boden gab, rechneten zudem ganz ansehnliche Gruppen, welche schon vor der Eroberung durch byzantinische Kaiser dort angesiedelt worden waren, wie beispielsweise die sogenannten Konjari — die Leute von Konia — seldschukische Türken zwischen Serfidje (Servia) und Kosana im nördlichen Thessalien.

Es fehlte auf der Balkanhalbinsel an einer den Eroberern verwandten Race, die sich hätten leicht assimiliren können, und ebenso an einem reichen Borne eigner Volkskraft, welche hinter den Heeren Ströme von Einwanderern und Ansiedlern hätte folgen lassen können. „Das eigentliche türkische Element, die Erben der seldschukischen Herrscherclasse in Kleinasien, sind neben den fremden Nationalitäten immer in der Minorität gewesen, und da dieses Element sechshundert Jahre lang in seiner Kriegerrolle nie stark zunehmen konnte, hat es trotz einer Anfangs glücklich durchgeführten Türkisirung nie die zum einheitlichen Staat nöthige ethnische Majorität erreichen können" [2]). Die Eroberer selbst aber bildeten ja nur ein Gemisch von Turkomanen, Seldschuken, Tscherkessen, Grusiern, Lasen, Armeniern, Kurden, Arabern, Griechen, Pelasgern und Slawen, durch den Islam allein zu „Osmanen" gestempelt.

Das Räthsel der unwiderstehlichen Eroberung und des darauf folgenden schnellen Niedergangs erklärt sich daher auf sehr einfache Art. Im Rausche des siegreichen Vordringens war das künstlich geschaffene Volkswesen viel zu weit gegangen. Es hatte die seither verlornen Provinzen, wenigstens auf europäischem Boden, nie recht besessen, sondern sie sich nur der äußeren staatlichen Zusammengehörigkeit nach, nicht durch ethnographische und sociale Durchdringung angegliedert. Das trifft bei Bessarabien, den Donaufürstenthümern,

---

[1]) Starb 1359 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, so daß sein jüngerer Bruder Murad I. in der Regierung folgte.

[2]) Bambéry a. a. O., Mai 1897.

Bulgarien, Serbien, Bosnien, Griechenland, natürlich aber in erhöhtem Maße noch bei den ehemaligen türkischen Besitzungen in Südrußland, Siebenbürgen und Ungarn zu.

Ein rein äußerliches Moment spielte keine geringe Rolle. Das wohlgeordnete türkische Conscriptionssystem war organisatorisch den ungeregelten Volksaufgeboten und dem Werbesystem, mit welchen die Gegner es bekämpfen wollten, weit überlegen. Fast überall fochten die Türkenheere zur Zeit der Eroberung in großer numerischer Ueberlegenheit; ihre Siege verdanken sie dem einheitlichen und geschickten Gebrauche der Massen. Das änderte sich, als die Gegner zu den gleichen Mitteln griffen. Von einer Erschöpfung der kriegerischen Eigenschaften im Volke kann man daher nicht ohne Weiteres sprechen, nur weil die letzten großen Kriege unglückliche waren. Man darf nicht vergessen, daß das Zahlenverhältniß sich umgekehrt hat. In gewissem Maße gehören die Vertheidigung von Plewna, von Lovdja, die Kämpfe von Zewin und Delibaba aus dem letzten türkisch-russischen Kriege zu den besten Leistungen, welche türkische Heere aller Zeiten aufzuweisen vermögen. Zwei Dinge haben dann in unserem Jahrhundert die Lage vollkommen verändert. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hat die überlegene natürliche Kraft der Nachbarn des türkischen Reiches völlig zur Geltung gebracht und das seit 1848 erwachte Nationalitätsprincip, die Beherrschung geschlossener fremder Nationalitäten durch einen Verwaltungsapparat und Besatzungen unendlich erschwert.

II.

Der Verlust der Nordprovinzen ist also eine durch natürliche Umstände herbeigeführte Erscheinung und lag durchaus im richtigen Zuge der geschichtlichen Entwicklung. Er ist bei genauerer Untersuchung kein Grund zur Verzweiflung und kein Beweis dafür, daß der Untergang des Reiches eine unabwendbare Nothwendigkeit geworden sei.

Ebenso wenig wie England seine Selbständigkeit verloren hat, weil es das einst von ihm besetzte Festland bis zur Loire nicht behaupten konnte, Frankreich nicht, weil es auf die Grenzen verzichten mußte, welche Napoleon I. ihm vor 1812 gegeben hat, Schweden nicht, weil es die Ostseeprovinzen verlor und Deutschland, weil es die Eroberungen des Schwertordens aufgeben mußte — ebensowenig kann die Existenzfähigkeit des osmanischen Reiches bestritten werden, weil es die einmal eroberten Donauländer wieder einbüßte. Jedes Volk hat zeitweise, von besonders mächtigen Impulsen angetrieben, die Grenzen seiner wirklichen Kräfte überschritten, um sich dann in einer späteren Periode seiner Entwicklung auf engerem Gebiete zu consolidiren und eine kleinere, aber gegen den Ansturm feindlicher Gewalten besser gesicherte Herrschaft zu begründen. Davon, ob dieser Proceß der inneren Sammlung und Stärkung auf naturgemäß abgegrenztem Gebiete gelingen wird oder nicht, hängt die Zukunft der Türkei ab. Aus dem weit gedehnten Erobererstaate soll ein kleinerer, aber in sich kräftiger Culturstaat werden. Das ist die Metamorphose, die sich im Orient vollzieht oder wenigstens vollziehen sollte.

Bei näherer Betrachtung muß man sogar nothgedrungen zu dem Schlusse kommen, daß auch die heute von der Pforte besetzte Ländermasse für ihre innere Kraft und im Vergleich zu ihren augenblicklichen Machtmitteln noch viel zu ausgedehnt ist. Man kann die Bevölkerung ihrer unmittelbaren Besitzungen, unter Ausschluß von Arabien und Tripolis, wie schon angedeutet, auf 21 bis 22 Millionen Menschen annehmen. Aber diese Bevölkerung steht keineswegs ganz zur Vertheidigung der Integrität des Reiches zur Verfügung. Heer und Flotte rekrutiren sich immer noch allein aus der mohammedanischen Volksmenge. Auch diese steuert nicht einmal ganz zum Kraftaufwande bei. Die Hauptstadt und verschiedene Bezirke sind befreit vom Dienste, andere noch heute unbotmäßig. Die wirklich der Ersatzpflicht für das Heer in Krieg und Frieden unterworfene Zahl wird 12 Millionen nicht sehr erheblich überschreiten[1]). Das ist der Born für die Kraft, mit welcher das Staatsgebiet auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien nicht nur, sondern auch der weitläufige Besitzstand in Arabien, die großen Provinzen Hedjas, Assyr, Jemen, ferner Tripolis und Benghasy besetzt und vertheidigt werden sollen. Auch Kreta gehörte bisher noch dazu.

Alle diese Länder stellen dem Heere nicht einen Rekruten, verlangen aber eine Armee als Besatzung zur Aufrechterhaltung der Herrschaft des Padischah. Hedjas mit den heiligen Stätten lebt auf Kosten des übrigen Reichs, und die anderen arabischen und afrikanischen Provinzen bringen wenig oder gar nichts ein.

Es kommt hinzu, daß unter den dort verwendeten Truppen die Sterblichkeit eine große ist, daß sie unausgesetzt Nachschub erfordern und daß, mit Rücksicht auf das Klima, die Dienstzeit in denselben auf zwei Jahre herabgesetzt ist. Sie beträgt in der übrigen Armee rechtlich drei, thatsächlich noch vier Jahre; und so erfordern denn die 68 Bataillone, 12 Escadrons und 18 Batterien, welche in den arabischen und afrikanischen Besitzungen stehen, zum mindesten dieselbe Rekrutenquote, welche die doppelte Anzahl Truppen sonst verlangt. Sogar die Ernährung kann nicht einmal vollständig im Lande selbst bewerkstelligt werden. Der Reis, den die türkischen Soldaten in Tripolis essen, wird in Italien gekauft, wandert nach Constantinopel und geht von dort zur afrikanischen Küste. Man muß diesen Theil der Wehrmacht geradezu als eine Colonialarmee ansehen und erkennt leicht, wie ungeheuer die Last ist, welche das Land für dieselbe trägt.

Auf Kreta standen in ruhigen Zeiten meist 14 Bataillone und 4, später 6 Bergbatterien, in unruhigen — die dort niemals selten waren — bis zu 25 Bataillonen. Brach irgendwo ein Krieg oder nur ernstere Verwicklung aus, so mußte die Erhöhung der Besatzung sofort eintreten; denn die Regierung konnte ziemlich sicher sein, daß auch die Kretenser sich regen würden.

So standen denn in jenen Dependenzen der Pforte zur Stunde der Gefahr nicht weniger als rund 90 Bataillone mit starker Artillerie und immerhin ansehnlicher Reiterei fest. Diese stattliche Truppenzahl konnte im Falle

[1]) Die höchsten Schätzungen gehen auf 15 Millionen hinaus.

eines Krieges gegen eine benachbarte große Macht nicht das Mindeste zur Vertheidigung des Reichs thun, selbst wenn es sich um dessen Bestehen oder Untergang handelte.

Nun ist es aber auch noch mit einem Theile des engeren Reiches sehr ähnlich bestellt. Macedonien kann — so lange sich die Dienstpflicht auf die Mohammedaner beschränkt — bei Weitem nicht den Ersatz für die zahlreichen dort stehenden Truppen aufbringen. Auch diese Provinz erfordert unaufhörlich Zuschüsse.

Der Friedensstand ist im Ganzen sehr hoch; er beläuft sich auf nahe an 250 000 Mann — viel zu viel für die Finanzkräfte des Landes, zu wenig, um in dem ausgedehnten Staatsgebiete mit seinen vielen, schwer zugänglichen Bergdistricten überall Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten. Sobald irgendwo ein Aufruhr ausbricht oder zwischen benachbarten Tribus ein Streit entsteht, müssen immer noch Rediftruppen, d. h. Landwehrbataillone, aufgeboten werden, die dann oft Monate, Jahre lang unter Waffen bleiben, fern von Heimath, Familie und Erwerb. In den letzten Zeiten sind sie kaum noch zur Ruhe gekommen — und es handelt sich dabei fast ausnahmslos um Familienväter.

Das ist eine Blutsteuer, von der wir in Deutschland, wo wir so gern über Militärlasten klagen, gar keine Vorstellung haben. Sie muß aber wieder und immer wieder der Hauptsache nach von jenen braven, anatolischen Türken aufgebracht werden, welche den Kern der osmanischen Macht bilden. Der künstliche Nachschub, der einst durch die Einstellung christlicher Knaben in das Janitscharenheer geschaffen wurde, und der, wie man leicht begreift, eine kluge Maßregel der Selbsterhaltung war, hat seit zwei Jahrhunderten aufgehört. Es muß also mit Naturnothwendigkeit allmählich eine Verminderung der islamitischen Bevölkerung erfolgen und der Born der Kraft des Osmanenreiches sich erschöpfen, wenn keine Aenderung eintritt. Die Spuren davon lassen sich an einzelnen Stellen Anatoliens schon wahrnehmen, Dörfer verschwinden, Landstriche vereinsamen oder werden durch die nachdrängende nichtmohammedanische Bevölkerung gefüllt.

Die Türkei erleidet in dieser Hinsicht das Schicksal der Reiche, welche aus den Eroberungen Alexander's des Großen hervorgingen, vor allen Dingen aber des alten Macedoniens. Schon im Staate Philipp's III., der sich noch über Vorderasien bis hinab zur ciliciſchen Küste erstreckte und andererseits bis nach Attika und dem Peloponnes hinabreichte, war es die Schwäche, daß das Gebiet viel zu groß für die natürliche Kraft des Stammlandes war, obschon es sich, im Vergleich zu der ungeheuren Herrschaft Alexander's, wie auf einen inneren Kern zurückgezogen hatte. Das Macedonien des Perseus endlich, das den Römern unterlag, war überhaupt ein ganz anderes als dasjenige Alexander's, nämlich ein halbbarbarischer Staat, besetzt von eingedrungenen Colonien bunt gemischter Völkerschaften, die nur durch den Apparat der altmacedonischen Heeresorganisation zusammengehalten wurden. Noch leuchteten bei Pydna die Schilde, Panzer und Lanzenspitzen der Phalanx wie ehedem und erregten selbst der Römer besorgtes Staunen; aber in dem Rüstzeuge steckten

Männer ganz anderer Art als die Helden des großen Königs, kein einheitliches macedonisches Volk mehr.

Wenn es der byzantinischen Herrschaft, der Vorgängerin der osmanischen, gelang, denselben Auszehrungsproceß ein Jahrtausend hindurch zu ertragen, so lag dies an dem von den Römern ererbten, wunderbaren Verwaltungsapparat und ihrer unvergleichlichen Staatskunst, die es verstand, das oft genug fast menschenleer gewordene Reich durch Hineinziehen und Ansiedeln von Barbaren wieder zu bevölkern.

Es ist also kein neuer, in der Geschichte unvermittelt dastehender Proceß, den die Hohe Pforte durchmacht; vielmehr finden wir denselben Vorgang auf demselben Boden mehrfach wieder. Selbst die Nachahmung der Colonisirungsversuche fehlen im Bilde nicht. Sie begannen mit dem stärkeren Zurückweichen der äußeren Macht der Türkei gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach dem Frieden von Kuczuk Kainardje[1]). Tartaren aus der Krim, später Tscherkessen, Grusier, Lasen vom Kaukasus her, neuerdings der größte Theil der mohammedanischen Bevölkerung aus den abgetretenen Provinzen verließen ihre Wohnsitze und wanderten ins „erhabene Reich" (dewlet alié) hinein. Noch heute dauert diese Einwanderung der „Muhadjirs", der Flüchtlinge, fort. Nur fehlt das byzantinische Geschick und Talent im Ansiedeln. Hunderttausende sind in Folge unzweckmäßiger Maßregeln zu Grunde gegangen und gehen noch zu Grunde. Die Angesiedelten aber haben sich nicht einmal alle mit dem altangesessenen Elemente verschmolzen, sondern bilden, wie die Tscherkessen, noch eine Art Staat im Staate und widersetzen sich sogar der Rekrutirung. Das Uebel der allmählichen Abnahme der mohammedanischen Bevölkerung kann dadurch nur vorübergehend, nicht dauernd beseitigt werden. Hierzu würden viel radicalere Mittel nothwendig sein.

III.

Wenn Kreta, wie es jetzt scheint, durch die Einrichtung staatlicher Autonomie erst halb und später, bei der nächsten großen Krise, ganz verloren geht, so erfährt die Türkei damit anscheinend eine neue Schwächung durch die Verringerung ihres Territoriums. Ein materieller Ausfall durch den Verlust der Hafenzölle und Abgaben tritt auch wirklich ein, wiewohl es sehr zweifelhaft ist, ob dieselben jemals die von den immer wiederkehrenden Aufständen verursachten besonderen Mehrausgaben ausgeglichen haben. Thatsächlich — zumal kriegerisch — bedeutet das Aufgeben eine Stärkung. Die 25 Bataillone, welche als Besetzung dort im Kriegsfalle gehalten werden mußten, wären zur Vertheidigung des engeren Reichsgebiets frei. Die mohammedanischen Kretenser aber würden zum allergrößten Theile nach dem türkischen Festlande hinüber wandern, wo noch Raum für viele Millionen ist. Fügen wir die Annahme hinzu, daß in den Provinzen Jemen, Assyr, Hedjas und in-Tripolis und Benghasy die Anwesenheit von türkischen Truppen eines Tages unnöthig würde, da es gelungen, aus dort einheimischen Elementen eine Miliz zur Aufrechterhaltung von Ruhe

[1]) Den 21. Juli 1774.

und Ordnung zu bilden, so wäre für den Fall eines großen Krieges auf der Balkanhalbinsel oder an der kaukasischen Grenze gleich eine ganze Armee mehr verfügbar, als heute. Zudem fielen die fortwährenden Rekrutensendungen nach den todtbringenden Klimaten und den Pest- und Choleraherden an der arabischen Küste fort, die unausgesetzt so hohe Opfer fordern.

Folgen wir diesem Wege besserer Versammlung der inneren Kräfte des Reiches weiter, so entdecken wir noch mancherlei Fundgruben, aus denen sich schöpfen ließe. Auch im Innern des engeren Staatsgebietes, d. h. in Anatolien und Rumelien, sind werthvolle Eroberungen zu machen. Noch ist Hochalbanien thatsächlich zum Theil unabhängig. Es gibt dort Bezirke, deren Landwehr-Bataillone, wie die von Djakova und Ipek, selbst bei Mobilmachungen nur erscheinen, wenn es ihnen genehm ist. Die letzten Aufstände haben uns auch belehrt, daß nicht das armenische Gebiet von Zeitun allein, sondern ebenso der drusische Hauran-Gebirgsstock der Reichsoberhoheit eigentlich noch zu gewinnen sind. Aehnlich steht es in Kurdistan, zumal in der Landschaft Dersim, in Hakkiari und in verschiedenen Districten der großen Vilajats Mossul, Bagdad und Basra (Bassorah).

Es sind sogar auf dem Gebiete der inneren Eroberung in neuerer Zeit schon recht ansehnliche Erfolge erzielt worden. Man vergleiche nur den heutigen Zustand mit demjenigen, welchen Moltke so anschaulich beim Ableben Sultan Mahmud's II. schildert. Er war, trotz aller Verluste des letzten russisch-türkischen Krieges, viel verzweifelter als der heutige. Das halbe Reich befand sich in Aufruhr. Ibrahim Pascha, der schon einmal siegreich bei Brousa gestanden, sah nach der Schlacht von Nisib seinen Weg nach Stambul offen. „Ich will die Feinde verfolgen, aber ich finde keine mehr," berichtete er an seinen Vater, Mehmed Ali von Aegypten. Der Schatz war erschöpft, eine Armee kaum noch vorhanden, und der Zusammenbruch wurde nur durch die Quadrupel-Allianz: England, Rußland, Oesterreich und Preußen verhindert.

Heute sind keine regelrechten Kämpfe mehr mit unabhängigen Thalfürsten durchzuführen, wie diejenigen, an welchen Moltke in Kurdistan theilnahm. Der Sultan hat von rebellischen Vasallen nichts zu fürchten, wie sein Großvater Mahmud, der nicht nur mit Mehmed Ali von Aegypten, sondern auch mit Ali von Janina und dem Pascha von Skodra[1]) förmliche Kriege zu führen hatte. Der Gehorsam unter den hohen Würdenträgern ist bis in den fernsten Winkel des Reiches hinein ein vollständiger. Auch der mächtigste Vali wird durch ein Telegramm aus seiner Stellung abberufen, wie ein einfacher Beamter. Es ist nicht zu leugnen, daß der Sultan Abdul Hamid II. sich um die Herstellung der Reichseinheit die größten Verdienste erworben hat. Mit außergewöhnlichem Geschick hat er sich innerhalb der Schranken des unmittelbaren Pfortengebietes eine Fülle von persönlicher Macht errungen, wie sie kaum irgend ein Padischah vor ihm je besaß.

Die Verluste an Land sind also in gewissem Maße durch Machtzuwachs im Innern ausgeglichen worden. Man darf auch nicht vergessen, daß die aus-

[1]) Skutari in Albanien.

gedehnten Gebiete von Tripolis und Benghasy in Afrika, Jemen und Assyr in Arabien thatsächlich erst in neueren Zeiten mit dem Reiche wieder sicher verbunden worden sind, während zuvor ihre Zugehörigkeit zu demselben eine sehr fragwürdige war.

Nicht zu bestreiten ist, daß während der durch Arabi Pascha in Aegypten hervorgerufenen Wirren vor der englischen Occupation der günstige Augenblick gekommen war, auch diesen Vasallenstaat zurück zu gewinnen. Der Chedive Tewfik bot bereitwillig die Hand dazu. Alle Verluste des letzten Jahrhunderts wären dadurch mit einem Schlage wett gemacht worden. Von dort aus stand die Verbindung mit den ungeheuren Eroberungen offen, welche der Islam gerade in den letzten Jahrzehnten, gestärkt und neubelebt durch die religiöse Brüderschaft der Senoussya, in Inner-Afrika gemacht hat. Die Gelegenheit ist unbenutzt verstrichen, aber sie kann wiederkehren und muß dann ergriffen werden. Der natürlichste Entwicklungsgang des osmanischen Reiches wäre es ja überhaupt, wenn es sich mit seinem Streben vom Norden und Westen ab, dem Süden und Osten aber zuwendete.

Freilich beginnt schon südlich der Linie, welche man vom Golf von Iskenderun nach der Südspitze des Van-Sees zieht, die arabische Welt, und sie steht, je weiter nach Süden, desto schärfer, im Gegensatze zur türkischen. In Arabien und im Süden gelten Türke und Giaur beinahe gleich. Ein neues arabisches Chalifat, welches den alten Glanz wieder herstellen soll, beginnt seine Schatten vor sich her zu werfen und zieht als Zukunftstraum durch den ganzen Süden.

Allein diese Feindschaft beruht im Wesentlichen auf der Unzufriedenheit mit der Schwäche der türkischen Vormacht, sowie mit der Willkür und der Untüchtigkeit ihrer Verwaltung, und der Ausgleich wäre wohl möglich, wo das starke Band der Religionsgemeinschaft vorhanden ist. Dieser Ausgleich aber muß gesucht werden, wenn das Osmanenreich Bestand haben soll. Die Frage der wahrhaften Versöhnung der arabischen Welt mit dem Chalifat der osmanischen Sultane ist für die Türkei von viel größerer Bedeutung, als ob noch ein Stück Macedonien, Epirus oder Thessalien verloren geht. Man vergegenwärtige sich nur, daß Jemen allein ein Gebiet von 6000 deutschen Quadratmeilen mit mindestens $2^1/_2$ Millionen Einwohnern nur islamitischen Bekenntnisses ist. Was bedeuten dagegen irgendwelche Grenzberichtigungen auf der Balkanhalbinsel, wo es sich äußersten Falles um weniger als ein zehnfach Kleineres handelt.

Verschiedene Umstände begünstigen gerade jetzt die Umwandlung des Reiches, das aus einem schwachen byzantinischen zu einem starken türkisch-arabischen werden könnte.

Der thessalische Krieg — dessen rein militärische Bedeutung selbstredend nicht überschätzt werden darf — wird nicht verfehlen, in der ganzen islamitischen Welt einen großen Eindruck zu machen; denn es ist der erste entschieden glückliche, den die Pforte seit lange geführt hat. Freilich war sie auch im serbischen Feldzuge von 1876 siegreich, aber es folgte damals gleich darauf die Katastrophe des russischen. Und der Krimkrieg zählt nicht, weil die Türkei dabei

hinter ihre mächtigen Bundesgenossen zurücktrat. Das Chalifat ist augenblicklich wieder umstrahlt von Waffenglanz, und das muß seine Autorität stärken. Die neue Armee, im Krimkriege kaum aus ihren ersten Anfängen herausgearbeitet, 1877/78 unterlegen, hat jetzt eine Probe ihrer Kraft gegeben und bewiesen, daß sie zu siegen im Stande sei.

Günstig ist der Umwandlung auch „das reger werdende Gemeingefühl des Islam", das in neuerer Zeit viel stärker erwacht ist, als man in Europa ahnt. Vambéry macht am Schluß seiner letzten Arbeit darauf aufmerksam [1]). Er weist namentlich auf den wachsenden Einfluß der moslimischen Presse hin — eine gänzlich neue Erscheinung. „In der Türkei, in Indien, in Persien, in Mittelasien, in Java, in Aegypten und in Algier beginnen die einheimischen Tages- und Monatsschriften einen tiefgehenden Einfluß auszuüben. Alles, was Europa gegen den Islam denkt, plant und schmiedet, findet mit Blitzesschnelle daselbst Verbreitung und wird durch den Bazar und durch Karawanengerüchte im fernen China, am Aequator und am Cap vervielfältigt und in gar sonderbarer Weise commentirt ... Was der Terdjúman in der Krim zwischen den Zeilen ausdrückt, das wird vom Ikdam und Hakikat in Stambul schon wiederholt und vom Moslem Chronicle in Calcutta in verschärfter Weise commentirt."

Dieser panislamitische Zug der Zeit könnte zur Förderung der innerpolitischen Einheit, zur Verschmelzung namentlich der arabischen und türkischen Volksmassen viel beitragen, sobald er geschickt benutzt wird; drängt er doch naturgemäß zum Zusammenschluß aller mohammedanischen Nationalitäten.

IV.

Was hier in rohen Umrissen als Zukunftsbild entworfen ist, liegt im Bereiche der Möglichkeit. Mehr soll auch nicht gesagt sein.

Der Ausführung stehen große Hindernisse im Wege. Zunächst ist es die Gefahr eines übermächtigen Angriffs auf das alte Reich, noch ehe das neue geworden ist. Auch die aussichtsvollste Entwicklung kann durch äußere Gewalt mitten in ihrem Verlaufe für immer unterbrochen werden.

Sodann bedarf der schwierige Proceß, welcher die innere Consolidirung des Reiches und die Verlegung des Schwerpunktes nach dem Süden gleichzeitig umfaßt, natürlich der starken Hand eines wahrhaft großen Monarchen, der eine kühne nationale Politik bewußt zu führen vermag, ohne sich vom Panislamismus vorzeitig in Abenteuer hineinziehen zu lassen. Den gährenden, nach vorwärts drängenden Kräften soll Spielraum gewährt, nützliche Bahnen müssen ihnen angewiesen werden. Das ist nicht leicht und nicht ohne Gefahr.

Die gegenwärtige Regierung erscheint schon ihrer Form nach zu solchen Dingen ungeeignet; das darf nicht verschwiegen werden. Sie ist, was man bei Beurtheilung türkischer Angelegenheiten oft übersieht, eine Cabinets-

[1]) a. a. O., S. 533, 534.

regierung von der starrsten Form. Man hört in Europa von der Hohen Pforte und ihren Berathungen, von Ansichten und Entschlüssen des Großveziers und stellt sich dabei eine leitende Behörde und einen selbständig wirksamen Bevollmächtigten des Sultans und Chalifen vor. Thatsächlich handelt es sich nur um ein expedirendes Secretariat und seinen Director. Alle Entscheidungen, selbst in geringfügigen Dingen, liegen im Palais. Die sämmtlichen Eingaben der Ministerien, alle Vorschläge, Gesuche, Berichte gehen durch einen einzigen amtlichen Canal, den des ersten Secretärs — des Baschkiatib[1]) —, dem natürlich ein Bureau, doch kein großes, zur Seite steht. Unglaubliche Papiermengen fließen dort zusammen. Es gibt Tage, an denen bis zu 1200 Schriftsachen eingehen. Die höchste Achtung gebührt den treuen Beamten, welche die ihnen daraus erwachsende Arbeitslast immer noch, wenigstens äußerlich, bewältigen. Es wird Alles geordnet, registrirt, ein Inhaltsverzeichniß — Marusat — angelegt, als Umschlag beigefügt, und dann verschwinden die Pakete, sauber in Tücher gepackt, in den verschwiegenen Gemächern des großherrlichen Palastes. Die in Europa so vielfach vorhandene Vorstellung, als erhielte der Sultan die für ihn bestimmten Eingaben und Mittheilungen gar nicht, als würde das alles von trägen Höflingen und pflichtvergessenen Angestellten unterschlagen, ist eine ganz irrige. Es geht in dieser Centralkanzlei des Reiches sehr ordentlich her. Ihr Chef ist wohl einer der am meisten belasteten Würdenträger Europa's; er ist von den vierundzwanzig Stunden des Tages oft gewiß dreizehn bis vierzehn an sein Arbeitspult gefesselt. Bekanntlich ist Sultan Abdul Hamid selbst meist früh auf und äußerst thätig. Dennoch kann ein solcher Apparat nicht im Stande sein, die nothwendige Regierungsarbeit zu leisten.

Preußen hatte seine Cabinetsregierung bis zum unglücklichen Kriege von 1806. Auch sie genügte den an sie herantretenden Ansprüchen nicht mehr, wie Clausewitz in seiner meisterhaften Studie über jene Zeit darlegt[2]). Und doch besaß sie wenigstens drei Spitzen: Kleist, Lombard und Beyme für Krieg, Aeußeres und Inneres. Diese Cabinetsräthe hatten außerdem directen Vortrag beim Könige. Beides fehlt der Cabinetsregierung im Jildiz-Kiosk. Durch die Hand des einzigen Cabinetschefs gehen alle Angelegenheiten: militärische, diplomatische, maritime, geistliche, finanzielle, Unterrichtsfragen, persönliche Sachen, Contracte, Concessions-Urkunden, Reglements, Beschwerden, Gesuche und vieles Andere noch. Er muß eigentlich ein Universalgenie sein, um alle Zweige des öffentlichen Lebens mit seinen Kenntnissen gleichzeitig zu umfassen. Wenn er das nun aber auch wäre, käme dies doch noch nicht zur Geltung, weil er keinen unmittelbaren Zutritt zum Großherrn hat, außer, wenn er gerufen wird. Ein anderer Palaisbeamter, meist einer der Kammerherrn, oder sonst ein Vertrauter, legt die eingegangenen Schriftstücke vor, liest diejenigen, welche der Sultan nach dem Inhaltsverzeichniß herausgreift, und notirt an den Rand des Marusat die Entscheidung. Alles zu prüfen liegt

[1]) Wörtlich: Hauptschreiber.

[2]) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

nicht in der Möglichkeit für einen einzigen Mann, sei es auch der begabteste. So staut sich denn die Fluth, und um nun doch die Aufmerksamkeit des Großherrn zu erregen, suchen die Antrag- und Bittsteller allerlei Schleichwege und Nebencanäle, durch Kammerherren, Hofbeamte, selbst Diener und untergeordnete Insassen vom Jildiz, welche gelegentlich Zutritt zum Innern haben. Von Zeit zu Zeit schließt ein Befehl diese Canäle; aber sie öffnen sich immer wieder. Die gebieterische Nothwendigkeit macht sich darin fühlbar. Es ist ein Zeugniß für die ungewöhnliche Begabung der zunächst Betheiligten und auch für die des Großherrn selbst, daß die Dinge bei dieser Weise, die Regierungsgeschäfte zu erledigen, noch gehen, wie sie es eben thun. Ist es doch für Jemanden, der die Geduld nicht verliert und immer wieder mahnt, sogar möglich, wichtige organisatorische Fragen Jahre lang einigermaßen consequent zu fördern.

Aber die Zahl Derer, denen das glückt, ist doch immer nur sehr gering im Verhältniß zu den verwendbaren Personen, die gern etwas durchsetzen möchten, sich aber den Weg verschlossen sehen, weil sie an den amtlichen gebunden sind. Die Staatsmaschine arbeitet mit 90 Procent Kraftverlust. Während Europa an Lethargie und Apathie glaubt, ist eigentlich ein brodelndes, unruhiges Treiben vorhanden, das keine Auswege findet. Tausende projectiren, arbeiten, bereiten vor, mühen sich ab, und nur ein Einziger entscheidet; ohne seine Entscheidung aber geht nichts vorwärts.

Freilich, wer zehn-, zwanzigmal geschrieben, entworfen, gebeten und vorgeschlagen hat, und nicht einmal zu einem positiven Ergebniß kommt, der läßt am Ende die Flügel hängen, zieht sich grollend zurück, wird Pessimist und stimmt ein in das allgemeine: „c'est fini de la Turquie!“

Wenn also auch die Leistungen der Cabinetsregierung für die einzelnen Betheiligten sehr ehrenvoll sein mögen, so ist doch das Gesammtergebniß ein für den modernen Staat ganz unzureichendes.

Was bei den einfachen Verhältnissen des kleineren preußischen Staates zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht angängig war, kann gewiß nicht für die sehr viel ausgedehnteren Verhältnisse des türkischen Reiches am Ende desselben genügen, wo so viel heterogene Gewalten und Einflüsse zu berücksichtigen sind. Wie soll der Souverän, der täglich an tausenderlei Kleinigkeiten zu denken hat und durch sie in Anspruch genommen wird, dessen Zeit überdies noch unausgesetzt durch die Prüfung der unzähligen Denunciationen zersplittert wird, in denen sich die Phantasie seines Spitzelheeres ergeht, Ruhe und Kraft finden, um eine große Umwälzung in dem ganzen Leben seiner Völker hervorzurufen. Diese aber wäre zum Gelingen der Metamorphose des türkischen Reiches nothwendig.

Sultan Abdul Hamid II. steht dem panislamitischen Ideenkreise nicht fern; er hatte Jahre lang einen bevorzugten Berather, der demselben ganz besonders huldigte, den seither verstorbenen Jussuf Riza Pascha. Er hat auch allerlei Verbindungen nach den verschiedenen Theilen der mohammedanischen Welt, zumal durch Geistliche angeknüpft. Selbst Scheich Senoussi (el Mahdi) hat eine Art von Gesandten in Jildiz-Kiosk. Allein ein ernsthaftes, äußer-

lich wahrnehmbares Ergebniß ist dabei noch nicht zum Vorschein gekommen. Vielleicht hängen — wie englische Anklagen behaupten — die politisch feindseligen Zettelungen an den indischen Grenzen damit zusammen.

Es würde sich aber statt dessen darum handeln, dem Streben des Volkes die Richtung nach innen zu geben, die europäische Großmachtsrolle, an der man heutzutage so zähe festhält, zu vergessen, auf die materielle und intellectuelle Entwicklung der anatolischen Provinzen zu sinnen, aus Brussa, Angora, Konia, Cäsarea, Damaskus, Mossul, Bagdad u. s. w. wieder Centren des geistigen Lebens und der Culturbestrebungen des umwohnenden Volkes zu machen, die arabischen Provinzen durch einheimische Kräfte zu verwalten und zu vertheidigen[1]), ihre Bevölkerung mit der türkischen Herrschaft völlig auszusöhnen, die noch nomadisirenden seßhaft zu machen und beide zu allen Aemtern, Pflichten und Rechten heranzuziehen.

Das sind Arbeiten, die zur vollen Durchführung mehr als ein Menschenalter brauchen, und dies bringt uns auf ein weiteres Hemmniß — die Türkei ist Seniorat. Es ist bei uns so viel über die Schädlichkeit der Majorate und der Seniorate in großen Familien gesprochen und geschrieben worden, und dennoch vergißt man, wenn man das Osmanenreich und die Handlungsweise des Großherrn beurtheilt, diesen wichtigen Umstand fast immer. Oft ist es mir begegnet, daß Leute, die mit erschütternder Sicherheit über die orientalischen Angelegenheiten sprachen, durch dessen Erwähnung vollkommen überrascht wurden. Dem Sultan folgt auch heute noch, wie zu Zeiten Ala-Eddin's und Orchan's, nicht sein Sohn auf dem Throne, sondern der Aelteste — theoretisch der Würdigste — in der Familie, ein Neffe, ein jüngerer Bruder. Bei Brüdern kommt dann noch in Betracht, daß sie meist von einer anderen Mutter stammen, und daß es in der menschlichen Natur liegt, wenn diese Mütter, von denen die eine die andere aus dem Herzen des Gebieters verdrängt hat, mit einander nicht auf dem besten Fuße standen. Der Haß der Mütter aber überträgt sich leicht auf die Söhne, und es ist im Grunde genommen nur menschlich, wenn dem gerade regierenden Padischah die Sicherheit seiner persönlichen Herrschaft höher steht, als die glänzende Zukunft des Reiches. So lange der Staat vorwärts schreitet und erobert, es auf die glückliche Anlage einzelner Feldzüge und politischer Handstreiche ankommt, mag es das Beste sein, wenn nur kräftige Männer einander folgen, mögen sie auch nicht durch engste Bande des Blutes verbunden sein. Treten aber die Ruhe und der Stillstand ein, und mit ihnen die mühsame und langwierige Arbeit an civilisatorischen Aufgaben, dann ist die Continuität erforderlich; dann muß der Sohn vollenden können, was der Vater begonnen hat, und dieser auch anfangen, was er selbst nicht mehr zu Ende zu führen vermag, weil er das Bewußtsein hat, es der eigenen Familie zu hinterlassen. Soll die Türkei aus dem alten Erobererstaate wirklich zum Culturstaat und zur

[1]) In Tripolis und Benghasy ist seit 1885 ein vielversprechender Anfang mit der Organisation einer Localmiliz gemacht worden, die jedoch die dort in Garnison stehende 15. Division noch nicht hat ersetzen können.

civilisatorischen Vormacht des Islam werden, so ist eine Aenderung des Thronfolgegesetzes unerläßlich.

Ich weiß wohl, daß mit Aufwerfung dieser Frage diejenige einer Umwandlung des orientalischen Familienlebens überhaupt berührt wird; doch kann ich, um mich nicht zu weit von meinem Gegenstande zu entfernen, hier nicht auf dieselbe eingehen. Vambéry weist nach, welche günstigen Anzeichen auf diesem Gebiete zu vermerken sind[1]).

In jungtürkischen Kreisen wird die Wiederherstellung der Constitution des Midhat als das Heilmittel für alle Schäden im Regierungssystem angesehen. Unzweifelhaft würde jene im Augenblick wie ein belebender Trank auf die Gemüther wirken und das ganze Volk mit Hoffnung auf eine bessere Zukunft erfüllen. Ob sie dauernd halten würde, was man sich von ihr verspricht, mag dahingestellt bleiben. Ernste Leute, welche den Honigmond des Constitutionalismus in der Türkei mit erlebt haben, versichern, daß die Anfänge sehr gute gewesen seien, daß eine Reihe von Talenten sich im ersten Parlament aufgethan hätten und besonders die syrisch-arabischen Abgeordneten außerordentliche und begabte Theilnahme am Wohle des Reiches bewiesen hätten. —

Unerläßlich ist aber jedenfalls die Decentralisation der Verwaltung und die größere Selbständigkeit der einzelnen Ministerien und Ressortchefs, damit es nicht für Alles und Jedes nur eine einzige entscheidende Stelle gebe; damit den nach Thätigkeit sich sehnenden Kräften, für welche jetzt „warten, warten — Geduld!" der ewige Gesang ist, eine hinreichende Anzahl von Auswegen auf fruchtbare Arbeitsfelder geöffnet werde.

Schon eine erweiterte Cabinetsregierung mit selbständigen Abtheilungen für das Innere, Cultusfragen, Krieg, Marine und äußere Angelegenheiten wäre als ein erster Fortschritt zu betrachten, wenn deren Vorsteher, Vertrauenspersonen des Sultans, directen Vortrag und hinreichend Machtbefugniß zur Erledigung aller Angelegenheiten niederer Ordnung erhielten. Aber freilich würde das nur ein Uebergangsstadium vom augenblicklich Bestehenden zu besseren Zuständen bilden können.

Endlich kommt die Reihe an eine Frage, deren Lösung den übrigen folgen müßte — die Frage nach der richtigen Wahl der Reichshauptstadt. Sie ist von außerordentlicher Bedeutung. Constantinopel gleicht der Sirene des Ostens, welche Alle ins Verderben zog, die sich von ihr anlocken ließen. Sein Besitz ist noch jeder Herrschaft verhängnißvoll geworden. Als einst an den Hof des jungen Kaisers Johannes die Kunde drang, Michael der Paläologe habe Constantinopel von den Lateinern zurückgewonnen, und es sei wieder Reichshauptstadt, da rief ein kluger Hofmann verzweifelnd aus: „Oh! dann ist Alles verloren", und in der That waren auch die kraftvollen Tage des Regiments von Nicäa auf immer dahin. Die herrliche Lage der Stadt, die Schönheit der umgebenden Natur, der blaue, heitere Himmel und die laue, erschlaffende Luft beherrschen den Menschen, indem sie ihn durch ihre Reize gewinnen, und

[1]) Cosmopolis, April 1897.

rauben ihm allmählich die Thatkraft. Die zerstreute Lage der entzückenden Villegiaturen, in denen sich das Leben der Großen abspinnt, zersplittert durch weite Wege die Zeit.

Aber auch abgesehen davon sind mancherlei Nachtheile nicht zu übersehen. Wie sehr die Stadt einem Angriffe ausgesetzt ist, seit die türkischen Flotten nicht mehr die benachbarten Meere beherrschen, wurde schon gesagt[1]). So lange die Regierung dort ist, wird sie immer unter dem Drucke dieser Gefahr stehen. Sodann aber erhält Constantinopel durch seine Beziehungen mit dem gesammten Auslande, welche die Weltverkehrsstraße der Meerengen ihm naturgemäß zuführt, ein internationales Gepräge. Man weiß dort sehr viel mehr von dem, was in London, Paris, Wien, Berlin und Petersburg vorgeht, als vom eigenen Lande. Man interessirt sich mehr für die Fremde als für das Innere, das doch von Stambul aus regiert werden soll. So kommt es, daß Fragen, bloß durch die Nähe der Hauptstadt, eine Wichtigkeit gewinnen, welche sie für die Interessen des Reiches gar nicht besitzen. Irgend ein Fetzen des Sandjaks von Novibazar, von Epirus oder Thessalien gewinnt mehr actuelle Bedeutung, als Tausende von Quadratmeilen in Asien. Kürzlich noch herrschte erbitterter Streit wegen einiger hundert Quadratkilometer in Thessalien, und der Krieg drohte darum von Neuem auszubrechen. Was aber bedeutet dieser geringfügige Besitz gegen die Landstriche, die sich im Süden und Osten durch verbesserte Verwaltung und straffere Zucht erwerben lassen? Constantinopel lenkt den Blick vom Reiche ab und Europa zu. Wer die Thätigkeit der ottomanischen Regierung verfolgt, muß wahrnehmen, daß sie meist mit Angelegenheiten beschäftigt ist, die gar keine türkischen Lebensfragen sind, sondern fremde Dinge. Die wichtigste ist die Meerengenfrage, und auch sie hat sehr an Bedeutung verloren. Für die Türkei ist sie nur noch eine Last, aber kein Schirm mehr. Die Bedeutung der Capitulationen, die ewigen, unfruchtbaren und verwirrenden Botschaftereinmischungen würden sofort auf ein weit geringeres Maß zusammenschrumpfen, sobald der Sitz der Regierung Konia oder Damaskus und Constantinopel nur ein großer, beide Reichstheile verbindender Waffenplatz wäre. Die zahlreichen, den Großherrn so sehr in Anspruch nehmenden Etiquettenfragen bei den häufigen Durchreisen fremder Fürstlichkeiten oder hohen Würdenträgern fielen fast völlig fort. Sie sind aber keineswegs bedeutungslos; denn sie bringen regelmäßig die Staatsmaschine zum Stillstande. Nehmen solche socialen Verpflichtungen den Sultan in Anspruch, so ist es Tage lang unmöglich, eine Entscheidung aus dem Palais zu erlangen.

Constantinopel oder, wie es der Türke nennt, Dersaadet, der Sitz der Glückseligkeit, bietet durch die Verbindung des herrlichen Aufenthaltsortes mit der Nähe des Thrones so viele Vortheile gegenüber allen Provinzialstädten, daß es eine unheilvolle Anziehungskraft ausübt. Dort lebt es sich am angenehmsten; dort lassen sich am leichtesten Stellung, Einfluß, Vermögen gewinnen, und jeder Militär oder Beamte von einiger Bedeutung strebt mit allen Mitteln dahin, nach Constantinopel zu gelangen. Niemand, der einmal

[1]) Siehe S. 99.

dort ist, will wieder ins Reich hinaus, sondern kämpft verzweifelt dagegen an. Auch die höchsten Beamten sehen im Stillen eine Verwendung in der Provinz als Provisorium, als Stufe zum Eintritt in das Paradies der Hauptstadt an. Das beraubt die Provinz der führenden Geister, und auch in dieser Hinsicht wäre eine Decentralisation erwünscht.

Constantinopel hat seine große Rolle als Vermittlerin abendländischer Cultur für den Orient gespielt und wird sie auch noch geraume Zeit weiter spielen. Aber auch in dieser Hinsicht vollzieht sich eine Umwälzung. Die Verlegung des Welthandelsweges durch den Canal von Suez hat seine Bedeutung herabgemindert. Durch die demnächst bevorstehende Verbindung des von Smyrna ausstrahlenden Eisenbahnnetzes mit dem des Innern wird es einen anderen Theil seiner Bedeutung an diesen Platz abgeben. Der weitere Ausbau des Schienenwegenetzes muß es mehr und mehr in seiner Culturvermittlerrolle entbehrlich machen. Der Bahnverkehr führt schließlich die Errungenschaften der modernen Civilisation überall hin. Ein großer Fürst, der die Rettung des Reiches und seine Umwandlung mit heiligem Ernst in Angriff nehmen wollte, müßte die Hauptstadt auf die Grenze der türkischen und arabischen Reichshälfte verlegen, — vielleicht nach Konia oder Cäsarea, vielleicht noch weiter nach Süden. Dort hätte der Herrscher die beiden Hauptbestandtheile der Bevölkerung seines Reiches gleichzeitig unter Augen und könnte beider Bedürfnisse mit einander abwägen und ausgleichen. Zugleich aber wäre er den zahlreichen untergeordneten Fragen und Verwicklungen entrückt, die nur den kleinen europäischen Reichstheil angehen und die gegenwärtig doch für ihn persönlich die Hauptsache sind.

Constantinopel würde verlieren, aber das Reich und die Provinzen gewinnen.

Nun sagt man freilich: Constantinopel allein gibt der Türkei ihre Bedeutung, und das ist insofern richtig, als es die Türkei für Europa interessant macht. Ob aber dieses Interesse dem Gesammtreiche und seinen Völkern mehr zum Heile als zum Verderben gereicht, ist eine andere Frage.

V.

Der bekannte türkische Patriot Murad Bey, der zu Genf in der Verbannung lebt, hat unlängst eine Broschüre veröffentlicht: „La force et la faiblesse de la Turquie“ [1]), welche in mancher Hinsicht bemerkenswerth ist. Seine Ansichten über den Islam, dessen liberale Grundnatur und Reformfähigkeit, sowie über die innere Disposition des türkischen Volkes treffen mit den Ausführungen Vambéry's überein. Auch er bezeichnet jenes als jung, kräftig, genügsam und gläubig; es entbehre — so fährt er fort — der richtigen Führung, und man kann ihm nur den Vorwurf machen, daß es unwürdigen Autoritäten blind ergeben sei, „mais comme diverses circonstances rendent cette obéissance sacrée, on ne saurait lui en faire trop un reproche.“ Damit soll jedenfalls der Vorwurf zurückgewiesen werden, den der europäische Leser

[1]) Genève, Imprimerie Rey & Malavallon. 18 rue de la Pélisserie.

leicht gegen die vielen Klagen über die herrschenden Zustände richten wird, daß nämlich ein jedes Volk so regiert werde, wie es dies verdient. In der That ist, was wir das türkische Volk nennen, für jetzt revolutionsunfähig. Es kann ihm nur durch große und weise Fürsten geholfen werden. Diese aber vermöchten, durch seinen einheitlichen und unbedingten Gehorsam unterstützt, Staunenswerthes zu vollbringen. Auch die oft gerügten nationalen Fehler würden verschwinden, wenn man ihnen mit Ernst und Ausdauer entgegenwirkte. „La souplesse orientale peut faire merveille, une fois constaté, que le gouvernement exige, que l'on soit honnête et zélé“ [1]).

In der Einleitung erzählt Murad Bey eine Anekdote von dem ehemaligen Großvezier Fuad Pascha, welche wir in etwas kürzerer Fassung kennen. Im Kreise der fremden Diplomaten, die gerade daran waren, ein jeder die innere Kraft und Widerstandsfähigkeit des von ihm vertretenen Reiches gegen Angriffe und Zerstörungsversuche zu rühmen, hielt sich der geniale und durch seinen Sarkasmus berühmte Staatsmann still zurück. Als man ihn aber reizte und herausforderte, zu erklären, welche Macht er denn für die solideste hielt, antwortete er ruhig lächelnd: „Die Türkei — denn wir Türken arbeiten seit Jahrhunderten selbst daran, uns zu ruiniren und bekommen es nicht fertig“ [2]).

Der in dieser landläufigen Form etwas cynisch klingende Scherz deutet auf die unglaubliche Zähigkeit und Lebensfähigkeit der Türkei hin, welche sie, neben anderen weniger guten Eigenheiten, vom byzantinischen Reiche geerbt zu haben scheint. Hat sie dieselbe doch 1877 bewiesen, wo alle Welt beim Beginn des Krieges das Ende der Türkenherrschaft, wenigstens in Europa, gekommen wähnte, ihr Widerstand aber hinterdrein alle Erwartungen übertraf. Nicht minder legte sie in unseren Tagen durch den thessalischen Krieg Zeugniß davon ab. Während es scheinen wollte, als sei das Reich nach Jahre langen Unruhen und einer finanziellen Katastrophe sondergleichen gar nicht mehr im Stande, Krieg zu führen, brachte es schneller denn je eine stattliche Armee an der Grenze zusammen und errang den Sieg.

Diese überraschende Lebensfähigkeit, diese eigenthümliche Gabe des „kranken Mannes“ muß unser Interesse fesseln und uns zu einer Untersuchung der Natur dieses sonderbaren Reiches anspornen, wie sie hier wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin unternommen worden ist.

---

[1]) La force et la faiblesse de la Turquie, p. 58.

[2]) Nach Murad Bey's Darstellung lautete Fuad's Antwort, welche merkwürdig genug ist, um sie vollständig anzuführen, folgendermaßen: „Mettez à la place de la Turquie n'importe quelle puissance; exposez-là en butte aux mêmes convoitises, aux mêmes curées intérieures et extérieures, et vous jugerez de la valeur réelle de la Turquie. Voilà presque un demi-siècle, que tout le monde veut l'abattre: Vous, les puissances y travaillez au dehors, nous au dedans. Pourtant elle résiste à cette œuvre de destruction matérielle et morale qui s'exerce sans trève ni merci. Non seulement elle résiste merveilleusement, mais de temps en temps, elle donne des signes d'une vitalité juvénile étonnante, et je suis sûr, qu'elle résistera, quoique mutilée, très longtemps encore, en attendant un Réformateur hardi.“

Fassen wir deren Ergebnisse noch einmal zusammen.

Noch immer liegt die Stärke der Türkei in den natürlichen Eigenschaften eines im Keim tüchtig gebliebenen Volkes, das tapfer, genügsam, schlicht und willig ist, ferner in dem eigenthümlichen Gefühl der Interessengemeinschaft, welches aus seinen ersten Anfängen herrührt, in dem aus der Ueberlieferung der Eroberungsepoche erwachsenen Herrschergefühl und unbedingter Hingebung an die Staatsidee, in dem durch den Brauch geheiligten unbedingten Gehorsam gegen den Chalifen.

Der auffallende Gebietsverlust der letzten beiden Jahrhunderte ist kein bündiger Beweis für Entartung und absolute Schwäche. Bedenklich ist nur der aus oberflächlicher Betrachtung dieser Erscheinung herrührende Pessimismus, der sich selbst verloren gibt. Als ein sich bildendes und zugleich eroberndes Volk haben die Türken die richtigen Grenzen ihrer Kraft bis zum Ende des 17. Jahrhunderts überschritten, wie ein Strom, der aus den Ufern getreten ist und die benachbarten Wiesen überschwemmen, aber nicht dauernd in einen tiefen See verwandeln kann. Sie weckten damit die nationalen Kräfte ihrer Nachbarn, deren natürliches Uebergewicht sich geltend machte, und der Rückbildungsproceß, der sich daraus ergab, ist durchaus erklärlich und normal, auch in der Geschichte nicht ohne Beispiel.

Die Schwäche der Türkei besteht nicht darin, daß ihr Gebiet zu klein geworden, sondern umgekehrt darin, daß dies Gebiet auch heute noch im Vergleich zu den augenblicklich für seine Behauptung verfügbaren Kräften viel zu ausgedehnt ist. Der Aushebung steht in Wahrheit nur eine Bevölkerungsmasse zu Gebot, welche etwa derjenigen der süddeutschen Staaten und der thüringischen Fürstenthümer gleichkommt. Das daraus aufgestellte Heer aber hat einen Raum zu besetzen, welcher so groß ist als Deutschland, Frankreich und Spanien zusammengenommen, während es zugleich unruhige oder überlegene Nachbarn an einem Theil der Grenzen überwachen muß. Die absolute Kraft hat an sich nicht abgenommen. Die heute nach dem neuen Gesetz alljährlich ausgehobene Rekrutenzahl übersteigt die höchste aus der Eroberungsperiode [1]) noch immer um ein ganz Bedeutendes — aber das Mißverhältniß zur geforderten Leistung ist noch nicht ausgeglichen.

Der Länderverlust ist in gewissem Maße ersetzt durch neuere Erwerbungen im Süden und die Unterwerfung unabhängiger Bezirke im Innern des Reichs. Ein völlig gleichwerthiger Ersatz und eine innere Erstarkung wären möglich durch materielle und intellectuelle Entwicklung der Kernprovinzen in Anatolien und durch die Lösung der arabischen Frage. Hand in Hand damit müßte die Umwandlung in einen islamitischen Culturstaat gehen, der nicht mehr in neuen Eroberungen oder in der eigensinnigen Festhaltung älterer seinen Daseinszweck erblickte, sondern in dem Gedeihen auf dem Boden, auf welchen seine Volkheit das unbestrittene Uebergewicht und damit ein unanfechtbares Recht besitzt. Daß die Erstarkung weit genug gebracht werden könnte, um selbst die heutigen ausgedehnten Grenzen des Reichs, sofern es überhaupt nützlich

[1]) Siehe S. 102. Etwa 55 000 gegenüber 40 000.

ist, zu behaupten und jede andere Garantie für die Integrität des Reiches zu erübrigen, ist fraglos. Als Vormacht des Islam bliebe der Türkei in der neuen Form immer noch eine große politische Rolle erhalten, und ihre Entfernung von den europäischen Händeln und Streitigkeiten käme ihr nur zu Gute. Mit ihrer Erstarkung würde sich auch die Christenfrage lösen; in den letzten furchtbaren Ausschreitungen gegen christliche Unterthanen war der geheime Groll über die eigene Ohnmacht nicht die schwächste Triebfeder. Zur Zeit der unerschütterten Macht des Reiches blieben ähnliche Verfolgungen aus.

Ein kräftiger Zug der Zeit, welcher leicht auf die Massen zu übertragen wäre, ist der Umwandlung zum modernen Culturstaate günstig. Weder der Islam noch religiöser Fanatismus stehen der Umwandlung wirklich im Wege. Technische Errungenschaften, wie die Ausbreitung von Eisenbahn- und Telegraphennetzen, fördern sie gleichfalls.

Dagegen ist ihr die Staatsform des Seniorats nicht homogen und die herrschende Centralisation feindlich. Sie macht die zahlreichen tüchtigen Kräfte, die vorhanden sind, bis auf ganz vereinzelte nicht nutzbar, sondern erstickt sie[1]). Hier, nicht in Aeußerlichkeiten, im Nachlassen des kriegerischen Geistes, im Truppen- oder Quadratmeilenmangel liegt die Schwäche der Türkei.

Diese Schwäche ist also heilbar. Ob es dazu kommen, ob der „reformateur hardi" erscheinen wird, den Fuad Pascha vorausgesagt haben soll, ruht im Schoße einer ungewissen Zukunft. Den Propheten zu spielen war nicht meine Absicht. Nur die Möglichkeit der Rettung und Wiederaufrichtung wollte ich nachweisen und eine Mahnung gegen seichten Pessimismus an alte Freunde und Schüler richten. Jetzt, wo das türkische Reich nach einem Siege äußerlich angesehener dasteht, als seit langer Zeit, wird diese Mahnung wirksamer sein als zuvor und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft ihres Vaterlandes leichter wieder Wurzel fassen.

---

[1]) „Le mal d'Orient ou de l'Islam est né de la centralisation a outrance. Tout est devenu ‚officiel': „La science, les lettres, les arts; même l'amour de la liberté et de l'emancipation intellectuelle reçoivent ce cachet honorifique. D'abord très fructueux pour le progrès et la civilisation, cet empiètement officiel devint peu à peu l'unique cause d'une paralysie morale complète." (La force et la faiblesse de la Turquie, p. 10.)

Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von

J. V. Widmann.

[Nachdruck untersagt.]

I. Erste Begegnungen.

In meinem elterlichen Hause, dem Pfarrhofe zu Liestal, wo ich bis in die Mitte der sechziger Jahre lebte, wurde der Name Brahms nie genannt, obschon es ein gut musikalisches Haus war, in dem oft, mit Zuzug von Musikfreunden aus dem nahen Basel, Oratorien zum Clavier gesungen und andere musikalische Aufführungen veranstaltet wurden. Meine Eltern, beide geborene Wiener, pflegten ausschließlich die Erinnerung an die großen Classiker. Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert waren ihre Heiligen; den beiden Letztgenannten fühlten sie sich sogar durch einstige persönliche Beziehungen genähert. Der von dem k. k. Hoffortepianomacher Graf eigens für Beethoven, in Berücksichtigung seiner Taubheit, ungewöhnlich stark besaitete Flügel, der zuletzt im Sterbezimmer des Meisters stand[1]), war das Instrument, auf dem meine Mutter in ihrem Alter wohl noch schöner zu phantasiren pflegte, als in ihren Mädchenjahren in Mödling, wo einst Beethoven ihr ein aufmunterndes Wort zugeknurrt hatte, an das sie zeitlebens mit glückseligem Stolz sich erinnerte. Und wenn mein Vater auf seiner Brescianer Magginigeige sie begleitete oder mit seiner edeln Baßstimme Schubert'sche Lieder sang, so durfte auch er sich erinnern, daß Franz Schubert, der zuweilen in der Volksschule der Wiener Vorstadt Lichtenthal dem eigenen Vater im Schulehalten beistand, die gute Stimme und die musikalische Begabung des jungen Knaben entdeckt und ihn frühzeitig zum Mitsingen bei großen Kirchenmessen angehalten hatte. Da nun meine Eltern in Folge sehr bewegter Schicksale, die meinen Vater aus dem Kloster Heiligenkreuz auf die protestantische Kanzel eines Schweizer Städtchens führten, ihr liebes Wien für immer hatten verlassen müssen, wurde für sie der Cultus jener großen Meister zugleich der Cultus ihrer

[1]) Jetzt im Besitz des Beethoven-Museums in Bonn. Der Verfasser.

schönsten Heimath- und Jugenderinnerungen, der sie so vollkommen ausfüllte und befriedigte, daß sie der Weiterentwicklung der Musik ihrer Zeit keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkten oder, wo dies — wie Richard Wagner's Musikdramen gegenüber — doch nicht ganz vermieden werden konnte, für dieselbe nur mißtrauische Blicke und das Achselzucken der Geringschätzung hatten.

So kam es, daß ich bis in die Mitte der sechziger Jahre, als Brahms längst daran war, die bekannten prophetischen Worte Robert Schumann's zu erfüllen, nicht einmal seinen Namen jemals hatte aussprechen hören. Als ich ihm das später einmal erzählte, meinte er, ich könnte mich glücklich schätzen, bis tief in meine Jünglingsjahre hinein in der musikalisch conservativen Atmosphäre des elterlichen Hauses gelebt und nichts Anderes als immer wieder die Werke der großen Meister der Vergangenheit in mich aufgenommen zu haben. Wir hatten, während wir hierüber sprachen, den musikalischen Nachlaß meiner Eltern vor uns auf dem Tische liegen, zwei sehr interessante Autographen Beethoven's (das eine mit Notenschrift), alte Clavierauszüge von Opern Mozart's, Cimarosa's, Schubert'sche Lieder in ersten Ausgaben, dazwischen vergilbte Wiener Concertprogramme bis in die zwanziger Jahre und weiter zurück. Draußen rauschte herbstlicher Regen nieder, und Brahms hatte vor, andern Tages nach Wien heimzureisen. Mit Behagen blätterte er in den grauen Notenbüchern, in einer Don Juan-Ausgabe ohne Jahreszahl „Chez Tranquillo Mollo, Vienne" oder in der „Auserlesenen Sammlung von Gesängen für eine Baßstimme, bey Diabelli et Comp. Graben, Wien Nr. 1133" u. s. w. Unter Anderem freute es ihn besonders, daß in diesen Ausgaben noch die älteren Discant-, Alt- und Tenorschlüssel zur Verwendung kamen; auch schloß er aus zahlreichen, von der Hand meiner Eltern herrührenden Correcturen, wie gute Musiker sie gewesen sein mußten. Ich bot ihm einige der Concertprogramme mit Erstaufführungen Beethoven'scher Werke an; anfänglich wollte er sie nicht annehmen. Erst als ich ihn auf seine bevorstehende Heimreise nach Wien hinwies und bemerkte, es sei ungefähr, wie wenn das Bild der Diana aus dem Scythenlande nach Griechenland zurückgebracht werde, wenn er diese alten Wiener Programme in ihre ursprüngliche Heimath mitnehme, steckte er sie lächelnd ein, und mir war zu Muthe, als ob meine längst verstorbenen Eltern, wenn auch Brahms bei ihren Lebzeiten nicht mehr in ihr Gesichtsfeld getreten war, nun durch diese ihm übergebenen Reliquien in eine geheimnißvolle Beziehung zu ihm gesetzt worden wären.

Es war mir aber bestimmt, wenn nicht durch die geliebten Eltern, so doch durch ein anderes geliebtes Wesen zur neueren Musik und zu Brahms hingeleitet zu werden, durch meine Braut und nachmalige Gattin, eine geborene Winterthurerin. Hier darf man sich der Aeußerung erinnern, die Hans von Bülow schon im Jahre 1853 über das Musikleben Winterthurs gethan hat. Er schrieb damals in einem Artikel, der durch mehrere Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik" lief: „Das kleine Städtchen Winterthur in der Schweiz, wo der geistvolle Theodor Kirchner und der begabte Karl Esch-

mann ein von reichstem Erfolg begleitetes künstlerisches Wirken entfalten, kann sich eines so echten und innerlichen musikalischen Lebens rühmen, wie München, wenn es auf seinem Wege beharrt, nie erreichen wird. Winterthur ist um mehrere Decennien München voraus und ein musikalisches Aranjuez gegen dieses todte Madrid“ [1]).

Theodor Kirchner, der freilich trotz dieses Lobes Bülow's Winterthur manchmal mit ironischem Scherz „Sommermoll“ zu nennen pflegte, war bereits nach Zürich übergesiedelt, als ich 1865 in Folge meiner Verheirathung in Winterthur Wohnung nahm. Aber Hermann Götz, der spätere erfolgreiche Componist der Oper: „Der Widerspenstigen Zähmung“, war als Organist und Musikdirector der Stadt sein würdiger Nachfolger geworden, der die gute Tradition fortführte.

Und so fand ich mich hier plötzlich in eine ganz andere musikalische Sphäre versetzt, von der ich auch während meiner in Heidelberg und Jena zugebrachten Universitätsjahre keine Ahnung gehabt hatte. Robert Schumann vor Allem blühte und duftete mir hier entgegen in der prangenden Herrlichkeit seiner romantischen Wälder und Zaubergärten. Und da die Liebe mich in diese neue Welt einführte, war mein Herz ihr schnell gewonnen und der Gewinn ein bleibender, ein fürs ganze fernere Leben bedeutungsvoller. Von den alten Meistern wurde J. S. Bach am meisten gepflegt, auch er für mich eine Offenbarung, nachdem erst das an häufiges Schwelgen im Melodienstrom Mozart's gewöhnte Ohr die strenge Schönheit seiner so ganz anders gearteten Musik verstehen gelernt hatte.

In jenem Winter 1865 nun sah und hörte ich Brahms zum ersten Male in einem Concert, in dem er und Kirchner abwechselnd Clavierstücke vortrugen; auch der junge Violinist Fr. Hegar, der nachmalige verdienstvolle Musikdirector Zürichs, wirkte bei der Aufführung mit, die den Charakter eines Kammermusikabends hatte. Brahms, damals im dreiunddreißigsten Lebensjahr stehend, machte mir nicht allein durch sein gewaltiges Clavierspiel, mit dem sich noch so brillante bloße Virtuosenkunst nicht vergleichen ließ, sondern auch durch seine persönliche Erscheinung sofort den Eindruck einer machtvollen Individualität. Zwar die kurze, gedrungene Figur, die fast semmelblonden Haare, die vorgeschobene Unterlippe, die dem bartlosen Jünglingsgesicht einen etwas spöttischen Ausdruck gab, waren in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten, die eher mißfallen konnten; aber die ganze Erscheinung war gleichsam in Kraft getaucht. Die löwenhaft breite Brust, die herculischen Schultern, das mächtige Haupt, das der Spielende manchmal mit energischem Ruck zurückwarf, die gedankenvolle, schöne, wie von innerer Erleuchtung glänzende Stirn und die zwischen den blonden Wimpern ein wunderbares Feuer vorsprühenden germanischen Augen verriethen eine künstlerische Persönlichkeit, die bis in die Fingerspitzen hinein mit genialem Fluidum geladen zu sein schien. Auch lag

---

[1]) Wieder abgedruckt in Hans v. Bülow, Briefe und Schriften, Bd. II. 1850—1892. Herausgegeben von Marie v. Bülow. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1896. S. 86.

Der Verfasser.

etwas zuversichtlich Sieghaftes in diesem Antlitz, die strahlende Heiterkeit eines in seiner Kunstausübung glücklichen Geistes, so daß mir, während ich kein Auge von dem so mächtig in die Claviatur greifenden jungen Meister verwandte, die Worte Iphigeniens von den Olympischen durch den Sinn gingen:

„Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten von Bergen
Zu Bergen hinüber . . .“

Daß mir bei diesem Eindruck auch nicht die leiseste Versuchung nahte, meine freundlichen Beziehungen zu Hegar zu einer Annäherung an Brahms zu benützen, der bei seinem Winterthurer Verleger Rieter-Biedermann abgestiegen war, bedarf kaum einer besonderen Versicherung. Ich nahm diese Erscheinung hin wie ein schönes Meteor, das mit lichtem Glanz am Horizont meines Lebens vorübergezogen war. Doch habe ich noch ein altes Zeichnungsbuch, in das ich damals zum Vergnügen meiner kleinen Stieftöchterchen mit freilich stümpernder Hand Abends nach der Theestunde allerlei Phantastereien, mitunter auch die Erinnerung an ein Tageserlebniß, zu zeichnen pflegte; auf einem dieser Blätter findet sich der Versuch, jenen Concertabend und Brahms am Clavier wiederzugeben. Als Brahms die Caricatur mehr als zwanzig Jahre später einmal bei mir sah, meinte er: „Na ja! ein bißchen wie ein zweifelhafter Candidat der Theologie habe ich damals wohl ausgesehen. Aber der Unterschied ist: Sie waren Einer und ich nicht. Ach! es war eine schöne, frische Zeit!“

Die erste persönliche Bekanntschaft hatte ich Hermann Götz zu verdanken. Jahre waren inzwischen vergangen, unter ihnen das große Kriegs- und Siegesjahr Deutschlands, das nach der Wiederaufrichtung des Reichs Brahms zu einer seiner gewaltigsten Schöpfungen, dem wie für eine Nation von Spartanern geschriebenen „Triumphliede“ entflammte. Im Jahre 1872 vollendet, wurde es von Hegar zwei Jahre später in Anwesenheit des Componisten, der übrigens fast den ganzen Sommer 1874 in der Nähe von Zürich (Rüschlikon) zubrachte, bei einem Züricher Musikfest aufgeführt. Auch ich war von Bern aus hingereist. Auf den 11. Juli lud Götz, der die Organistenstelle in Winterthur niedergelegt hatte und ein hübsches Häuschen am Hottingerberge bewohnte, Brahms, Hegar und mich zu Tisch. Als wir anlangten, begrüßte uns die ätherisch feine Frau unseres armen Wirthes in nur mühsam aufrecht erhaltener Fassung mit der traurigen Nachricht, Götz habe diesen Morgen einen schweren Blutsturz gehabt und liege zu Bett. Natürlich wollten wir sogleich umkehren, aber der Patient hatte seine Gattin bereits unterrichtet, dies nicht zuzugeben, indem es ihm trotz seines leidenden Zustandes Freude machen werde, im verdunkelten Nebenzimmer liegend an unserer Unterhaltung bei Tisch wenigstens als stiller Zuhörer sich zu betheiligen. Da wir alle drei wußten, daß Götz dies nicht verlangen würde, wenn es ihm nicht wirklich so ums Herz wäre, folgten wir der Aufforderung; doch lag begreiflicher Weise etwas wie ein Trauerflor über unseren Tischgesprächen, obschon wir uns redliche Mühe gaben,

die nur zu sehr gerechtfertigte Besorgniß nicht merken zu lassen, die uns der Zustand unseres Gastgebers einflößte.

Ich muß hier einschalten, daß es zwischen Brahms und Götz niemals zu einem recht herzlichen Einvernehmen gekommen ist. Doch beruhte dies beiderseitig nicht etwa auf Mangel an Wohlwollen und Achtung oder gar auf Eifersucht, sondern auf einer starken Gegensätzlichkeit des Naturells beider Componisten. Der bei steter Kränklichkeit in seinem Wesen sensible Königsberger Musiker konnte die scharfe, ätzende Art des robusten und streitbaren Hamburger Meisters nicht gut vertragen, was schon bei einem ersten Besuche, den Brahms, noch in Winterthur, bei Götz abstattete, für immer entscheidend hervortrat. Damals lagen auf einem Stehpult frisch beschriebene Notenblätter, ein Kammermusikwerk, an dem Götz arbeitete. Brahms trat mit den Worten: „Ah! amüsiren Sie sich auch manchmal mit dergleichen?“ an das Pult und wollte in dem Manuscript lesen. Götz aber breitete beide Hände über die Noten und sagte mit etwas zu jugendlich-feierlichem Ausdruck: „Es ist das Heiligste, was ich habe!“ worauf Brahms sich geärgert wegwandte, von etwas Anderem zu sprechen begann und sich bald verabschiedete. Beide Freunde haben mir wiederholt diesen kleinen Auftritt geschildert, wobei Jeder das, was der Andere gesprochen hatte, als ungebührlich tadelte. Ich konnte darin nichts Anderes als ein bedauerliches Mißverständniß zweier ganz verschieden gearteter Naturen erkennen. Brahms hatte eine tief wurzelnde Abneigung, sich irgendwie feierlich zu geben, ja, man darf sogar sagen, eine Art Schamhaftigkeit, sein tieferes Fühlen zu verrathen, was dann allerdings gelegentlich — und so auch in diesem Falle — bewirkte, daß er im Suchen nach einem leichten, scherzhaft sein sollenden Ton den rechten Ausdruck verfehlte und mit etwas herausplatzte, das unartig klang, während es keineswegs böse gemeint war. Nur keine Wichtigthuerei, wenn schaffende Künstler unter sich von ihren Unternehmungen sprechen! Das war ein Grundsatz, den er in erster Linie seinen eigenen Werken gegenüber befolgte, wenn er ihrer, zur großen Seltenheit, überhaupt einmal gedachte, während er von den Werken der großen Meister der Vergangenheit mit tiefster Ehrfurcht sprach, auch mit starkem Markiren der Höhedistanz, in der sie über unserer Zeit schweben. Doch brachte er im Umgang mit seinen Kunstgenossen zu wenig in Anschlag, wie sehr ein Mann, der selbst im vollen Sonnenglanze des Erfolgs steht, die fröstelnde Empfindlichkeit Derjenigen zu schonen hat, deren Schaffensversuche noch nicht dieses glückliche Wachsthum zum Lichte erlangt haben. Und da er außerdem bei den hohen Anforderungen, die er an den Ernst und den Fleiß eines jeden Kunstbeflissenen stellte, ein strenger Richter ungenügender Leistungen war, machte er sich mit scharfen oder wegwerfenden Worten, die ihm zuweilen von den so leicht zu Spott geschürzten Lippen glitten, gerade unter den Musikern viele Feinde. Indessen ließen edle und tüchtige Naturen, wie Hermann Götz eine war, sich durch eine derartige unliebsame Erfahrung, wie schmerzlich sie auch durch dieselbe sich berührt fanden, in ihrer Verehrung für den größeren Meister nicht irre machen; nur wurden sie im Verkehr scheuer, zurückhaltender. Andererseits hat Brahms dadurch, daß er im September 1877 zur Erstaufführung von

Götzens nachgelassener Oper: „Francesca von Rimini" aus Wien nach Mannheim reiste, den tieferen Antheil bekundet, den ihm das ideale Streben und das tragische Schicksal dieses mit kaum sechsunddreißig Jahren verstorbenen, viel versprechenden Componisten abgewannen.

Bei jenem Mittagessen, dem Götz selbst also nicht beiwohnte, hatte ich sogleich Gelegenheit, in Brahms einen Mann zu finden, der nicht bloß in künstlerischen und literarischen Dingen die klarsten Begriffe und festesten Principien hatte, sondern auch auf anderen Gebieten jene Sicherheit der Auffassung besaß, wie sie nur dem Genius eigen zu sein pflegt, vor dessen Blick sich Vieles ordnet, was uns Andere noch verwirrt. Die freisinnige protestantische Theologie stand damals in der Schweiz auf der Höhe ihrer Erfolge, indem sie im Canton Zürich in der Person ihres geistreichen Vorkämpfers Lang, im Canton Bern in dem edeln Prediger Albert Bitzius, dem würdigen Sohne des berühmten Volksschriftstellers „Jeremias Gotthelf", ungewöhnlich kräftige Vertreter hatte. Auch mir schien diese sogenannte Reformtheologie die glückliche praktische Lösung, wenn auch vielleicht der Umstand, daß ich die Unterhaltung gerade auf dieses Thema lenkte, leise Zweifel verrathen mochte, die sich bereits auch in mir zu regen begannen; denn das Bedürfniß, von dergleichen Dingen zu sprechen, weist meistens auf eine nicht völlig überwundene Unsicherheit und Unruhe hin. Brahms nun bekannte sogleich Farbe, indem er diese Richtung als schwächliche Halbheit verwarf, die ebenso wenig dem tieferen religiösen Herzensbedürfnisse als dem nach voller Freiheit ringenden philosophischen Denken genügen könne. Erst im October desselben Jahres erschien in der vermehrten zweiten Auflage der „Leute von Seldwyla" Gottfried Keller's Novelle „Das verlorene Lachen", eine Dichtung, die zur glühenden Pracht voller Sommerrosen auch die Dornen eines Rosenhags zeigte und diese Dornen mit so großer Schärfe gegen die Reformtheologie richtete, daß letzterer, wie sich allmählich zeigte, durch diese Novelle mehr Abbruch geschah, als irgend eine theologische Streitschrift es zu thun vermocht hätte. Mich überraschte dieses Zusammentreffen der religiösen Lebensanschauungen von Brahms und Keller höchlich, wie andererseits Brahms sich freuen mußte, ungefähr dieselben Gedanken, die er im Stillen von dieser Sache hegte, in der Dichtung des von ihm längst verehrten Meisters so schön und so überzeugend ausgesprochen zu finden. Es war aber für den in Zürich lebenden Schweizer Dichter, den die Entwicklung seines Volkes unablässig beschäftigte, und der seit Jahren diese neue Bewegung der Geister aus nächster Nähe beobachtet hatte, viel leichter als für den in Oesterreich lebenden Musiker, zu solcher Klarheit und entschiedenen Stellung zu gelangen, so daß sich schon hieraus ermessen läßt, wie weit Brahms' geistiger Horizont, wie klar und gesund sein Blick, wie reif sein Urtheil auch in Dingen war, die mit seiner Kunst keinen directen Zusammenhang hatten.

Daß ich selbst damals Brahms ziemlich hitzig opponirte, schien ihm meine Gesellschaft nicht antipathisch zu machen; er war ja zeitlebens ein eifriger Disputirer, der es lieber hatte, wenn ein Kampf der Meinungen das Gespräch belebte, als wenn ihm die Leute aus Ehrfurcht vor seinem Können und seinen

Erfolgen nach dem Munde redeten. Mein Taschenkalender aus dem Jahre 1874 zeigt mir, daß wir von jenem Mittag an über die drei nächsten festlichen Tage immer beisammen blieben. Zweimal ruderte ich ihn auf den See hinaus, war in der Festhütte sein Begleiter und Zeuge manches derberen und feineren Spaßes, den er sich mit Personen gestattete, die sich in lästiger Weise an ihn herandrängten. Als ihm der präceptorhafte Musikdirector eines sehr kleinen Schweizerstädtchens huldvoll versicherte, Alles zu kennen, was Brahms geschrieben habe, winkte er ihm mit der Hand, still zu sein und recht zuzuhören, da die Festmusik ja gerade jetzt etwas von ihm spiele. Es war aber ein Militärmarsch von Gungl. Noch jetzt sehe ich den guten Mann vor mir, wie er offenen Mundes und mit andächtig verdrehten Augen den etwas gemeinen Fanfaren lauschte, die er nun wirklich für eine Brahms'sche Composition hielt, während Brahms, in grausamer Freude über die gelungene List, uns Andern zuraunte: „Seht den Basilio!" Ein anderer Musiker, der sich Brahms vorgestellt hatte und dann nichts Gescheidtes mit ihm zu sprechen wußte, verfiel darauf, ihn zu fragen, ob er denn, da er doch kurzsichtig sei, beim Dirigiren eine Brille aufsetze. Brahms, dessen blauen, scharfblickenden Augen man merkwürdiger Weise die hochgradige Kurzsichtigkeit nicht ansah, liebte Anspielungen auf diese einzige Schwäche seiner Körperbeschaffenheit nicht. Im Gegentheil wollte er auch in ihr einen Vorzug erblicken, rühmte mir später manchmal, wie viel Unangenehmes er nicht zu sehen brauche, wenn er, ohne den Kneifer aufzusetzen, durch die Straßen gehe, oder erwähnte scherzhaft, wie es für ihn tausendmal mehr schöne Mädchen und Frauen gebe, als für Andere, da kein zu deutliches Sehen seine Illusionen störe. Jenem Frager aber antwortete er im Gegentheil — indem er sich auf die an diesem Musikfest aufgeführte Schumann'sche Faustmusik bezog —: „Ja, mein Bester, wenn in der Partitur steht: ‚hier ziehen Frau'n vorbei', dann setz' ich den Kneifer natürlich sofort auf." Bei solchen lustigen Einfällen war für die Ohrenzeugen das Hübscheste, wie sie so blitzschnell kamen, leicht über die Lippen sprangen und den ganzen Kreis sofort in die fröhlichste Stimmung versetzten. So erzählte einmal ein Dichter (C. S.) in größerer Gesellschaft, da man von Träumen sprach, wie sich ihm ein gewisser Traum, der jedesmal sein Herz vor Schrecken stille stehen mache, periodisch wiederhole: „Im weiten, palastähnlichen Saal geht an der fernsten Wand langsam eine Thür auf. Ich warte, was kommen wird, bin des Furchtbarsten gewärtig. Und doch übertrifft das, was sich nun zeigt, meine schlimmste Ahnung. Im Rahmen der Thür erscheint eine weibliche Gestalt, nicht größer als mein Zeigefinger. Mir stockt der Athem . . ." „Weil sie zu klein ist!" warf Brahms dazwischen. Alles lachte, Niemand herzlicher als der Dichter und Träumer.

Ein paar Wochen nach dem Musikfeste besuchte mich Brahms mit Hegar in Bern und blieb zwei Tage. Er war damals besonders guter Laune, spielte unaufgefordert Bach'sche Präludien und Fugen, auch Eigenes auf meinem Streicher'schen Flügel — das alte Beethoveninstrument war doch nicht mehr ernstlich brauchbar — setzte sich auf einem Abendspaziergang durch die Stadt mein fünfjähriges Töchterchen, ein sehr lebhaftes Kind, auf den Nacken und trabte mit der kleinen

Reiterin lustig auf dem Trottoir dahin, ohne sich von den erstaunten Blicken der Vorübergehenden in seinem Spiel irre machen zu lassen. Brahms war bekanntlich ein großer Kinderfreund. Selten stand er vom Wirthshaustische auf, ohne ein paar süße Sächelchen des Nachtisches zu sich zu stecken, um damit unterwegs in den Augen irgend eines ihm begegnenden Kindes ein kleines Freudenfeuer zu entzünden. Als scharf blickender Beobachter mußte er an Erwachsenen häufig so manche Unaufrichtigkeit bemerken oder andere Charakterfehler, die ihn verstimmten. In Kindern, die sich in all ihrem naiven Egoismus ganz so gaben, wie sie waren, und durchaus keine Engel zu sein brauchten, für die er sie auch nicht hielt, ruhte sein eigenes, durch und durch treues und ehrliches Gemüth von so mancher Enttäuschung aus, die ihm die Großen bereiteten. Besonders fühlte er sich zu den Kindern der ärmeren Classe hingezogen; nur that ihm leid, daß die an ihre alemannische Mundart gewöhnten Schweizerkinder sein Norddeutsch nicht recht verstanden und daher nicht immer so zutraulich mit ihm plauderten, wie er es wohl gewünscht hätte. Auch fand er die österreichischen Kinder von Natur lebhafter, frischer aus sich heraustretend, was ihn indessen nicht abhielt, auch in der Schweiz überall mit dem kleinen Völkchen der Straße sich einzulassen. Als er, mehr denn zehn Jahre später, einige Sommer in Thun zubrachte, kannten ihn alle die kleinen Buben und Mädchen und folgten ihm manchmal truppweise mit einer Mischung von Scheu und dem Wunsche, von ihm bemerkt zu werden.

II. Eine Oper?

In demselben Jahre, in dem mich Brahms zum ersten Male in Bern besucht hatte, fand am 11. October in Mannheim die Erstaufführung der Götz'schen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung" statt, zu der ich das Libretto geschrieben hatte. Daß dieses Werk allmählich über alle Opernbühnen Deutschlands und Oesterreichs ging und auch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren noch immer von Zeit zu Zeit auf dem Repertoire erscheint, ist bekannt. Nicht denselben Erfolg hatte im Herbst 1877 die von Götz im dritten Act unvollendet hinterlassene, von Ernst Frank ergänzte Oper: „Francesca von Rimini", trotz großer musikalischer Schönheiten, um deren willen noch vor wenigen Jahren Capellmeister Mottl in Karlsruhe sie der Vergessenheit zu entreißen suchte. Der Componist hatte in dem von ihm verfaßten Textbuch die Einführung einer heiteren Gestalt in die so furchtbar tragische Handlung für wünschenswerth erachtet und sich außerdem eine gefährliche Abänderung des von Dante überlieferten Stoffes darin gestattet, daß er Francesca in Folge eines bloßen Mißverständnisses, einer Uebereilung ihres Gatten sterben ließ.

Wie bereits bemerkt worden, war Brahms zur Erstaufführung dieses Werkes nach Mannheim gereist. Noch andere Componisten waren erschienen, so Max Bruch, Franz Friedr. v. Holstein, natürlich auch Ernst Frank, der im Namen der ebenfalls anwesenden Wittwe des verstorbenen Tondichters für die Ovationen dankte, die dem unter so ergreifenden Umständen aufgeführten, posthumen Werke von der pietätvollen Zuhörerschaft reichlich dargebracht wurden.

Brahms, der sich über die Tragweite dieses Achtungserfolges nicht täuschen konnte, hielt gemäß seiner vorsichtigen Art mit jedem Urtheil zurück, setzte mir aber, da wir im gleichen Gasthof wohnten und uns in nächtlicher Stille bei einem guten Trunk zusammenfanden, ganz im Allgemeinen seine Ansichten über Opern und Operntexte ausführlich aus einander, wobei er durchblicken ließ, daß er, obschon er es eigentlich verschworen habe, sich jemals auf eine Oper einzulassen, doch wohl dazu verführt werden könnte, wenn ihm Jemand einen Text so ganz nach seinem Sinne liefern würde.

Wenn schon wenige Wochen nach Brahms' Tode in einem geistvollen Feuilleton der „Straßburger Post“ [1]), welches eine mündliche Unterredung mit Brahms fingirte, gewissermaßen von innen heraus, d. h. aus dem Wesen der Brahms'schen Musik, der Beweis zu führen versucht wurde, daß Brahms nie ernsthaft daran habe denken können, Opernmusik zu schreiben [2]), so darf man dem Verfasser immerhin insofern beistimmen, als ihm schließlich der Lauf der Dinge Recht gegeben, Brahms wirklich keine Oper geschrieben hat. Dagegen beweisen nicht bloß die Briefe von Brahms an mich, die ich weiter unten mittheile, wie Brahms doch Jahre lang mit dem Gedanken an eine Oper liebäugelte, sondern es ist auch hervorzuheben, daß wenigstens in einer Beziehung die Oper seinem künstlerischen Temperamente würde entsprochen haben. Ich meine die nach dramatischem Ausdruck ringende Leidenschaftlichkeit seiner Natur, die ihn veranlassen mußte, doch manchmal mit Sehnsucht nach der Bühne zu blicken, auf der in Lust und Schmerz ein heftigeres Austoben aller Stürme des Gemüthes möglich ist als bei irgend einer anderen Kunstbethätigung. Wie eifrig Brahms das Schauspiel besuchte, wie mächtig dramatische Wirkungen ihn afficirten, ist bekannt. Wenn er, namentlich in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens, Opernaufführungen im Ganzen mied, so ist dies noch lange kein genügender Grund, ihm ein tieferes Interesse für die Oper abzusprechen. Konnte nicht im Gegentheil ein einst zu heißes Interesse ihn abhalten, durch den Besuch von Opernvorstellungen längst begrabene Wünsche neu zu wecken? Jedenfalls zeigte er sich immer besonders lebhaft, wenn er

---

[1]) Weshalb Brahms keine Oper geschrieben hat. Von Alfred Kuhn. „Straßburger Post“, Nr. 296 vom 13. April 1897.

[2]) Es werden dort Brahms unter Anderem folgende Worte in den Mund gelegt (von denen der Verfasser, dem es nicht um Täuschung des Publicums zu thun war, im weiteren Verlaufe seines Artikels selbst zugibt, daß sie Brahms niemals gesprochen hat): „In den ersten Compositionen, mit denen ich an die Oeffentlichkeit trat, lag auch bereits mein hauptsächlichster Grundsatz klar ausgesprochen, von dem ich in der Folge nie abgewichen bin, und der hieß: Musikalisches Sichselbstgenügen ohne die geringste Ablenkung von den rein musikalischen Consequenzen durch elementare Spielereien und allerlei aus anderen Gebieten herüber getragene Speculationen, wie sie bei der Vereinigung von Wort und Ton so gern ein Wörtchen mitreden . . . Auf die Dauer geht es bei der Vereinigung von Musik und Poesie einmal nicht ohne beiderseitige Concessionen ab. Und mag ein ‚Lohengrin‘, mag ein ‚Tannhäuser‘ diese Concessionen auf ein noch so unscheinbares Minimum reduciren, eine Musik ohne alle Concessionen steht mir wie allen Musikern eben noch höher . . . So lange ein Künstler von echtem musikalischem Feuer durchglüht ist, wird er den reinen Trieb nie einer von auswärts in ihn hinein getragenen Idee unterordnen“ u. s. w.

auf Theaterdinge zu sprechen kam, so z. B. als er mir einmal sehr entschieden den Mangel eines starken dramatischen Nervs, das Vaudevilleartige im ersten Act des „Fidelio"-Librettos demonstrirte, das meistens für ein sehr gutes Textbuch gehalten wird. Er besaß einen geradezu dramaturgischen Blick, und das Analysiren der Vorzüge und der Fehler eines dramatischen Vorwurfes machte ihm ein eigentliches Vergnügen.

Was ihn hauptsächlich zurückhielt, eine Oper zu schreiben, wurde mir gerade durch jene Gespräche in Mannheim klar, in denen er mir darlegte, wie ein Textbuch in seinem Sinne beschaffen sein müßte. Vor Allem schien ihm das Durchcomponiren der ganzen dramatischen Unterlage unnöthig, ja schädlich und unkünstlerisch. Nur die Höhenpunkte und diejenigen Stellen der Handlung, bei denen die Musik ihrem Wesen nach wirklich etwas zu sagen finde, sollten in Töne gesetzt werden. So gewinne einerseits der Librettist mehr Raum und Freiheit zur dramatischen Entwicklung des Gegenstandes, andrerseits sei auch der Componist unbehinderter, ganz nur den Intentionen seiner Kunst zu leben, die doch eigentlich am schönsten erfüllt würden, wenn er in einer bestimmten Situation musikalisch schwelgen und z. B. in irgend einem jubelnden Ensemble so zu sagen ganz allein zum Worte kommen könne. Dagegen sei es eine für die Musik barbarische Zumuthung, einen eigentlichen dramatischen Dialog durch mehrere Acte hin mit musikalischen Accenten begleiten zu sollen.

Damit war in aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß Brahms für das Verhältniß von Text und Musik in der Oper Wünsche hegte, die der Entwicklung, welche die moderne Oper durch Wagner genommen hatte, und demgemäß auch der Geschmacksrichtung eines heutigen Publicums diametral entgegengesetzt waren. Und wie mit der Technik verhielt es sich in dieser Beziehung mit den Stoffen, die ihn allenfalls zur Behandlung hätten reizen können. Er empfahl mir die Gozzi'schen Zauberpossen und Märchenkomödien, unter ihnen besonders: „König Hirsch" und „Der Rabe". Daneben interessirte ihn „Das laute Geheimniß", auch dieses mehr in der theatermäßig fröhlicheren Bearbeitung Gozzi's, als in Calderon's steiferem Original.

Nach Bern zurückgekehrt, machte ich eine deutsche Uebersetzung der Theaterstücke Gozzi's um so leichter ausfindig, als gerade in Bern genau vor hundert Jahren eine in ihrer Art recht originelle erschienen war (bei der typographischen Gesellschaft 1777, fünf Bände). Gleich im ersten Bande stieß ich auf das tragikomische Märchendrama „König Hirsch", wurde aber, nachdem ich dieses wunderliche Stück von der Gesichter schneidenden Statue des Zauberers Durandarte und den Verwandlungen des Königs Deramo in einen Hirsch mehrmals aufmerksam gelesen hatte, nicht nur von einer gewissen Muthlosigkeit erfaßt, ob es mir jemals gelingen würde, aus dieser grotesken, tollen Zauberposse einen vernünftigen und poetischen Operntext zu machen, sondern auch von der Besorgniß beunruhigt, ob dieses Werk, selbst wenn es in jeder Beziehung gelungen wäre, moderne Menschen im Theater wirklich tiefer interessiren könne. Wohl war ein sehr lockendes Motiv vorhanden, indem in diesem Stücke gewisse Personen des Oestern aus ihrer Haut in die Haut eines

Andern fahren; aber dieses ebenso lustige als tiefsinnige Thema schien mir von kindischem Kleinkram aller Art stark überwuchert, und manchmal betraf ich mich auf dem Gedanken, man würde in dieser Oper, auch wenn Brahms, wie ja nicht zu bezweifeln war, dazu die schönste, herrlichste Musik geschrieben hätte, nichts wesentlich Anderes als eine Art zweiter „Zauberflöte" erblicken, also eine Rückbildung in der Entwicklung der Oper.

Gleichwohl war die Versuchung, einem in seiner Kunst so mächtig dastehenden Meister wie Brahms vielleicht eine textliche Unterlage nach seinem Sinn bieten zu können, eine zu große, als daß ich der Aufgabe nicht hätte näher treten sollen. Ich schrieb also an Brahms, daß ich wohl bereit wäre, mit dem Gozzi'schen Märchen einen Versuch zu machen, und erhielt im November desselben Jahres folgende Antwort von ihm, die, wie man sehen wird, bestätigt, daß Brahms 1877 in seiner Resignation in Bezug auf die Oper noch nicht unerschütterlich war. Der Brief lautet:

„Ich warte vergebens auf ruhige Stunden für Alles, was Sie anregten. Diesmal aber möchte ich doch wenigstens einstweilen meinen besten Dank sagen. Die bernerische Uebersetzung des Gozzi war es eben, die ich Ihnen in Mannheim lobte, und die betreffenden Stücke ‚König Hirsch' und ‚Der Rabe' (bei Grimm ‚Das Märchen vom treuen Johannes'). Ich aber habe genug geschworen, keinen Operntext mehr zu bedenken — — daß ich leicht dazu zu verführen bin! Meine Schwerfälligkeit darin hat aber jedenfalls nur zugenommen; was sonst Alles mag zu- und abgenommen haben! So wäre es wirklich gescheidter, Sie dächten nicht an mich.

„Schön aber wäre es, die Sache selbst interessirte Sie einstweilen, und Sie dächten im Allgemeinen nach. Als drittes (zweites) Stück möchte ich das ‚Laute Geheimniß' von Calderon nennen, das Sie freilich auf der Bühne gesehen haben sollten, um empfunden zu haben, wie es uns mit der ersten Scene einige Fuß über die Erde heben kann.

„Das Exemplar von ‚König Hirsch', das ich hier habe, hört mit S. 472 auf, doch fehlt wohl sehr wenig. Schwierig finde ich zunächst die Umwandlung in einen Hirsch (?) und die Schlußscene. Sonst ist natürlich alles Mögliche recht; namentlich das Ueberlustige, bei dem der rührendste Ernst nie aufhört.

„Bei beiden Stücken aber (‚Hirsch' und ‚Geheimniß') muß ich mir zunächst Dialog oder einfachstes Secco-Recitativ denken — oder vielmehr, es will mir einstweilen gleichgültig erscheinen, auf welche Weise die Handlung (außer bei leidenschaftlichen Steigerungen) sich bewegt.

„Wenn wir beide uns jetzt die Sache etwas durch den Kopf gehen ließen, so hinderte mich nichts, im nächsten Frühling meinen Aufenthaltsort zu wählen! Wenn es Ihre Zeit erlaubt, lassen Sie mich weiter hören, was Ihnen einfällt.

„Mit besten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin

Ihr herzlich ergebener J. Brahms."

Nach diesem Briefe würde wohl Mancher an meiner Stelle sich mit aller Kraft an die gestellte Aufgabe gemacht haben, aber in einem verantwortungsvollen und anstrengenden Berufe wirkend (als Director der großen städtischen Töchterschule mit Lehrerinnenseminar), verfügte ich über nur wenig Muße, so daß ich einstweilen mich darauf beschränkte, die Skizze eines Scenariums zu entwerfen, dieselbe nach Wien zu schicken und abzuwarten, ob Brahms weiter von sich würde hören lassen. Damals jedoch beschäftigten ihn andere Dinge: seine zweite Symphonie erschien 1878 (die erste 1877). So erhielt ich erst im

November 1878 von ihm eine Postkarte, auf der es hieß: „— O König Hirsch!! — er liegt immer noch auf meinem Tisch! Verdient habe ich's nicht, aber, ob Sie auch wohl bisweilen daran gedacht?! Herzlichsten Gruß, und seien Sie einstweilen nicht bös Ihrem J. Brahms."

Zum Bösesein war kein Anlaß, aber auch nicht zu weiteren Versuchen, einem Libretto näher zu treten, zu dem ich selbst kein recht freudiges Zutrauen besaß. Ich ließ also diese Sache einstweilen auf sich beruhen.

Als ich dann drei Jahre später, im August 1881, auf einer Reise nach Wien Brahms in seiner idyllischen Sommerwohnung zu Preßbaum bei Wien besuchte, fühlte ich sofort instinctiv, daß der Meister, den ich, das Gärtchen durchschreitend, am offenen Fenster des Erdgeschosses in einem Buche lesend traf, in eine Periode seines Schaffens eingetreten sei, in der für ihn nicht mehr die Rede davon sein könnte, sich auf ein völlig neues Gebiet zu begeben. Es mag ja komisch klingen, wenn ich gestehe, daß der in den Spitzen angegraute prächtige Vollbart, in dem ich ihn damals zum ersten Male sah und Anfangs kaum wieder erkannte, mir wie ein Symbol der nun vollkommen in sich gefestigten, in ihren Zielen absolut klaren und sicheren Persönlichkeit des großen Tondichters erschien; aber da ich diesen Eindruck nun einmal hatte und auch später behielt, wollte ich dies hier nicht verschweigen. Verblüffte mich doch das Unerwartete der Erscheinung dieses Jupiterkopfes so sehr, daß ich zu allererst mit einer Frage nach dem Grund dieser Veränderung herausplatzte. „Mit rasirtem Kinn wird man entweder für einen Schauspieler oder einen Pfaffen gehalten," gab Brahms zur Antwort, während er sich mit Behagen die mächtig herabfließenden Bartwellen strich. Er hatte jetzt selbst an seiner äußeren Erscheinung ein naives Vergnügen und hob unter Anderem lachend hervor, seine Photographie mit dem Bart sei als Typus des Kaukasiers in einem für die Schulen bestimmten Buche des Velhagen und Klasing'schen Verlages benützt worden. (Die betreffende Abbildung findet sich in: Baenitz, Lehrbuch der Geographie, I. Cursus.)

Brahms hatte die mich wahrhaft beschämende Freundlichkeit, für die Tage, die ich in Wien zubrachte, sein stilles Preßbaum aufzugeben. Wir speisten zusammen in seinem Lieblingswirthshaus „Zum rothen Igel", und mit besonderem Interesse vernahm er meinen Bericht von der guten Aufnahme, die ich bei einem Besuch in dem Cisterzienserkloster Heiligenkreuz, dem einst mein Vater angehört, Seitens eines vorurtheilslosen Paters gefunden hatte, der sich darüber hinwegsetzte, daß ich für die Herren Conventualen dieses Ordens eigentlich gar nicht das Recht zu existiren gehabt hätte. Eines Abends besuchten wir auch das Burgtheater, noch das alte Haus. Goethe's „Geschwister" und „Clavigo" wurden gegeben, mit der wenige Jahre nachher jung verstorbenen, unsagbar anmuthigen Frl. Wessely in den hauptsächlichen Frauenrollen. Brahms, der neben mir im Parterre saß, wurde von der Schönheit rein menschlicher Gefühle des erstgenannten Stückes, dessen Inhalt bekanntlich durchaus kein trauriger ist, bis zu Thränen gerührt, die ihm still über die Wangen hinabflossen. So zart, so der Einwirkung der Kunst und Poesie aufgeschlossen war diese zugleich so starke, energische Mannesseele, die

eben deshalb das Bedürfniß fühlte, sich durch eine angenommene rauhe Hülle nach außen zu schützen.

Das Opernproject wurde in jenen Wiener Tagen von mir mit keinem Worte berührt, auch von Brahms nicht. Erst mehrere Jahre später, als in Folge des Umstandes, daß Brahms drei Sommer hinter einander in der Nähe von Bern wohnte, viele Zeitungen hartnäckig die Notiz brachten, Brahms componire eine Oper, zu der ich das Buch verfaßt hätte, kam ich in einem Briefe auf unsern alten Plan zurück mit der Bemerkung, es sei doch eigentlich schade, daß das Gerücht grundlos bleiben müsse. Darauf antwortete mir Brahms unterm 7. Januar 1888:

„Habe ich Ihnen nie von meinen schönen Principien gesprochen, Vater meiner Johanna?[1]) Dazu gehört: keine Oper und keine Heirath mehr zu versuchen. Sonst, glaube ich, würde ich gleich zwei vornehmen, nämlich Opern, nämlich ‚König Hirsch' und ‚Das laute Geheimniß'. Von letzterem habe ich übrigens einen fertigen Text, den mir seiner Zeit derselbe Kupferstecher Allgeyer machte, der jetzt die schönen Aufsätze über Feuerbach schrieb. Wenn Sie, lieber Freund, nun recht liberale Anschauungen und Grundsätze haben, so können Sie sich klar machen, wie viel Geld ich spare und für eine italienische Reise übrig habe — wenn ich zum Sommer nicht heirathe und mir keinen Operntext kaufe! Können wir dafür nicht mitsammen laufen? In Italien kann ich's nicht gut allein und als Gesellschafter" u. s. w.

Dies war, von ein paar andern spaßhaften Postkarten oder kleinen Briefstellen abgesehen, die letzte und, wie man sieht, nur noch scherzhafte Erwähnung des Opernprojects. Bezeichnend bleibt jedoch, daß Brahms auch da der öfter genannten Stücke von Gozzi und von Calderon mit der ihm eigenen Treue und wie mit einem letzten, sie streifenden Blicke des Bedauerns noch einmal gedachte; sie müssen ihm doch sehr am Herzen gelegen haben, und die Behauptung, Brahms habe sich niemals mit dem Gedanken getragen, eine Oper zu schreiben, wird fernerhin nicht können aufrecht erhalten werden.

„Keine Oper und — keine Heirath mehr zu versuchen" nannte Brahms in dem oben mitgetheilten launigen Briefe seine schönen Principien. So mag denn hier auch gleich zur Sprache kommen, was mir Brahms später einmal über den andern Punkt, d. h. darüber sagte, warum er unverheirathet geblieben sei.

Gewöhnlich sprach er nur scherzend über sein Junggesellenthum und bediente sich, namentlich neugierigen Damen gegenüber, mit Vorliebe der lustigen Formel: „Leider Gottes, gnädige Frau, bin ich immer noch nicht verheirathet, Gott sei Dank!" Wenn nun dergleichen Späße und andere kleine, misogyn klingende Bosheiten, die er sich zuweilen gestattete, in Verbindung mit dem Wirthshausleben, zu dem er durch sein Junggesellenthum genöthigt war, mich oft an Lessing denken ließen, so wurde diese Parallele noch vollständiger, als Brahms mir — ein einziges Mal — ernsthaft und mit tiefer Gemüthsbewegung von derselben Sache sprach und mich dadurch an die rührenden Worte desselben

[1]) Brahms pflegte mein jüngstes Töchterchen seine Braut zu nennen und bediente sich daher mir gegenüber häufig der Anrede: „Vater meiner Johanna!"

Lessing erinnerte, der „es auch einmal so gut hatte haben wollen, wie andere Menschen." (Aus einem bekannten Briefe Lessing's nach dem frühen Tode seiner Frau.)

Es war in einem jener Thuner Sommer, von denen im nächsten Abschnitte die Rede sein soll. Wir gingen früh Morgens auf der dem See entlang führenden Straße von der Beatenbucht zu dem Dörfchen Merligen und waren, ich weiß nicht wie, auf Frauen und auf Familienleben zu sprechen gekommen. Da sagte Brahms: „Ich hab's versäumt. Als ich wohl Lust dazu gehabt hätte, konnte ich es einer Frau nicht so bieten, wie es recht gewesen wäre." Als ich darauf fragte, ob er damit sagen wolle, es hätte ihm die Zuversicht gefehlt, Frau und Kinder durch seine Kunst zu ernähren, antwortete er: „So mein' ich's nicht. Aber in der Zeit, in der ich am liebsten geheirathet hätte, wurden meine Sachen in den Concertsälen ausgepfiffen oder wenigstens mit eisiger Kälte aufgenommen. Das konnte ich nun sehr gut ertragen, denn ich wußte genau, was sie werth waren, und wie sich das Blatt schon noch wenden würde. Und wenn ich nach solchen Mißerfolgen in meine einsame Kammer trat, war mir nicht schlimm zu Muthe. Im Gegentheil! Aber wenn ich in solchen Momenten vor die Frau hätte hintreten, ihre fragenden Augen ängstlich auf die meinen gerichtet sehen und ihr hätte sagen müssen: ‚Es war wieder nichts' — das hätte ich nicht ertragen! Denn mag eine Frau den Künstler, den sie zum Mann hat, noch so sehr lieben und auch, was man so nennt: an ihren Mann glauben — die volle Gewißheit eines endlichen Sieges, wie sie in seiner Brust liegt, kann sie nicht haben. Und wenn sie mich nun gar hätte trösten wollen . . . Mitleid der eigenen Frau bei Mißerfolgen des Mannes . . . puh! ich mag nicht daran denken, was das, so wie ich wenigstens fühle, für eine Hölle gewesen wäre."

In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß Brahms diese Worte heftig hervor und blickte dazu so trotzig, so ingrimmig, daß ich keine Gegenbemerkung wagte und nur im Stillen erwog, einerseits, welche feurige und zarte, jauchzende und klagende Lieder der Liebe der Mann gesungen, der, neben mir herschreitend, in diesem Augenblick seiner Ehelosigkeit bitter gedachte, andrerseits, welche seelischen Leiden durch Unverstand und Herzenshärtigkeit der Welt gerade den edelsten und stolzesten Geistern zugefügt werden. „Es ist aber auch so gut gewesen!" setzte Brahms plötzlich hinzu, fuhr sich mit einer energischen Handbewegung durch den Bart und zeigte im nächsten Augenblick wieder sein ruhiges, zuversichtliches Antlitz.

III. **Die Sommer in Thun** (1886, 1887 und 1888).

Dem Verhältnisse zweier Menschen, die sich einander freundlich genähert haben, ist es gewiß am förderlichsten, wenn beide nichts von einander wollen, als die freie Pflege herzlicher Beziehungen vom Einen zum Andern. In dieses Stadium war mein Verhältniß zu dem geliebten und verehrten Wiener Meister getreten, als erst einmal das Opernproject glücklich begraben war. Wir standen wohl ab und zu an diesem Grabe mit platonischem Bedauern,

aber die Sache war abgethan. Auch sonst hielt ich darauf, ihm keine von mir verfaßten Verse mit der Zumuthung, er möchte sie componiren, in die Hand zu spielen. Ein einziges Mal zeigte ich ihm einen mythologischen Scherz, der als Cantate für Chor und Orchester gedacht war, und bei dem sich die Sängerin, gemäß dem Inhalte des Gedichtes, so zu sagen coram publico in ein Wesen masculini generis zu verwandeln hatte, was durch plötzliche tiefste Tonlage hätte dargestellt werden müssen. Brahms fand den Spaß lustig, aber schwer ausführbar und außerdem zu übermüthig, als daß seine ernste Muse ihm hätte näher treten wollen. So blieb, von dieser Ausnahme abgesehen, mein Verhältniß zu Brahms ein versreines und gerade deshalb ein um so gemüthlicheres.

In der Absicht, den Sommer in meiner Nähe zuzubringen, nahm er im Mai 1886 zum ersten Mal in Thun Quartier und miethete, um recht ungestört zu sein, den ganzen ersten Stock einer Wohnung, deren Lage an der dort aus dem See heraus tretenden, blau vorüberfluthenden Aare ihm besonders zusagte. Schräg gegenüber diesem (einem Kaufmann Spring gehörenden) braunen Hause mit grünen Fensterläden befindet sich jener kleine Inselvorsprung von Scherzligen, auf dem der Dichter Heinrich von Kleist im Jahre 1802 wohnte. (Eine Abbildung davon in Theophil Zolling's Schrift: „Heinrich v. Kleist in der Schweiz", Verlag W. Spemann 1882, S. 65). Auch in den folgenden Sommern behielt Brahms die Wohnung bei, in der er sich ungemein behaglich fühlte.

Schon beim ersten Tagesgrauen munter, braute er sich auf seiner Wiener Maschine das erste Morgenfrühstück selbst, zu dem ihm eine treue Verehrerin aus Marseille, Frau F*, den trefflichsten Mocca in solcher Fülle geliefert hatte, daß er gleich Anfangs an meine Haushaltung davon abgeben und sich so das Vergnügen leisten konnte, bei seinen Besuchen in Bern wenigstens am Kaffeetisch Wirth und Gast in einer Person zu sein. Die Morgenstunden waren der Arbeit gewidmet, die in der Thuner Wohnung, wo ihm eine große Laube und eine Flucht von mehreren in einander gehenden geräumigen Zimmern ein von Niemandem gestörtes, sinnendes Umherspazieren gestattete, ganz besonders gut gerieth. Die Sonate für Cello und Clavier Opus 99, die Sonate für Violine und Clavier Op. 100, das Trio für Pianoforte, Violine und Cello Op. 101 sind die Hauptzeugen seines Schaffens im ersten Thuner Sommer, lauter Werke, die sich durch herrlichste Frische der Phantasie auszeichnen; sie wurden alle drei zuerst in meinem Hause gespielt.

Zu Mittag speiste Brahms, wenn die Witterung es irgendwie erlaubte, in irgend einem Wirthshausgarten; das Table d'hôte-Essen blieb ihm zeitlebens verhaßt, und wo immer möglich, vermied er es, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht gern Toilette machte. Im gestreiften Wollhemd, ohne Cravatte, ohne angeknöpften weißen Kragen war ihm am wohlsten; selbst den weichen Filzhut trug er mehr in der Hand als auf dem Kopfe. Wenn er dann am Sonnabend jeder Woche nach Bern fuhr, um über den Sonntag und meistens noch bis Dienstag oder Mittwoch bei mir Quartier zu nehmen, hatte er eine lederne Reisetasche umgehängt, die einer mit Steinen

vollgestopften Tasche eines wandernden Mineralogen glich, aber hauptsächlich nur die Bücher enthielt, die ich ihm das vorige Mal geliehen hatte, und die er zurückbrachte, um sie gegen andere umzutauschen. Bei schlechtem Wetter hing ihm ein alter braungrauer Plaid, der auf der Brust von einer ungeheuern Nadel zusammengehalten wurde, um die Schultern und vervollständigte die seltsame, unmodische Erscheinung, der alle Leute erstaunt nachblickten, und die mich manchmal an eine gewisse Illustration in einer älteren Ausgabe von Chamisso's „Peter Schlemihl" erinnerte.

Diese Besuche waren nun für mich und die Meinen hohe Freuden- und Festtage, an die wir jetzt nur mit dankbarer Rührung zurückdenken können. Ruhetage freilich waren es nicht. Denn der stets rege Geist unseres Gastes verlangte gleiche Aufgewecktheit von Allen, die ihn umgaben, und man mußte sich gehörig zusammennehmen, um mit ausdauernder Frische auf der Höhe seiner Unermüdlichkeit zu bleiben. Aber gern raffte man sich dazu auf, da man sich für jede Anstrengung durch den Gedanken belohnt fand, das Glück des Umgangs eines wahrhaft großen und doch in diesem bescheidenen Familienkreise sich wohl fühlenden Mannes zu genießen. Brahms war immer vortrefflicher Laune. Wenn Tolstoj (in „Anna Carenina") einmal von jenem „stillen beständigen Leuchten" spricht, „das sich auf den Gesichtern der Menschen einstelle, die Erfolg haben, und die überzeugt sind, daß Alle diesen Erfolg zugeben", so lag allerdings dieses stille beständige Leuchten auch auf dem Antlitz von Brahms, war aber hier nicht bloß ein Widerstrahlen des Bewußtseins seines Ruhms und seiner Erfolge, sondern vielmehr des Glückes, das ihm sein Schaffen überhaupt gab, und dann der seelischen Heiterkeit, die ein durch und durch in sich gefestigtes, treues, ehrliches Mannesgemüth bei großer Reife des Denkens aus der fortgesetzten, interessevollen Betrachtung aller Dinge dieser Welt gewinnt. Ich habe nie Jemanden gesehen, der den Erscheinungen des Lebens, mochten sie nun Gegenstände der Natur, der Kunst oder auch nur der Gewerbetechnik sein, so frische, echte und andauernde Theilnahme geschenkt hätte, wie Brahms. Jede kleinste Erfindung, jede Verbesserung irgend einer Geräthschaft im häuslichen Gebrauch, kurz jede Spur menschlichen Nachsinnens, wenn sie von praktischem Erfolg begleitet war, freute ihn herzlich. Und nichts entging seiner Aufmerksamkeit, kein Trambillet mit aufgedruckter Reclamenotiz, kein hübsch gearbeitetes Spielzeug, noch sonst der geringfügigste Gegenstand, wenn nur irgend etwas Neues, ein Fortschritt daran zu entdecken war. Doch wetterte er auch scharf gegen unpraktische Einrichtungen, z. B. daß in den schweizerischen Bahnhöfen die Dienstmänner den Reisenden das Gepäck nicht in den Waggon tragen dürfen. Auch war ihm eine moderne Erfindung — das Fahrrad — tief verhaßt, weil diese oft so unvermuthet an dem stillen Spaziergänger lautlos vorübersausenden oder mit einem plötzlichen Signal ihn erschreckenden Maschinen seinen Gedankenfluß störten, und ihm außerdem auch die strampelnde Bewegung unschön vorkam. Immer hoffte er, es handle sich um eine bald vorübergehende Modethorheit, worin er sich bekanntlich täuschte. Im Uebrigen aber fühlte er sich glücklich, im Zeitalter der großen Erfindungen zu leben, und konnte das elektrische Licht, Edison's Phonographen u. s. w. nicht

genug preisen. Ebenso interessirten ihn aber das Naturleben, die seelischen Aeußerungen der Thierwelt. Von den Familiengewohnheiten der Bären im Berner Bärengraben, vor dem wir oft standen, mußte ich ihm immer wieder erzählen. Ueberhaupt erschienen bei seinen Besuchen die Gesprächsthemata unerschöpflich. Welchen Stoff nur schon die vielen Bücher boten, die Brahms meiner Bibliothek oder meinem Redactionstische entnahm! Im Ganzen war er kein Freund der Novitäten, las lieber Bücher zum zweiten und dritten Male, so in jenem Sommer die Werke des trefflichen Hermann Kurz, von denen er nur bedauerte, daß ihm im „Sonnenwirth" und theilweise auch in „Schiller's Heimathjahre" die Schilderung des Elends, in dem sich im vorigen Jahrhundert das arme geduldige württembergische Volk befand, zu tief zu Herzen gehe, so daß er namentlich den „Sonnenwirth" zu Ende zu lesen nicht mehr über sich bringe. Lieber vertiefte er sich in friedliche Werke deutscher Sprachwissenschaft. Hefte des großen Grimm'schen Wörterbuches, das er auch in Wien immer zur Hand hatte, borgte er sich von mir, ebenso „Des Knaben Wunderhorn", Bände aus den Schriften Herder's, dann wieder die Grillparzer'schen Dramen, von neuen Büchern aber, außer den Novellen und Gedichten G. Keller's, die während dieser Zeit fast immer bei ihm in Thun waren, am liebsten interessante Reisebeschreibungen, Nordpolfahrten, Stanley u. dergl. Große Freude machte ihm auch eine schöne Sammlung italienischer Photographien; wenn wir über diesen Bildern saßen, konnte Einer dem Andern Stunden lang von seinen Eindrücken und Erlebnissen in Italien erzählen, und damals wurde der Wunsch zu gemeinsamen italienischen Wanderungen in uns rege, der in den Jahren 1888, 1890 und 1893 seine Erfüllung fand.

Auch Zeitereignisse, so zu Pfingsten 1886 der tragische Tod König Ludwig's von Bayern im Starnberger See, lieferten ausgiebigen Stoff zur Unterhaltung, da Brahms ein höchst aufmerksamer Zeitungsleser und Beobachter aller wichtigeren Vorgänge des politischen Lebens war, wobei er vor allen Dingen immer erwog, ob ein Geschehniß dem Deutschen Reiche und dem deutschen Volke zum Heil ausschlagen oder eher zum Schaden gereichen werde. Man kann sich kaum genugsam vorstellen, wie tief der geradezu leidenschaftliche Patriotismus dieser ernsten Mannesseele ging. Brahms kam mir in dieser Beziehung zuweilen wie ein treuer Eckart des deutschen Volkes vor; er, der ohne Familie dastand und in keiner Richtung persönliche Sorgen kannte, daher sonst immer eine frohe, zuversichtliche Miene sehen ließ, konnte plötzlich einen eigenthümlich besorgten Blick annehmen und eine geradezu kummervolle Stirn zeigen, wenn gewisse Vorkommnisse in der Politik ihn in der Entwicklung des großen deutschen Vaterlandes irgend eine Wendung zum Schlimmen befürchten ließen. Ich werde weiter unten, wenn vom Sommer 1888 die Rede ist, zu zeigen haben, daß eine Controverse in diesen Dingen mich beinahe seine Freundschaft gekostet hätte. Wahrlich! wenn man in Deutschland erst allgemein wissen wird, wie heiß dies treue Herz sein deutsches Vaterland geliebt hat, und wie Brahms sein schönstes Lebensglück darin fand, daß ihm beschieden war, die ruhmvollen Siege und die Wiederaufrichtung des Deutschen

Reiches zu erleben, so wird das Denkmal, das sich dem Schöpfer des „Triumphliedes“ und des „Deutschen Requiems“ in der deutschen Reichshauptstadt in hoffentlich nicht ferner Zeit erheben wird, nicht nur dem genialen Componisten, sondern auch dem durch und durch deutschen Manne gelten, der mit jeder Faser für Deutschlands Ehre und Wohlergehen glühte und in hellem Zorn entbrennen konnte, wenn die Nörgeleien im Parlamente an all dem Großen zu mäkeln und zu markten begannen, das die von derselben Generation erlebte und scheinbar so bald vergessene Heldenzeit geschaffen hatte.

In solchen Gefühlen begegnete sich Brahms besonders schön mit Ernst von Wildenbruch, der im September 1886 mit seiner Gemahlin die Schweiz bereiste und mich in Bern mit seinem Besuch erfreute. Ich befand mich mit Brahms auf einer kleinen Alpentour, als uns in Mürren die Depesche meiner Frau erreichte, die mir das Eintreffen der lieben Berliner Gäste meldete. Noch an demselben Sonntag Abend langten wir in Bern an, verplauderten mit ihnen einen Theil der Nacht am Kaminfeuer und brachten den ganzen folgenden Tag in ihrer Gesellschaft zu. Brahms, dem Wildenbruch's Dramen schon stofflich sehr zusagten, liebte die auch im Gespräch hervortretende naturwüchsige Frische des Dichters, an dem ihm, der selbst so herculischer Kraft und Gesundheit sich erfreute, außerdem die körperlich kraftvolle Constitution, das Fehlen aller nervösen Anlage in einer Zeit der decadenten Genies höchst sympathisch war. Und da nun diese beiden Männer sich in ihren politischen Anschauungen so ganz einig wußten, war es ein wirkliches Vergnügen, zu sehen, wie ihre Seelen gleich Flammen in einander loderten. Auch ein anderer Zug in Wildenbruch's Wesen, seine Pietät für die großen Dichter der Vergangenheit, war so recht nach Brahms' Sinn. Leuchtenden Blickes hörte er zu, als Wildenbruch unter Anderm mit schwärmerischen Worten die dramatische Schönheit im „Agamemnon“ von Aeschylos pries, z. B. im Anfange des Stücks jene von Berg zu Berg glänzenden Feuersignale, welche die Rückkehr des Königsschiffes aus Ilion melden, und die darauf bezügliche Rede des Wächters auf der Burg. —

Es versteht sich, daß Brahms selbst auch in Thun von Freunden und Bekannten aus Deutschland und Oesterreich Besuch empfing, ebenso von Capellmeistern, jungen Componisten, Clavier spielenden Damen, welche Letzteren auf einen Lobspruch aus seinem Munde hofften, den sie dann als weitere Empfehlung würden benutzt haben. Er besaß jedoch, durch lange Uebung, eine große Geschicklichkeit, sie in höflichster Weise zu verhindern, an dem Flügel Platz zu nehmen, den ihm ein Berner Musikalienhändler sofort zu seiner Verfügung gestellt hatte. Auch an neugierigen Engländern und Autographenjägern und -Jägerinnen fehlte es in Thun natürlich nicht. Manche gingen mit großem Raffinement zu Werk. So zeigte er mir eines Tages einen ihm aus Solingen zugegangenen Brief, in dem es ungefähr hieß: „Die von Ihnen bestellte Sendung von 10 Dutzend echter Solinger Klingen wird nächster Tage bei Ihnen eintreffen; den Betrag erlauben wir uns durch Postnachnahme demnächst zu erheben.“ Aber die Berechnung, Brahms werde sich nun schleunigst diese Sendung verbitten und so das gewünschte Autograph liefern, scheiterte an

seiner Pfiffigkeit. Er steckte das Billet ruhig in die Tasche und unterließ jede Antwort. Da weder die Rappiere noch die angedrohte Postnachnahme jemals eintrafen, lag dann deutlich genug am Tage, wie richtig er von Anfang an diesen Autographenerpressungsversuch beurtheilt hatte. Ebenso empfing eine deutsche Dame in Capstadt, die Jahr für Jahr mit großer Ausdauer bei Brahms „einen seiner weltbekannten, vortrefflichen Wiener Flügel" bestellte, niemals von ihm die Aufklärung, er sei doch eigentlich nicht Clavierfabricant.

Wie wehrhaft er gegen jede Zumuthung war, sich etwas abgewinnen zu lassen, das er freiwillig nicht gewähren mochte, erfuhr auch ein junger Berliner Porträtmaler, der in jenem Sommer mit Herrn Verleger Simrock nach Thun gekommen war und Brahms fürs Leben gern gemalt hätte. Um dieses Vorhaben, an dem wir alle ein begreifliches Interesse nahmen, zu begünstigen, lud ich die Herren mit Brahms zu mir nach Kandersteg ein, wo ich mit meiner Familie während des Monats Juli ein alpines Häuschen bewohnte. Ein arger Regenvormittag, der uns alle in die einzige größere Stube des Häuschens bannte, schien endlich der Ausführung des Planes förderlich. Auch glaubten wir den Anschlag auf Brahms dadurch glücklich maskirt zu haben, daß der Künstler vorgab, meine jüngste Tochter zeichnen zu wollen, die sich daher in dieselbe Linie mit Brahms, doch so setzte, daß der mit Pastellstiften arbeitende Maler über sie hinweg Brahms immer im Auge behielt. Aber schon nach wenigen Minuten durchschaute der Schlaue die Absicht, ließ sich zwar nichts merken, meinte jedoch, er dürfe „den Damen und zarten Kindern" doch wahrlich mit dem Rauch seiner Caporalcigaretten, von denen er bereits die fünfte oder sechste schmauchte, nicht länger beschwerlich fallen, womit er sich erhob und auf eine offene, hölzerne Galerie hinaus begab, die ihre Aussicht nach dem Gemmipasse hatte, und wohin ich ihm folgte. Ihn in die Stube zurückzubringen, wo nun wirklich statt seiner mein Töchterchen porträtirt wurde, war an jenem Vormittag nicht mehr möglich, und das gehoffte Brahmsbild kam leider nicht zu Stande. Diese Abneigung, einem Künstler zu einem Bilde zu sitzen, war übrigens dadurch verstärkt, daß er dem von ihm so außerordentlich hoch geschätzten und auch als Freund geliebten Maler Anselm Feuerbach noch kurz vor dessen Tode eine hierauf zielende Bitte abgeschlagen hatte, und es ihm nun wie eine Art Treulosigkeit vorgekommen wäre, einem ihm bisher nicht bekannten jungen Künstler zu bewilligen, was er dem auf der Höhe seines Schaffens stehenden und erst vor wenigen Jahren verstorbenen Meister verweigert hatte. In einer späteren Periode hat sich Brahms bekanntlich doch herbeigelassen, zu seiner Büste und zu einer Radirung zu sitzen, obschon es ihm peinlich blieb, seine persönliche Erscheinung, mit der er zwar, wie wir wissen, im Stillen recht zufrieden war, zum Gegenstand lang andauernder, absichtlicher Beobachtung gemacht zu sehen. Amateurphotographien, besonders Momentaufnahmen, die ohne sein Wissen entstanden, konnten ihm Vergnügen machen, und mehr als eine hat er mir später aus Ischl oder aus Wien zugeschickt.

Obwohl wir nun einander allwöchentlich in der geschilderten Weise sahen, wurde doch auch ein fleißiger Briefwechsel zwischen Thun und Bern unterhalten; nur darf man sich nicht vorstellen, daß Brahms, einige wenige später zu erwähnenden Ausnahmen abgerechnet, in seinen Mittheilungen ausführlich gewesen sei. Wohl besaß er das Bedürfniß, mit seinen Freunden in regem Verkehr zu bleiben, aber auch in höchstem Grade die Kunst, in wenige Worte viel zusammenzudrängen. Im Ganzen war ihm Briefschreiben eine Last, sein bevorzugtes Briefpapier daher die Postkarte, „deren Format ihm jede Möglichkeit ausführlicher Darstellung liebevoll abschnitt" (wie Hanslick in einem Feuilleton der „Neuen Fr. Presse" vom 27. Juni 1897 sich so hübsch und bezeichnend ausdrückt). Da waren denn vor Allem die lustigen Correspondenzkarten, auf denen er seinen jeweiligen Entschluß zum Sonnabendbesuch meldete, z. B.:

„Ich will nicht; ich soll, ich darf, ich kann nicht — aber ich muß! Ich muß einmal nachsehen, ob das Kleine[1]) noch immer nicht da ist. So viel Sie auch schreiben, nie ist die Rede von dieser Perle des Hauses, der Straße, der Stadt" u. s. w.

Oder:

„Soeben beschlossen, Sie morgen Donnerstag nach Mittag heimzusuchen. Wenn kein Kuchen auf dem Tisch steht, sieht sich als entlassen an

Ihr herzlich grüßender B."

Ein ander Mal, als ich für einen alten Schauspieler durch die Zeitung eine öffentliche Sammlung veranstaltete, hieß es auf der Postkarte:

„Inliegend 20 Francs — oder möchten Sie es für Ihren guten Zweck einstweilen so annehmen und gelegentlich in Baar, nöthigenfalls durch Pfändung der Reiseeffecten (!)[2]) eintreiben von dem bekannten Jungfrau-Riesenbesteiger und Schänzli-Theaterbesucher."

Das auf dieser Karte erwähnte Berner Sommertheater, wo damals Opern und Operetten meistens nur mit Clavierbegleitung aufgeführt wurden, besuchte Brahms mit viel Vergnügen; namentlich versäumte er keine Vorstellung der „Fledermaus", die in diesem Sommer mehrmals gegeben wurde. Nur pflegte er dabei oft auszurufen: „Wenn Sie das alles erst von Wienern und Wienerinnen könnten singen hören und spielen sehen!"

Was die Unterschrift als Bergbesteiger betrifft, so war die Anspielung auf eine Jungfrautour natürlich bloß Spaß; den Riesen jedoch hatte Brahms wirklich bestiegen, ebenso mit uns, von Kandersteg aus, den am Fuß der Blüemlisalp herrlich gelegenen Oeschinensee besucht. Bergan zu gehen fiel ihm freilich bei seiner Neigung zur Corpulenz sehr schwer, und oft unterwegs klagte er sich des Unverstandes an, sich auf eine solche Unternehmung eingelassen zu haben. Ebenso war ihm der steile Weg nach Mürren — es gab noch keine Bergbahn — recht sauer geworden. Um so lustiger ging es hinunter, gewöhnlich so schnell, daß kaum Jemand mit ihm Schritt zu halten vermochte.

---

[1]) Die jüngste Tochter, die in Ferien abwesend war.

[2]) Die über Kamm, Bürste und Zahnbürste nie hinaus gingen.

Indessen beschränkte sich unser brieflicher Verkehr doch nicht ganz auf humoristische Billets; zuweilen fand auch über irgend eine Frage ein ernsthafter Meinungsaustausch statt. Als ich in einem Briefe die Ansicht geäußert hatte, man sollte eigentlich gegen das Ueberwuchern des Männergesangs und der Blechmusik Stellung nehmen, schrieb mir Brahms:

„Ihr Eifer gegen den Männergesang und die rohe Blechmusik, und Ihre Absicht, ihm Ausdruck zu geben, erinnert mich an die Mäßigkeitsvereine, die mich gelegentlich um Theilnahme angehen.

„Ich habe keine. Es ist so leicht, dem Volk seinen leider oft nöthigen Schnaps zu nehmen. Ich wäre eifrigst dabei, wenn solche Vereine die Absicht und die Macht hätten, Ersatz zu schaffen, Wein, Bier, Kaffee billiger zu machen.

„Nun ist dem gemeinen Manne auch der Männergesang und das moderne Blechinstrument bequem; Anderes will vorsichtiger angefaßt, frühzeitiger gelernt und gewöhnt sein. In den sogenannten besseren Classen ist leider jede Liebhaberei für ein anderes Instrument als das Clavier so gut wie völlig verschwunden.

„Es wäre ungemein zu wünschen und anzustreben, daß Eltern ihre Kinder andere Instrumente lernen ließen, Geige, Violoncello, Flöte, Clarinette, Horn u. s. w. (Dadurch würde zunächst allerseits Interesse für alles Mögliche geschafft.)

„In der Volksschule aber könnte für den Gesang mehr und Besseres geschehen und den Knaben sehr wohl schon früh die Geige in die Hand gegeben werden. In österreichischen Dörfern habe ich das oft gesehen; das Messe-Singen in den katholischen Kirchen ist auch nicht dumm! Vom Blatt singen, in allen Schlüsseln lesen, mit Fugen auf Du und Du stehen!"

Dieser Erörterung sandte Brahms am nächsten Tag folgende Zeilen nach:

„Lieber Freund! Die Strafe folge dem Verbrechen auf dem Fuße. So habe ich also[1]) die ‚Sängerin' (Fräulein Spies, Hermione ohne ‚o') veranlaßt, bei ihrer Rückkehr vom Genfer See, in acht Tagen, bei Ihnen einzubrechen und Ihnen mit meiner Hülfe eine scharfe Liederfolter zu versetzen.

„Sie können nun Ihre Thür verschlossen halten oder zu Halbirung des Schmerzes Professor B. und Professor St. einladen.

„Im Uebrigen aber sind Sie zu liebenswürdig![2]) Auf den Nietzsche habe ich freilich gleich ein italienisches Novellenbuch gelegt, damit ich mir's doch zweimal überlege, ob ich unter blauem oder grauem Himmel spazieren will! . . .

„Wenn nicht eher, so denke ich wahrscheinlich Mittwoch Nachmittag mit Spießen und Stangen zu kommen! Herzliche Grüße" u. s. w.

In dem lieblichen, von der Schwester der Sängerin verfaßten „Gedenkbuch"[3]) ist S. 166 der „musikalisch unvergeßliche Tag" beschrieben, der durch diesen Brief von Brahms war vorbereitet worden. „Brahms war aus Thun zu seinen Freunden in das W.'sche Haus herübergekommen und eine Anzahl der hervorragendsten Kunstfreunde Berns zu Gast geladen. Da wetteiferten die herrlichsten Lieder mit einander; dazwischen spielte Brahms in seiner unvergleichlichen Weise Bach. Denkwürdige Stunden —" u. s. w. Der Besuch wiederholte sich im Juni 1888, veranlaßte abermals ein herrliches Hausconcert, bei dem Hermine Spies außer vielen Liedern von Brahms zu seiner

[1]) Dieses „also" bedeutet: „keinen Männerchor, sondern" —

[2]) Ich hatte einige neue Bücher nach Thun gesandt.

[3]) Hermine Spies, Ein Gedenkbuch für ihre Freunde, von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894.

Begleitung die ganze Dichterliebe durchsang. (Näheres im „Gedenkbuch" S. 229 und 230.)

Schon fegten herbstliche Stürme übers Land, als Brahms zu Anfang October Thun verließ und nach Wien zurückkehrte. Seinen ganzen Kaffeevorrath und die Kaffeemaschine übergab er meiner Frau zur Aufbewahrung, indem er fest vorhatte, im nächsten Sommer wieder zu kommen, obschon ihm, wie er mündlich und auch in Briefen es öfter aussprach, die durchschnittlich etwas unverbindliche Art desjenigen Theils der Schweizer Bevölkerung, auf den sich der Fremde in Wirthshäusern und auf Eisenbahnen vorzugsweise angewiesen sieht, nicht sonderlich zusagte. So heißt es gleich in seinem ersten, nach der Ankunft in Wien an mich gerichteten Briefe: „Jetzt berichte ich ausführlich von der Reise[1]) und von hier: daß es doch immer ein eigenes Vergnügen ist, die ersten österreichischen Conducteure und Kellner wiederzusehen." In die Grüße, die der Brief enthielt, war auch unser Dienstmädchen „Vreneli" mit eingeschlossen; denn für Brahms hörte die Herzlichkeit und selbst Höflichkeit nicht bei einem gewissen Stande auf, sondern nur da, wo er in den Menschen, mochten sie was immer für einer Gesellschaftsclasse angehören, etwas Unehrliches zu bemerken glaubte, z. B. unberechtigten Dünkel, bei Frauen und Mädchen Geziertheit, leere Putzsucht u. dergl. Da konnte es mitunter wohl vorkommen, daß er einer grande dame, die alle ihre Künste spielen ließ, um die Aufmerksamkeit des berühmten Mannes auf sich zu ziehen, mit halb gewollter, halb unwillkürlicher Grobheit den Rücken zuwandte und lieber dem aufwartenden Dienstmädchen, aus dessen hellen, ehrlichen Augen ihn der einfache, natürliche Mensch anblickte, ein paar freundliche Worte sagte, z. B. wie gut ihm diese oder jene Speise geschmeckt habe oder etwas dergleichen.

[1]) Was natürlich nicht der Fall ist.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Aeschylus in Berlin.

[Nachdruck untersagt.]

Es ist, so viel ich weiß, in den Tagesblättern kaum bemerkt worden, daß der vergangene Sommer uns die Aufführung einer Tragödie des Aeschylus gebracht hat. Vielleicht ist es gut, daß sie nicht bemerkt worden ist; denn es läßt sich nicht allzu viel Gutes von ihr sagen. Aber die Thatsache an sich verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Am Sonnabend, den 26. Juni, veranstaltete der Akademische Gesangverein zu Berlin, wie es in den dazu ergangenen Einladungen heißt, zur Feier seines dreißigsten Stiftungsfestes, Abends 7 Uhr im Saale der Philharmonie eine dramatische Aufführung des „Agamemnon" von Aeschylus, Musik von Dr. Ferdinand Schultz. Daß die Feier wie die ähnlichen alljährlich stattfindenden eine rein private war, zu der außer den Mitgliedern des Vereins und ihren sehr zahlreichen Angehörigen fast nur zur Universität Gehörende geladen waren, könnte jede öffentliche Besprechung verbieten; allein der seltene Stoff scheint sie nicht nur zu entschuldigen, sondern zu fordern. Der weite Saal war trotz der großen Wärme und der strahlenden Klarheit des Hochsommerabends bis auf den letzten Platz von einem andächtigen Publicum gefüllt; auch auf den Gängen unten wie oben bewegten sich zahlreiche theilnahmsvolle Hörer und Hörerinnen. Es mag sein, daß diese vorwiegend sehr jugendliche Menge der nachher folgende Festcommers vielleicht mehr noch angezogen hatte als die Aufführung; beide bildeten nur die Einleitung zu weiteren studentischen Lustbarkeiten an den beiden folgenden Tagen. Die Aufführung einer Tragödie des Aeschylus ist für Berlin, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, etwas noch nicht Dagewesenes oder wenigstens höchst Seltenes, und ihre Wirkung war, wie von vielen Seiten bestätigt wird, eine tiefe, trotz Allem, was sie hinderte.

Denn, um es gleich zu sagen, sie hätte sehr viel besser sein müssen und können, wenn sich die richtigen Kräfte dazu zusammen gefunden hätten. Unsere jungen Studirenden sind ja so gelehrig und bildsam; ein Vortragsmeister ersten Ranges hätte ihnen beibringen müssen, wie man sprechen muß, nicht bloß um allenfalls verständlich zu sein, sondern um einen weithin wirkenden Eindruck zu machen. Weder die müde Schläfrigkeit des schlauen Wächters und sein Frohlocken über den erlösenden Feuerschein, der die ersehnte Kunde bringt, noch die prachtvolle Botschaft des Herolds, der von den Kämpfen vor Troja und seinem Fall so eindrucksvoll berichtet, und noch viel weniger Agamemnon's königliche Milde in der großen Wechselrede mit der gleisnerischen Klytämnestra, umflort von den düsteren Schatten des unmittelbar darauf herein brechenden Geschickes, kamen zu ihrem Rechte. Die Frauenrollen, Klytämnestra und Kassandra, waren in den Händen geübter Schauspielerinnen; sie konnten daher überall leicht verstanden werden, und ihre Trägerinnen erhoben sich zuweilen zu wirklich tragischer Größe. Nur durfte Klytämnestra nicht mit einem Schwert hantiren; das Beil auf der Schulter, mit dem sie ihren Gemahl

heimtückisch erschlagen hat wie den Stier an der Krippe, mußte sie vor den Leichen erscheinen. Die Rolle des Buhlen Aegisth hatte man gestrichen und damit dem Grauen der Unthat', die Klytämnestra an Agamemnon und Kassandra begeht, den greifbaren Grund, sowie der ganzen Tragödie den gewaltig erregten Schluß genommen, das harte Schelten und Hadern von Aegisth und Klytämnestra mit dem Chor. Sollte es aus gänzlich unangebrachter Prüderie geschehen sein, was ich nicht glauben kann, oder hatte es äußere Gründe: die zehn Minuten mehr, die der Schluß beansprucht hätte, durften keinesfalls ins Gewicht fallen. Gern hätte das dankbare Publicum auch diesen Schluß gehört und die Jugend ihre Ungeduld gezähmt. Wären die Chöre, etwa so wie in Schiller's Braut von Messina, mit discreter melodramatischer Begleitung angemessen gesprochen worden, so daß man ihre Worte verstanden hätte, es wäre ein Genuß gewesen, den keine noch so vollendete Vorlesung ersetzt. Oft haben sich Berufene an solcher Vorlesung im kleinen Kreise versucht, allein und mit vertheilten Rollen — Droysen hat seine Uebersetzung oft, Ernst Curtius, Erich Schmidt und Wildenbruch haben sie zusammen vorgelesen — und die nachfühlende Phantasie der Zuhörer konnte sich die äußere Erscheinung und die bewegte Handlung dazu denken. Eine Aufführung im Costüm, auf passender Bühne, mußte den Eindruck einer Vorlesung, bei aller Unvollkommenheit im Einzelnen, bei Weitem übertreffen.

Statt dessen wurden die Chöre gesungen und blieben, da man in dem völlig dunklen Saal den Text nicht mitlesen konnte, fast ganz unverständlich. Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Musiker von Fach und maßt sich kein fachmännisches Urtheil an über die Composition. Da sich der Componist das Pseudonym „G. Romberg" beigelegt hat, wie auf den Texten steht, so erweckt er damit die Erinnerung an die bekannte Musikerfamilie des Namens und den ihr angehörigen Componisten der Schiller'schen Glocke. Aber diese Composition dünkte uns dem hier Gebotenen weit überlegen. Die melodramatische Begleitung einzelner Scenen in der sehr gelungenen Ausführung unter der Leitung des Musikdirectors Hermann Putsch erschien nicht unangemessen; sie war auch schwer gänzlich zu verfehlen. Chöre des Aeschylus hätten von unseren deutschen Musikern vielleicht nur zwei zu componiren vermocht, wenn sie gewollt hätten: Richard Wagner und Brahms. Die Trivialität der Marschrhythmen und flotten Burschenklänge, die der hohen Muse des Aeschylus Ausdruck geben sollten, blieben bei der besten Absicht, die gern anerkannt werden soll, allzu weit hinter ihrem Gegenstande zurück. Ich sage nichts davon, daß eine möglichst farblose und glatte Uebertragung gewählt worden ist — die Donner'sche lag wohl zu Grunde — denn die Wilhelm von Humboldt's (1816) ist steif, und die Droysen'sche (1832—1884), die einzige, die an die wuchtige Kraft und die herbe Größe des Originals hinan reicht, hätte selbst Meistern wie Wagner und Brahms unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Aber *etwas* mehr Ernst, *etwas* mehr Tiefe, *etwas* mehr Kraft hätte man bei solchem Stoff doch erwarten können.

In England werden seit einigen Jahren öfter Aufführungen griechischer Tragödien in griechischer Sprache von Cambridge und Oxford aus veranstaltet und erfreuen sich der größten Theilnahme von Seiten der allerbesten Gesellschaft in London wie im ganzen Lande. Junge Musiker haben, wenn ich recht berichtet bin, einfache Compositionen dazu geliefert; sie werden gewiß nicht Meisterwerke ersten Ranges sein, aber man rühmt ihnen nach, daß sie die Gesammtwirkung nirgends stören, sondern eindrucksvoll unterstützen. In Paris wurde schon vor zehn Jahren im Théatre français abwechselnd Abend um Abend Pailleron's „Le Monde où l'on s'ennuye" und des Sophokles „Oedipus auf Kolonos" gegeben, und stets lauschte ein andächtiges Publicum (im Auguste) der etwas kraß übertreibenden, aber in ihrer Weise großen und künstlerischen Darstellung des Oedipus durch den trefflichen Got. Im Odéon finden in neuester Zeit regelmäßige Aufführungen griechischer und lateinischer Dramen statt und erfreuen sich dem Ver-

nehmen nach ebenfalls regster Theilnahme. Als vor mehr als einem halben Jahrhundert auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV. und unter August Böckh's eifriger Theilnahme die „Antigone" des Sophokles hier im Schauspielhause zum ersten Male aufgeführt wurde mit den Chören von Felix Mendelssohn-Bartholdy, galt das mit Recht als ein Ereigniß. Ueber diese Chöre ist es jetzt Mode geworden zu schelten; sie werden sentimental, weichlich, schwach genannt, und die modernen Freunde Wagner's wie die classisch strengen Anhänger Joh. Sebastian Bach's verwerfen sie einmüthig. Der Eindruck, den sie auf unsere Väter gemacht haben, war unleugbar groß und tief. Man lese, wie einer der Berufensten darüber in der Spener'schen Zeitung vom 25. April 1842 geurtheilt hat: „Mit einem Worte, wie der Uebersetzer das Stück unserem Verständniß, so hat die Musik es unserem Empfinden zugänglich gemacht" (Johann Gustav Droysen, „Kleine Schriften", Bd. II, S. 149). Und wie oft haben wir uns Alle nachher an diesen Aufführungen erbaut; unvergeßlich sind die Eindrücke, die die Crelinger und Clara Stich in dieser Rolle hinterließen. Ich erinnere mich lebhaft einer Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Verwundeten aus den siebziger Jahren, in der ein junger Student die Antigone mit hinreißender Unschuld spielte. Gewiß hat die Musik zu den Chören ihre Schwächen; gesprochen würden sie vielleicht auch jetzt noch mächtiger wirken. Aber wer hat denn bessere Chöre zu einer antiken Tragödie geschrieben? Manche Versuche der Art sind gemacht worden von Meyerbeer bis Bellermann und dem Erbprinzen von Meiningen; gehalten hat sich unseres Wissens davon nichts.

Unter dem Einfluß des großen englischen Philologen Richard Bentley — er starb 1742 achtzigjährig — ist das tiefere Verständniß für Inhalt und Form der dramatischen Kunst der Griechen begründet und in Deutschland durch Gottfried Hermann, Friedrich Gottlieb Welcker, August Böckh, Otfried Müller und viele andere Gelehrte tief und allseitig ausgebildet worden. Deutschland war es, das dem Verständniß des griechischen Dramas durch Uebersetzungen zuerst den Weg in weitere Kreise gebahnt hat. Von Deutschland aus ist erst vor nicht allzu langer Zeit in England und Amerika, in Frankreich und Italien die lang vergessene Wirkung dieser Dichtungsart gleichsam wieder entdeckt und zu neuer Geltung gebracht worden. Die grandiose Einfachheit dieser Werke wie die der Sculpturen des Parthenon ist ihrer Wirkung unter allen Verhältnissen sicher. So fremdartig sie zuerst erscheinen, sie zwingen auch den einfachsten Sinn aus der Niedrigkeit des Alltäglichen in ihre einsame Höhe hinauf. Man versuche es nur, aber mit einiger Sachkenntniß und Ueberlegung — oder sollte bei uns nicht möglich sein, was in London und Paris solchen Erfolg hat? Etwa weil seit einiger Zeit die Liebe zum classischen Alterthum fast in eine Art von Verruf gethan worden ist, weil man gefunden zu haben glaubt, daß unsere Jugend in den Gymnasien mit Griechisch und Latein „überbürdet" worden sei? Oder wie wenn Mathematik und Physik, Chemie und beschreibende Naturwissenschaften mit all' dem Glanz ihrer Entdeckungen und mit ihrem allmächtigen Einfluß auf das moderne Leben die Poesie zu ersetzen vermöchten! Immer mehr häufen sich die Zeichen der Zeit, die die Abkehr von den Tiefen des rohen Materialismus und die Rückkehr zur reinen Höhe der idealen Kunst als ein Bedürfniß auch der breiten Massen unseres Volkes verkünden.

Wenn die Aufführung des „Agamemnon" in der Philharmonie den Anfang bedeutet zu sich wiederholenden Versuchen in dieser Richtung, zur Erfüllung der starken Sehnsucht nach allem Großen, Ernsten und Hohen, was irgendwo und irgendwie hervorgebracht worden ist, so soll sie als ein glückverheißendes Omen in der Erinnerung festgehalten werden trotz all' ihrer Mängel und Schwächen.

Ferdinand Gregorovius.

[Nachdruck untersagt.]

Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli. Von Sigmund Münz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Ferdinand Gregorovius war Vielen bekannt, Wenigen vertraut. Seine verschlossene Natur und sein trotz zahlreicher gesellschaftlicher Beziehung im Grunde einsames Leben erschwerten die Beurtheilung seines Wesens und bargen selbst den nächsten Bekannten den Einblick in seine persönlichen Verhältnisse. Die von Althaus veröffentlichten „Römischen Tagebücher" haben vielfach enttäuscht. Das Beste aus denselben war eben längst in den „Wanderjahren" veröffentlicht, und was uns jetzt gereicht wurde, waren im Grunde nur kurze, flüchtige Aufzeichnungen, meist weit entfernt von dem künstlerischen Reiz, durch welchen Gregorovius' Schriften bestechen. Bedeutsamer war die Veröffentlichung der Correspondenz mit von Thile. Tritt hier die Beschäftigung mit der Tagespolitik in den Vordergrund, so zeigt uns ein anderer Briefwechsel den Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" mehr von der menschlichen Seite; man kann diesen Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart nur lebhaft begrüßen.

So wenig wie der Autor dieser Briefe ist die Adressatin derselben den Lesern der „Deutschen Rundschau" unbekannt. Ich habe vor Jahren, in dem Aufsatz über „Frauenarbeit in der Archäologie", von ihr erzählt[1]). Seither ist der Ruhm und das Ansehen der Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli in Deutschland rasch gestiegen. Zwei Sammlungen ihrer Schriften sind ins Deutsche übersetzt worden[2]); kleinere Aufsätze bringt von Zeit zu Zeit in deutscher Uebertragung die Beilage der „Allgemeinen Zeitung"; die philosophische Facultät von Halle hat bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums ihr das Diplom als Doctor honoris causa zugesandt, das nun, ehrenvoll umrahmt, in der köstlichen Bücherei prangt, wo Donna Ersilia ihre Freunde zu empfangen pflegt.

Die Correspondenz, welche hier gereicht wird, ist eine einseitige. Gregorovius scheint die an ihn gerichteten Briefe alle vernichtet zu haben, ein bedauernswerther Entschluß, der wohl nur auf eine krankhafte Stimmung zurückzuführen ist. Unsere edle Freundin, die Gräfin, hat die Gesetze der Gelehrten-Republik entschieden besser gewahrt, indem sie Gregorovius' Briefe nicht bloß aufbewahrte, sondern sie freigebig

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXII, S. 388 ff.

[2]) Neuestens erschien: Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli. Antike Denkmäler und Gebräuche. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Clara Schoener. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. Leipzig, G. Freund. 1896. In diesem anmuthigen, von R. Schoener vortrefflich eingeleiteten Heftchen sind zehn Aufsätze der Gräfin Lovatelli dargeboten, unter welchen diejenigen über „Visionen und Erscheinungen", über „Das Zeitungswesen der Römer", über „Das Schaukelspiel bei den Griechen und Römern", über die „Adonisgärten", „Die Zauberpforte des Esquilin", den „Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche" deutsche Leser hauptsächlich ansprechen dürften.

dem Herausgeber zur Verfügung stellte. Die Briefe waren mit wenigen Ausnahmen italienisch geschrieben; sie werden uns hier in deutscher Uebersetzung geboten. Hätten wir den Originaltext auch vorgezogen, so muß doch zugegeben werden, daß die Uebertragung durchaus im Interesse der deutschen Leserwelt lag. Sie ist zweifellos getreu und sicher geschmackvoll. Herr Sigmund Münz, der sich längst durch andere Schriften als einen enthusiastischen und verständnißvollen Freund Italiens, seiner Geschichte und Literatur erwiesen, hat den Briefen außer erläuternden Noten eine warm und gut geschriebene Biographie Gregorovius' und eine Darlegung seiner eigenen Beziehungen zu diesem vorausgeschickt. Das Bild, welches er von dem Menschen und Schriftsteller Gregorovius malt, ist gewiß treffend; es wird durch zahlreiche Züge bestätigt, welche den Briefen an Donna Ersilia zu entnehmen sind.

Was dieser Briefwechsel für Gregorovius war, sagt er selbst in dem nach dem Tode Marco Minghetti's an die Gräfin Lovatelli gerichteten Schreiben (S. 155): „Ihre Briefe sind jetzt, da ich ferne von Rom lebe, für mich die beste Fortsetzung meiner Beziehungen zu dem Genius der ewigen Stadt; sie rufen mir die schönsten Stunden der Vergangenheit ins Gedächtniß zurück. In der That, je breiter und tiefer der Graben wird, der mich alten Verbannten von dem neuesten Rom trennet, desto mehr schätze ich die Treue Ihres Wohlwollens gegen mich." Was der Geschichtsschreiber Roms an seiner erlauchten Correspondentin vor allem schätzt, nennt er S. 135: Gelehrsamkeit, Geist und Grazie. Mit der Bewunderung Donna Ersilia's verband er die Verehrung für deren Vater, den im Jahre 1882 verstorbenen Herzog von Sermoneta. „Auch sein Name," heißt es S. 117, „bleibt mit unzerstörbarer Schrift auf den Blättern der Geschichte Roms verzeichnet und im Andenken so Vieler eingeprägt, die ihn geliebt haben." Ihn, den blinden Herzog, nennt er „den Typus römischer Tüchtigkeit"; sich selbst (S. 118) einen modernen Janus mit dem Doppelgesichte: „ein Gesicht gegen Italien gekehrt, das andre gegen Deutschland". Man darf fast glauben, daß das erstere eigentlich sein Alltagsgesicht war. Da ist kaum ein Brief, in welchem die Sehnsucht nach Italien nicht durchbricht: so sehr die Sonne Italiens, seit er Rom als Wohnung aufgegeben, in seiner Seele untergehen sollte, er spricht immer sein

„Sempre nel cor l'Italia";

es verzehrt ihn alle Zeit die *ἐπιθυμία τῆς οἰκήσεως ἐν Ρώμῃ* (das Verlangen, in Rom zu weilen, S. 81 f.); immer, meint er, müsse er mit Erasmus sagen: ut liceat oblivisci Romae, quaerendus est mihi fluvius aliquis Lethaeus (um Rom vergessen zu dürfen, müßte ich irgend einen Lethefluß aufsuchen, S. 91). Kein Wunder, daß ihm die Veränderung mißfällt, welche das alte, das mittelalterliche Rom, wie es Gregorovius gekannt, geliebt, beschrieben hatte, unter den Händen seiner heutigen Verwaltung erlitten hat. An zahlreichen Stellen (z. B. S. 127, 144 f., 154) spricht er unverhohlen seinen Ingrimm über das geringe Maß von Pietät aus, welches seit 1870 bei den Neubauten in Rom waltete. Insbesondere beklagt er den Untergang der Villa Ludovisi, die einst unser aller Entzücken war, und die nun bis auf einige Büsche unter den Fenstern meines römischen Albergo verschwunden ist. Und ebenso empört ihn „die unselige Idee" (S. 127), das Denkmal Victor Emanuel's auf dem Capitol aufzustellen, wobei die ganze schöne Gruppe um Araceli zerstört werden mußte. In der That, es war in Rom Platz genug, um der Gegenwart volle Rechnung zu tragen, ohne daß man genöthigt war, an der Vergangenheit sich zu versündigen. Aber auch hier hat sich gezeigt, was Italiens aufrichtigste Freunde fast auf allen Gebieten des modernen Lebens mit Betrübniß wahrnehmen: wenn von zehn Lösungen eines Problems neun praktisch und empfehlenswerth sind, so wählt der heutige Italiener sicher die zehnte, die von dem gesunden Menschenverstand möglichst weit abliegt.

Gregorovius ist, nachdem er Rom verlassen, ziemlich viel gereist. Manche seiner Reiseeindrücke theilt er der Freundin mit. Er klagt über das „entsetzliche Klima Münchens" (S. 68), schildert das alte Schloß in Arbon am Bodensee, „dessen beide

colossale Thürme er auf Drusus zurückführen möchte" (S. 138); in dem nahen Constanz sah er den „großen, noch unversehrten, düstern und unförmlichen Palast, wo das berühmte Concil tagte" (S. 138; hier wiederholt Gregorovius eine landläufige Fabel: der sogenannte Concilssaal in Constanz hat thatsächlich nur der einen Sitzung gedient, in welcher Oddone von Colonna zum Papst gewählt wurde; alle anderen Generalsitzungen fanden im Münster statt). In Florenz ist Gregorovius (1887) sehr befriedigt von der neuen Domfaçade, „einem Werk, schön und würdig der Stadt der Blumen" (S. 161). Man mag das Urtheil stehen lassen, aber gegen die Bezeichnung Ravenna's als des „Pompei des römischen Byzantinismus" (S. 167) muß man schon als gegen einen nicht zu rechtfertigenden Galimathias von Seiten der Kunstgeschichte Einsprache erheben, wie denn überhaupt eine strenge kunsthistorische Durchbildung Gregorovius' Stärke keineswegs gewesen ist. Mit Recht aber entzückten ihn, den Poeten unter den Historikern, die alten rheinischen Städte, besonders Trier, das er ein Rom in Miniatur nennt (S. 181).

Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" konnte ohne einen gewissen staatsmännischen Blick nicht geschrieben werden. Gleichwohl war Gregorovius kein Staatsmann und am wenigsten ein praktischer. Wo er, namentlich in dem Tagebuch, über zeitgenössische politische Actionen und Ereignisse spricht, verräth er durchaus den vollkommenen Dilettanten, der den Geschäften stets fern gestanden und daher nur eine laienhafte Vorstellung von der Ausbildung politischer Situationen, von dem momentan Möglichen oder Unmöglichen hatte. In den Briefen an Donna Ersilia verhandelt er wenig über Politik. Interessant sind zwei Urtheile über Bismarck. Er spricht (S. 160) von der Demission Keudell's, „dem, wie es scheint, wenn nicht gerade das Loos Arnim's, so doch immerhin ein Biß von Seiten Bismarck's geworden. Dieser beißt, und wenn er also ein Hund ist, so wird er doch immer der ‚große Hund' sein." — Ein andermal heißt es in Bezug auf den großen Kanzler: „Heute Morgens stieß ich auf einen schönen Ausspruch bei Tacitus (Annalen Buch II, Cap. 63), der von dem berühmten Marbodius sagte: consenuit multum imminuta claritate ob nimiam vivendi cupidinem (er alterte, und sein Glanz nahm sehr ab, weil er allzu gierig das Leben liebte). Das ist auch der Fall bei Bismarck, der nicht den Sinn der letzten Worte Hamlet's begreift: the rest is silence. Ich habe anderwärts gesagt: ‚Schweigen ist die große Kunst des Anstandes' " (S. 180).

Im Allgemeinen hört man sonst Gregorovius lieber literarische als politische Urtheile aussprechen. In dieser Correspondenz sind indessen auch erstere nicht häufig. Oefter spricht er von Döllinger, in welchem er, „wenn auch nicht einen Begeisterten für ein hohes Ideal, so doch einen Mann kalten Verstandes" bewundert (S. 68). Ich fürchte, daß Döllinger's Eigenart und sein innerster Gedanke Gregorovius nie aufgeschlossen wurde. Einseitig und geradezu unsinnig ist auch das Urtheil über den Grafen Paolo Perez und die Rosminianer, wie es nun hier S. 105 und öfter im „Tagebuch" entgegentritt. Paolo Perez, der frühzeitig mit Gregorovius befreundet war, eine feinsinnige religiöse Natur, ein vortrefflicher Kenner Dante's, war wie so viele Andere, ich darf wohl sagen: wie alle Edelsten der Nation, von dem Zauber der Persönlichkeit Antonio Rosmini's erfaßt worden und hatte durch seinen Eintritt in das Istituto della Carità für Rosmini und sein Werk, für den Bund der Religion und der Wissenschaft, des Katholicismus und der nationalen Freiheit Zeugniß abzulegen beschlossen. Er hat dem Orden bis an seinen Tod angehört, und sein Name wird stets mit Ehren neben so manchen andern glänzenden Namen genannt werden, welche Rosmini's Orden als die seinen zählte — neben den Paoli, den De Vit, Lockhart u. s. f., Männern, von denen ich den Lesern der „Deutschen Rundschau" längst versprochen habe zu erzählen. Und wie spricht nun Gregorovius von diesen Dingen? Man lese S. 165: „in Rom fiel Perez unseliger Weise in die Netze der Rosminianer, in deren Orden er sich einkleiden ließ, und als dessen Mitglied er in dem Ordenshause zu Stresa starb, bitter beweint von mir

ob der Reinheit seiner Seele, ob seiner Bildung und seines feinen Geistes." Diese Worte beweisen, daß Gregorovius von dem Charakter und den Zielen des Istituto della Carità, von dem ganzen Werke Antonio Rosmini's keine Ahnung hatte, wie er denn überhaupt trotz seines langen Aufenthaltes in Rom oder vielleicht zum Theil in Folge desselben nur eine höchst unvollkommene Kenntniß der idealen Strömungen im heutigen Katholicismus besaß. Sein persönliches Verhältniß zum Christenthum war übrigens bekanntlich ein rein negatives. „Je älter ich werde, desto mehr nähere ich mich der Philosophie Schopenhauer's, den Sie, wie ich glaube, nicht lieben, aber vielleicht bewundern" (S. 137). Damit mochte er Recht haben, denn Donna Ersilia, welche Christin ist und als Katholikin lebt, ist weit entfernt, Pessimistin und Pantheistin zu sein. Hier und da brechen Gregorovius auch Ahnungen auf, die nicht im Einklang mit seinem pantheistischen Standpunkt stehen. „Ich glaube," sagte er ein Mal (S. 79), „daß das Christenthum eigentlich das Erzeugniß des verzweifelten Bedürfnisses ist, den engen Kreis der moralischen Freiheit zu erweitern und die Seele vor der Tyrannei der Naturgesetze zu erretten. Die aus Schuld, Ursachen und Wirkungen bestehende Kette bricht durch Eingreifen eines Deus ex machina, der sich Wunder nennt und ein Kind des Gebetes ist."

Daß Gregorovius auf den Vatican nicht gerade freundlich zu sprechen war, weiß man. Namentlich war dies der Fall, seit man in Rom die von dem römischen Municipio veranstaltete italienische Ausgabe seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" auf den Index gesetzt und ihm damit die Möglichkeit einer ferneren Benutzung der vaticanischen Archive genommen hatte. „Ich weiß nicht," schreibt er am 12. December 1888, „ob ich Ihnen mitgetheilt habe, daß König Humbert den liebenswürdigen Gedanken hatte, mir die neue, unter seinen Auspicien in Turin veranstaltete Ausgabe der Divina Commedia zu schenken. Wenn demnach Ihr Mikado gegen mich, der ich über Rom klage, wohlwollend ist, so will mir andererseits der Taikun, wie es scheint, ein wenig die Beißzähne zeigen, vorausgesetzt, daß die Nachricht, die hier durch die Zeitungen geht, wahr ist — es heißt nämlich, Seine Heiligkeit habe einen Innsbrucker Jesuiten beauftragt, meine arme Geschichte Roms zu widerlegen. Ich glaube es wohl nicht, aber es gibt hier einige Leute, und unter ihnen sogar Döllinger, die daran glauben." Döllinger hatte hier ganz Recht, denn in der That hat seiner Zeit der Innsbrucker Jesuit P. Grisar den Auftrag erhalten, dem „kirchenfeindlichen" Gregorovius eine wohlgesinnte „Geschichte Roms im Mittelalter" als Gegengift entgegen zu stellen. Man darf, nach den Proben, welche Herr Grisar von den Aufgaben und Pflichten eines Kirchenhistorikers zum Besten gegeben hat, auf das Gelingen dieses Unternehmens recht gespannt sein.

Die Arbeit ist alle Zeit Gregorovius' Lebenselement gewesen. Sie hat ihn getröstet und erhoben, als er noch jung, dürftig und unbekannt war. Sie war ihm eine Genossin geworden, die ihm das Gefühl seines Werthes gab, lange ehe äußere Anerkennung dies bestätigte. Sie hielt ihn aufrecht, als Alter und Leiden über ihn kamen. „Die Arbeit," schreibt er Donna Ersilia, „ist der höchste Trost für den Sterblichen, und so fahre ich rüstig fort" (S. 162). Als im Juni 1888 der Tod einem hohen Dulder Erlösung, uns allen tiefste Trauer gebracht hatte, schrieb er: „der Tod des Kaisers Friedrich wird überall als ein sehr unheilvolles Ereigniß empfunden. Ich beweine ihn bitter; Deutschland hat in ihm den besten Fürsten verloren. Er würde der neue Titus unserer Zeit geworden sein. . . . Was bedeutet das Leben? ‚Die Götter tödten uns zum Spaß,' sagt eine Person im ‚König Lear', Gloster, wenn ich nicht irre. Das sind Argumente, die der Doctrin der Pessimisten Recht geben. Indessen muß man arbeiten. Das ist auch das einzige Mittel, um sich die Dämonen der Verzweiflung vom Leibe zu halten" (S. 171).

Aus diesen Worten spricht die Stimmung eines dahinsterbenden Lebens. Gregorovius war nie eine heitere Natur, aber er hatte frohere Tage gekannt. Wie viel Sonnenschein und Hoffnung lag noch auf seinem Dasein damals, als er vor dreißig Jahren jenes edle Wesen liebte, das wir 1877 in Puzzuoli zu Grabe trugen!

Und wie frisch und vertrauensvoll schrieb er noch in den siebziger Jahren an seinem Tisch im Atelier Lindemann-Frommel's; wie manch' köstliche Stunde haben wir da zu jener Zeit noch an dem Schmerzenslager der Herrin des Hauses zusammen verplaudert! Divus omnia Juppiter transtulit! Noch war ihm in seinem Alter das Haus unserer gemeinsamen Freundin, der Gräfin Lovatelli, geblieben. „Es genügt," schrieb er ihr nicht lange vor seinem Ende, „zu sagen, daß kein Tag vergeht, ohne daß ich mit meinen Gedanken nach Rom zurückkehre und in Ihr Haus eintrete, das durch so viele Monate ein wahres Palmyra, ja eine Insel der Seligen für mich war. Aber schließlich entfernt sich jedes Glück von uns Sterblichen, und sogar Atlantis verschwindet im Meer" (S. 176).

Was den Palazzo Lovatelli nicht bloß ihm, sondern so vielen von uns Deutschen heimisch und köstlich macht, hat Gregorovius in einem seiner frühesten Briefe an die Gräfin ausgesprochen: „nur der schöne Geist edler Frauen führt die Musen aus einem Lande in das andere und macht sie in der Fremde heimisch" (S. 63). Einst waren in dem goldenen Zeitalter der Renaissance die Höfe von Mantua, Ferrara, Urbino solche Mittelpunkte, wo das höchste Maß verfeinerter Geistesbildung und gesellschaftlicher Sitte sich unter den Augen hochbegabter Frauen herausbildete; man kennt das Bild, welches uns Castiglione in seinem „Cortegiano" von diesen Kreisen hinterlassen hat. Heute gibt es nur wenige solcher Stätten mehr jenseits der Alpen, wo zugleich den Musen und den Grazien geopfert wird; die vornehmsten von ihnen werden noch immer die Villa Antella und der Palazzo Lovatelli sein: dort, wo die Blüthe florentinischen Geistes sich um die ehrwürdige Wittwe Ubaldino Peruzzi's sammelt, hier, wo die Archäologen und Kunstforscher aller Nationen sich friedlich unter dem Scepter einer Herrin zusammenfinden, welche dem alten Ruhmeskranze der Caëtani ein neues und köstliches Lorbeerblatt einzuflechten verstand.

Franz Xaver Kraus.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Der Besuch, den das italienische Königspaar dem kaiserlichen Hoflager zu Homburg abstattete, war ein neuer Beweis ebenso für die herzlichen Beziehungen des Hauses Hohenzollern und der casa Savoia wie für die Festigkeit des Dreibundes. Der italienische Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, hatte großen Werth darauf gelegt, sich in der Begleitung des Königs Humbert zu befinden, und bei den Besprechungen dieses Staatsmannes mit dem deutschen Reichskanzler, Fürsten zu Hohenlohe, und dem Botschafter von Bülow, dem designirten Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, ist unzweifelhaft die Unerschütterlichkeit der Tripelallianz in derselben Weise hervorgehoben worden, wie Kaiser Wilhelm II. es am 4. September bei dem Paradediner gethan hat. „Aber nicht nur mein Heer," betonte der deutsche Kaiser, „sondern das gesammte deutsche Vaterland begrüßt in Eurer Majestät den hohen Fürsten, den innigen Freund meines verstorbenen Vaters, den treuen Verbündeten, dessen Hierherkunft von Neuem uns und der Welt zeigt, daß unerschütterlich und fest das Band des Dreibundes besteht, der im Interesse des Friedens gegründet wurde und je mehr und je länger desto fester und inniger in dem Bewußtsein der Völker wurzeln und Früchte tragen wird." Wie der Hinweis auf die friedliche Bedeutung des Bündnisses der europäischen Centralmächte bei allen Freunden der fortschreitenden Cultur und Civilisation einen lebhaften Widerhall finden muß, waren auch die an den König Humbert und dessen hohe Gemahlin, die Königin Margherita, gerichteten Worte des deutschen Kaisers allen Deutschen und Italienern aus dem Herzen gesprochen.

Als das Ebenbild des italienischen Glückssterns, der stella d'Italia, des hohen Gestirns, auf das das italienische Volk und Vaterland vertrauend blicken, bezeichnete Kaiser Wilhelm II. die holde Erscheinung der Königin Margherita. So tief aus der italienischen Volksseele geschöpft, so poetisch empfunden ist dieser Vergleich, daß der deutsche Kaiser sich bei seinem Bilde mit keinem geringeren Dichter begegnet, als Giosuè Carducci. In seiner von dem congenialen Paul Heyse übertragenen Ode an die Königin Margherita singt Italiens größter Lyriker der Gegenwart:

„Wie von der Alpen Gipfeln der Abendstern
Im jungen Frühling schimmernd empor sich hebt
Und ruhig mit den sanften Strahlen,
Die am vergoldeten Schnee sich brechen,

Anlacht das einsam-dürftige Hirtenhaus,
Anlacht der Thäler üppige Blüthenpracht
Und in der Pappeln Schatten Liebes-
Flüstern erweckt und die Nachtigallen:

So blond und strahlend im diamantenen
Licht Deines Kronreifs gehst Du dahin; das Volk
Erfreut sich Dein und zeigt mit Stolz Dich,
Wie eine Tochter, die zum Altar geht."

In der Erwiderung auf den Trinkspruch des Kaisers gab König Humbert den zwischen den Regierungen Italiens und Deutschlands und den beiden Staaten bestehenden Beziehungen der Freundschaft und Allianz neuen, herzlichen Ausdruck Als eine edle Aufgabe, die sich Kaiser Wilhelm II. gestellt, bezeichnete der König von Italien dann die beständigen Anstrengungen, den Frieden in Europa zu erhalten, und betonte, daß diese Erhaltung des Friedens durch die Einigkeit und den einmüthigen Willen der Regierungen auch sein heißester Wunsch wäre. Mit Fug hält König Humbert dafür, der Mission seines Landes treu zu bleiben, wenn er der Vollendung dieses größten und für das Glück der Völker und die Fortschritte der Civilisation heilsamsten Werkes seine loyale Unterstützung leiht. Daß die friedlichen Bestrebungen der beiden verbündeten Monarchen, die sich in voller Uebereinstimmung mit dem Kaiser von Oesterreich befinden, bei der jüngsten Zusammenkunft in charakteristischer Weise zum Ausdrucke gelangt sind, ist eine willkommene Ergänzung der Vorgänge bei Gelegenheit der Besuche, die Kaiser Wilhelm II. und nach ihm der Präsident der französischen Republik dem Zaren abstatteten, sollten auch immerhin die Chauvinisten in Frankreich andere Erwartungen damit verknüpfen.

An Bord des französischen Panzers „Pothuau" ist endlich vom Kaiser Nicolaus II. das Wort gesprochen worden, das von der öffentlichen Meinung in Frankreich seit dem Flottenbesuche in Kronstadt mit Ungeduld erwartet wurde. Nachdem der Präsident der französischen Republik dem Zaren für den gastlichen Empfang gedankt und betont hatte, daß er vor seiner Abreise mit tiefer Rührung Rußland inmitten der französischen und russischen Seeleute begrüße, die den Monarchen im Vorjahre nach Frankreich geleiteten, fuhr er fort: „La marine française et la marine russe peuvent être fières de la part qu'elles ont prise dès le premier jour dans les grands événements qui ont fondé l'intime amitié de la France et de la Russie; elles ont rapproché des mains qui se tendaient et permis à deux nations amies et alliées, guidées par un idéal commun de civilisation, de droit et de justice, de s'unir fraternellement dans la plus sincère et la plus loyale des étreintes." Der bezügliche Passus im Toaste des Kaisers von Rußland lautete dann: „Je suis heureux de voir que votre séjour parmi nous crée un nouveau lien entre nos deux nations amies et alliées, également résolues à contribuer par toute leur puissance au maintien de la paix du monde dans un esprit de droit et d'équité."

Obgleich in Frankreich selbst darauf hingewiesen wird, daß die Bezeichnung „deux nations amies et alliées" nicht mit der Verkündigung einer „alliance" für gleichwerthig erachtet werden könne, sollte doch von deutscher Seite Alles vermieden werden, was den Anschein einer Herabsetzung des vom Präsidenten der französischen Republik erzielten Resultates erwecken könnte. Wohl aber ist es geboten, auf der Grundlage des Originaltextes die Bedeutung der vom Zaren gesprochenen Worte zu prüfen. Obgleich nun französische Publicisten selbst hervorheben, daß der Trinkspruch des Kaisers Nicolaus II. im logischen Zusammenhange mit den kurz zuvor zwischen dem Zaren und dem deutschen Kaiser gewechselten beurtheilt werden müsse, deren Grundgedanke die Betonung der Aufrechterhaltung des Weltfriedens war, genügt doch der Inhalt der an Bord des „Pothuau" gesprochenen Worte, um festzustellen, daß keineswegs eine neue Orientirung der russischen Politik erfolgt ist. Mögen immerhin die Chauvinisten jenseits der Vogesen in dem Hinweise des Präsidenten Faure auf „die beiden befreundeten und verbündeten Nationen, die durch ein gemeinsames Ideal der Civilisation, des Rechtes und der Gerechtigkeit geleitet werden", einen Anklang an den Ausspruch Gambetta's erblicken: „Wenn unsere Herzen schlagen, geschieht es nicht für die Aufsuchung eines blutigen Ideals, es geschieht, damit wir auf die Zukunft rechnen und wissen können, ob es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zum bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde kommt." Sicherlich hat aber Kaiser Nicolaus II. nicht an diese „justice immanente" gedacht, wenn er die übereinstimmende Entschlossenheit

der „beiden befreundeten und verbündeten Nationen" betonte, „mit ihrer ganzen Macht zur Aufrechterhaltung des Weltfriedens im Geiste des Rechtes und der Billigkeit beizutragen". Fehlte im Trinkspruche des Herrn Faure dieser Hinweis auf den Zweck und das Ziel des französisch-russischen Bündnisses, nämlich die „Aufrechterhaltung des Weltfriedens", so liegt eben eine authentische Interpretation von Seiten des für die französischen Entschließungen in Zukunft maßgebenden Factors, des Zaren, vor. Was aber den „Geist des Rechtes und der Billigkeit" betrifft, so erheischt dieser an erster Stelle, daß völkerrechtlich bindende Vereinbarungen wie der Frankfurter Friedensvertrag erfüllt werden.

Daß in Frankreich allzu kühne Erwartungen an den Trinkspruch des Zaren geknüpft werden, kann nicht überraschen. Ja, es konnte sogar geschehen, daß einige Deutsch-Lothringer, ihrer früheren französischen Staatsangehörigkeit eingedenk, die Grenze passirten, um von Pont-à-Mousson aus dem Conseilpräsidenten Méline den Ausdruck ihrer Hoffnungen zu übermitteln, und daß der Leiter der französischen Regierung in der Antwort auf dieses Telegramm sich einer Sprache bediente, die schlecht im Einklange mit dem Frankfurter Friedensvertrage stand. Dies wurde zwar mit Recht von deutscher Seite als eine Taktlosigkeit angesehen, als mildernder Umstand konnte jedoch gelten, daß der in Fragen des internationalen Taktes jedenfalls sachverständigere Minister des Auswärtigen, Hanotaux, sich in der Begleitung des Präsidenten der Republik befunden hatte. Im Gefühle der eigenen Stärke, die nun siebenundzwanzig Jahre hindurch sich bewährte und in diesen Tagen erst wieder bei den Kaisermanövern in Bayern zum erfreulichen Ausdrucke gelangte, durfte Deutschland das voreilige Verhalten des Herrn Méline officiell um so eher ignoriren, als die französische Presse, allem Anscheine nach einem Losungsworte des Pariser Auswärtigen Amtes Folge leistend, den vom „Temps" veröffentlichten Depeschenwechsel zwischen einigen Deutsch-Lothringern und dem französischen Conseilpräsidenten nicht widergab.

So wird sich das Ministerium Méline bescheiden müssen, das durch den Präsidenten der Republik in Rußland erzielte Resultat für die innere Politik zu verwerthen, zumal der vom Zaren proclamirte ausschließlich friedliche Zweck des Zweibundes von den übrigen europäischen Großmächten in derselben Weise angestrebt wird. Geflissentlich wird nun von den der gegenwärtigen französischen Regierung nahe stehenden Organen verbreitet, daß es in Rußland einen wenig günstigen Eindruck machen müßte, wenn die Stetigkeit in der politischen Entwicklung der Republik, wie früher, durch unabläßig auf einander folgende Ministerkrisen gefährdet würde. Daß der Zar das Verbleiben des Ministeriums Méline am Staatsruder wünsche, wagen diese Organe zwar nicht direct zu behaupten, weil dann die gesammte radicale Presse sogleich in aller Form den Ansturm gegen eine Regierung eröffnen würde, die sich in der inneren Politik die Einmischung des Auslandes gefallen ließe. Wohl aber wird von Seiten eines Theiles der dem Cabinet Méline nahe stehenden Presse die Propaganda für die Auflösung der Deputirtenkammer mit allem Eifer betrieben, da es in dieser vor der Vertagung durchaus nicht an Zündstoff fehlte. Insbesondere wurde gegen das Ministerium geltend gemacht, daß es keine einzige positive Leistung zu verzeichnen hätte, wie denn auch die dringend erforderliche Steuerreform bisher ein todter Buchstabe geblieben wäre. Es könnte daher leicht geschehen, daß das Cabinet Méline trotz der französisch-russischen Allianz bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit gestürzt wird, und dieser Besorgniß entspringt nun die eingeleitete Bewegung für die Auflösung der Deputirtenkammer, während die Oppositionsblätter einstimmig erklären, daß eine solche Maßregel einen Staatsstreich bedeuten würde. Bezeichnend ist nun, daß der der französischen Regierung nahe stehende „Temps" in einem eingehenden Artikel „La dissolution" die für und wider die Kammerauflösung angeführten Gründe erörtert und die Auffassung vertheidigt, daß Alles dafür spräche, bestände nicht seit der vom Marschall Mac Mahon und dem Ministerium Broglie im Jahre 1877

angeordneten gleichen Maßnahme das Vorurtheil, es handelte sich dabei um einen Staatsstreich. Man wird daher annehmen dürfen, daß die Kammerauflösung zunächst nur als Schreckgespenst dienen sollte, um die Radicalen von einem allzu rücksichtslosen Vorgehen gegen die Regierung abzuhalten. Die französisch-russische Allianz wird, gleichviel, ob es zur Auflösung des Parlaments gekommen wäre, oder diese Eventualität nicht eintritt, jedenfalls als hauptsächliches Argument in den Vordergrund gerückt.

Wenig trostreiche Ausblicke in die Zukunft gestatten die Verhältnisse in Spanien. Die Ermordung des Ministerpräsidenten Canovas del Castillo hat dem ohnehin schwer geprüften Lande erst zum vollen Bewußtsein gebracht, daß dieser politische und literarische Charakterkopf einzig und allein im Stande gewesen wäre, einen Ausweg aus den zahlreichen Schwierigkeiten zu finden, mit denen Spanien ringen muß. Allerdings gilt der neue Leiter der Regierung, General Azcarraga, der Kriegsminister im früheren Cabinet, als ein tüchtiger Militär; es läßt sich jedoch schwer absehen, wie er in den Cortes der Obstruction der Liberalen unter der Führung Sagasta's, sowie der Opposition der conservativen Dissidenten unter Silvela Herr werden soll. Konnte Canovas del Castillo die Regierungsgeschäfte fortführen, nachdem die Liberalen sich in Folge des Conflictes eines ihrer Parteigenossen im Senate mit dem Minister des Auswärtigen, Herzog von Tetuan, von den parlamentarischen Arbeiten vollständig zurückgezogen hatten, so haben sich die Verhältnisse in der Zwischenzeit wesentlich anders gestaltet. Wohl vermochte der durch die Verbrecherhand des Anarchisten Angiolillo jäh hingeraffte Vorgänger des Generals Azcarraga der parlamentarischen Opposition Trotz zu bieten und zu erklären, daß er ihrem Verlangen in Bezug auf die Entlassung des Herzogs von Tetuan nicht nachgeben würde. Der gegenwärtige Ministerpräsident verfügt aber auch nicht annähernd über dieselbe Autorität wie Canovas del Castillo, während andererseits Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen Sagasta's und des mit ihm in dieser Angelegenheit verbündeten Führers der conservativen Dissidenten, Silvela, auch in der cubanischen Angelegenheit einen Rückzug der Conservativen bedeuten würde. Hält die gegenwärtige Regierung nach wie vor daran fest, daß die Unterdrückung des Aufstandes auf der großen Antille der Einführung der geplanten Reformen vorangehen müsse, so wird von den Liberalen die entgegengesetzte Auffassung vertreten. Da nun die Fortführung der Expedition auf Cuba unter dem Oberbefehle des Generals Weyler ebenso wie die Unterdrückung des Aufstandes auf den Philippinen sehr bald die Bewilligung neuer Mittel durch die Cortes erforderlich machen wird, muß das Cabinet Azcarraga unmittelbar mit den sehr verwickelten parlamentarischen Verhältnissen rechnen. Hierzu kommt nun, daß über die Stellung der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika in der cubanischen Angelegenheit nach wie vor Unklarheit besteht. Daß die aufständische Bewegung der großen Antille seit geraumer Zeit von den Vereinigten Staaten aus auf dem Privatwege unterstützt und gefördert wird, ist längst bekannt; die Regierung in Washington konnte aber bisher mit Recht betonen, daß sie selbst die volle Neutralität gewahrt habe. In einem Theile der spanischen Presse wird nun behauptet, daß der von dem neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannte Gesandte, General Woodford, schärfere Instructionen erhalten habe. Sollten diese in dem Sinne gehalten sein, daß Spanien nicht mehr auf die Neutralität der Regierung in Washington zählen darf, so daß diese die Aufständischen als „kriegführende" Macht anerkennen würde, so müßte sich daraus eine bedenkliche Complication ergeben, deren Folgen noch gar nicht abgesehen werden können. Allerdings würden dann auch wieder alle Parteigegensätze in Spanien zurückgedrängt werden, da sogar die carlistischen Führer erklärt haben, daß sie auf die Verwirklichung ihrer Bestrebungen so lange verzichten, als es sich um Spaniens Machtstellung handelte.

Die Einnahme des in der östlichen Provinz Cuba's, Santiago de Cuba, gelegenen strategisch wichtigen Punktes Victoria de las Tunas durch die Aufständischen

hat zu einer weiteren Verwicklung der Lage des Oberbefehlshabers der spanischen Expeditionstruppen, General Weyler, geführt. Allerdings concentrirte dieser die Wirksamkeit der ihm untergebenen Streitkräfte hauptsächlich auf die westlichen Provinzen der Großen Antille, insbesondere die Havana, deren gleichnamige Hauptstadt selbst eine Zeit lang von den Insurgenten bedroht zu sein schien. Es kann jedoch nicht fehlen, daß die Opposition in der Presse trotz allem patriotischen Eifer den Oberbefehlshaber für den Verlust Victoria's verantwortlich machen wird. Jedenfalls werden die Cortes sehr bald neue Mittel für die Absendung von Verstärkungen bewilligen müssen, die um so mehr geboten erscheinen, als die Expeditionstruppen unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen schwer leiden, wie denn insbesondere das gelbe Fieber große Verheerungen unter den Mannschaften anrichtet, während die Aufständischen sich nur ganz selten im offenen Kampfe stellen.

Inzwischen setzen die Anarchisten ihre Propaganda der That fort; Barcelona, die Hauptstadt Cataloniens, die mit Recht als ein Hauptquartier der Anarchisten gilt, war auch der Schauplatz des jüngsten anarchistischen Verbrechens, das sich gegen den Polizeicommissar Portas richtete. Es braucht nur an die im Liceo-Theater, sowie die später aus Anlaß einer Procession verübten Attentate in Barcelona erinnert zu werden, um zu zeigen, daß es sich dort nicht um vereinzelte Vorgänge, sondern um einen planmäßigen Feldzug der Anarchisten handelt, wie denn auch der Mörder Canovas' del Castillo, Angiolillo, seine verbrecherische That mit den angeblich im Fort Monjuich (Mons Jovis) von Barcelona gegen die angeschuldigten Anarchisten von Seiten der Militärbehörde verübten Grausamkeiten begründen wollte. Das jüngste anarchistische Verbrechen ist auf einem der belebtesten Plätze der catalonischen Hauptstadt, der Plaza de Cataluña, dem Hauptknotenpunkte des öffentlichen Verkehrs, verübt worden. Gerade um Mitternacht, die Zeit, in der die Theater geschlossen werden, wogt die Bevölkerung von der unvergleichlich schönen Promenade, der Rambla, her über den Platz, auf dem zahlreiche Pferdebahnlinien münden und passiren. Es zeigt sich also, daß trotz allen Repressivmaßregeln die spanischen Anarchisten sich keineswegs in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen haben, sondern bald in dem vornehmsten Theater, dem Liceo von Barcelona, bald am hellen Tage inmitten einer Procession auf der Straße, bald auf einem der belebtesten Plätze in voller elektrischer Beleuchtung ihr verbrecherisches Treiben bethätigen. Mit welcher Frechheit sie dabei zu Werke gehen, erhellt auch aus einem Vorgange, der sich bereits vor längerer Zeit abspielte, ohne daß die Anarchisten damals ihr Ziel erreicht hätten. Eine geringe Zahl wagte damals, in der unmittelbaren Nähe der Hauptpost in eine Kaserne einzudringen, in der Erwartung, daß die Mannschaften mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen würden, eine Erwartung, die sich allerdings als trügerisch erwies, jedoch den Anschein erwecken mußte, als ob die Anarchisten selbst unter dem Militär Fühlung gewonnen zu haben hofften. Wie in allen übrigen Fällen, leuchtet auch hier der Gegensatz zwischen den spanischen und den deutschen Zuständen ohne Weiteres ein. Es wäre daher durchaus verfehlt, aus den anarchistischen Vorgängen in Spanien und den romanischen Ländern im Allgemeinen Consequenzen für Deutschland ziehen, ja bereits von einer internationalen Action gegen den Anarchismus reden zu wollen. Ein solches Vorgehen, ganz abgesehen davon, daß es niemals die Zustimmung einzelner Staaten finden würde, könnte die anarchistischen Verbrecher und Fanatiker lediglich veranlassen, den Schauplatz ihrer Propaganda der That auszudehnen. Die deutsche Regierung ist denn auch keineswegs gewillt, die ihr zugeschriebene Initiative zu ergreifen oder sich an einer Action anderer Mächte zu betheiligen.

Literarische Rundschau.

Gildemeister's Essays.

[Nachdruck untersagt.]

Essays. Von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Freunden. Erster Band 1896. — Zweiter Band 1897. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Im Winter 1842/43 lebten in Berlin drei Söhne Bremens, die ihrer Heimath alle Ehre machen und zu angesehenen Männern auf verschiedenen Gebieten des Lebens werden sollten, in vertrautem Verkehr mit einander. Außer den heimischen Beziehungen hielt sie das gemeinsame Studium der englischen Sprache und Literatur verbunden. Zwei von ihnen, die sich in der Wissenschaft einen guten Namen erworben haben und tüchtige Lehrer deutscher Hochschulen geworden sind, den ältesten und den jüngsten von den Dreien, hat der Tod schon hingerafft. Ich meine Nicolaus Delius und Reinhold Pauli, von denen der Letztere zwar kein Bremenser von Geburt, wohl aber durch seine Erziehung war. Den Dritten im Bunde, der nur wenige Wochen älter war als der im Mai 1823 geborene Historiker Englands, begrüßen wir freudig noch unter den Lebenden, obwohl seine Essays schon „von Freunden" herausgegeben worden sind. Doch braucht uns das nicht zu schrecken. Denn ihr Autor soll sich bis auf eine kleine Unannehmlichkeit beim Schreiben glücklicher Weise noch des besten Wohlseins erfreuen.

Otto Gildemeister, der bekannten bremischen Familie entstammend, die nicht nur ihrer Vaterstadt tüchtige Handelsherren, sondern Deutschland auch namhafte Gelehrte und Schriftsteller geliefert hat, nimmt eine ganz eigenartige Stellung in unserer Literaturepoche ein. Er hat in seinem Lebenswerke scheinbar unmöglich zu Verbindendes zu vereinigen und in einem jeden der von ihm gepflegten Zweige seiner Thätigkeit hohe Ziele zu erreichen gewußt. Wäre der Schüler des großen bremischen Staatsmannes Smidt nur ein tüchtiger, praktischer Politiker und ausgezeichneter Journalist geworden, nachdem er, so viel ich weiß, auf deutschen Hochschulen neuere Sprachen und Literaturen studirt hatte, so wäre das schon immer etwas. Daß aber dieser Philologe nicht nur Zeitungsredacteur und Verfasser von unzähligen formvollendeten, stets bedeutenden Leitartikeln einer angesehenen Zeitung, Bürgermeister von Bremen und Mitglied des deutschen Bundesrathes, sondern auch einer der besten, wenn nicht der beste Uebersetzer der ersten englischen und italienischen Dichter geworden ist, das will in dieser Verbindung doch noch mehr heißen. Und dazu kommt noch ein Drittes. O. Gildemeister ist unzweifelhaft einer der ersten deutschen Essayisten der Gegenwart sowohl an Reichthum der Gedanken als in Beherrschung der scheinbar so leichten, aber doch, wie die Erfahrung zeigt, so selten künstlerisch behandelten Form dieses unter uns neuesten Literaturzweiges. Angeborene Befähigung ist überall die Grundlage zu hervorragendem Schaffen.

So auch bei Gildemeister. Aber man glaubt doch gerade in seinen Essays wahrzunehmen, wie auf sie die vielseitige Thätigkeit ihres Autors bestimmend eingewirkt hat. Der praktische Blick des deutschen Staatsmannes und Politikers, der in das Getriebe der Welt nach vielen Seiten geblickt und der Menschen Sinnen und Thun beobachtet hat, wird bei ihm, der an den vornehmsten Geistern anderer Nationen sein künstlerisches, poetisches Empfinden und sein Formgefühl geklärt und geübt hat, nicht nur nicht aufgehoben, sondern zu einer allgemein menschlichen, hohen Auffassung aller Dinge verwerthet und erweitert. Da ist keine Spur von einseitiger, banausischer Auffassung der Lebensfragen, trotz alles Geltendmachens des seit den Zeiten des Romanticismus in übertriebener Weise in Verruf gebrachten sogenannten gesunden Menschenverstandes. Mit gelassener Ruhe, ohne harte und grobe Worte in der Polemik mit entgegenstehenden Anschauungen, werden die heikelsten Dinge, über die namentlich viele Deutsche von heute leicht in Zorn gerathen, behandelt, ohne daß darunter die Deutlichkeit der Meinungsäußerung irgendwie leidet, und mit weltmännischer Ironie und feinem Humor Streitfragen scheinbar spielend erörtert und klargelegt, zu deren Erledigung wohl sonst viel schweres, regelrecht geordnetes Geschütz aufgefahren wurde. Da ist von Systemsucht, von sogenannter geschlossener Beweisführung, die nur zu häufig über das Ziel hinausschießt, nicht die Rede. Die Argumente werden aus allen Zweigen des Wissens herbeigeholt und nicht verschmäht, auch mit solchen zu operiren, deren Beweiskraft mehr in der allgemeinen Volksauffassung wurzelt, als in den Lehrsätzen stystmatischer Philosophen. Bibelworte werden citirt, nicht wie sie der Pfarrer auf der Kanzel verwendet oder gar der rabulistische Dogmatiker sie ausnutzt, sondern so, wie sie als Ausdruck allgemein gültiger sittlicher Empfindungen nie ihren Eindruck auf den mit ihnen von Jugend auf Vertrauten verfehlen, und wie sie in das protestantische Volksbewußtsein übergegangen sind. Um so deutlicher vermag sich daher auch Gildemeister mit den kirchlichen Wortführern der neuen officiellen Orthodoxie auseinanderzusetzen, wie das namentlich in den Essays: „Praktisches Christenthum" und „Christliches und Unchristliches" geschieht. Daß in den von der neuesten Orthodoxie innerhalb der evangelischen Kirche ausgesprochenen Ansichten über das Wesen der Kirche und die Gültigkeit der hergebrachten dogmatischen Sätze keine für uns erkennbare logische Einheit bestehe, sondern diese allein bei der katholischen Kirche mit ihrem unfehlbaren Haupte zu finden sei, ist so deutlich als möglich gemacht. Ebenso auch der andere Satz, daß, wenn man allgemein genau den Buchstaben mancher Vorschriften des Evangeliums befolgen wollte, „die Welt keine vierundzwanzig Stunden zusammenhalten würde". Nachdem die Theologen die Worte der Bibel, die sich zu dogmatischen Sätzen verwenden lassen, mit dem Aufwande des größten Scharfsinns in advocatischer Weise ausgenutzt und bildliche Ausdrücke des Morgenlandes in ihrem groben Wortverstand ausgepreßt haben, dürfen sie sich nicht wundern, wenn nun auch die sittlichen Aussprüche des Evangeliums nicht mit den beliebten Regeln der theologischen Hermeneutik, sondern einfach mit denen der gewöhnlichen, auf alte Schriften verwandten Exegese ins Auge gefaßt und in ihrer ursprünglichen Bedeutung klargelegt werden. Daß das den Wortführern der Orthodoxie nicht lieb ist, bleibt leicht verständlich, und so werden sie auch Gildemeister seine Ausführungen ebenso wenig leicht vergeben, als die Fortgeschritteneren unter den Socialpolitikern, welche freilich in ganz anderer Weise, als bis dahin üblich war, aus den Worten der Bibel Schlüsse für ihr „praktisches Christenthum" ziehen. — Aber fast noch mehr als durch diesen Streifzug auf das kirchliche Gebiet berührt Gildemeister in seinen Essays brennende Tagesfragen. Keine von ihnen ist freilich von der Bedeutung wie diese. So werden in dem Essay: „Trostlose Wissenschaft" die Angriffe, welche gegen den Begründer der sogenannten classischen Nationalökonomie, Adam Smith, von Unwissenden, Romantikern und wissenschaftlich besser geschulten neueren Gegnern erhoben werden, siegreich zurückgewiesen und gezeigt, wie alle Hauptsätze seines Werkes noch heute selbst von den modernsten Bekämpfern desselben direct oder indirect anerkannt

werden. Doch auch an anderen minder wichtigen Streitfragen, die dem geschmackvollen Kenner fremder Literaturen und dem ausgezeichneten deutschen Uebersetzer freilich ebenso nahe liegen als dem Bundesrathsbevollmächtigten die nationalökonomischen Händel unserer Tage, ist Gildemeister nicht vorbeigegangen. Der Krieg, den eine Menge zum Theil sehr übel berathener und kaum zur Sache competenter deutschnationaler Heißsporne gegen alle Fremdwörter unserer Sprache von Neuem eröffnet hat, mußte ihm nahe legen, sich auch über diese Frage zu äußern. Und das hat er in einem mustergültigen, von vielseitigster Gelehrsamkeit und schärfstem Eindringen in sein Thema zeugenden Essay: „Der Kampf gegen die Fremdwörter" gethan. Wie das Endurtheil eines so unterrichteten, nachdenkenden und geschmackvollen Mannes hierüber lauten würde, kann sich jeder nicht Befangene voraus sagen und ist den Lesern dieser Zeitschrift, in der dieser Essay zuerst erschien (1886, Bd. XLVIII, S. 95 ff.), wohl noch in Erinnerung. Gildemeister faßt sein Endurtheil dahin zusammen: „Nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet, die Aufmerksamkeit von den ärgeren, tiefer sitzenden und eben deshalb nicht so in die Augen springenden Schäden ablenken und einer gewissen dogmatischen, ich hätte fast gesagt: schulmeisterlichen Sprachbehandlung, die mir gefährlicher scheint, als alle Sünden der Verwilderung, mehr Vorschub leisten möchte, als gut ist." So haben sich auch schon vor Jahren E. M. Arndt und die Grimms zur Sache geäußert, ohne daß das unsere nationalen Eiferer beruhigen konnte. Doch scheint sich auch diese Modekrankheit jetzt schon wieder etwas gebessert zu haben.

Aber auch über die Zeitfragen hinaus gehen einzelne der vierzehn Essays, von denen ich nur einige anführen konnte. Die die ganze Persönlichkeit ihres Autors und dessen Lebensweisheit am umfassendsten charakterisirenden sind die drei ersten der Sammlung, welche die vielversprechenden Titel: „Vom Reichthum", „Freuden des Lebens" und „Ueber Höflichkeit" führen, und die in der That wahre Schatzkammern voll abgeklärter praktischer Weltweisheit sind. Aus ihnen zu citiren, ist kaum möglich. Die Leser können nur auf sie hingewiesen werden, um sie als Ganzes zu genießen. Hoffentlich lassen sich dieses nicht allzu Viele entgehen, die Freude an einem Manne haben, der unserer Nation nach so vielen Seiten hin zur Ehre gereicht. Der allgemeine Beifall wird dann auch sicher die unbekannten Herausgeber aufmuntern, uns noch mehr aus dem reichen Schatz Gildemeister'scher Arbeiten von Neuem darzubieten. Sind die meisten dieser Essays außer der „Rundschau", in der auch der „über Höflichkeit" (1885, Bd. XLIII, S. 419 ff.) zuerst erschien, der Wochenschrift „Die Nation" entlehnt, also neueren Datums, so wird es sich wohl verlohnen, auch auf die älteren Arbeiten, zum Beispiel die im Berner Sonntagsblatte, zurückzugreifen.

Nachtrag. So hatte ich kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Essays geschrieben. Seitdem hat das allgemeine Urtheil über sie alles Das bethätigt, was ich zu ihrem Lobe geschrieben hatte. Auch der äußere Erfolg hat nicht gefehlt. Eine zweite Auflage ist der ersten rasch gefolgt, und schon ist ein zweiter Band vor Monaten erschienen, in dem die Herausgeber meinen Wunsch, auch ältere Essays Gildemeister's wieder abzudrucken, von selbst erfüllt haben. Denn der zweite Band enthält drei Arbeiten aus den Jahren 1859—1861 „Ueber Lord Byron", „Macaulay", „Zwei Frauengestalten Shakespeare's"; dann eine Festrede auf den Bürgermeister Johann Smidt von Bremen, die der Bürgermeister Otto Gildemeister 1873 seinem berühmten Vorgänger und Meister zu dessen hundertjährigem Geburtstage im Künstlervereine zu Bremen gehalten hat, und die hier an der Spitze unserer Sammlung steht, und zuletzt sechs Essays aus den Jahren 1891—1893, welche sich mit Memoiren, Geschichtswerken und Persönlichkeiten der französischen Geschichte beschäftigen: „Der Herzog von St. Simon", „Napoleon und Jerome", „Napoléon intime", „Josephine", „Die Memoiren Talleyrand's", „Renan's ‚Lose Blätter'".

Es würde eine interessante Studie werden, wenn man diese verschiedenen Aufsätze Gildemeister's, die durch einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren von einander getrennt sind, ihrem Inhalt nach analysiren und mit einander näher vergleichen würde. Denn trotzdem, daß der Inhalt ein sehr verschiedener ist, ließe sich doch manches Verwandte zusammenstellen und über den Fortschritt oder Rückgang des „Essayisten" allerlei Betrachtungen anknüpfen. Aber dieses kann hier nicht in einem „Nachtrag" geschehen. Nur das mag gesagt sein, daß sich die älteren Essays, den Jahren ihres Autors entsprechend, durch größere Bestimmtheit des Urtheils von den späteren unterscheiden, die die Weisheit des Alters und reiche Lebenserfahrung mit mildem Humor überstreut haben. Gewiß wird Gildemeister viele Werthurtheile, die er in den älteren Essays ausgesprochen hat, noch heutigen Tages unbedingt vertreten. Manche seiner Schätzungen und Bewerthungen haben fast einen allgemein gültigen Kurs erhalten wie die von Lord Byron. Aber ob er gegenwärtig Macaulay noch so hoch stellen würde, wie er das vor einem Menschenalter in Uebereinstimmung mit den hervorragendsten Kritikern seiner Zeit gethan hat, dürfte mir doch zweifelhaft sein. Denn ein so glänzender Redner und Geschichtschreiber und vor Allem Essayist Macaulay auch gewesen ist, je sicherer sein Ruhm in dieser Beziehung fortleben wird, als Historiker hat sein Name doch große Einbuße erlitten — ein warnendes Beispiel für alle Die, welche den Glanz der Diction und die Beurtheilung des geschichtlichen Ablaufes eines großen historischen Vorganges von einem bestimmten politischen Parteistandpunkte aus für die wichtigsten Vorbedingungen eines großen Geschichtswerkes halten. Arbeiten wie die englische Geschichte Macaulay's und ähnliche werden momentan stark wirken, dann aber, von der objectiven Geschichtschreibung überholt, bald vielleicht weit über Gebühr vernachlässigt werden. Das hier an dem Beispiele Macaulay's nur mit wenigen Strichen nachzuweisen, würde eine kleine Abhandlung von Umfang derjenigen erfordern, wie sie Gildemeister über den Essay als solchen seiner Studie eingefügt hat, und auf die wir unsere Leser besonders aufmerksam machen möchten. Und das um so mehr, als die Schilderung des Gegensatzes, der in der Betheiligung an dem wissenschaftlichen und literarischen Leben der betreffenden Nation zwischen dem hohen und niederen Adel in Deutschland und der Nobility und Gentry von England nach Gildemeister von alter Zeit her bestand, und der nach ihm mit erklärt, warum sich in England die Form des Essays so viel früher als in Deutschland entwickelt hat, noch heutigen Tages zutreffend ist. Daß wir aber doch auch in dieser Beziehung etwas weiter gekommen sind, beweisen neben anderen eben thatsächlich die Essays Gildemeister's, die den besten englischen und französischen zur Seite gestellt werden können.

Otto Hartwig.

πβ. **Historische und politische] Aufsätze.** Von Heinrich von Treitschke. Vierter Band. Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Leipzig, Hirzel. 1897.

Wie einer jener Bäume des Südens, an denen Blüthen und Früchte gleichzeitig prangen, so erscheint uns dieses schöne Buch, das Treitschke's erste schriftstellerische Versuche aus den „Preußischen Jahrbüchern" und dem „Literarischen Centralblatt" von 1858 und seine letzte Veröffentlichung aus der „Historischen Zeitschrift" von 1896, knospende Triebe frischester Jugendkraft und die gereifte Frucht weisheitsvollen Alters zugleich uns darbietet. Zwischen jenen Anfängen und diesem Endpunkte drängt sich eine bunte Fülle von Hervorbringungen verschiedenster Art, an deren krauser Mannigfaltigkeit die ungebrochene Einheit der Persönlichkeit und der feste Gang einer gerade aufsteigenden Entwicklung leicht doch sich verfolgen läßt. Wie in diesen Blättern früher schon ausführlich gezeigt ist und wie die ältesten Aufsätze der vorliegenden Sammlung bestätigen, bildet die Grundlage der ethisch-politischen Anschauungen Treitschke's der Gedanke der persönlichen und politischen Freiheit, wobei er die Auffassung der persönlichen Freiheit aus dem innersten Kern seines eigenen Wesens schöpft, während er die Lehre von der politischen Freiheit mit Dahlmann und Gneist aus England übernimmt. Der klaffende Widerspruch zwischen seinen idealen Anschauungen und der gemeinen Wirklichkeit der deutschen Dinge ruft ihn in den Kampf gegen den Urquell alles Jammers in Deutschland, die kleinstaatliche Zersplitterung, die er in Aufsätzen voll wuchtiger Polemik und köstlichen Humors bekämpft, von denen einige, wie „Das Königreich Sachsen unter dem Beust'schen Regiment", ursprünglich in Zeitschriften anonym erschienen, hier zum ersten Male wieder abgedruckt werden. Auf der Höhe der Kampfeslust und Siegesfreude, die zerschmetterte Kleinstaaterei zu seinen Füßen, sehen wir Treitschke in der schönen und großen Studie über den streitbarsten Publicisten des 17. Jahrhunderts, Samuel Pufendorf, seinen obersächsischen Landsmann, aus dessen mit congenialem Verständniß gezeichnetem Bilde Treitschke's eigene Züge stolz und trotzig uns anschauen. Mild und abgeklärt endlich wie ein Sommerabend, nachdem die Gewitter fernabdonnernd verzogen, erscheint Treitschke's letzte Arbeit, die Darstellung des „Gefechts von Eckernförde" (1849), deren ungewöhnliche epische Ruhe uns den Verlust des sechsten Bandes der deutschen Geschichte, dem sie angehören sollte, doppelt bedauern läßt. Der Verlagsbuchhandlung danken wir für diesen stattlichen Band, dessen Inhalt Erich Liesegang fleißig und geschickt zusammengestellt hat; noch mehr Dank aber würde sie unseres Erachtens gewinnen, wenn sie sich einmal entschließen könnte, einzelne ausgewählte Aufsätze Treitschke's, dessen Werke neben Bismarck's Reden und Briefen doch wohl die schönste deutsche Prosa aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts enthalten, in billigen und handlichen Volksausgaben den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

ϱ. **Rückert's Werke.** Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Das deutsche Volk hat niemals aufgehört, seinen Rückert zu lieben, seitdem er zuerst als „Freimund Raimar" vor die Oeffentlichkeit getreten. Aber es scheint, daß seine Popularität neuerdings noch im Wachsen begriffen ist, wie die rasch einander folgenden Auflagen und Ausgaben seiner „Gedichte" zeigen, von denen wir die „in neuer Auswahl" bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienene (24. Aufl.) für die Jugend und zu Geschenkzwecken besonders empfehlen möchten. Die vorliegenden zwei Bände, wiewohl auch sie freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, geben doch, wie der treffliche Herausgeber, Georg Ellinger, im Vorwort sagt, ein annähernd erschöpfendes Bild von dem Umfange der poetischen Bestrebungen Friedrich Rückert's, und zwar in einer Auswahl seiner anerkannt besten Leistungen. Zu diesen gehört zuerst und vor Allem der unvergleichliche Schatz seiner Lyrik, die für immer eines der edelsten unserer literarischen Besitzthümer bleiben wird; weiterhin werden mit gutem Bedacht auserlesene Stücke aus der „Weisheit des Brahmanen", aus „Nal und Damajanti", den „Makamen des Hariri" und anderen morgenländischen Dichtern gegeben — Bruchstücke nur, aber dennoch hinreichend, um dem Leser einen Begriff auch von diesen der Gegenwart schon etwas entrückten Werken Rückert's zu gewähren. Sehr werthvoll sind des Herausgebers Biographie des Dichters und seine kritischen Erläuterungen zu jeder der einzelnen Abtheilungen, sehr anzuerkennen für ein größeres Publicum seine den Text begleitenden Anmerkungen.

ϖ. **Ein Vermächtniß.** Von Anselm Feuerbach. Vierte Auflage. Mit Verzeichniß seiner Werke und einer Photogravure nach einem in der königl. Pinakothek zu München befindlichen Selbstbildnisse. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn. 1897.

Daß dieses Buch den Erfolg einer vierten Auflage erlebt, muß jeden Kunst- und Literaturfreund mit freudiger Genugthuung erfüllen. In ihm ist eine solche Fülle tiefer künstlerischer Reflexion, ein solcher Schatz von klärenden und erklärenden Betrachtungen über die Malerei niedergelegt, von ihm geht zugleich ein so hoher Zauber einer idealen Persönlichkeit aus, daß es wieder und wieder zu genußvollem Studium auffordert und mit seinem reichen Gehalt auf jeden Leser die stärkste Wirkung ausübt. Wie erschüttern die Kämpfe Anselm Feuerbach's gegen das Kunstunverständniß seiner Zeitgenossen! Wie erheben seine Mittheilungen über seine künstlerischen Pläne, wie viele Gedanken wecken seine scharf geprägten Aussprüche über Kunst und Leben! Feuerbach's Kunst und Feuerbach's Persönlichkeit treten uns nahe, und wir danken dem Hingeschiedenen, daß er nicht nur durch seine Werke, sondern auch durch dieses „Vermächtniß", das sein ganzes Selbst offenbart, fort und fort zu uns spricht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Balegno, Eugenia. — Una poetessa moderna. Luisa Ackermann. Torino, Tipografia Roux Frassati e Co. 1897.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Bis zur achten Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Bell. — The science of speech. By Alexander Melville Bell. Washington, The Volta Bureau. 1897

Bigeon. — Daniel. Par Armand Bigeon. Paris, Société d'éditions littéraires.

Bridges. — The „opus maius" by Roger Bacon. Edited, with introduction and analytical table by John Henry Bridges. In two volumes. Oxford, At the Clarendon Press. 1897.

Die friedliche soziale Revolution im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. Zweite Aufl. München und Leipzig, August Schupp.

Egidy. — Gedanken über Erziehung. Von M. von Egidy. Bonn, Berlin, Leipzig, F. Soennecken.

Elster. — Principien der Literaturwissenschaft. Von Ernst Elster. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer. 1897.

Engel. — Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie. Für Freunde der Natur leichtfaßlich zusammengestellt von Dr. Th. Engel. Erste und zweite Lieferung. Ravensburg, Otto Maier.

Flammen-Sang. Dichtungen aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben vom hessischen Landesverein für Todten-Einäscherung. Heidelberg, J. Hörning. 1897.

Grabbow. — Das Leben ein Kampf. Schauspiel in fünf Acten von Max Grabbow. Berlin. Deutschverlag von Ernst Cumme und Carl Hinstorff's Verlag.

Grabbow. — Die dramatische Dichtkunst Deutschlands am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Hebung derselben. Von Max Grabbow. Berlin. Deutschverlag von Ernst Cumme und Carl Hinstorff's Verlag.

Groller. — In den Tag hinein. Novellen von Balduin Groller. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson. 1897.

Hagen. — Idyllen aus Kärntens Gauen. Poetische Schilderungen von Adolf Hagen. Verlag von Dr. A. Harpf's Leobener Buchdruckerei. 1898.

Hansjakob. — Aus trauten Tagen. Erinnerungen v. Heinrich Hansjakob. — Zweite, neu durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Illenau. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Hansjakob. — Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Hansjakob. — Dürre Blätter. Zweiter Band. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Auflage. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Herrmann. — Jaczo Billung. Tragödie in fünf Acten von Bernhard Herrmann. Königsberg i. Pr., Braun und Weber. 1897.

Ilmen. — Lyrische Blätter. Lieder und Dichtungen aus dem Französischen. — Von Ludwig Ilmen. Leipzig, Gustav Fock. 1896.

Kretzer. — Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geschichten von Max Kretzer. Leipzig, A. Schumann.

Lange. — Einleitung und Commentar zu Schillers philosophischen Gedichten. Von Friedrich Albert Lange. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von Dr. O. A. Ellissen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1897.

Langsdorff. — Die Schutzgeister und eine vergleichende Uebersicht der Erscheinungen des Lebensmagnetismus, durch ein Medium erhalten und herausgegeben von Dr. Georg von Langsdorff. Leipzig, Oswald Mutze. 1897.

Lothar. — Ein Königsidyll. Lustspiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar. Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson. 1897.

Lothar. — Ritter, Tod und Teufel. Eine Komödie von Rudolf Lothar. Dresden, Leipzig, Wien. E. Pierson. 1897.

Lourbet. — Die Frau vor der Wissenschaft. Von Jacques Lourbet. Einzig autorisirte, mit Anmerkungen versehene Uebersetzung von Dora Landé. München, Leipzig, August Schupp.

Ludwig. — Stachel und Lorbeer! (Aus drei Redactionsjahren.) Von August Ludwig. op. 43. Verlag von August Ludwig, Groß-Lichterfelde. Commission: Fr. Hofmeister, Leipzig.

Meinhardt. — Das Leben ist golden. Drei Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel). 1897.

Meinhardt. — Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. Zweite Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel.) 1897.

Merck. — Chiemsee-Novellen von Emma Merck. Leipzig, A. Schumann.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Sechzehnter Band. Sirup bis Turtmenen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Moore. — Der Epikuräer. Eine Erzählung von Thomas Moore. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. L. sen. Kiel, Lipsius und Tischer. 1897.

Müller. — Die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes im Lichte des allgemeinen Interesses. Vortrag von Dr. Hans Müller. Bern, Steiger u. Co. 1897.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Erster Theil: Englisch-Deutsch. Bis zur 24. (Schluss-)Lieferung. Berlin, Langenscheidt.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Zweiter Jahrg. Bis zur 16. Lieferung. Berlin und Stuttgart. W. Spemann.

Ochorowicz. — Magnetismus und Hypnotismus. Von Prof. Dr. Julian Ochorowicz. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Feilgenhauer. Leipzig, Oswald Mutze. 1897.

Pax vobiscum! — Von Karl Neweselγ und Anton Renk. München und Leipzig, August Schupp.

Pfizer. — Das Recht des bürgerlichen Gesetzbuches, gemeinfaßlich dargestellt von G. Pfizer. Erste bis vierte Lieferung. Ravensburg, Otto Maier. 1897.

Reisner. — Mein Herrenrecht. Kroatisch-slavonische Dorfgeschichten von Victor von Reisner. Berlin, Verlag der Romanwelt. 1897.

Report and accompanying papers of the commission appointed by the president of the United States. Volume 2 and 3. Washington, Government printing office. 1897.

Samosch. — Pariser Feste und Streifzüge in die Normandie, Bretagne und Vendé. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1897.

Schiedsspruch in dem Rechtsstreite über die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Wortgetreuer, unter Zustimmung der Parteien veröffentlichter Abdruck mit drei Anlagen. Leipzig, Veit und Co. 1897.

Schubin. — Boris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Dritte Auflage. Drei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Segert-Stein. — Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Anna Segert-Stein. Neustrelitz, Druck und Verlag der Barnowitz'schen Hofbuchhandlung, Verlagsconto (Emil Frehse). 1897.

Staudinger. — Beiträge zur Volkspädagogik. Von Dr. F. Staudinger. Bern, Steiger und Co. 1897.

Stock. — Lebenszweck und Lebensauffassung. Von Dr. Otto Stock. Greifswald, Julius Abel. 1897.

Wichner. — Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Gesammelt von Josef Wichner. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz). 1897.

Widmann. — Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Von J. V. Widmann. Zweite, vom Verfasser durchgesehene, vermehrte und veränderte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1897.

Zaeslin. — Die Juvalta. Der Tragödie zweiter Theil. Von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Mašlan's Frau.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

Michael Vanka, der alte Doctor von Raudnowitz, saß auf der Bank vor seinem kleinen, ebenerdigen Hause, las eine tschechische Kampfzeitung und kränkte sich. So viel Haß, Verdächtigung, Verleumdung! Wer nicht zu meiner Partei gehört, ist ein Schuft, sprach mehr oder weniger deutlich aus jeder Zeile.

Seufzend legte der Doctor das Blatt zusammen, schob es auf das Fenstergesimse und überließ sich der Betrachtung seines Gärtchens und des anstoßenden Hühnerhofes. Vanka war stark im Auffinden überraschender Vergleiche und verglich denn jetzt den edlen Frieden, der zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänse, der Cochinchina und der gemeinen Haushühner herrschte, mit dem tollwüthigen Kampf, den die vielerlei Volksstämme in seinem Vaterlande gegen einander führten.

„Da nehmt euch ein Beispiel," murmelte er schon halb im Schlafe. Er war müde, hatte bis zum Morgengrauen beim Müller Mašlan Maidov gewacht. Wenn Einer Pflege so dringend braucht, wie der Mann, und keine hat, bleibt dem Arzt nichts übrig, als den Krankenwärter zu machen.

„Armer Teufel! dummer Teufel!" Der Alte lehnte sich zurück und schloß seine kleinen, blauen Augen, die immer in Thränen zu schwimmen schienen. Seine eingesunkene Brust begann sich in tieferen Athemzügen zu heben, seine Hände verschränkten sich im Schoße, sein faltenbedecktes, juchtenfarbiges Gesicht nahm den traurigen Ausdruck an, den alte Leute meistens im Schlafe haben.

Plötzlich fuhr er auf. Jemand war an den Gartenzaun getreten und hatte gerufen: „Guten Nachmittag, Herr Doctor!"

„Guten Nachmittag," erwiderte er mechanisch, fügte aber rasch hinzu: „Ah, der neue Herr Pfarrer sind's!" und sah gleich wieder so würdevoll freund-

lich aus, wie es sich für einen Mann seines Standes gehört: „Belieben einzutreten. Woher, wohin?"

Der „neue" Pfarrer, ein noch junger, großer, breitschultriger Herr im langen Priesterrocke, öffnete das Gitterpförtchen. Ein paar Schritte nur, und er stand in seiner ganzen energischen und imponirenden Erscheinung vor dem kleinen, verschlafenen Doctor: „Woher, fragen Sie? Aus der Waldmühle. Wohin? Ins Dorf. Unterwegs wollte ich mich aber bei Ihnen aufhalten. Es ist mir lieb, daß ich Sie finde, Herr Doctor. Sagen Sie mir, wie steht's mit Ihrem Patienten, dem Müller Mašlan Maidov?"

„Schlecht, Hochwürden."

„Ist Gefahr? dringende Gefahr?"

„Je nun, wissen," er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß sie beinahe an die Wurzeln der starken, stahlgrauen Haare stießen, die ihm tief in die niedere Stirn wuchsen, „das ist, wie wenn Einer auf einer geborstenen Planke über den Abgrund geht. Trägt sie ihn, werd' ich mich wundern, trägt sie ihn nicht, werd' ich mich nicht wundern. Aber vielleicht trägt sie ihn."

„Der Mann ist verheirathet, wie ich höre," versetzte der Priester, „und in seiner schweren Krankheit auf fremde Leute angewiesen. Wie kommt das? Orientiren Sie mich. Warum ist seine Frau nicht bei ihm?"

„Sind Hochwürden über die Sachlage nicht in Kenntniß gesetzt worden, bevor der alte Herr Canonicus sich von uns verabschiedete? Er war noch da, wie ich zum Kranken gerufen wurde, gleich nach Ihrer Ankunft hier im Orte. Aber, aber — kann's mir denken; er wird nichts gesagt haben, er hat von der Geschichte so ungern gesprochen, wie der Kaiser Napoleon von der Schlacht bei Aspern."

„So? dann bitte ich Sie um Aufklärung. Hat die Frau nicht hier im Orte ein großes Bauerngut?"

„Das größte nach dem vom Bürgermeister; doch das ihre ist mir lieber. Wegen der Bewirthschaftung. Wer ihre Felder nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Die Stallungen, und dann das Haus. Wenn ich die Wahl hätte zwischen dem und dem zugigen Schloß . . ."

„So," unterbrach ihn der Geistliche. „Warum lassen Sie also den Mann nicht hierher bringen, fort aus der kalten, feuchten Mühle?"

„Hierher bringen? Das geht nicht, Hochwürden."

„Warum?" Dieses Wort fuhr ziemlich barsch heraus, und Doctor Vanka gab sich einen Ruck, saß jetzt gerade aufgerichtet, und sein dunkles Gesicht nahm etwas wehmüthig Trotziges an.

„Das kann nicht sein," sagte er noch einmal.

Der Pfarrer stimmte den Ton herab: „Er ist wohl nicht transportabel? Dann soll also seine Frau ihn pflegen kommen."

„Das kann sie nicht thun, Hochwürden."

„Kann nicht? Will nicht. Die Leute leben schlecht, mögen einander nicht."

„Ich glaube eher, daß sie einander noch gern haben, besonders sie ihn."

„So? Sie geben mir Räthsel auf. Das ist mir völlig unbegreiflich."

„Unbegreiflich nicht," sagte Vanka mit einer Art schonender Ueberlegenheit. „Aber vertrackt, verrückt, wie heutzutage Alles. Ja, ja, wenn man die Lampe zu hoch hinauf schraubt, raucht sie."

„Da heißt's also zurück schrauben."

„Das ist nicht immer möglich. Beim Müller Maidov und seiner Frau ist's nicht möglich. Herr Pfarrer lächeln, meinen: Wird doch möglich sein."

„Sie errathen meine Gedanken. Ich aber kann nicht errathen, wie eine Frau, die ihren Mann gern hat, es übers Herz bringen kann, ihn sterben zu lassen, ohne sich um ihn zu kümmern."

„Was das kümmern betrifft, Hochwürden, da fehlt nichts. An Kummer fehlt's der Frau so wenig, wie dem Büßer an Geißelhieben. Dürfen sie nicht für eine ordinäre Person halten, o bei Weitem! Ihre Eltern schon waren brave, tüchtige, sehr wohlhabende Leute, und die Evi das einzige Kind. Was das heißt bei reichen Bauern, ich weiß nicht, ob Hochwürden das wissen."

„Nehmen Sie's an, Herr Doctor."

„Dann brauch' ich Hochwürden nicht zu versichern: keine Prinzessin wird so verwöhnt. Bei den hohen Herrschaften gibt's freilich Alles, schöne Kleider, gutes Essen, prächtiges Wohnen, aber — das eiserne Comment, die vielen Zierlichkeiten und Amabilitäten, zu denen sie angehalten werden — lauter Kappzäume. Die Evi hat nie etwas von einem Kappzaum gewußt; es ist immer Alles nach ihrem Kopf gegangen. Es war im Grund ein ganz guter Kopf, sie ist in der Schule immer die Erste gewesen; daß sie's auf dem Tanzplatz war, versteht sich von selbst. Bei der Arbeit brauchte sie nur anzufassen, wenn es ihr beliebte, ich muß aber sagen, daß es ihr immer beliebt hat. Freilich wußte sie: Wohin ich schau, gehört einmal Alles mir, und dem was ihr gehörte, sollte nichts Anderes gleichkommen können."

„Hochmuth," murmelte der Pfarrer.

„Und was für einer! Ihr Vater — die Mutter ist früh gestorben —, dem war das recht. So will ich sie, sie kann gar nicht genug auf sich halten."

„Auf sich halten ist doch etwas Anderes."

„Gewiß, Hochwürden, gewiß; ich sag' auch nur, wie er zu sagen pflegte. Als der Mašlan angefangen hat, sich um sie zu bewerben, da hat der Alte gewettert: Der soll mir kommen, ich schmeiß' ihn zur Thür hinaus! Und der Mašlan, das war auch so ein Verwöhnter und auch ein einziges Kind, der Sohn des Schloßgärtners, wissen, und auch bei ihm hat in der frühen Jugend die heilsame Massage gefehlt." Der Doctor streckte den Arm aus und machte langsam und bedächtig die Gebärde des Fuchtelgebens: „Diese Massage da, richtig angewendet: ein Prachtmittel, die Gesundheit eines ganzen Lebens, das ganze Glück der Zukunft bekommt dadurch ein tüchtiges Fundament. Wenn die Eltern das nur glauben wollten — aber die verstehen gewöhnlich vom Erziehen so viel, wie die Kuh vom Seiltanzen. Uebrigens hat auch der Mašlan sein Gutes gehabt; in seinem Dienst — er war Büchsenspanner beim alten Grafen — soll er unvergleichlich gewesen sein, und die Equipage hat er aufgeputzt . . ."

„Was hat der Büchsenspanner mit der Equipage zu thun?" unterbrach ihn der Pfarrer.

„Oben zu sitzen, Hochwürden, auf dem Bock neben dem Kutscher. Ich hab' ihn einmal in Wien gesehen bei einer feierlichen Auffahrt der Toisonisten, in seiner reichen, grünen Uniform, mit dem Bandelier, dem Hirschfänger, den goldenen Epauletten, dem goldbordirten Dreispitz, auf dem der schneeweiße Federbusch bei jeder Bewegung des Wagens ein wenig geflattert und geathmet hat, wie eine Lunge. Darunter sein schönes, braunes Gesicht ... und die Haltung von dem Menschen, die prächtige Gestalt ... Die Weiber haben alle zu ihm hinauf geguckt, und er — die Arme gekreuzt und gethan, als ob er dächte: Guckt Ihr, ich scher' mich den Teufel um Euer Gucken!

„In Wirklichkeit hat er sich aber nur viel zu sehr um die Weiber geschoren, um nichts so sehr, wie um sie. Und war ihnen gegenüber ganz gewissenlos und hat sich damit eine miserable Berühmtheit gemacht. Werden ja wissen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe ist, wie in den Gebirgsländern; man kennt's den Leuten an den Gesichtern an; sieht einmal Einer verthiert aus, ist der Branntwein schuld, nicht die Unzucht. Die Leute heirathen früh, bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu. Mašlan Maidov war eine Ausnahme mit seiner Nichtsnutzigkeit und ist auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welschtirol, von der hat er das heiße Blut, und vom slavischen Vater den Stützkopf."

„So? Also wird seine Frau den ihren von Vater und Mutter haben?"

„Jawohl, Hochwürden."

„Stützköpfe bringt man zurecht, Herr Doctor."

Vanka strich mit der Hand über den heute sehr unvollkommen rasirten unteren Theil seines Gesichtes, um das Lächeln zu verbergen, das ihm diese Bemerkung entlockte: „Ja, Hochwürden, so hat damals der Vater der Evi gesprochen. Nachdem er zwanzig Jahre lang ihren Willen gethan hat, versuchte der Mann auf einmal, seinen eigenen durchzusetzen. Das hat sie empört und sie hat ..."

„Ich kann mir denken, was sie hat," fiel ihm der Pfarrer mit Entrüstung ins Wort. „Sie hat den Vater dahin gebracht, ihren Geliebten noch bitten zu müssen: Nimm sie!"

„O nein, nein! entschuldigen Hochwürden, da irren. Die Evi — da hat's nur Einer probiren sollen, die ist wie Hermelin gewesen, o die! Hat sich eine ganz andre Art ausgedacht, den Vater für seine Weigerung zu strafen. Eine viel ärgere. Sterben wollte sie, und der Mašlan mit ihr. Da sie nicht mit einander leben durften ..."

Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten sie mit einander sterben. Nur so ohne Weiteres. Was liegt an der Todsünde, an der ewigen Verdammniß!"

Der Doctor schüttelte mit leiser Mißbilligung den Kopf: „Alles, Hochwürden, Alles liegt daran. Aber so junges Blut ist wie Brausepulver ... Der Allmächtige muß Veranlassung zur Gnade gefunden haben; sie hat sicht-

barlich über den beiden gewaltet. Sie hatten Alles klug eingerichtet und geheim gehalten. Ein Wunder muß man es nennen, daß ihnen das Verbrechen erspart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die sie sich zum Schauplatz ihres aberwitzigen Entschlusses ausgesucht hatten. Er ist gerade noch zurecht gekommen, um dem Mašlan die Pistole aus der Hand zu schlagen, mit der er zuerst die Evi und dann sich erschießen wollte. Er hatte schon den Finger am Drücker, der Schuß ist losgegangen und die Kugel hat der Evi die Stirnhaut aufgerissen. Der rothe Streifen war noch deutlich unter dem Brautkranz zu sehen, wie sie am Altar gestanden ist. Dem Herrn Grafen ist es nämlich nachher gelungen, die Heirath seiner Geretteten, wie er die jungen Leute nannte, beim Vater durchzusetzen. Das hat sich 1867 begeben, ein Jahr nachdem die beiden Söhne des Grafen im Feld geblieben waren; der eine am 24. Juni in Italien, der andere am 3. Juli in Böhmen. Ihre Mutter ist ihnen bald nachgestorben. Im Schloß herrschte eine unbeschreibliche Traurigkeit. Den Herrn Grafen hat nach dem Tod seiner Kinder und seiner Frau rein nichts mehr gefreut, nicht einmal die Jagd. So war der Büchsenspanner immerwährend auf Ferien. Hat sich zu Haus gehalten bei seiner Evi und, besonders nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte und sie unumschränkte Herrin des Hofes geworden war, sich fleißig in der Wirthschaft umgethan. Hat auf dem besten Weg geschienen, ein tüchtiger Landwirth zu werden.

„Ein Kindlein ist auch gekommen, freilich nur ein Mädchen. Und er hatte die ganze Zeit über renommirt: ‚Mein Bub soll' ... ‚Mein Bub muß' ... ‚Maidov,' sagte ich einmal, ‚wenn's aber ein Mädel wird?' ‚Dann ist's nicht das meine,' schreit er, ‚dann verleugn' ich's.'

„Nur ein Spaß, ein dummer. Seine Frau ist aber doch bös geworden und hat ihm zugerufen: ‚Versündig' Dich nicht.' — Das sind kleine Wolken gewesen, solche, die einen schönen blauen Himmel nur noch schöner machen. Bei der Geburt des Kindes war die Frau einen halben Tag lang zwischen Leben und Tod, und Mašlan vor Verzweiflung völlig außer sich. Dann wieder, als das Kind endlich erschien, außer sich — vor Glück. Fragte nicht einmal, ob Bub oder Mädel. Daß er's nur hatte, daß es da war, bildhübsch, frisch und gesund. Und trieb's mit der Kleinen mehr als die Mutter. Leider ist das Kind, kaum ein Jahr alt, gestorben. Schlimm für die Leute, ein erster Nagel zum Sarg ihres Glückes. Wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre, wenn das herzige Dirnlein gelebt hätte.

„Im Spätherbst 1869 ist etwas Unerwartetes geschehen. Der Herr Graf hat den Bitten der Verwandten nachgegeben und sich entschlossen, den Winter einmal wieder in Wien zuzubringen. Daß der Büchsenspanner ihn begleitet, haben Herr und Diener selbstverständlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchsenspanners. Sie hat nicht anderes gedacht, als daß der alte Herr sich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geschieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Mašlan wieder sagt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren: meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Mensch, ich steh' im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen.'

„Hochwürden, ich bin just dazu gekommen, wie der Streit losgebrochen ist. Das Vorspiel zu dem, was sich später ereignen sollte. Es war mir arg fatal. Helfen konnt' ich nicht, nur zusehn, wie die zwei immer mehr in Zorn geriethen, er in heftigen, sie in stillen. ‚Seinen Herrn kann er nicht verlassen,' sprach Evi mit einer furchtbaren Bitterkeit an ihm vorüber zu mir. ‚Aber seine Frau, die wohl. Was liegt ihm an der? Was liegt ihm daran, daß sie wieder ein Kind erwartet, daß sie wieder einer schweren Stunde entgegen geht?'

„Mir blieb nichts übrig, als mich einzumischen, und ich gab eigentlich ihr recht und meinte, er hätte dazubleiben. Es schien mir auch gerathen, einen kleinen Scherz einzuflechten. Ein Scherz beschwichtigt manchmal erregte Gemüther, wirkt wie ein kühles Lüftchen an heißen Tagen. So droht' ich ihm: ‚Sie sehnen sich halt danach, wieder zu paradiren auf dem Bocke bei den Auffahrten.' Er wurde roth und brach aus: ‚Komm mit, Evi! Du bist in der Stadt besser dran, als hier; ich kann meinen Herrn nicht verlassen, aber ich kann auch nicht ohne Dich sein.' Mit ausgebreiteten Armen ist er auf sie zugegangen und sie ihm ausgewichen, förmlich scheu, wie einem Irrsinnigen. Hat er denn gänzlich den Kopf verloren? Sie mit ihm gehen, fort von ihrer Wirthschaft, wo man sie nicht einen Tag entbehren kann; betrunken oder verrückt muß sein, der ihr so etwas zumuthet. Aber sie weiß sich zu helfen, sie geht zum Grafen. Er natürlich der Frau auf dem Fuße nach, und so stehen sie vor dem alten Herrn. In früherer Zeit hätte der gleich ein Machtwort erlassen: Das geschieht! Jetzt sucht er nur zu beschwichtigen, und es so viel wie möglich den Andern und — sich selbst recht zu thun.

„‚Kinder, Kinder, das hättet ihr früher mit einander ausmachen müssen,' so beiläufig soll er gesprochen haben. ‚Als ich dem Mašlan erlaubt habe, zu heirathen, hat es sich mir von selbst verstanden, daß er bei seiner Frau bleibt. Wenn er aber durchaus mit will nach Wien . . . Meine liebe Evi, ich bin alt, ich gewöhne mich nicht leicht an ein neues Gesicht, und um meinetwillen werden Sie sich von Ihrem Mann nicht mehr oft zu trennen brauchen. Sehr bald tret' ich eine Reise an, auf der mich Niemand begleiten wird — dahin.' Er deutete nach der Richtung, in der die Gruft liegt . . . ‚Also thut, was Ihr wollt.'

„An dem Tag muß noch ein heftiger Auftritt zwischen den Eheleuten stattgefunden haben, denn am Abend, da ich Mašlan im Gasthaus traf, das er seit seiner Verheirathung nur in Gesellschaft seiner Frau betreten hatte, glühte er noch wie ein angeblasener Hochofen. Ausgesprochen hat er sich mir gegenüber nicht, obwohl wir allein waren im Honoratiorenzimmer, nur im Allgemeinen gewettert über den Eigensinn der Weiber und über Bauernstolz.

„Sie hingegen ist auch damals immer die Ruhe, die Würde selbst geblieben, und mit ihm war sie freundlich; freilich nur, sozusagen — beiläufig, so gewiß wie die Wintersonne um vier Uhr Nachmittags, und zu den Leuten hat sie gesprochen: ‚Mein Mann geht ungern fort; es bleibt ihm aber nichts Anderes übrig. Was soll er thun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu schwer, er möcht' sich völlig verlassen vorkommen ohne den Mašlan.'

„Knapp vor der Abfahrt ist der noch zu mir gelaufen und hat mich gebeten, ihn zu avisiren, sobald es Ernst werden sollte bei seiner Frau. Lieber natürlich wäre es ihm, erst zur Taufe gerufen zu werden. Wenn seine Anwesenheit seiner Evi aber ein Trost ist — nu denn! soll ich halt schreiben oder telegraphiren.

„Nicht drei Wochen sind vergangen und schon war ein Brief von ihm da. Sie hat mir ein paar Stellen daraus vorgelesen. Lauter Liebe und Sehnsucht — eine fressende Sehnsucht. Ungeschickt ausgedrückt, sogar ungern ist Einem vorgekommen, wie wenn sich Einer schämt, nicht eingestehen möchte, was ihm in der Seele brennt, und sich doch verräth, widerwillig verräth!

„‚Wenn ich ihn besuchen ginge für einige Tage, was wär's?' fragte sie.

„‚Ein Unsinn,' mußt' ich ihr antworten, ich konnte sie nicht reisen lassen. Es ist ihr ja durchaus nicht gut gegangen. Der hinuntergeschluckte Kummer und Zorn — so was rächt sich. Was sie im Stillen durchgemacht haben mag, hat wohl nicht einmal ihr Beichtvater erfahren. Ihr Zustand dazu... Ich machte ihr einen Vorschlag: ‚Ich weiß was, Mašlan soll sich für eine kurze Zeit Urlaub ausbitten beim Herrn Grafen.' Aber damit bin ich abgeblitzt. Das ging nicht, daran war nicht zu denken. Sollte sie sich Lügen strafen? Hatte sie doch selbst den Leuten versichert, der Herr Graf könne nicht sein ohne den Mašlan, nicht einen Tag! Das also nicht. Und wie sie ihn kennt, thäte Mašlan es auch nicht, aber — und dabei hat sie mich seltsam angesehn: ‚Wer weiß, ob es nicht ein größeres Unglück ist, daß ich jetzt nicht zu ihm darf, als wenn ich ums Kind käme.'

„Bald darauf ist, trotz aller Vorsicht, was ich fürchtete, doch eingetreten. Ich habe dem Mašlan schreiben müssen, daß seine Frau eine Fehlgeburt gethan hat (diesmal wär's ein Bub gewesen), konnte ihm aber zugleich versichern, daß er keine Sorge um sie zu haben brauche. Sie hat sich rasch und vollständig erholt, war wieder so thätig wie je in ihrer Wirthschaft und ist beim Herannahen des Frühlings im schönsten Flor gestanden; ein bißchen blaß noch — eine gesunde Maiglockenblässe, und auch sonst ganz Maiglocke, so frisch und hold und ernst. Ich mußt' oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Mann etwas zustieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im besten Andenken behalten und sich vielleicht mit der Zeit entschließen, einen Andern zu nehmen, der besser für sie gepaßt hätte."

Der Doctor seufzte, und über das energische Gesicht des Geistlichen blitzte ein Lächeln. Er sah zu dem kleinen Alten, der in sich zusammengesunken neben ihm kauerte und eben von Neuem das bunte Taschentuch zog und bedächtig entfaltete, mitleidig erstaunt nieder und sagte nur:

„So, so?"

„Statt Ende April, wie bestimmt war," fuhr Vanka fort, „ist der Herr Graf schon Anfangs März zurückgekommen. Die ganze Beamtenschaft und Dienerschaft war im Hof versammelt, um ihn zu erwarten; auch Frau Evi war da. Als der Wagen vor dem Schloßthor hielt, stürzten ihm die Lakaien entgegen, um den Schlag zu öffnen, und Mašlan sprang mit einem Satz vom

Kutschbock herunter und eilte auf Evi zu. Sprechen konnte er nicht, aber die Augen funkelten ihm — ach Gott, was für ein schöner Mensch war er. Und sie, stehen geblieben und ihn erwartet, und ihn angesehn, so freudig, so selig, so stolz und so bescheiden, Hochwürden — wie eine Braut. Jedem ist's aufgefallen — wie eine Braut."

Vanka rieb sich die Nase mit dem Zeigefinger, den ein breiter, goldener Siegelring schmückte. „Die Freude hat nicht lang gedauert," sprach er nachdenklich. „Viel länger die Mißstimmung, die nachher eingetreten ist, von der keines der beiden etwas merken lassen wollte, und die sich doch verrathen hat, wie sich das Fieber durch die Hitze verräth. — Das kam so: Eine von der Dienerschaft konnt' es nicht unterlassen, die Evi zu necken, zu fragen, ob sie den Mašlan auch tüchtig ins Gebet genommen, sich erkundigt habe, ob er ihr treu gewesen sei den ganzen Winter? Evi lachte dazu, war ihres Mannes sicher! Aber die Andre gab so lang keine Ruhe mit ihren Sticheleien, bis die Frau endlich stutzig wurde. Jetzt war's aus. Sie wollte wissen, wie's steht, sie hat in ihn gedrungen, ihr die Wahrheit zu sagen. Und er, ein Gemisch von Ehrlichkeit und Falschheit, wie er von jeher war, hat gestanden. Was für eine Demüthigung das gewesen ist für das stolze Weib, können Hochwürden sich vorstellen. Da ist also dann die lange Zeit der Mißstimmung eingetreten. Aber auch die hat ein Ende genommen, und dann war's, als ob die gestaute Liebe mit verzehnfachter Gewalt wieder hervorbräche. Zu viel, zu heftig, mir ist die Sache gleich nicht geheuer vorgekommen. Die Frau hat, um nur ganz ihm zu Gefallen zu leben, ihren eigenen Geschmack verleugnet, ihre zweite Natur — ihre Solidität. Sie hat sogar die Wirthschaft vernachlässigt. Und Mašlan die Freiheit, die der Graf ihm spendirte, ausgenützt, zeigen wollen, wie gut es ihm geht und wie glücklich er ist. Die größte Gastfreundlichkeit ausgeübt, eingeladen, tractirt, und auch mit seiner jungen Frau alle Unterhaltungen mitgemacht, die es in der Gegend gegeben hat. Sie wird wohl gehofft haben, daß sie ihn auf die Art herumgekriegt und daß er sie nicht mehr verlassen wird. Weit gefehlt! Im Spätherbst ist es genau so gegangen, wie im vorigen Jahr. Er wieder: ‚Komm mit! wenn ich Dich hab', denk' ich an keine Andre.' Und sie: ‚Ich kann nicht, es ist ohnehin die höchste Zeit für uns beide, zum Rechten zu sehn.'

„Verzeihen Hochwürden, daß ich so ausführlich bin," unterbrach sich Doctor Vanka, als der Pfarrer unwillkürlich ein Zeichen der Ungeduld gegeben hatte. „Mit der Geschichte dieses einen Jahres erzähl' ich zugleich die der folgenden Jahre. Es war immer dasselbe, nur — verstehen Hochwürden, die Dimension ist gewachsen. Nach jeder Trennung hat Mašlan seiner Frau Schwereres abzubitten gehabt, und so wurde ihr denn natürlich auch das Verzeihen immer schwerer." Er hielt inne, seine Brust hob sich zu einem langen, tiefen Athemzuge: „Nun, ihre Liebe hat auch das Schwerste aufgewogen; es war eine magnifique Liebe, sie ist gewachsen mit dem Kummer, den sie um den Taugenichts erdulden mußte, und glorreich aus jeder Prüfung hervorgegangen.

„Arme Evi!

„Zuletzt machte der liebe Mašlan gar keinen Anspruch mehr auf ihre Begleitung. Das Leben, das er sich eingerichtet hatte, paßte ihm ja wie auf den Leib geschnitten. Im Winter lustig in Wien, in der schönen Uniform glänzen und prunken, im Sommer wieder lustig im Haus der Frau, den Herrn spielen und Gnaden austheilen. Beim letzten Abschied hatte er ihr ganz heiter zugerufen: ‚Auf Wiederseh'n im Frühjahr!'

„Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut' und alle sich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi gestellt, weil ich dachte, sie könnt' zusammenbrechen. Wirklich ganz danach hat sie ausgeschaut. Wie der Mann ihr denn sagt: ‚Auf Wiederseh'n im Frühjahr!' gibt sie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht, es kommt auf Dich an.' Er ist förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es sagen, und völlig schmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi!...' Da erblickt er aber mich und merkt, daß ich ihre Worte gehört habe, wirft sogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt sie und springt auf den Bock.

„Ein paar Monate sind vergangen; mit Schreiben hat sich Mašlan in der Zeit nicht angestrengt, wie ich glaube. Alle Sonntage, wenn ich seine Frau am Ausgang der Kirche traf, nach der heiligen Messe, sprach ich sie an: ‚Gute Nachrichten aus Wien, Frau Maidov? Was schreibt Ihr Mann?' — und immer dieselbe Antwort: ‚Jetzt eine Weile nichts. Morgen erwarte ich einen Brief von ihm.' Wie oft so ein erwarteter Brief gekommen ist, weiß ich nicht; daß auf einmal einer da war, den sie nicht erwartet hatte, haben nachträglich nur zu viel Leute erfahren. Es war ein Brief von einem Frauenzimmer, Hochwürden, von einem jungen Mädchen, das der Mašlan niederträchtig betrogen hatte. Es scheint, daß die Person bis dahin brav und unschuldig gewesen ist. Aber dem Mašlan widerstand nicht leicht eine. In diesem Falle wendete er überdies eine falsche Vorspiegelung an, gab sich für ledig aus und versprach seiner Geliebten das Heirathen. Wie sie hinter den Betrug gekommen ist, war schon Alles hin, Ehr' und Reputation und ihre Stelle in einem guten Haus. Eingestellt aber haben sich die Folgen von dem Verhältniß. Was hat die Unglückliche anfangen sollen? Mašlan war der Letzte, bei dem sie Rath und Hülfe gefunden hätte. In ihrer Verzweiflung, was thut sie? Sie schreibt an die Frau — eben den Brief, von dem ich Hochwürden sagte. Am Tag drauf, das habe ich vom Postboten erkundschaftet..."

„Erkundschaftet? So, so," fiel hier der geistliche Herr ein mit einer Nuance von Wegwerfung, und der Doctor seufzte einmal wieder tief auf.

„Ja, Hochwürden, die Sache hat mich interessirt. Und auch Andre als ich dürften gewußt haben, daß einen Tag nach der Ankunft des Briefes aus Wien mit der fremden Schrift ein dicker, mit viel Geld beschwerter von Frau Evi dem Boten übergeben worden ist. An diesem Tag war sie nirgends zu sehen, nicht auf einem ihrer Felder, nicht im Hof, nirgends. Der nächstfolgende dann war ein Sonntag, und sie ist in die Kirche gekommen. Mir

wäre nichts an ihr aufgefallen, nur größer hat sie mir geschienen. Sie muß sich ganz besonders gerade gehalten haben. Nach der heiligen Messe sprach ich sie an, stelle meine gewöhnliche Frage, erhalte aber nicht die gewöhnliche Antwort, vielmehr die: ‚Ich erwarte keinen Brief von ihm,‘ wendet sich und läßt mich ganz verblüfft stehn.

„Einen Frühling haben wir in dem Jahr in unserer Gegend gehabt, ich denk' keinen schönern. Auch war der März noch nicht zu Ende, und schon ist die Rückkehr des Herrn Grafen angekündigt worden. Er wußte, wie es mit ihm stand und wollte in seinem Raudnowitz sterben. Ich habe geholfen, ihn aus dem Wagen zu heben und mir gleich gedacht: zur nächsten Ausfahrt heben wir ihn im Sarg auf den Leichenwagen.

„Verzeih'n Hochwürden, wenn ich eine Reflexion mittheile, die ich um die Zeit herum und auch später mehrmals gemacht habe. Die Menschen sterben — der eine zu früh, der andre zu spät, und nur die wenigsten im richtigen Moment, so denn auch unser Herr Graf. Wäre der Tod, nach dem er sich aufs Innigste sehnte, statt im Frühjahr 1874 im Herbst 1873 bei ihm eingetreten, viel Unglück wäre verhütet worden. Mašlan hätte keinen Grund oder keine Ausrede mehr gehabt, nach Wien zu fahren, wäre bei seiner Frau geblieben und, das muß man ihm lassen, so lang' er bei ihr gewesen ist, hat er keine Andre angeschaut. Die Ehe hätte sich mit der Zeit ganz glücklich gestalten können, und die arme Person in Wien wäre vielleicht heute noch auf ihrem Platz oder hätte einen braven Mann gefunden . . .“

„Hätte! hätte! Die Menschen sterben, wann es dem Herrn gefällt, sie abzurufen,“ versetzte der Pfarrer. „Sie möchten Vorsehung spielen, Herr Doctor, scheint mir.“

„Gott soll mich behüten, Hochwürden — eine Reflexion habe ich mir erlaubt mitzutheilen, ohne jeden Neben- und Hintergedanken. Nun, es kam wie es mußte: Zum ersten Mal war Evi nicht unter denen, die das Hereinfahren der gräflichen Equipage vor dem Schloß erwarteten. Mašlan guckte, guckte, wandte sich an mich: ‚Ist ihr was, Herr Doctor?‘ — ‚Meines Wissens nicht‘, er zuckte die Achseln und lächelte hochmüthig und kümmerte sich um nichts mehr, als um seinen alten Herrn. Wieder: — Alles was recht ist: Ein liebreicher Sohn kann seinen Vater nicht sorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu Deiner Frau,‘ befahl er und entließ uns beide; er wollte allein sein. Mašlan und ich hatten denselben Weg. Der meine führte am Hause seiner Frau vorbei. Im Anfang des Dorfes begegnete uns der Herr Canonicus, der von dem, was sich begeben hatte, mehr wußte als wir und zwar aus der ersten Quelle. ‚Ihr! Ihr!‘ sagte er zu dem Ankömmling, ‚Ihr habt wieder schöne Sachen getrieben!‘ Mašlan lächelte auch ihn an, wie früher mich; nicht so hochmüthig vielleicht. Ich weiß nicht, mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde, wie ein Thier. Das hat ihm denn auch eine Art Unschuld gegeben, eine Thierunschuld. Ihm ahnte nichts Böses, er dem geistlichen Herrn die Hand geküßt und weiter geeilt, immer schneller, immer ungeduldiger, und als wir ankommen, was finden wir? — die Thür versperrt.

„Er klopft: ‚Evi, Evi, mach' auf, ich bin's.' Keine Antwort. ‚Ich bin's, Mašlan! ich, Dein Mann!' Ein paar Kinder sind ihm nachgelaufen, andre kommen dazu, er ist ja die populärste Persönlichkeit bei der Dorfjugend, wird immer sehnsüchtig erwartet und jubelnd begrüßt. ‚Ist meine Frau nicht da?' fragt er einen der Buben. ‚Habt ihr meine Frau nicht gesehn?' Doch, der Eine hat sie gesehn, den Augenblick ist sie aus dem Garten herüber gekommen und ins Haus gegangen. Nun fängt die Sache an, ihm befremdlich zu werden, er tritt an eines der Fenster, blickt hinein, und richtig, er sieht sie — mitten im Zimmer stehen.

Nun hat er ans Fenster geklopft und gerufen: ‚Evi, Evi! Bist taub? bist blind? . . . Oder am End' gar bös? Ich glaub's nicht, Evi, ich frag' nur . . . Evi, Evi, ich mach' Dich wieder gut, hör' mich nur an . . .' So sagt er und dergleichen noch Vieles und hat dann angefangen, zornig zu werden, sich zur Thüre zurück begeben und an ihr gerüttelt. Es waren nach und nach eine Menge Leute zusammen gekommen, sie haben ihn angesprochen, wollten wissen, was es gibt. Er Niemanden angeschaut, Niemandem geantwortet, sich an die Thür gepreßt, als ob er mit ihr verwachsen wollte, und gerufen, geschrieen, zuletzt geweint: ‚Evi, Evi, so bös bist Du, daß Du mir nicht einmal erlauben willst, Dich zu bitten: Verzeih' mir, Evi, meine Evi!'

„Vor dem halben Dorfe hat er sich so gedemüthigt, der eitle Mensch, sich in der Raserei seiner Verzweiflung auf die Kniee geworfen und mit der Stirn an die Thür geschlagen.

„Allerlei Stimmen haben sich erhoben, der kleine Schustermeister zu singen angefangen:

Bauer, steh' auf,
Futter Dein' Schimmel,
Prügel Dein Weib,
So kommst in' Himmel.

„Ein Gemeinderath stopft seine Pfeife und sagt: ‚Das könnt' mir einfall'n, und wenn ich in Wien fünfe ausg'halten hätt', vor meiner eigenen Thür zu betteln und zu flennen'. Der Schmied schaut herunter zu seinen Riesenfüßen und flucht: ‚Der Teufel soll mich holen, wenn ich die Thür nicht eintreten thät' und die durchwichsen, die dahinter steht.'

„All das Gerede war dem Mašlan wie Blätterrauschen. Aber plötzlich ist er aufgesprungen, hat sich neuerdings an die Thür gelehnt, den Mund an den Spalt gedrückt und gerufen, gar nicht sehr laut, aber durch Mark und Bein ist's Einem gegangen. ‚Evi, hör' zu, Du hörst mich, ich weiß, daß Du mich hörst. Wenn Du nicht aufmachst, gleich — verstehst mich, gleich? — komm' ich über diese Schwelle nimmer, und wenn Du auf den Knieen liegen thätest, wie ich vorhin gelegen bin, und wenn Du mich mit ausgebreiteten Armen bitten thätest: komm! Das schwör' ich, Evi, bei Gott dem Allmächtigen, und mög' er mich in meiner letzten Stund' verlassen, wenn ich den Schwur breche.'

„In dem Augenblick hat man den Riegel zurückschieben gehört, ganz langsam ist die Thür aufgegangen, daß Mašlan Zeit hatte, auszuweichen.

Da wurde gelacht: ‚Aha, aha, die Evi! sie gibt nach, so muß man ihr kommen!‘

„Mašlan stößt einen Freuden- und Triumphschrei aus — zu früh. Die auf die Schwelle getreten ist, die Frau, denkt nicht d'ran, klein beizugeben. Statt ihr entgegen zu stürzen, erschrickt er und taumelt vor ihr zurück. Sie hat ausgesehen wie eine Leiche mit lebendigen Augen; und entsetzlich war, wie sie mit einer erloschenen, aber sehr festen Stimme gesprochen hat:

„‚Schwur gegen Schwur. So heilig, wie Du, im Angesicht Gottes, wie Du, schwör' ich, daß ich mein Haus lieber mit eigener Hand anzünden werde, als zu Dir sagen: tritt ein.‘

„Da waren viele Männer entrüstet: ‚Hoho!‘ hat man durcheinander rufen gehört, ‚Du hast nicht zu schwören, Du hast zu gehorchen, und der Mann hat zu befehlen, so steht's im Gesetz.‘

„Mašlan achtete nicht auf die Einmischung und, ich bitte Hochwürden, das Gesetz war doch wohl das Letzte, auf das sich der berufen hat, wenn er Weibern gegenüber seinen Willen durchsetzen wollte. So höhnte er auch jetzt: ‚O Du! davor keine Angst! von mir aus bist Du assecurirt. Bleib' Du allein in Deiner Bauernbaracken. Und wenn die Reu' Dich packt, schluck' sie! Unterfteh' Dich nie, zu mir aufs Schloß zu kommen. Bei mir gibt's kein Verzeih'n; ich thät Dich jagen wie einen bissigen Hund.‘

„Wer sie kennt, weiß, daß jedes Wort ihr eine giftige Wunde ins Herz gerissen hat. Sie verrieth sich aber nicht, sie kreuzte die Arme, sah ihn an und sprach: ‚Mašlan, Mašlan, vielleicht kehrt die Reu' früher bei Dir ein als bei mir, dann wirst Du mich schon rufen.‘

„Er, roth geworden wie glühendes Eisen und getobt und gewettert: ‚Ich Dich rufen? lieber in die Hölle fahren! . . . Ich ruf' Dich nicht . . . und wenn der Satan die Hand nach mir ausstrecken thät' und Niemand als Du mich retten könnt' — ich ruf' Dich nicht!‘“ . . .

„Was für Reden! was für Reden!“ murmelte der Priester unwillig.

„Der bare Aberwitz, Hochwürden. Auch Evi scheint das gefunden zu haben und ist immer ruhiger geworden, und als er wie ein Toller noch einmal schrie: ‚Gott ist mein Zeuge, ich ruf' Dich nicht!‘ hat sie langsam und feierlich den Arm erhoben, die Schwurfinger ausgestreckt und so laut gesprochen, daß der Letzte, der da gestanden ist, es hören mußte: ‚So wahr Gott lebt, ich komm' nicht ungerufen.‘

„Kalt ist es einem über den Rücken gelaufen, und die Worte haben mehr Eindruck gemacht, als alles Toben Mašlan's. Er wollte noch etwas sagen, konnt' nicht, die Wuth würgte ihn, hatte ihn am Hals gepackt wie eine Beißzange. Von dem Tag an haben die Eheleute nicht mehr mit einander geredet.“

„Nicht mehr? und müssen einander doch sehen, begegnen.“

Der Doctor setzte eine neuerliche Entfaltung des carrirten Taschentuches ins Werk, bediente sich seiner umständlich und lärmend und erwiderte: „Sehen und begegnen einander, ganz recht, Hochwürden. Zum Beispiel waren sie schon bald nach dem großen Auftritt beide zugleich in der Gruftcapelle bei der Beerdigung des Herrn Grafen. Mašlan derart in Schmerz aufgelöst, daß

er sogar Denen leid that, die ihn am wenigsten mögen. Evi eiskalt und eher trotzig dreingeschaut. Sie wird wohl gedacht haben: um mich würdest du nicht weinen, wie um deinen todten Herrn. Zehn Jahre sind seitdem vergangen. In seinem Testamente bestimmte der Herr Graf, daß Maidov die herrschaftliche Mühle in Pacht haben soll, unter Bedingungen, bei denen er leicht ein wohlhabender Mann hätte werden können. Er hat sich aber seiner Sach' im Anfang wenig angenommen. Erst in letzter Zeit ist er ordentlicher geworden. Wer weiß warum — vielleicht die Jahre, vielleicht weil seine Gesundheit ausspannt" . . .

„Warum sagen Sie nicht einfach: durch die Gnade Gottes?" fragte der geistliche Herr.

Der Doctor reagirte nicht darauf: „Ich betrachte mir die zwei Leute, wenn sie am Sonntag in die Kirche kommen," fuhr er fort. „Er in der ersten Bank rechts, sie in der ersten Bank links. Früher haben sie vermieden, einander zu treffen, beim Eingang oder beim Ausgang; jetzt nicht einmal mehr das" . . .

„Und wohnen dem heiligen Liebes- und Versöhnungsopfer unversöhnten Herzens bei?"

„Aeußerlich unversöhnt wohl, aber wer weiß, was in ihren Herzen vorgeht."

„Ich will suchen, es zu erforschen," versetzte der Priester und erhob sich. „Wenn die Frau wirklich noch einen Funken Liebe für ihren Mann übrig hat, wird sie auch Erbarmen mit ihm haben. Ich werde ihr Erbarmen mit dem Sterbenden anrufen, und hoffentlich nicht umsonst . . . Sie zweifeln?" unterbrach er sich mit einem mißbilligenden Blick auf Vanka, der die Achseln zuckte.

„Leider kann ich nicht zweifeln, Hochwürden, weil ich weiß, daß hier nichts mehr zu hoffen ist."

„Davon will ich mich selbst überzeugen."

Er verabschiedete sich, und der Doctor sah dem stattlichen Herrn nach, der, rasch und energisch ausschreitend, den Weg ins Dorf einschlug.

Das Haus Frau Maidov's lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Platze des Dorfes, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain sich senkte. Als Seitenstück zum siebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz sich die Siebenbucklige nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der Boden, auf dem die Ortschaft erbaut war. Den höchsten von allen krönte das stattlichste Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, sogar die ansehnlichsten Bauernhäuser, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umschlossen.

Der Pfarrer trat in das Vorgärtchen. Es war von einem grün angestrichenen Lattenzaun umgeben, und am Eingang standen zwei riesige Sonnenblumenstauden wie ein paar Wächter. Ein breiter, gut besandeter Weg führte zwischen Gemüsebeeten geradehin zu den gemauerten Stufen der Hausthür,

theilte sich dort und lief dem Obstgarten hinter dem Hause zu. Junge Birn- und Aprikosenbäume, an Treillagen gezogen, breiteten ihre mit Früchten behangenen Zweige zwischen den sechs Fenstern der Fronte aus. Große Fenster mit blinkenden Scheiben und vorspringenden Simsen, auf denen ein farbenheiterer Flor von Rosen, Geranien und Nelken duftete und prangte.

Eine kleine, alte Person, die, mit Unkrautjäten beschäftigt, auf dem Boden gekauert hatte, wendete beim Eintreten des Geistlichen den Kopf, schob das Tuch, das ihr über das halbe Gesicht gefallen war, zurück, und kam auf den Besucher zu mit einem freundlich-demüthigen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte er, und sie legte die schmutzigen Hände auf den Rücken, streckte den Hals und küßte, ohne sich bücken zu müssen, die herabhängende Hand des Priesters.

„Ich möchte mit der Frau sprechen," sagte er. „Ist sie da?"

„Zu dienen, hochwürdiger Herr, die Bäuerin ist da; wo sollt' sie sein? Im Garten ist sie, in den Erbsen. Ich werd' sie gleich rufen."

Der Pfarrer wehrte ab: „Nein, führen Sie mich zu ihr."

„Wie befehlen — wie der hochwürdige Herr befehlen" — und die Kleine lief vor ihm her um das Haus, in den Garten, und rief aus allen ihren Kräften: „Bäuerin! Bäuerin! der hochwürdige Herr Pfarrer will Euch besuchen!"

Er folgte ihr und war bald von Bienen umschwärmt, von Tauben umflogen, von Hühnern umgackert; Schafe, die auf den Wiesenplätzen weideten, blökten ihn offenbar fragend an; schöne, weiße Ziegen hoben die Köpfe über die Einfassung ihres Pferches und betrachteten ihn mit ihren großen, friedlichen Augen. Drei ganz junge Hündlein trotteten ihm entgegen, schnüffelten, erhoben ein schrilles, thörichtes Gebell, in dem sich Neugier und Verwunderung, aber nicht die geringste Böswilligkeit kundgab.

Der Pfarrer ging zwischen den Obstbäumen, über das Gras einem kleinen Wald von Stangen zu, an denen schlanke Erbsenstauden ihre zierlichen hellgrünen Ranken emportrieben. Auf dem schmalen Wege, der sie von einer ansehnlichen Baumschule trennte, kam die Hausfrau geschritten. Eine hohe, harmonische, ebenso wenig zur Fülle wie zur Hagerkeit neigende Gestalt. Sie trug halb städtische Kleidung. Eine schwarze, eng anliegende Jacke mit weißem Umschlagkragen, einen dunkeln, faltigen Rock und eine blaue Arbeitsschürze, die sie im Gehen abnahm und über den Arm hängte. Von der bäuerlichen Tracht hatte sie nichts beibehalten als die Schaftstiefel an den schlanken Füßen und das künstlich geknüpfte Kopftuch. Es war aus schwarzer Seide, mit bunten Bändern und Fransen, schloß sich eng um den Hinterkopf, bildete einen schmalen Wulst um die dunkelblonden, dichten Scheitel und einen reichen Knoten im Nacken.

Dem Priester fiel die tiefe Ruhe auf, die über der Erscheinung dieses Weibes lag, die Festigkeit, mit der die klaren blauen Augen sich auf ihn hefteten, der sanfte Ernst, den die regelmäßigen, fast classischen Züge athmeten. Eine im völligsten Gleichgewicht, in völliger Einigkeit mit sich selbst hinlebende Frau kam da heran, langsam, als ob sie ihm und sich Zeit lassen wollte zur

Vorbereitung auf eine erste, wie sie voraussah, bedeutungsvolle Zusammenkunft.

„Euer Hochwürden erweisen mir eine große Ehre mit Ihrem Besuch," sprach sie den Geistlichen an, der seinen Hut leicht vor ihr lüpfte. „Belieben Euer Hochwürden ins Haus zu treten?"

„Wir wollen da bleiben," erwiderte er, „im Freien unter Ihren Schützlingen. Ein hübscher Anblick all dieses Gethier; es scheint sich seines Lebens zu freuen und ist so zutraulich."

„Jawohl, zutraulich sind sie schon, warum sollen sie's nicht sein? Es thut ihnen ja Niemand nichts."

Sie geleitete ihn zu einem Birnbaum von seltener Größe und Schönheit, in dessen Schatten ein länglicher Tisch zwischen zwei Bänken in den Boden eingerammt war, lud den Gast ein, sich zu setzen und nahm Platz ihm gegenüber, nachdem sie der Magd, die in respectvoller Entfernung gefolgt war, einen kurzen Befehl gegeben hatte.

Eine kleine Pause entstand. Der Priester bemerkte wohl, daß die äußere Gelassenheit Frau Evi's eine wachsende Erregung verbarg. Ihre schmale, gerade Nase, ihre Stirn hatten sich mit kalkiger Bläße bedeckt, den Mund umspielte ein kaum merkliches Beben, als sie gedämpften Tones und mit einer Stimme, die etwas eigenthümlich Einschmeichelndes hatte, begann:

„Hochwürden sind schon bei meinem Mann gewesen."

Aha, dachte der Pfarrer, sie kommt dem Angriff zuvor: „Ich bin am Tag nach meiner Ankunft hier im Orte zu ihm gerufen worden," sprach er, „und habe ihm die letzten Tröstungen der Kirche gespendet."

„Ja, ich weiß, er ist krank."

„Vielleicht sterbend, wissen Sie das auch? Der Doctor gibt wenig Hoffnung."

Sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und schloß einen Moment die Augen: „Es wird nicht so arg sein. Der Herr Doctor muß es nur ärger machen, als es ist; das ist so der Brauch, er muß es thun wegen der andern Doctoren."

„So — wieso? das versteh' ich nicht."

„Nicht? O, ich bitte unterthänig, Hochwürden haben mich zum Besten; Sie wissen schon selbst, daß die Doctoren übertreiben müssen, das ist unter ihnen ausgemacht. Warum, kann man sich an den Fingern abzählen. Unser Herr Doctor ist ja sehr brav, aber — klappern gehört zum Handwerk, hat er mir ins Gesicht gesagt." . . .

„Im Scherz, nun ja, im Spaße" . . . —

„Im Spaß, Hochwürden, da verräth sich der Mensch, gerade so gut wie im Rausch und im Zorn."

Der Pfarrer war erstaunt — ein seltsames Gemisch von Vorurtheil und von Vernunft in der Frau. Aber, sagte er sich, die hält was aus, und war entschlossen, sie ohne Schonung zu behandeln: „Ich bin auch heute bei Ihrem Manne gewesen," sprach er, „und habe ihn viel elender gefunden als vorgestern. Er selbst, das darf ich Ihnen nicht verhehlen — er fühlt sich sterben."

Frau Evi machte genau dieselbe Bewegung wie früher: „Ach er! er ist immer kindisch ängstlich gewesen, wenn ihm das Geringste gefehlt hat. Alle Leute, die ihr Lebtag gesund waren, sind so. Beim kleinsten Uebel meinen sie schon, es bringt sie ins Grab."

Der Pfarrer richtete einen festen und strengen Blick auf sie: „Sie weichen aus. Wenn Sie dem Arzt nicht glauben und nicht dem Kranken, glauben Sie doch mir. Ich sage Ihnen: Ihr Mann ist übel dran, braucht Pflege, und Sie, seine Frau, gehören an sein Krankenbett."

Sie erwiderte nichts, sie stand auf. Die kleine Magd war herangekommen, einen Korb am Arme, und die Bäuerin half ihr, seinen Inhalt auf dem Tisch ordnen: blanke Teller und Gläser, eine Flasche mit Wein, ein Laib Brot, ein schönes Stück Butter und herrlichen Lindenhonig in hellgelber Wabe. Die Magd entglitt wie ein fliehender Schatten, die Bäuerin nahm ihren früheren Platz wieder ein und sprach, das Aufgetragene gleichsam vorstellend:

„Eine kleine Jause, Hochwürden. Was so aus der Wirthschaft kommt. Geruhen Sie vorlieb zu nehmen, obwohl Sie's zu Hause besser haben."

Der Geistliche ließ das ohne innere Ueberzeugung vorgebrachte Compliment unberücksichtigt; er betrachtete den thauklaren, goldgelben Wein, den seine Wirthin ihm ins Glas schenkte und fragte lächelnd: „Kommt der auch aus Ihrer Wirthschaft?"

„Nein, Hochwürden, es ist Vöslauer. Mein Mann hat ihn gern getrunken, so halt' ich ihn bis heut' im Keller."

Ein langgedehntes: „Deshalb?" kam von den Lippen des Pfarrers. „Und sie selbst? Es ist kein Glas für Sie da, Sie thun mir nicht Bescheid?"

„Entschuldigen Hochwürden, ich mag den Wein von jeher nicht. Früher hab' ich manchmal einen Schluck gethan, meinem Mann zulieb, wenn er's durchaus wollte. Seitdem es aus ist zwischen uns, nie mehr."

„Aus?" rief der Geistliche, „das sollten Sie nicht sagen. Sie haben Ihrem Manne Liebe, Treue, Gehorsam gelobt bis in den Tod, Sie sind durch ein heiliges Sacrament mit ihm verbunden" . . .

„Gewesen, Hochwürden," unterbrach sie ihn leise, aber mit großer Entschiedenheit.

Er bemeisterte seinen Unwillen und sah ihr zu, wie sie das Brot vom Tische nahm und rasch und mechanisch, bevor sie es zu schneiden begann, mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes über die untere Fläche machte: „Sie befolgen da einen ehrwürdigen Brauch," sprach der Pfarrer, und als sie einen fragenden Blick auf ihn richtete: „Ja so, Sie thun's gedankenlos. Frau Maidov! Frau Maidov! ich fürchte, Sie führen Ihre religiösen Uebungen vielleicht überhaupt gedankenlos aus."

„Was meinen Sie damit, Hochwürden?"

Der Priester steigerte sich: „Ich meine, Sie beten, Sie besuchen die heilige Messe, Sie verrichten Ihre Andacht zur vorgeschriebenen Zeit, Alles gedankenlos."

Mit stolzem Erstaunen wies Frau Evi diese Anklage zurück: „Sie kennen mich nicht, Hochwürden."

„Ich kenne Ihre Geschichte und habe offene Augen," fiel er rasch ein. „Sie waren heute in der Frühmesse. Haben Sie andächtig gebetet, Bäuerin?"

Die Frage kam ihr seltsam vor: „Ich habe für meinen Mann gebetet," erwiderte sie.

„So, so — und nicht für sich? nicht darum, daß der Herr Mitleid und Erbarmen in Ihrer Seele erwecke? Ihr Mann hat schwer an Ihnen gesündigt. Ich weiß. Ist aber Verzeihen nicht Christenpflicht, vor Allem Pflicht des christlichen Weibes? Was soll Ihr Gebet, was sollen Ihre guten Werke, wenn Sie mitleidslos bleiben gegen einen Sterbenden? . . . Ein großer Heiliger lehrt, daß keine Andachtsübung und kein gutes Werk uns am Tage des Gerichts vom geringsten Nutzen sein wird, wenn wir die Erinnerung an erlittene Unbill nicht aus unserem Herzen getilgt haben . . . ‚Erst gehe hin und versöhne Dich mit Deinem Feinde' . . . spricht unser göttlicher Heiland" . . . Er stockte, er fühlte, daß die Ungeduld ihn hingerissen, und daß er nicht so gesprochen hatte und nicht in dem Zusammenhang, wie er sprechen wollte.

„Mein Mann ist nicht mein Feind, Hochwürden," nahm sie mit ihrer unerschütterlichen, verwirrenden Gelassenheit das Wort, „und — versöhnen . . . ich trag' ihm nichts nach, ich habe ihm Alles verziehn."

„Sie ihm? und er Ihnen? Hat er Ihnen nichts zu verzeihen?"

Sie schüttelte langsam und sinnend das Haupt: „Das ich nicht wüßte, Hochwürden."

„Haben Sie sich keine Härte gegen ihn vorzuwerfen, keinen Mangel an Nachsicht mit seinen Schwächen, seiner Fehlbarkeit?"

„Nein, Hochwürden."

„Sie fühlen sich ihm gegenüber schuldlos?"

„Ja, Hochwürden."

Die Züge des Priesters verfinsterten sich. Welche Hoffahrt! dachte er, sprach es aber nicht aus. Er rief in eindringlicher Rede die Langmuth der Gerechten für den armen Sünder an und schloß: „So viel Barmherzigkeit wir geübt haben, so viel werden wir erfahren. Glauben Sie der Barmherzigkeit Gottes nicht zu bedürfen?"

„O Hochwürden, wie sollt' ich? . . . so frevelhaft, das zu glauben, ist kein Mensch."

„Gut also. Geben Sie also, was Sie empfangen wollen. Gehen Sie hin zu Ihrem Kranken, reichen Sie, die Beleidigte, zuerst die Hand zur Versöhnung. Thun Sie's aus Liebe zu Gott, in seinem allerheiligsten Namen."

Evi hatte die Augen gesenkt gehalten und erhob nun ihren sanften Blick zu dem geistlichen Herrn: „Hochwürden kennen meine Geschichte, sagen Sie, dann müssen Sie auch wissen, daß ich nur darauf warte, daß mein Mann mir sagen läßt: ‚Komm.' Will er lieber selbst kommen — mir ist es auch recht. Zu jeder Stund' ist Alles für ihn bereit. Alles ganz so, wie er's gern hat."

Der Pfarrer betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte mit dem vollen Accent der Wahrhaftigkeit gesprochen, und doch erweckten ihre Worte ihm nicht die rechte Zuversicht: „Ich seh' Ihren Mann heute noch, soll ich ihm das Alles sagen?"

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, Hochwürden."

„Soll ich es ihm als von Ihnen kommend, als Ihre Botschaft sagen?"

Sie zögerte, sie hatte einen Kampf mit sich zu bestehen, sprach aber: „Wenn Hochwürden es wünschen, und weil er jetzt so krank sein soll — auch das."

„So! — Ihr thut recht, Bäuerin," rief er freudig, zum ersten Male ihr gegenüber das feierliche ‚Sie' mit dem gebräuchlichen ‚Ihr' vertauschend. Er stand auf und sah um sich: „Ich will ihm erzählen, wie gut er's hier hätte. Es ist schön bei Euch, Bäuerin. Und eine große Thierfreundin scheint Ihr zu sein."

Die drei Hündlein, die im Grase geschlafen hatten, kamen heran, als der Pfarrer sich erhob, beschnüffelten seine Schnallenschuhe und machten Abschiedscapriolen.

„Ich möcht' mir nicht so viel aus Thieren machen," erwiderte Frau Evi, „aber Mašlan hat sie so gern, besonders Hunde. Die drei hab' ich aus dem Teich gezogen, der Halter wollte sie ertränken. Sind Hunde genug im Dorf, meinte er. Ja, Hochwürden, zweibeinige. Aber — ich bitte!" . . . Sie blickte plötzlich erschrocken zum Tische nieder. Hochwürden haben keinen Tropfen getrunken, keinen Bissen gegessen. Das ist eine Schande für mich, Hochwürden."

„So sollt Ihr's nicht nehmen; ich komme wieder, und wenn ich das Haus nicht mehr ohne seinen Herrn finde, will ich von Eurem Weine trinken und von Eurem Brote essen."

Sie erwiderte nichts, sie hatte bei seinen Worten traurig zur Seite geblickt und ging nun mit ihrem Gast durch den Garten. Er lobte und bewunderte die Ordnung, die überall herrschte, den guten Stand der Gebäude, die tadellose Reinlichkeit.

„Ja, Hochwürden, meine Wirthschaft ist mein Leben," sagte Evi. „Gut halten würd' ich sie immer, aber so schön doch nicht, wenn es nur für mich allein wäre. Aber dem Mašlan ist ja nie etwas schön genug."

„Das sind lauter gute Worte, und die soll er alle hören," sprach der Geistliche.

Sie waren beim Hause angelangt, und er wollte sich verabschieden; sie gab ihm aber noch ein Stück Weges das Geleite. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Wenn er mir also nicht sagen lassen will, daß ich kommen soll — er ist ja stützig, Hochwürden — braucht nur er kommen. Und wenn er nicht gehen kann — eingespannt ist gleich, und Polster und Decken sind auch gleich in den Wagen gelegt . . . Also, Hochwürden, ich warte und danke Ihnen, Hochwürden."

„Ich danke Euch, Frau Maidov. Ich habe Euch anders gefunden, als ich erwartete, viel besser." Er reichte ihr die Hand, die sie küßte. Dann wendete sie sich wieder ihrer Behausung zu.

In ihren Augen war ein stilles, freudiges Leuchten, ihre Züge hatten sich wunderhell belebt: „Vielleicht, vielleicht doch!" flüsterte sie vor sich hin.

Die Mühle lag am Ausgang des Waldes, in einer breiten, grünen Schlucht, die der wasserreiche Bach munter durchrauschte. Heute hatte er's gut, brauchte das schwere Rad nicht zu treiben, die Arbeit war eingestellt. Am Himmel neigte die Sonne sich zum Untergang und hauchte einen rosigen Schimmer über das einsame Haus mit den kahlen Mauern und den dicht geschlossenen Fenstern. Auf einer Bank neben dem Thor lag der Länge nach ausgestreckt ein feister Müllerbursche. Er hatte das Gesicht mit dem Hute bedeckt, schlief sanft in den Abend hinein. Der Pfarrer war im Begriff, ihn zu wecken, um ihn nach seinem Herrn zu fragen, als das Thor geöffnet wurde und eine hinkende Alte heraus humpelte. Sie gab sich als eine Verwandte Maidov's zu erkennen, sie hatte den Herrn Pfarrer kommen gesehen und war ihm entgegen geeilt. Kriechend freundlich empfing sie ihn und führte ihn die stöhnende, hölzerne Freitreppe hinauf durch den mit Ziegeln gepflasterten Flur ins Krankenzimmer. Ein weißgetünchter, unwohnlicher Raum.

Das Bett stand mit dem Kopfende gegen das Fenster an einer feuchtfleckigen Wand, an der zwei Jagdgewehre, eine Waidtasche und ein schöner Hirschfänger — Erinnerungen an glänzende Tage! — hingen. Unter diesen Trophäen war ein Bild des verstorbenen Grafen, ein kleines, schwarzes Crucifix mit silbernem Heiland, und die völlig verblichene Photographie Evi's als junges Mädchen befestigt. Die halb geöffnete Thür eines Schrankes gewährte den Einblick in ein wirres Durcheinander von Kleidern, Wäschestücken und Schuhzeug. Es waren auch noch ein paar Sessel vorhanden und zwei Tische; einer trug das Waschzeug, ein zweiter, den man in die Nähe des Bettes gerückt hatte, eine Wasserflasche, ein Glas und eine Tasse voll Suppe, neben der ein paar Cigarrenstummel lagen. Es roch nach kalt gewordenem Tabakrauch und nach Feuchtigkeit; dumpfe Luft erfüllte die Stube.

Der Pfarrer öffnete eines der Fenster und trat an das Bett Mašlan's, der mit dem Gesicht gegen die Wand gelegen hatte, und sich nun jäh empor richtete. Schlaftrunken starrte er den Besucher an und murmelte:

„Herr Doctor . . . Grüß Gott, Herr Doctor."

„Ich bin's, Maidov, ich, der Pfarrer."

„Der Pfarrer und — wer?" Sein düsterer, zuckender Blick glitt an dem Geistlichen vorbei und blieb erwartungsvoll an der Thür haften.

Der Priester betrachtete ihn mitleidig. So viel Kraft und Schönheit vorzeitig aufgezehrt und verwelkt. Armes, verpfuschtes Leben, armes, verwüstetes Menschenkind! dachte er und nahm Platz auf dem Sessel, den die alte Frau an das Bett gerückt hatte. „Es ist Niemand da als Ihre Verwandte und ich. Ich bin allein gekommen."

Jetzt erst schien Mašlan aus seiner Betäubung völlig erwacht, legte sich aufs Kissen zurück und brummte halblaut: „Wozu? Was wünschen Sie noch, geistlicher Herr? Versehen bin ich schon."

„Ich will Euch Trost bringen, Mašlan."

„Brauch' keinen, kränke mich nicht."

„So? Gut also, keinen Trost. Aber einen Vorschlag möcht' ich Euch machen. Ihr seid hier nicht gut dran, habt auch keine rechte Pflege, ich möchte Euch besser versorgt haben."

„O, ich weiß schon," erwiderte Mašlan wegwerfend, „ich weiß schon, was das heißt, ins Spital möchten Sie mich schicken."

„Durchaus nicht. In einem guten, netten Hause säh' ich Euch gern, einem schönen, hellen Hause mit einem großen Garten . . ."

„Ich versteh' — Sie meinen den Himmel."

„Nicht doch, nicht doch! Seht, Mašlan . . ."

Die stocktaube Alte hatte den Pfarrer nicht aus den Augen gelassen, mit wahrer Gier beobachtete sie jede seiner Mienen, jede seiner Bewegungen, und mischte sich nun auf einmal ins Gespräch:

„O, Hochwürden, er ist hier so gut aufgehoben, der Mašlan, besser aufgehoben als hier kann er nirgends sein. Tag und Nacht geb' ich Acht auf ihn, und was er sich wünscht, bekommt er. Grad früher hat er Suppe haben wollen, da steht sie. Cigarren hat er auch verlangt . . ."

„Ihr raucht, Maidov?" fragte der Pfarrer vorwurfsvoll, „ein Unsinn bei Eurem Zustand. Der Doctor sagt, daß Ihr knapp an einer Lungenentzündung vorbei gekommen seid."

„Sie sind kein Raucher, geistlicher Herr, sonst wüßten sie: einem Raucher schadet das Rauchen nicht, und so lang' der Tabak ihm schmeckt, ist noch Alles gut."

„Sprecht nicht, vor Allem widersprecht nicht! Auf diese Art kommen wir nicht weiter. Ohne Umschweife, also, Maidov. Ihr sollt zu Eurer Frau. Sie wartet auf Euch, mit offenen Armen wartet sie, hat Alles zu Eurem Empfang vorbereitet, und wie vorbereitet! Eine Freude, es zu sehen." — Er machte die lockendste Beschreibung des Hauses, des Gartens, der Wirthschaft und schloß: „Ich will Euch nicht mehr verrathen, will Euch die Ueberraschung nicht verderben, ich sage bloß: Wie Ihr's gern habt, so ist es, und was Ihr gern habt, ist Alles da — Tauben, Schafe, Hunde . . ."

„Ja, Hunde, freilich," wiederholte Mašlan.

„Da ist so ein gescheidter, kleiner, weißer, und hat ein braunes Ohr . . ."

„Wie der Bili," sagte Mašlan, und der Schimmer eines Kinderlächelns glitt über sein abgemagertes Gesicht, sofort aber verzerrte es sich im Zorne: „Die alte Hex' dort leidet keinen Hund — mag nur Katzen, vergiftet mir die Hunde, die böse Hexe."

Er ballte die Faust gegen sie, und sie beeilte sich, dem Pfarrer zuzuflüstern:

„Er ist nicht recht im Kopf, wissen. Es kommt vom Fieber. Was ich oft von dem anhören muß!" —

In die augenblickliche Stille, die nun eintrat, tönte das Getrappel von Pferden — ein Wagen war heran gerollt, hielt vor dem Hause, und man vernahm ein ankündigendes, dreimaliges Peitschenknallen.

Mašlan horchte auf, der Pfarrer begab sich an das Fenster, die Alte folgte, beugte sich hinaus und kreischte in hellem Schrecken:

„Herr Jesus Christus — das Wägelchen vom Hof. Es ist schon leer, sind schon ausgestiegen. — Herr Jesus Christus, am End' sind es gar die Bäuerin!"

Aus der Brust des Kranken rang sich ein fast thierischer Laut, ein Winseln, ein Stöhnen wonniger Erwartung, an Schmerz grenzenden Entzückens. Freudig bewegt, Worte des Willkomms auf den Lippen, schritt der Pfarrer aus dem Zimmer auf den Flur.

Aber die zu begrüßen er gehofft hatte, war nicht gekommen; der Knecht allein trampelte in seinen schweren Stiefeln die Treppe herauf und meldete: Die Frau schicke das Wägelchen. Für alle Fälle lasse sie sagen, wenn der Herr vielleicht fahren möcht'.

Der Geistliche befahl ihm, zu warten, und kehrte in die Stube zurück, seine Enttäuschung so gut wie möglich hinter einer freundlichen Miene verbergend.

„Seht nur, seht," sagte er, „jetzt schickt Eure Frau gar das Wägelchen um Euch. Ja, da hilft nichts, da müßt Ihr fahren. Wir bringen Euch hinunter, der Knecht und ich; wickeln Euch gut in Decken ein, es wird Euch nicht schaden, es ist ein so schöner, warmer Sommerabend. Nun, Maidov, nun, rafft Euch auf."

Aber Maślan hatte sich steif auf den Rücken gelegt, die Arme über der Decke fest an den Leib geschlossen. „Es kann nicht sein," sagte er, „ich kann nicht zu ihr, ich hab's verschworen."

„Mit Eurem Schwur, Maidov, was Ihr nur denkt! Ein Schwur, der keine Geltung hat. Keine Geltung!" wiederholte er lauter, als Maślan ihn unterbrechen wollte, „denn Ihr habt ihn gethan in sinnloser Wuth ... Mit Eurem Schwur! ... Als ob wir Gott zum Zeugen einer ungerechten Handlung anrufen dürften! ... Ein Frevel — betet zu Gott, daß er Euch Euren Frevel verzeihe!"

„Das hat der Herr Canonicus mir Alles gesagt," versetzte Maślan trotzig, „nicht einmal, hundertmal, das hilft Alles nichts bei mir, ich kann's nicht thun, ich hab's verschworen. Und wenn ich's nicht verschworen hätte" — er erhob die Stimme und schrie zwischen zwei Hustenanfällen und kläglich mit Athemnoth ringend: „Ich thät's doch nicht. Ich bin der Herr!"

Der Priester betrachtete ihn von Neuem mit einem langen, wehmüthigen Blick und dachte: Ich habe Dich ernst genommen, ich hatte Unrecht. Dein bißchen Geist ist umnachtet, Du armer „Herr", Du Knecht Deiner Launen und Triebe. Er bat, besänftigte, gab zu: „Ja, ja, Ihr seid der Herr; und weil Ihr es seid und durchaus nicht zu Eurer Frau gehen wollt, so laßt sie denn her kommen. Wenn sie nur einen Tag da wäre, es würde anders aussehen bei Euch."

„Freilich," sagte Maślan.

„Ihr seid der Herr, befehlt ihr zu kommen."

„Befehlen? ... Freilich, könnt' ich, wenn ich wollt'."

„So, Maidov, also so! Laßt ihr durch mich befehlen, daß sie kommen soll. Ich übernehme die Botschaft."

„Botschaft?" wiederholte der Kranke mißtrauisch, und der Pfarrer beeilte sich zu berichtigen:

„Den Befehl. Sie würde so gern gehorchen. Sie sorgt sich um Euch, sehnt sich nach Euch."

„Wirklich?" Wieder flog über seine Züge der verjüngende Glanz.

„Wahr und wirklich, und so geh' ich zu ihr oder fahre vielmehr. Ich will den Wagen benützen, den Eure Frau geschickt hat."

Er erhob sich mit kurzem Abschiedsgruß und schritt der Thür zu, entschlossen, keinen Einwand mehr anzuhören. Ein in Zorn und Angst ausgestoßener Schrei gellte ihm nach, seufzend blieb er stehen und sah sich um, Mašlan, auf den Ellbogen gestützt, halb sitzend in seinem Bette, das Gesicht verzerrt, rief ihn an:

„Halt! Halt! Was wollen Sie ihr sagen? Wie soll's heißen? Wenn es heißen soll: Komm! sag' ich's nicht! Ich nicht. Sie soll von selbst kommen. Ich ruf' sie nicht — ich laff' sie nicht rufen, ich hab's verschworen, ich käm' in die Höll'!"

Einem Kranken gegenüber kannte des Pfarrers Langmuth keine Grenzen. Er ging wieder auf ihn zu, beschwichtigend, beruhigend. Mašlan streckte die Hand abwehrend aus und schrie aus allen seinen Kräften immer von Neuem:

„Ich sag' es nicht, nie, nie, nie! Ich hab's verschworen."

Inzwischen war Jemand langsam und bedächtig die Treppe herauf gestiegen und nun eingetreten. Der Doctor stand da und schüttelte in seiner sanft-mißbilligenden Art den Kopf: „Mašlan, ich fürchte, Ihr seid übergeschnappt, kullert wie ein beleidigter Truthahn. Wenn Ihr's so treibt, steh' ich für nichts. Wollt Ihr Euch tödten?"

Mašlan hatte gar nicht zugehört. Er lag jetzt still und erschöpft mit geschlossenen Augen. Plötzlich schlug er sie zu dem Priester auf und sprach, als ob zwischen seinen letzten Worten und diesen keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Aber — daß ihr Bild noch da hängt, das können Sie ihr sagen, hochwürdiger Herr."

Bis zum grauenden Morgen hatte der Pfarrer keine Ruhe gefunden, in rastloser Aufregung gewacht, gebetet. Wie ein Dorn im Fleische saßen ihm die Worte Mašlan's: „Das hat der Herr Canonicus mir Alles schon gesagt." Er hatte die Empfindung eines Arztes, der ein neues Heilmittel gereicht zu haben meint und entdeckt, daß er zu einem verbrauchten griff, gegen das der Organismus des Kranken längst abgestumpft ist. Was thun? Um was handelte es sich denn? — Zwei Eheleute, die einander liebten, sich nach einander sehnten, waren getrennt durch ein Hirngespinst. Es war nur ein Hirngespinst. Nicht Hochmuth, nicht Unversöhnlichkeit von Seite der Frau, wie er Anfangs gedacht hatte, nicht Gleichgültigkeit von Seite des Mannes. Wirklich nur ein Hirngespinst. Und das sollte er nicht zerreißen können? Die Aufgabe, die so leicht schien, sollte unlösbar sein?

Je länger er darüber nachsann, desto mehr wuchs seine Zuversicht. Es mußte gelingen, sich selbst gab er Schuld an seinem ersten Mißerfolg. Wenn er sein Gespräch mit Frau Evi überdachte, kam ihm vor, daß er nicht warm genug an ihr Herz appellirt, nicht ein gewichtiges, ergreifendes, erschütterndes Wort zu ihr gesprochen. Er hatte ja nicht gewußt, wie glühend sie ersehnt wurde. Nun wollte er es ihr sagen und ihre schlummernde Liebe und Zärtlichkeit wecken.

Bei der Frühmesse sah er sie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, versunken in inbrünstigstes Gebet, und als er eine Stunde später in das Gärtchen vor ihrem Hause trat, kam sie ihm entgegen, und in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen lag etwas wie eine bange Frage, die auszusprechen sie zögerte.

„Das ist ein Tag, Frau Maidov," sagte der Priester nach der ersten Begrüßung, „ein Gottesgeschenk. Auch Euch muß die Sonne bis ins tiefste Herz hinein scheinen und jede Härte darin schmelzen."

Sie bat ihn, ihr die Ehre eines Besuches in ihrem Hause zu schenken, und führte ihn in eine geräumige, für bäuerliche Verhältnisse luxuriös eingerichtete Stube. Der Boden gedielt, die Wände bemalt und mit drei großen Farbendrucken geschmückt, ein Muttergottesbild, vor dem ein Flämmchen in einer Lampe aus rothem Glase flackerte, die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin. Ein mächtiger Schrank mit gewundenen Säulen nahm die Tiefe, ein Tisch, auf dem eine bunt gestickte Decke lag, die Mitte des Zimmers ein. Dunkle, geschnitzte Holzsessel waren längs der Wände und in den Fenstervertiefungen aufgestellt. Auf einen von diesen deutete Frau Evi.

„Ist's gefällig, Platz zu nehmen, Hochwürden?" fragte sie gepreßt, und es war, als ob sie hervorbrechende Thränen niederzukämpfen suche. Schon als er ihrer Aufforderung, ins Haus zu treten, entsprochen, hatte eine schmerzliche Enttäuschung sich ihrer zu bemächtigen geschienen, die wurde herber und herber, steigerte sich zu einem Ausdruck frostiger Trostlosigkeit in der Miene des stolzen Weibes. Der Priester verstand sie, und was sie niederbeugte, erhöhte seine Siegeszuversicht.

„Ich will Euch nur den Schlaf nicht forttragen," sagte er, ihrem einladenden Wink folgend, „Euch nicht etwa einen so langen Besuch machen wie gestern. Ich bin da, um Euch abzuholen, nach der Mühle."

„Sie waren dort," versetzte sie und sah ihn fest und forschend an. Der Pfarrer überlegte einen Moment und sprach dann entschlossen:

„Gebt jeden Zweifel auf, Euer Mann ist sterbend."

„Ich hab' es durch den Herrn Doctor erfahren," erwiderte sie leise.

„So? Nun also, folgt mir, kommt!"

„Hat er mich rufen lassen?" brachte sie stockend und mühsam hervor.

„Er hat Euch nicht rufen lassen, und trotzdem werdet Ihr zu ihm gehen, weil Ihr sollt, weil es Eure Pflicht ist, weil Ihr nie wieder gut machen könntet, was Ihr heute versäumt."

Er erzählte, wie schlecht versorgt und lässig betreut er den Kranken gefunden hatte, er berichtete den kleinsten Umstand seiner Unterredung mit ihm, freute sich über den erschütternden Eindruck, den seine Schilderung auf die Bäuerin machte. Als er von dem Entzücken Mašlan's sprach, da ihm die Hoffnung auf einen Besuch seiner Frau aufleuchtete, von seiner schmerzvollen Erbitterung bei dem Schwinden dieser Hoffnung stöhnte Evi, beugte sich vor und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände.

Der Pfarrer stand auf. „Kommt," sagte er, ihren Scheitel mit der Rechten sanft berührend, „und wenn noch ein Zweifel in Euch lebt, ob Ihr dürft, so wisset, ich löse Euren Schwur, er besteht nicht, er hat nie bestanden, Gott hat ihn nicht gehört."

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war weiß bis auf die Lippen; die Augen blickten erschreckend starr: „Er hat ihn gehört," sprach sie mit schwacher, aber klarer Stimme. „Ich weiß es, denn ich hab' es gefühlt. Ich werde nie vergessen, Hochwürden, wie ich's gefühlt habe: Gott ist nah' und hört dich. Mašlan hat im Zorn geschworen; sein Schwur ist vielleicht nicht hinauf bis zu Gott gedrungen, barmherzige Engel haben ihn unterwegs vielleicht abgelenkt, wie sie den Blitzstrahl ablenken oder eine andere Gefahr. Ich, Hochwürden," sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, aus der eine eiserne Ueberzeugung sprach: „Ich, Hochwürden, war ganz bei mir, ich war wie jetzt. Fragen Sie ihn, ob er sich besinnt, was er gesprochen hat, ob er noch jedes Wort weiß — er weiß es nicht. Ich kann jedes Wort, das ich gesagt habe, wiederholen. Und wenn ich d'ran denke und es mir recht vorstelle, wie ich damals meine Hand aufgehoben und Gott angerufen habe, läuft es mir wieder aus den Spitzen meiner Finger durch alle meine Glieder: Gott hört dich. Und deshalb . . ." Sie richtete sich empor, ein seltsamer, fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverschmähendes Lächeln prägte sich in den strengen Linien ihres Mundes aus. „Wenn mein Mann stirbt — wie Gott will. Ich bin eine Wittfrau seit vielen Jahren. Dieses Leben haben wir uns verdorben, aber es gibt ein andres, ein besseres, das wollen wir uns nicht verderben. Ich hoffe darauf, und ich weiß — auch er hofft darauf."

„Frau! Frau!" rief der Priester ihr zu. „Seid Ihr mit Blindheit geschlagen? Seht Ihr nicht, daß Ihr Euch von dem Wege abkehrt, den Ihr zu wandeln meint? Frau! Frau! der Tag der Reue wird kommen, und er wird furchtbar sein . . . Und dennoch bet' ich zu Gott um diesen Tag, denn das Furchtbarste wäre, wenn er zu spät käme!" Seine Augen ruhten drohend auf ihr: das Unüberwindliche blickte ihm aus ihren starren, wie vereisten Zügen entgegen. Ja, dieses Weib hätte man foltern können, sie in ihrer Ueberzeugung erschüttern — nimmermehr.

Er hatte einige Schritte dem Ausgange zu gemacht, blieb plötzlich stehen und sprach: „Euer Bild hängt noch immer über seinem Bette. Das läßt Euch der Sterbende sagen."

„Hochwürden!" Sie schrie es fast, sie bebte am ganzen Leibe. „Aber: Komm! — hat er mir doch nicht sagen lassen!"

Oft noch wanderte der Seelsorger von der Mühle zum Hof, vom Hof zur Mühle. Er ruhte nicht, er kämpfte seinen aufreibenden und nutzlosen Kampf mit den Verblendeten treulich bis ans Ende. Und eines Sommerabends gellte der klangarme Schall des Zügenglöckleins durchs Dorf. Die Frauen blieben aufhorchend stehen, die Männer lüfteten die Hüte, Jeder sprach ein Gebet für die scheidende Seele. Alle wußten, Mašlan Maidov liegt im Sterben. Mašlan Maidov, dem so Viele viel zu verzeihen haben. Der Mašlan, dem Keine widerstand, um die er sich ernstlich bemühte, dem die Kinder zuliefen, den die bissigsten Hunde anwedelten. Der Mašlan stirbt, geht hinüber, Rechenschaft abzulegen vor Gott dem Herrn und Richter. Seit Morgengrauen waren der Pfarrer und der Doctor bei ihm, und im schönsten Hause des Ortes

lag ein Weib auf den Knieen und rang die Hände, und der Angstschweiß floß über ihre Stirn und netzte ihre trockenen, glühenden Augen.

Sie betete und horchte dazwischen auf jeden Laut, auf jeden Schritt, der von der Straße herüber tönte. Keiner hielt vor ihrem Hause, Niemand verlangte Einlaß; und als endlich gegen Mitternacht an die Thür gepocht und nach der Bäuerin gefragt wurde, da war's ein vom Arzte Abgesandter, der die Todesbotschaft brachte.

Mit dem Frühsten war Bewegung im Hause, herrschte ein geschäftiges Regen. Vorbereitungen zum Empfang des todten Herrn wurden so leise getroffen, als ob er schon daläge in der Stille gebietenden Ruhe des Todes.

Die Dorfbasen männlichen und weiblichen Geschlechtes liefen zusammen. Die Neugierigen litten Folterqualen. „Was geschieht? Was wird sie jetzt thun, die Evi?" Und als es hieß: Sie läßt ihn einholen! da bemächtigte sich der meisten Leute eine unerklärliche Begeisterung. Die Kinder liefen in Scharen zur Mühle, um die Leiche ihres Freundes zu sehen und dabei zu sein, wenn sie auf den Schragen gelegt und fortgetragen wurde. Auch Erwachsene schlossen sich an, und als die irdische Hülle Mašlan's beim Dorfteich anlangte, hatte sie ein großes Geleite. Langsam kam der Zug die Anhöhe herauf, und durch die Menge, die sich, immer anwachsend, um den Hof versammelt hatte, lief ein Geflüster:

„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!"

Aus dem Innern des Hauses aber drang ein gellender Schrei, von einer alten, zitternden Stimme ausgestoßen: „Frau! sie bringen ihn!"

Eine Secunde athemloser Spannung, Evi war auf die Schwelle getreten, ging auf die Gartenthür zu und öffnete beide Flügel. Die schwarz behangene Bahre kam immer näher, und die bleiche Frau am Gitterthor breitete ihr die Arme entgegen, ihre zuckenden Lippen murmelten einen Namen. Nun — glaubten Alle — nun wird sie ihm entgegen stürzen, sich über ihn werfen und weinen und sich die Haare raufen.

Nichts von alledem geschah. Der Blick Evi's war über die Menge geglitten, über neugierige, theilnehmende, schadenfrohe und traurige Gesichter. An ihr Ohr war leises Gekicher, lautes Stöhnen gedrungen. Sie nahm sich zusammen, stand gerade aufgerichtet und blickte zu der Bahre, die an ihr vorbei ins Haus getragen wurde, stumm und thränenlos nieder. Erst als man den Todten hingestellt unter das Muttergottesbild in der großen Stube, und sie mit ihm allein gelassen hatte, zog sie das Bahrtuch herab, sank auf die Kniee, küßte seinen Mund und die Hand, die noch den Trauring trug, und sprach zärtlich und liebevoll zu ihm:

„Hast mich nicht gerufen, hast Deinen Schwur halten wollen. Hast recht gehabt. Es war kein so heiliger Schwur wie der meine, aber ein Schwur! Mein Mašlan, hast Dich nach mir gesehnt? Nicht so, wie ich mich nach Dir, o lang', lang' nicht, aber doch gesehnt; und jetzt bin ich Dein und bist Du mein für die Ewigkeit."

Sprache und Geist.

In Sachen Pferdebürla. III[1]).

Von

F. Max Müller.

[Nachdruck untersagt.]

Die Anzahl der Pferdebürlas scheint mit jedem Monate zu wachsen. Er würde sich freuen, wenn er die Briefe sähe von Männern und Frauen, die alle auf seiner Seite stehen und alle mir klar zu verstehen geben, daß ich doch ja nicht glauben solle, meinen unbekannten Freund widerlegt zu haben. Der Brief von Ignotus Agnosticus in dem Juniheft der „Deutschen Rundschau" ist eine gute Probe dieser Briefe. Ich habe ihn mit vielem Interesse gelesen und ihn theilweise schon in meinem Aufsatz in derselben Nummer berücksichtigt, hoffe aber, seine Einwände zusammen mit denen einiger anderer Correspondenten noch später zu beantworten. Gern hätte ich einige dieser an mich gerichteten Schreiben erscheinen lassen. Aber erstens sind sie zu lang und bei Weitem nicht so urkräftig wie der Brief des Pferdebürlas. Zweitens sind sie meist so anerkennungsvoll gegen mich, selbst wo sie von mir abweichen, daß es mir nicht zusteht, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Daß es auch an groben Briefen nicht gefehlt hat, versteht sich von selbst; diese waren aber stets anonym, als ob sich die Schreiber denn doch ihres heroischen Stils geschämt hätten. Ich habe nie verstehen können, welchen Reiz die Grobheit haben kann. Grobe Arbeit überläßt doch der Meister meistens dem Handlanger. Alles Grobe, sei es ein Klotz oder ein Keil oder eine Klinge gilt für unfertig, für roh, für schartig und durchaus nicht für schneidig. Niemand ist auf ein grobes Hemd stolz, aber in einem groben Kittel von Schimpfworten stolziren so manche, selbst ausgezeichnete Leute, ganz unbeirrt durch die Straßen.

Nun, ich will versuchen, meinen unbekannten Gegnern und Freunden, den groben wie den ehrenwerthen, so gut ich kann, gerecht zu werden. Es kann ja dann Jeder sich wählen, was speciell für seine Adresse bestimmt war.

Ich kann natürlich nicht auf alle Einwände eingehen, die man mir gemacht. Viele haben mit dem, was dem Pferdebürla am Herzen lag, sehr wenig oder

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 202 ff.: „Das Pferdebürla" und 1897, Bd. LXXXXI, S. 409 ff.: „In Sachen Pferdebürla".

gar nichts zu thun. Die Antinomien, z. B. über die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, gehören längst in die Geschichte der Metaphysik und sind von Kant und seiner Schule so gründlich durchgearbeitet, daß schwerlich etwas Neues darüber zu sagen ist. Man muß nun unterscheiden zwischen Welt als Universum und Welt als unsere Welt, d. h. als die Erde oder die irdische Welt. Ein Anfang der Welt als Universum ist natürlich für uns unfaßbar, aber von einem Anfang der Erde, namentlich der von Menschen bewohnten Erde, kann man wohl sprechen, weil uns hier, wie Lord Kelvin gezeigt, die astronomische Physik und die Geologie in den Stand setzen, gewisse chronologische Grenzen festzustellen, und zu sagen wie alt, und nicht älter oder jünger unsere Erde sein kann. Es war von der Welt im Sinne von unserer Welt, d. h. der Erde, daß ich sagte, daß, wenn sie Millionen Jahre alt sei, es doch eine Zeit gegeben habe, ehe sie ein Jahr oder ehe sie 1897 Jahre alt war. Von der Welt als Universum würde man das kaum sagen; im Gegentheil würde hier das Axiom in Anwendung kommen, daß jede Grenze ein Jenseits, d. h. ein Nichtbegrenztes voraussetze, bis wir dahin kommen, wo, wie das Volk sagt, die Welt mit Brettern vernagelt ist. Ich habe vor vielen Jahren nachzuweisen gesucht, daß unsere Sinne überhaupt nie eine wirkliche Grenze, sei es im Größten, sei es im Kleinsten, wahrnehmen können, sondern uns überall das Unendliche als ihren Hintergrund geben, und daß Alles, was mit Religion zu thun hat, aus diesem unendlichen Hintergrund als seinem letzten und tiefsten Grunde entsprungen ist. Anstatt zu sagen, daß wir sinnlich nur das Begrenzte wahrnehmen, habe ich zu zeigen gesucht (On the Perception of the Infinite), daß wir sinnlich überall das Unbegrenzte wahrnehmen, und daß wir und nicht die Objecte es sind, welche die Grenzlinien in unseren Wahrnehmungen ziehen. Wenn ich diese unbewußte Allgegenwart des Unendlichen auch die Quelle aller Religion nannte, so war dies der höchste, der abstracteste und allgemeinste Ausdruck, der sich für das weite Gebiet des Transcendenten finden ließ; er hatte mit den historischen Anfängen der Religion natürlich gar nichts zu thun. Wenn die Arier im blauen Himmel ihren Gott, ihren Dyaus fühlten, dachten und nannten, so meinten sie zunächst den blauen Himmel innerhalb des Horizonts. Wir aber wissen, daß sie, indem sie den Himmel Dyaus nannten, ein unendliches Subject im Sinne hatten, einen Deva, einen Gott. Doch, wie gesagt, diese Dinge lagen dem Pferdebürla fern, und er würde schwerlich etwas einzuwenden gehabt haben.

Sein Haupteinwand war ganz anderer Art. Er wollte beweisen, daß der menschliche Geist ein bloßes Gespenst von Menschenhand sei, daß es in der Welt nur Körper gebe, und daß der Geist aus dem Körper entstanden sei, also nicht das prius, sondern das posterius jener Körper bilde. Diese Ansicht ist offenbar eine weit verbreitete und hat wenigstens in den an mich gerichteten Zuschriften die zahlreichste Unterstützung gefunden. „Der Geist," so schrieb das Pferdebürla, „ist nicht ein prius, er ist ein development, ein sich entwickelndes Phänomen." Alles ist ja jetzt Entwicklung, und es gibt keinen schöneren Balsam für alle Uebel als Entwicklung. Wenn Kenntniß der Entwicklung im Sinne von wissenschaftlicher Geschichtsforschung genommen wird, so stimmt ja Jeder zu, denn wie kann es etwas geben, was sich nicht

entwickelt hat? Um zu wissen, was ein Ding ist, muß man eben lernen, wie es das geworden ist, was es ist. Ein sehr beliebter, jüngst verstorbener englischer Philosoph, Henry Drummond, der ganz evolutionstrunken war, gibt dennoch in seinem letzten Werke „The Ascent of Man" ganz offen zu, daß „order of events is history, and Evolution — is history" (p. 132). Damit bin ich natürlich ganz zufrieden, denn ich habe es nun seit mindestens dreißig Jahren zur Zeit und außer der Zeit gepredigt. Aber diese Ordnung oder diese Reihenfolge der Thatsachen muß mit wissenschaftlicher Genauigkeit nachgewiesen und nicht nur postulirt werden. Wenn also mein Pferdebürla sich begnügt hätte, zu sagen: „Auch der menschliche Geist ist eine Entwicklung," so würde ihm gewiß kein Geschichtsforscher, am wenigsten ein Sprachforscher, widersprochen haben. Er sagt aber: „Max, alle deutschen Gelehrten, oder bitte die Mehrzahl derselben, sind immer noch im Wahn befangen, als sei der Geist ein prius. Mit Nichten, Max, der Geist ist ein development, ein sich entwickelndes Phänomen. Man sollte es für unmöglich halten, daß ein denkender Mensch, der je ein Kind beobachtet hat, anderer Meinung sein könnte; warum denn Gespenster hinter der Materie suchen? Der Geist ist eine Function lebendiger Organismen, welche auch eine Gans, ein Huhn besitzt." Bei dem Pferdebürla war eine solche Sprache schon zu entschuldigen, aber wenn Philosophen von Fach dieselbe Sprache gebrauchen, so muß man sich doch etwas wundern. Wie kann man denn eine solche Behauptung aufstellen, ohne irgend welchen Beweis, ja ohne wenigstens mit einigen Worten zu sagen, was man unter Geist versteht? Die deutsche wie die englische Sprache wimmelt von Worten, die alle zur Abwechselung angewendet werden, aber doch auch wieder jedes seine eigene Schattirung hat. Wenn wir „mind" mit Geist übersetzen, so müssen wir bedenken, daß Geist in Ausdrücken wie: „Er hat den Geist aufgegeben" so viel bedeutet als Lebensgeist oder das physische Leben. Dasselbe gilt von „spirit" in Ausdrücken wie his spirit has departed. Aber so leicht es ist, zwischen spirit im Sinne von Lebensathem und spirit im Sinne von Geist oder mind zu unterscheiden, so schwer wird die genaue Definition bei Worten wie intellect (Intellect), reason (Vernunft), understanding (Verstand), thought (Denken oder Gedanke), consciousness (Bewußtsein) oder selfconsciousness (Selbstbewußtsein), von Seele (soul) und Gemüth in ihren verschiedenen Bethätigungen gar nicht zu sprechen. Diese Worte werden im Deutschen wie im Englischen so wild durch einander geworfen, daß man sich oft scheut, sie auch nur anzurühren. Wenn es nun gar heißt, der Geist sei ein development, er sei nicht ein prius, was soll man sich dann dabei denken? Ist hier der Lebensgeist gemeint, oder der Verstand oder die Vernunft oder das Bewußtsein? Wir leiden hier an einem wirklichen und sehr gefährlichen embarras de richesse. Die Worte sind gemacht worden, oft um ganz dasselbe, nur von verschiedenen Standpunkten angesehen, zu bedeuten. Da es aber verschiedene Worte waren, so hat man geglaubt, sie müßten auch verschiedene Dinge bedeuten. Verschiedene Philosophen haben denn auch verschiedene Definitionen von diesen Worten vorgebracht, bis man endlich glaubte, daß es für jedes dieser Worte einen eigenen Träger, ein eigenes Subject geben müsse, während einige von ihnen doch ursprünglich nur Bethätigungen von ein und derselben Substanz

bedeuten sollten. Verstand, Vernunft, Denken (understanding, reason und thought) drückten ursprünglich Eigenschaften oder Thätigkeiten aus, die Thätigkeiten des Verstehens, des Vernehmens, des Denkens, und wenn man sie zu Hauptwörtern erhob, so war das einfach psychologische Mythologie, die ebenso weit grassirt hat und noch grassirt wie die physische Mythologie der alten arischen Völker.

Es wäre am nützlichsten, wenn man alle diese verwitterten und verschimmelten Ausdrücke ganz bei Seite legen könnte und zunächst ein Wort einführte, das einfach das bedeutete, was nicht unter Körper verstanden wird, das Subject im Gegensatz zur objectiven Welt. Es würde daraus noch gar nicht folgen, daß, was nicht Körper ist, deshalb unabhängig vom Körper existiren muß. Es würde zunächst nur aussagen, daß es neben dem objectiven oder sinnlich wahrnehmbaren Körper auch etwas Subjectives und mit den fünf Sinnen nicht Wahrnehmbares gibt. Der beste Name für dieses scheint mir noch immer der Vedântische terminus technicus Atman zu sein, den ich durch „das Selbst" übersetze, da unser Sprachgefühl es kaum erlaubt, ein Wort wie „der Selbst" einzuführen. Seele hat einen zu gemüthlichen Anstrich bei uns, um als Aequivalent von Atman zu passen.

Dieses Selbst oder dieser Selbst ist nun etwas, das für sich selbst und nicht für Andere ist. Während alles rein Körperliche für uns Menschen nur existirt, indem es wahrgenommen wird, existirt das Selbst dadurch, daß es wahrnimmt. Während das Ens aller Objecte ein percipi, ein Wahrgenommen oder Gewußtwerden ist, ist das Ens des Selbsts ein percipere, ein Wahrnehmen, Wissen, d. h. das Selbst ist nur als sich selbstwissend denkbar. Das Selbst existirt, auch wenn es sich noch nicht klar weiß, aber es ist wirkliches Selbst erst, wenn es sich selbst weiß, und es bedarf eines langen und ernsten Denkens, damit das Selbst sich erkennt oder wieder erkennt, als verschieden vom Ich oder vom Körper. Ist das Selbst aber einmal zu sich selbst gekommen, so schwindet die Dunkelheit oder der phänomenale Schein, den die Vedânta-Philosophen Avidyâ (das Nichtwissen) oder auch Mâyâ (den Schein) nannten.

Woher nun dieses Nichtwissen, dieser Schein oder die Welt der Erscheinung gekommen, das ist eine der Fragen, welche kein menschliches Wesen je lösen wird. Es gibt Fragen, welche von jeder vernünftigen Philosophie als einfach ultra vires abgelehnt werden sollten. Wir wissen, daß wir gewisse Töne nicht hören, gewisse Farben nicht sehen können; warum denn nicht einsehen, daß wir gewisse Dinge nicht begreifen können? Auch die Vedânta-Philosophen betrachten die Avidyâ (das Nichtwissen) für unerklärlich, und ursprünglich lag dies wohl schon in dem Namen, den sie ihr gaben. Was sie wollen, war: das zeitweilige Dasein einer solchen Avidyâ nachzuweisen, nicht aber ihren Ursprung zu entdecken und dann in der Vidyâ oder in der Vedânta-Philosophie die Mittel anzugeben, wodurch die Avidyâ vernichtet werden könnte. Also wie oder wann das Selbst dem Nichtwissen, der Avidyâ, der Mâyâ (dem Schein oder der phänomenalen Welt) verfiel, das wollen die Vedânta-Philosophen so wenig erklären, als wir es erklären wollen, wie das Selbst dem Körper, den Sinnen des Körpers und der sinnlichen, d. h. phänomenalen Körperwelt verfiel. Wir fangen unsere Philosophie mit dem an, was gegeben

ist, also mit einem Selbst, das in seiner Verkörperung Alles weiß, was dem Körper zustößt, das eine Zeit lang sich mit dem Körper vermischt, bis es zur wahren Selbsterkenntniß gelangt und dann schon im Leben oder später im Tode, von seinem phänomenalen Dasein oder vom Körper befreit, wieder zu sich selbst kommt.

Wie dieser Körper mit seinen die phänomenale Welt uns zuführenden oder vorstellenden Sinnen entstand und sich entwickelt hat, das ist eine Frage, welche der Biologie angehört, und welche die Zellentheorie, so weit es eben dem menschlichen Verstande möglich ist, annähernd gelöst hat. Die andere Frage ist die Entwicklung des sogenannten Geistes, d. h. des subjectiven Wissens von der phänomenalen Welt. Hierzu bedürfen wir eben des Körpers, so, wie er ist und lebt, und der Sinnesorgane, so, wie sie sind. Wir wissen, daß alle Sinneswahrnehmungen auf Schwingungen unseres Körpers, d. h. der Nerven, beruhen, und wenn wir uns den Uebergang der Eindrücke zu gewußten Vorstellungen deutlich machen wollen, so geschieht dies am besten durch Annahme des Selbsts als eines Zeugen oder Mitwissers der Nervenschwingungen. Dies ist aber nur ein Bild, nicht etwa eine Erklärung, denn eine Erklärung gehört in die Utopien der Philosophie. Wie Atome dazu kommen, zu denken, das wissen auch die Atomiker nicht, und man meine nur nicht, daß der sogenannte Darwinismus hier auch nur einen Schritt weiter geholfen habe oder weiter helfen könne. Was auch einige der Darwinianer sagen mögen, nichts kann einfacher sein als das offene Bekenntniß des Nichtwissens in diesem Punkte von Seiten Darwin's. Diese offenen und bescheidenen Aussprüche des großen, aber genügsamen Denkers werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen oder gar als Zeichen einstweiliger Schwäche hinweg disputirt. Für mich sind sie im Gegentheil sehr werthvoll und sehr charakteristisch für Darwin.

An einer Stelle („Origin of Species", p. 191) sagt er: „Ich habe nichts mit dem Ursprung der Geisteskräfte zu schaffen, noch mit dem Ursprung des Lebens selbst." An einer anderen („Descent of Man", p. 66) spricht er noch deutlicher und sagt: „In welcher Weise die Geisteskräfte sich zuerst in den niedrigsten Organismen entwickelten, ist eine ebenso hoffnungslose Untersuchung als die, wie das Leben seinen Anfang nahm." Also man glaube nur nicht, daß man mit dem Worte Evolution oder mit dem Namen Darwin's alle Thore und Thüren öffnen kann. Es ist leicht, mit Drummond zu sagen: „Evolution ist eine Revolution der Welt, der Natur wie des Geistes gewesen und hat in der Erinnerung der noch Lebenden Fernsichten in die Vergangenheit und in die Zukunft eröffnet, wie sie die Wissenschaft noch nie vorher gekannt hatte." Das sind brave Worte, aber was bedeuten oder beweisen sie wohl? Du Bois-Reymond hatte schon lange vorher gesagt: „Wie aus dem Zusammenwirken von Atomen Bewußtsein entstehen soll, ist gänzlich unbegreiflich." Ebenso entschieden wie Darwin spricht Huxley in der „Contemporary Review", 1871: „Im Namen der Biologie, ich weiß nichts und hoffe auch nie etwas zu wissen von den Uebergangsstufen, durch welche molekülare Bewegung zu Zuständen des Bewußtseins wird." Moleküle sowie Atome werden gewußt. Schreibt man ihnen Wissen zu, so werden sie unmittelbar zu

Leibniz'schen Monaden; es entwickelt sich dann aus ihnen, was eben hinein gewickelt worden ist. Das Wissen gehört allein dem Selbst, mag man es nennen wie man will. Die Nervenfäden könnten schwingen so viel sie wollen, Millionenmal Millionenmal in einer Secunde: sie würden uns nie die Empfindung von Roth hervorbringen, gäbe es nicht das Selbst als den Empfänger und den Beleuchter, den Uebersetzer dieser Aetherschwingungen; dieses Selbst, das eben nur empfängt, nur beleuchtet, nur weiß, und von dem wir sonst nichts aussagen können, als was die indischen Philosophen sat-cid-ânanda nennen, daß es ist, daß es wahrnimmt, und, wie sie hinzufügen, daß es selig ist, d. h. in sich vollendet, ungetrübt und ewig.

Nehmen wir unsere feste Stellung auf diesem seienden und wahrnehmenden Selbst ein (denn cid ist nicht sowohl denkend als wahrnehmend oder wissend), so kann zunächst keine Frage sein, daß es nicht nur im Menschen, sondern ebenso im Thiere vorhanden ist; nur hüte man sich, daraus zu schließen, daß, was wir unter Menschengeist verstehen, d. h. verständiges und vernünftiges Denken, eine nothwendige Function aller lebendigen Organismen sei, welche auch eine Gans, ein Huhn besitzt. Es ist mit dem wahrnehmenden Selbst ganz wie mit der Zelle. Dem Augenschein nach sind sie alle gleich. Um es bildlich auszudrücken, hat aber die eine Zelle ein Billet nach Köln, die andere nach Paris, die dritte nach London. Sie kommt also bis auf ihre Station, bleibt dann aber stationär, und keine Macht der Welt kann sie mit ihrem Billet, d. h. ihrer ursprünglichen Bestimmung, ihren zu Grunde liegenden ewigen Gedanken, weiter bringen. Ebenso ist es mit dem wahrnehmenden Selbst. Es ist ganz wahr: das Selbst sieht, das Selbst hört, und das Selbst denkt. Wie es nun Thiere gibt, die nicht sehen, die nicht hören können, so gibt es auch Thiere — und nicht weniger als alle — die nicht sprechen können. Allerdings haben die Thiere, die sprechen können, d. h. die Menschen, auch die früheren Stationen im Eilzug mit durchgemacht, aber sie sind weder ausgestiegen noch haben sie irgend etwas gemein mit den auf früheren Stationen Zurückgebliebenen, am allerwenigsten kann man sie als die Abkömmlinge dieser Zurückgebliebenen betrachten. Man lache nicht über mein Simile, es soll ja nicht mehr als ein Simile sein. Natürlich wird man sagen, daß, wer nach Köln reist, auch nach Paris reisen kann und, wer einmal in Paris ist, leicht über den Canal kommt. Man muß eben ein Gleichniß nicht zu Tode reiten, sondern sich immer an die Thatsachen halten. Warum wächst denn das Gras nicht so hoch als eine Pappel, warum ist Sorge getragen, wie Goethe sagt, daß kein Baum in den Himmel wächst? Eine Erdbeere könnte ja so groß wie eine Gurke oder ein Kürbiß werden, aber sie thut es nicht. Wer zieht hier die Grenze? Auch ist es ganz wahr, daß auf jeder Grenze kleine Ueberschreitungen rechts und links stattfinden. Man hört fast jedes Jahr von einer enorm großen Erdbeere, und man würde gewiß auch leicht enorm kleine finden können. Aber bei alledem bleibt die Norm; und woher kommt sie, wenn sie nicht von derselben Hand oder derselben Quelle, welche wir mit dem Billetausgeber auf der Eisenbahn verglichen, und in dem Alle, die mit der Geschichte der Philosophie vertraut sind, leicht den griechischen Logos wieder erkennen werden?

Diese Gleichnisse sollten wenigstens so weit nützlich sein, um die Gedankenverwirrung aufzudecken, mit der z. B. Herr Romanes sagte: „Es ist nicht nur begreiflich, sondern es ist unabweislich, daß der menschliche Geist aus den Geistern der höheren Quadrumana auf dem Wege natürlicher Genesis entstanden ist.“ Der menschliche Geist kann alles Mögliche bedeuten; man muß also fragen, ob er hier bloßes Bewußtsein oder ob er Verstand und Vernunft bedeuten soll. Zweitens ist doch der menschliche Geist nicht etwas für sich irgendwie Bestehendes, sondern es kann nur der Geist eines Menschen gemeint sein. Man kann in diesen Discussionen nicht vorsichtig genug sein — sonst setzt man schließlich bloße Abstractionen an die Stelle von concreten Dingen. Wir kennen den menschlichen Geist als Concretum gar nicht, sondern nur als Abstractum, und wenn als Abstractum, dann wieder nur als den Geist eines oder vieler Menschen. Wie soll man es sich also denken, daß mein Geist oder der Geist von Darwin aus den Geistern der höheren Quadrumana entstanden sei! Man kann solche Dinge wohl sagen, aber kann man sich auch etwas dabei denken? Es liegt hier, wenn ich nicht irre, derselbe Gedankenfehler vor, den wir früher nachgewiesen haben, wenn man uns sagte, daß der menschliche Körper von den Körpern der höheren Quadrumana abstamme. Das hat absolut keinen Sinn, wenn wir nur festhalten, daß jeder organisirte Körper ursprünglich eine Zelle war oder von einer Zelle stammt, und daß jede Zelle selbst in ihrer complicirtesten, multiplicirtesten oder vollendetsten Form stets ein Individuum ist und bleibt. Von einer Abstammung des menschlichen Geistes aus den Geistern der höheren Quadrumana kann also keine Rede sein, weil man absolut keinen faßbaren Sinn darin entdecken kann, man müßte sich denn auf eine Mißgeburt berufen und diese Mißgeburt als die Mutter aller Menschen, und zwar ohne einen berechtigten Vater, hinstellen. So weit führt die Gedankenlosigkeit, selbst wenn sie mit königlichen Gewändern bekleidet ist.

Vor Allem ist festzustellen, was man denn eigentlich unter den Geistern der höheren Quadrumana als verschieden vom menschlichen Geist verstehen soll. Was fehlte denn diesen animalischen Geistern, um menschlich zu werden? Und was besitzen sie, oder was sind sie, wodurch sie eine Ebenbürtigkeit mit den Menschen beanspruchen können? Wie viel Unklarheit in diesen Punkten unter den besten Thierpsychologen herrscht, sehen wir, wenn wir z. B. die Behauptungen von Romanes mit denen von Lloyd Morgan vergleichen. Während der Erstere eine natürliche Genesis des Menschengeistes vom Thiergeist als unbestreitbar, ja als gar nicht anders denkbar hinstellt, sagt der Letztere, sein größter Bewunderer: „Ich fühle mich gezwungen, zu glauben, daß der Geist meines sehr gescheidten Lieblingshundes von dem meinigen gewaltig verschieden ist“ (Lloyd Morgan, „Animal Life and Intelligence“, p. 350). Generically bedeutet doch hier wohl: nach seinem genus oder nach seiner genesis. Doch sagt derselbe Gelehrte nichtsdestoweniger an einer anderen Stelle, daß er eine Verschiedenheit in kind, das ist doch in genere, zwischen dem Geist des Menschen und dem Geist des Hundes nicht zugeben kann. Wenn man nur seine Worte definirte, so würden solche Widersprüche mit der Zeit unmöglich werden.

Was Mensch und Thier gemein haben, ist das Selbst, und dieses sogenannte Selbst besteht zunächst im Wahrnehmen. Dieses Wahrnehmen gehört wie gesagt zu den gegebenen und nicht weiter zu erklärenden Dingen. Es ist die Eigenheit des ewigen Selbsts, sowie des Lichtes, zu leuchten, sich selbst zu beleuchten, d. h. zu wissen. Sein Wissen ist sein Sein, und sein Sein ist sein Wissen oder sein Selbstbewußtsein. Nehmen wir nun das Selbst, so wie wir es finden, nicht für sich, sondern verkörpert, so müssen wir ihm neben seinem Selbstbewußtsein zugleich ein Bewußtsein der Zustände des Körpers zuerkennen, wohlverstanden, ohne daß wir daran denken können, seine Verkörperung uns irgendwie begreiflich machen zu wollen. Es ist so — das ist Alles, was wir sagen können, ebenso wie wir bei einer früheren Betrachtung die Verkörperung und Vervielfältigung des ewigen Logos ebenfalls nur als etwas Gegebenes hinnehmen mußten, ohne dieser Thatsache durch Begriffe oder auch nur durch Gleichnisse näher kommen zu können. Hier beginnt nun die Aufgabe des Psychologen. Gegeben sei das Selbstbewußtsein des Individuums, obgleich noch sehr dunkel; gegeben sei die sinnliche Wahrnehmung. Alles Uebrige aber, was wir Geist nennen, ist Resultat einer Entwicklung, die wir geschichtlich zu verfolgen haben. Wo sind aber die Thatsachen, wo sind die Denkmäler, wo die zuverlässigen Documente, aus denen wir unsere Kenntniß dieser wunderbar scheinenden Entwicklung schöpfen können?

Man hat vier Quellen für das Studium der Psychogenesis vorgeschlagen. Man hat gesagt, daß, um die Entwicklung des menschlichen Geistes zu erforschen, man die folgenden Gegenstände wissenschaftlich zu beobachten habe: 1. den Geist eines Kindes; 2. den Geist der niederen Thiere; 3. die Ueberbleibsel der ältesten Cultur, wie wir sie in ethnologischen Sammlungen finden; 4. den Geist der noch jetzt lebenden Wilden. Ich habe früher selbst die gleichen Hoffnungen gehegt, aber nach meiner sehr trüben Erfahrung endigen alle diese Studien in Enttäuschung, insoweit, als sie die Genesis des menschlichen Geistes erklären sollen. Sie reichen nicht weit genug, sie geben uns überall nur Gewordenes, Gemachtes, Künstliches, nicht das natürliche Werden oder die wirkliche Evolution. — Die Beobachtungen über die Entwicklung des Geistes eines Kindes sind sehr anziehend, namentlich wenn sie von sinnigen Müttern ausgeführt werden. Aber diese Kinderstuben-Psychologie entzieht sich jeder wissenschaftlichen Strenge. Man kann den Gegenstand der Beobachtung, das Kind, das noch nicht sprechen kann, nie vollständig isoliren. Seine Umgebungen sind von unberechenbarem Einfluß, und das mit Liebkosungen überhäufte Kind entwickelt sich ganz verschieden von dem verwahrlosten Findling. Das frühe Lächeln des einen ist oft ebenso eine Reflexwirkung wie das Schreien und Toben des anderen Wirkung des Hungers oder der ererbten Krankheit sind. So sehr ich die Mühsamkeit bewundere, mit der man die ersten Anzeichen der Wahrnehmung oder des geistigen Lebens bei einem Kinde von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verzeichnet hat, so unzuverlässig bewähren sich diese Beobachtungen, wenn man sie selbständig zu controliren versucht. Man hat gesagt, daß die geistigen Lebenszeichen bei einem Kinde in folgender Reihenfolge sich entwickeln:

Nach drei Wochen zeige sich Furcht,
nach sieben Wochen zeigen sich gesellschaftliche Neigungen (social affections),
nach zwölf Wochen Eifersucht und Aerger,
nach fünf Monaten Sympathie,
nach acht Monaten Stolz, Rache, Putzsucht,
nach fünfzehn Monaten Scham, Reue, Sinn für das Lächerliche ꝛc.

H. Drummond, Accent of Man, p. 123.

Man mag diese Stufenleiter, so viel man will, verallgemeinern und die Stufen mehr und mehr verschwimmen lassen, ich zweifle doch, ob wir je zwei Mütter finden würden, die in einer solchen Deutung der Mienen ihrer Kinder übereinstimmen. Dazu kommt, daß diese ganze Stufenleiter mit dem, was wir im strictesten Sinne des Wortes Geist nennen, eigentlich sehr wenig zu thun hat. Von Furcht an bis zur Scham und Reue sind alle nur Manifestationen des Gemüthes und nicht des Geistes. Wir wissen, daß, was wir Furcht nennen, oft reine Reflexbewegung ist, wie wenn ein Kind vor einem Schlage die Augenlider schließt. Was man beim Kinde Eifersucht getauft hat, ist oft reiner Hunger, während Scham dem einen Kinde beigebracht wird und bei anderen sich durchaus nicht von selbst einstellt.

Das Schlimmste bei solchen Beobachtungen ist, daß man sie sehr bald für sicheren Boden hält und nun weiter und weiter hinauf steigt, bis schließlich das ganze Gerüst zusammenstürzt. So hat man, um die Wahrheit dieser psychologischen Stufenleiter bei Kindern noch fester zu begründen und um gleichsam ihre allgemeine Nothwendigkeit darzuthun, nachzuweisen gesucht, daß sich eine ähnliche Stufenfolge in der Thierwelt finde, und natürlich hat man gefunden, was man suchte. Herr Romanes behauptet, daß sich bei den niedrigsten Thieren, den Anneliden, nur Zeichen der Furcht fänden; etwas höher, bei den Insecten, sociale Gefühle so wie Fleiß, Streitsucht und Neugier; wiederum eine Stufe höher, bei den Fischen, fände sich Eifersucht, bei den Vögeln Mitgefühl; dann bei den Carnivora Grausamkeit, Haß und Kummer, zuletzt bei den anthropoiden Affen Reue, Scham und Sinn für das Lächerliche, sowie Falschheit. Es bedarf nur noch eines Schrittes, um diese Stufenleiter, die wohlgemerkt weit mehr der Gefühlswelt als dem Reiche des Denkens angehört, als allgemein für alle Psychologie gültig hinzustellen. Wie sollte man sonst den Parallelismus zwischen der Geistesentwicklung der Wickelkinder und der unentwickelten Thiere erklären! Man fasse solche Beobachtungen nur etwas scharf an, so entfalten sie sich sehr bald als nebelhafte Gebilde. Wer z. B. würde es wagen, die Zeichen der Furcht bei den Anneliden von denen der Ueberraschung bei höheren Geschöpfen zu unterscheiden! Dennoch nimmt Furcht die erste, Ueberraschung die dritte Stelle ein. Und wie kennzeichnet sich die Streitsucht der Insecten im Gegensatz zu der Eifersucht der Fische? Ebenso zweifle ich, ob je zwei Ammen in der Chronologie der Erscheinungen des kindlichen Gemüths übereinstimmen werden, und habe also längst alle Hoffnung aufgegeben, etwa wie in der embryologischen so auch in der psychologischen Entwicklung Winke für die wirkliche und historische Entfaltung des menschlichen Bewußtseins entweder aus einer Kinderstube oder aus einem zoologischen Garten zu erhalten.

Was nun die ethnologischen Museen betrifft, so geben sie uns allerdings wunderbare Blicke in die Geschicklichkeit der alten Menschheit, meist zum Behufe des Lebenskampfes; aber über das geschichtliche oder vorgeschichtliche Alter dieser Holz-, Horn- und Steinwaffen sagen sie uns absolut nichts. Wer da meint, daß der Mensch dem Schoße einer Aeffin entsprossen sei, der kann allerdings sagen, daß Feuersteinwaffen einer höheren Periode — post hominem natum — angehören, obgleich man gemeint hat, daß auch Affen solche Werkzeuge, wenn nicht erfunden, doch nachgeahmt haben könnten. Herr Romanes in seinem Buche über „Mental Evolution in Animals“ hat eine reiche Lese von Beispielen thierischer Geschicklichkeit gesammelt; die meisten davon aber erklären sich aus bloßer Nachahmung; von einer Entwicklung ursprünglicher Gedanken, die den Thieren in ihrem wilden, von der menschlichen Gesellschaft unberührten und unbeeinflußten Zustande eigenthümlich sind, findet sich keine Spur. Selbst das gescheidteste Thier, der Elephant, nimmt Vernunft nur im Umgang mit Menschen an und ebenso die mehr oder weniger abgerichteten Affen, Hunde, Papageien ꝛc. Dies Alles ist ganz interessant zu lesen, und ein englisches Wochenblatt, der „Spectator“, hat uns von Woche zu Woche ähnliche Anekdoten über wunderbar begabte Thiere aus allen Ecken und Enden der Erde gebracht, aber diese Dinge liegen außerhalb des engeren Kreises der Wissenschaft.

Was bleibt uns also übrig, um die früheste für uns erreichbare Phase der Entwicklung des Menschengeistes zu studiren? Sollen wir zu den Wilden gehen, deren Sprache wir nur unvollkommen verstehen, so sind die Beobachtungen natürlich noch viel unzuverlässiger als bei unseren eigenen Kindern; jedenfalls müssen wir warten, ehe wir wirklich benützbare Zeugnisse von dort her über die Entwicklung des Menschengeistes erhalten. Ich wiederhole, daß der Menschengeist selbst, sofern er wahrnimmt, als ein gegebenes und unerklärliches Factum einfach angenommen werden muß, sei es bei civilisirten oder uncivilisirten Völkern, aber nur in seiner größten Einfachheit, als bloßes selbstbewußtes Wahrnehmen, als ein Wahrnehmen, das in dieser Einfachheit den Thieren in keiner Weise abgesprochen werden kann, wenngleich wir selbst von der Eigenthümlichkeit ihrer sinnlichen Wahrnehmungen uns nur schwer einen klaren Begriff bilden können.

Wo können wir nun die ersten Stufen beobachten, die über dieses einfache Wahrnehmen hinausgehen? Ich sage, wie ich immer gesagt habe: in der Sprache und nur in der Sprache. Die Sprache ist das älteste Denkmal menschlicher Geisteskraft, welches wir besitzen. Die Entwicklung der Sprache ist continuirlich, denn wo diese Continuität unterbrochen wird, stirbt die Sprache aus. Nachdem jeder Tasmanier gemordet oder gestorben war, hörte die tasmanische Sprache ipso facto auf, und selbst wenn es literarische Ueberbleibsel gegeben hätte, so wäre die Sprache doch zu den todten zu rechnen, wie das Lateinische und Griechische. Tausende von Sprachen können von der Erde verschwunden sein; auch kann sich eine Sprache in ihrer Entwicklung so verändert haben, wie Sanskrit zu Bengali, aber sie leidet keinen Bruch, sie bleibt immer dieselbe, und in gewissem Sinne sprechen wir im Deutschen

noch immer dieselbe Sprache, welche die Arier sprachen, ehe es eine Sanskrit-, eine griechische oder lateinische Sprache gab. Man denke, was das bedeuten will. Chronologisch kann man dieser arischen Ursprache gar nicht beikommen. Man nehme an, daß Sanskrit, Griechisch und Lateinisch als unabhängige Nationalsprache mindestens 1500 Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung gesprochen wurden — welche Zeit liegt dahinter, ehe diese drei sowie die übrigen arischen Sprachen so weit von einander divergiren konnten, als Sanskrit vom Griechischen, Griechisch vom Lateinischen divergirt. Die Zahlwörter sind dieselben in diesen drei Sprachen, und doch klingt *katvâras* recht anders als *τέσσαρες* und quatuor. Die Worte für acht, octo im Lateinischen, *ὀκτώ* im Griechischen und ashtau im Sanskrit sind fast identisch, und es ist ja möglich, daß die kleineren Abweichungen in der Aussprache dieser Wörter keinen zu großen Zeitraum erforderten. Nun bedenke man aber, was hinter diesen zehn Zahlwörtern liegt! Es liegt dahinter die Ausarbeitung eines Decimalsystems von 1 bis 10, nein, bis 100 (*ἑκατόν*, Sanskrit *satám*, centum). Es liegt dahinter die Bildung und Festsetzung von Namen für diese Zahlen, Namen, die anfangs mehr oder weniger willkürlich gewesen sein müssen, da Zahlen sich nur schwer einem der allgemeinen Begriffe unterordnen lassen, welche in den arischen Wurzeln ausgedrückt sind. Dabei sind diese Zahlwörter selbst in ihrer ältesten erreichbaren Form schon so verwittert, daß es bei den meisten fast unmöglich ist, ihre Etymologie und ursprüngliche Bedeutung auch nur zu errathen. Wir sehen, daß die Namen für zwei und für acht Duale sind, während die Namen für drei und vier deutlich Pluralendungen haben. Weshalb aber acht in der arischen Ursprache ein Dual war, und wer die beiden Tetraden waren, die in asht-au, oct-o, *ὀκτ-ώ* verbunden die Zahl acht ausdrückten, das wird schwerlich jemals zu entdecken sein. Es ist möglich, daß asht-i ein Name für die vier Mondesphasen war oder für die vier Finger der Hand ohne den Daumen. Analogien bieten sich dazu in anderen Sprachfamilien, aber Sicherheit ist unmöglich zu erlangen. Wenn man nun bedenkt, welche Geistesarbeit dazu gehört, ein Decimalsystem auszuarbeiten, und dann dem einer jeden Zahl beigelegten Namen allgemein Anerkennung und Geltung zu verschaffen, so wird man leicht einsehen, welche Fernen in der menschlichen Geistesentwicklung sich hier eröffnen, und wie wenig es nützen würde, hier chronologische Grenzen aufstellen zu wollen. So alt die Veden, so alt die homerischen Gesänge sein mögen — was ist ihr Alter im Vergleich mit den Perioden, die dazu gehörten, nicht nur um die Zahlwörter, sondern um den ganzen arischen Wortschatz, ja um das wunderbare Netzwerk der Grammatik auszuarbeiten, das diesen Wortschatz umschlossen hält, und das ebenfalls fertig war, ehe die arische Sprachtrennung eintrat! Das Unermeßliche kann man nicht messen; nur so viel steht für jeden Sprachkenner unumstößlich fest, daß es in der ganzen arischen Welt nichts Aelteres gibt, als die fertige arische Ursprache und die fertige arische Grammatik, in der fast alle Kategorien des Denkens, also das ganze Gerüst unseres Denkens, ihren Ausdruck gefunden haben.

Man wird freilich sagen, daß dies alles nur für die arische Menschheit gilt, und daß diese doch nur einen kleinen und wahrscheinlich den jüngsten

Theil der ganzen Menschheit bildet. Nun, daß die Arier auf Erden die am wenigsten zahlreiche Sprachclasse bilden, ist doch schwer zu beweisen. Vom Proletariat dieser Arier wissen wir zu wenig, um einen Census zu versuchen. Daß sie den jüngsten Theil der Menschheit bilden, hat eigentlich gar keinen Sinn, wir müßten denn gegen alle darwinischen Grundsätze verschiedene, nicht gleichzeitige, sondern successive, langsam zur Menschheit emporsteigende Mißgeburten annehmen, und dies wäre doch rein aus der Luft gegriffen. Es zwingt uns absolut nichts, den Völkern, welche chinesische, semitische, Bantu, amerikanische, australische oder andere Sprachen sprechen, ein kürzeres Erdendasein zuzuschreiben, als den Ariern. Daß alle Völker auf einer niederen Stufe der Bildung und namentlich des Sprachbewußtseins angefangen haben, das wird wohl ziemlich allgemein zugestanden. Aber wenn wir die ersten Anfänge der Arier auch nur bis 10000 vor Chr. Geb. ansetzen, so bleibt ihnen sowie den anderen Völkern genug Zeit übrig, um hinauf- und auch wieder herabgestiegen zu sein. Der Unterschied wäre nur, daß die Arier, trotz mancher Rückfälle, doch im Ganzen stetig fortgeschritten sind, während Australier, Neger und Patagonier, in ungünstige Sitze gedrängt, auf einem sehr niederen Niveau stehen blieben. Daß aber ihr heutiges Niveau in irgend welchen Dingen und namentlich in ihrer Sprache uns ein Bild des frühesten Zustandes des Menschengeschlechtes oder auch nur gewisser Zweige desselben geben kann, ist wiederum rein aus der Luft gegriffen und ebenso aller Analogie bar, als wenn man in den Salons von London ein Bild des arischen Familienlebens vor der ersten arischen Trennung sehen wollte. Es gibt Wilde, die Cannibalen sind. Sollen wir daraus schließen, daß die ersten Menschen sich alle gegenseitig auffraßen? Es wären dann Wenige übrig geblieben! Es ist merkwürdig, wie viele Ideen in der Wissenschaft als baare Münze gelten, welche der gesunde Menschenverstand nach sehr kurzem Nachdenken stillschweigend bei Seite legt. Wer sich je mit den polysynthetischen Sprachen der Rothhäute oder mit den Präfixsprachen der Bantuvölker beschäftigt hat, der weiß, wie viel Zeit dazu gehört haben muß, um ihre Grammatik auszubilden, und wie viel höher die Bildner dieser Sprachen gestanden haben müssen, als ihre jetzigen Sprecher.

Wenn aber auch die Sprache die älteste Chronik ist, in der der Menschengeist seine eigene Entwicklung eigenhändig verzeichnet hat, so dürfen wir doch durchaus nicht meinen, daß irgend welche uns bekannte Sprache, sie sei so alt wie die Pyramiden oder die Keilschriftdenkmäler, uns ein Bild von dem ersten Anfang des menschlichen Geisteslebens bieten könne. Lange vor den Pyramiden, lange vor den ältesten Denkmälern in Babylon, Ninive und China gab es Sprache, ja selbst Schrift, denn auf den ältesten ägyptischen Inschriften finden wir bereits unter den hieroglyphischen Zeichen das Schreibzeug und den Stilus. Hier öffnen sich Fernsichten, vor denen jedes chronologische Fernrohr zurückbebt. Es gibt eine strenge Continuität in der Entwicklung einer Sprache, aber diese Continuität schließt ein Uebergehen so kühn wie das des Schmetterlings aus der Raupe keineswegs aus. Selbst wenn wir, wie z. B. im Sanskrit, auf eine gewisse Anzahl von Wurzeln zurückgehen, auf welche indische Grammatiker wie Pânini den ganzen Reichthum ihrer überreichen Sprache systematisch zurückgeführt haben, so müssen wir doch nicht

glauben, daß diese Wurzeln wirklich das ursprüngliche und vollständige Material bildeten, mit dem die arische Ursprache ihre weltgeschichtliche Laufbahn begann. Dies gilt nicht einmal für den indischen Zweig dieser Ursprache, denn auch in seiner Entwicklung mag Vieles verloren, Vieles so verändert worden sein, daß man nicht daran denken darf, aus diesen Bruchstücken ein vollständiges Bild des frühesten indischen Geisteslebens herstellen zu wollen. Dies sind so einfache Dinge, daß sie sich unter Sprachforschern ganz von selbst verstehen, aber es ist merkwürdig, zu beobachten, wie trotz des weitreichenden Interesses, welches die Resultate der Sprachwissenschaft bei allen civilisirten Völkern gefunden haben, Philosophen von Fach, die über Sprache und ihr Verhältniß zum Denken schreiben, sich immer noch mit längst veralteten Vorstellungen abplagen. Ich hatte z. B. die Hauptbegriffe, welche durch die sanskritischen Wurzeln ihren Ausdruck gefunden hatten, classificirt und auf die kleine Anzahl von 121 Begriffen zurückgeführt. (Siehe des Verfassers Science of Thought, p. 405.) Mit diesen 121 Begriffen macht sich die indische Sprachwissenschaft anheischig, alle einfachen und abgeleiteten Bedeutungen der Worte zu erklären, welche die dicken Bände eines Sanskrit-Wörterbuches füllen. Und was sagten die Ethnologen dazu? Anstatt dies Factum dankbar anzunehmen, bemerkten sie, daß manche dieser 121 radicalen Begriffe, wie z. B. weben oder kochen, unmöglich primitiv sein könnten. Unmöglich ist immer ein sehr bequemes Wort. Aber wer hat denn je behauptet, daß diese 121 Grundbegriffe für die primitive arische Grundsprache gelten? Sie sind factisch die Begriffe, welche in den Tausenden von Wörtern des classischen Sanskrits nachgewiesen worden sind, aber sie haben nie Anspruch gemacht, das erste, gleichsam aus dem Himmel oder aus der Affenheimath mitgebrachte geistige Capital der Urarier gebildet zu haben. Und wenn nun einige dieser Begriffe, wie etwa weben, kochen, reinigen, modern erscheinen, was gilt denn das gegen die einfache Thatsache, daß sie eben factisch da sind?

Ebenso machen diese Ethnologen immer wieder den alten Fehler, als ob das Lernen der Sprache, wie es bei jedem Kinde stattfindet, dasselbe sei, wie das erste Erfinden oder Bilden einer Sprache. Die beiden Dinge sind so himmelweit verschieden als die Arbeit der Bergknappen, die das Golderz aus den Tiefen der Erde zu Tage fördern, und das Vergnügen, welches die Erben eines reichen Mannes im Verschwenden seiner Goldstücke haben. Die beiden Dinge sind ganz disparat, und doch gibt es Bücher über Bücher, in denen man mit dem Sprechenlernen der Kinder Rückschlüsse auf die erste Schöpfung der Sprache zu machen versucht. Man ist allerdings jetzt wohl so weit gekommen, zuzugeben, daß die Sprache das Denken erleichtert; daß aber die Sprache das Denken überhaupt erst möglich gemacht, daß die Sprache der erste Schritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes war, das haben immer noch nur wenige Anthropologen eingesehen[1]). Sie wissen gar nicht, was

[1]) Siehe des Verfassers Vorrede zu seiner englischen Uebersetzung (zweite Auflage) von Kant's Kritik der reinen Vernunft, p. XXVIII, wozu man jetzt noch die prophetischen Worte von Shelley in seinem „Prometheus Unbound“ (II, 4) füge:

He gave man speech, and speech created thought,
Which is the measure of the Universe.

Sprache im eigentlichen Sinne des Wortes bedeutet, und denken noch immer, daß Sprache nur Mittheilung sei und nicht verschieden von den Signalen der Gemsen und den Antennamittheilungen der Ameisen. Herr Henry Drummond (l. c. p. 157) geht so weit, zu sagen, daß „alle Mittel, durch welche ein Geist einem anderen Geist eine Mittheilung macht, Sprache ist". Das ist eben total falsch. Das ganze Capital über die Zeichensprache, so interessant es ist, ist von den Sprachforschern ganz anders zu behandeln, als vom Ethnologen. Wenn das Zeichen derart ist, daß es, wie beim alten Telegraphen, ein wirkliches Wort oder, wie jetzt beim elektrischen Telegraphen, sogar einen Buchstaben bedeutet, so ist dieses ein wirkliches Sprechen durch Zeichen. Und ebenso ist die Fingersprache der Taubstummen. Wenn ich aber meinem Gegner mit der Faust drohe oder mit der Faust ins Gesicht schlage, wenn ich lache, weine, schluchze, seufze, so spreche ich doch durchaus nicht, obgleich ich jedenfalls eine Mittheilung mache, über deren Bedeutung kein Zweifel obwalten kann. Also nicht jede Mittheilung ist Sprache, und nicht jeder Act des Sprechens hat eine Mittheilung zur Absicht. Es gibt Sprachforscher, welche das erste Sprechen einfach als eine Klärung der Gedanken, also gleichsam als ein Mit-sich-Sprechen auffassen. Dies mag so gewesen sein oder nicht, jedenfalls scheinen mir für solche urprimitive Zeiten die praktischen Zwecke immer die erste Berücksichtigung zu verdienen. Niemand kann in der Reihenfolge der geistigen Entwicklungsstufen den Unterschied erkennen zwischen dem Schweißabwischen nach der Arbeit, welches bedeutet und somit für Jeden, der aufmerkt, die Mittheilung macht: „Es ist warm" oder „Ich bin müde", und dem Menschen, der da wirklich sagen kann: „Es ist warm", „Ich bin müde". Es mögen Tausende, es mögen Millionen Jahre zwischen diesen beiden geistigen Entwicklungsstufen liegen. Wir wissen es nicht, und eine chronologische Bestimmung zu versuchen, wo die Mittel dazu fehlen, ist Wasser in die Siebe der Danaiden gießen.

Man bedenke doch nur, welche Anstrengungen dazu gehörten, ehe ein arischer Mensch sagen konnte: „Es ist warm." Von „es" wollen wir nichts sagen, es mag ein einfach zeigender, demonstrativer Stamm sein, zu dessen Bildung nicht viel gehörte. Ehe aber dieses „i-t" oder „id" ein impersonelles „es" werden konnte, dazu gehörte lang fortgesetzte Abstraction oder, wenn man lieber will, ein langfortgesetztes Abschleifen. Nehmen wir aber das Wort ist. Woher kommt eine solche Verbalform, Sanskrit as-ti, Griechisch ἔσ-τι, Lateinisch es-t? Hat man etwa das abstracte Sein onomatopoetisch nachgeahmt! Oft können wir natürlich solche Fragen gar nicht beantworten. Hier aber ist es möglich. Die Wurzel as in asti, die wir jetzt durch „Sein" übersetzen, bedeutet, wie wir aus as-u, Athem, sehen, ursprünglich athmen. Wer will, kann in as, athmen, ein Nachahmen des zischenden Athmens sehen. Wir gewinnen dadurch und verlieren dadurch nichts, denn es bleibt dann noch immer der kritische Schritt zu thun übrig von der einmaligen Nachahmung eines einmaligen Actes zu der Auffassung vieler solcher Acte an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten als eines und desselben, was wir eine Abstraction oder eine Begriffsbildung nennen.

Dies mag ein sehr kleiner Schritt scheinen, ebenso, wie die erste kleine Abweichung in einem Schienengeleise kaum einen Finger breit ist, aber mit

der Zeit den abbiegenden Zug in einen ganz neuen Welttheil führt. Das Bilden eines Begriffes wie Sein oder wie Werden oder, um noch einfachere Begriffe zu nehmen, wie vier oder acht scheint uns eine recht kleine Sache, und doch ist es eben diese kleine Sache, welche den Menschen vom Thiere scheidet, welche den Menschen vorwärts beförderte und das Thier auf seinem alten Geleise zurückließ. Ja, dieser Begriff hat den Philosophen aller Zeiten sehr vieles Kopfzerbrechen gemacht. Eins und eins macht zwei, zwei und zwei vier, vier und vier macht acht, acht und acht macht sechzehn u. s. w. scheint ein so kinderleichtes Ding, daß man nicht begreift, wie solche Dinge einen von ewig her gewollten Unterschied zwischen Thier und Mensch bilden können. Hat man doch, wie ich selbst gesehen, sogar einen Affen so weit abgerichtet, daß, als man das Wort sieben aussprach, er sieben Strohhalme auflas. Was ist aber eine solche Kinderei im Vergleich mit der ersten Bildung des Begriffes Sieben? Sieht man denn nicht ein, daß man, um einen so abstracten Begriff, der bloß die Quantität mit Wegfall aller Qualitäten hervorhebt, zu bilden, eine Abstractionskraft haben muß, wie sie nie ein Thier bewiesen hat? Wenn es jetzt noch Sprachen gibt, die wirklich kein Wort für sieben haben, so wäre dies ja eine sehr werthvolle Bestätigung meiner Ansicht. Ich zweifle nur, ob die Sprecher dieser Sprachen sich nicht durch Composition helfen können und so den Begriff sieben durch zwei, zwei, zwei, plus eins erreichen. Wir wissen noch immer zu wenig von diesen Sprachen und von denen, die sie sprechen. Was nun gar in einem Thiere vorgeht, davon wissen wir absolut gar nichts, und nirgends wäre eine Dosis von Agnosticismus gerathener, als hier. Sinneseindrücke hat das Thier gewiß; ob ganz dieselben wie der Mensch, muß hingestellt bleiben. Und mit Sinneseindrücken gelingt es dem Thier, gar Vieles zu leisten, namentlich in der Gefühlswelt, nur eines nicht — die Sprache.

Dieses Factum als bloßes unleugbares Factum hätte doch die Darwinianer stutzig machen sollen, so wie es den alten Darwin selbst stutzig machte, als ich ihm die Thatsachen einfach auseinandersetzte, und er sogleich die nothwendigen Consequenzen zog. Von einer Gefahr konnte dabei nicht die Rede sein. Die Thatsachen sind da und zeigen uns den richtigen Weg. Auch sind es nicht nur einfache Thatsachen, sondern sie enthalten die Consequenzen von Vorbedingungen, welche jeden sogenannten Uebergang vom Thier zum Menschen schlechtweg undenkbar machen. Die Sprache — das sollten doch die Ethnologen gelernt haben — ist weder aus künstlichen Zeichen noch aus Schallnachahmungen entstanden. Daß wir mit Zeichen eine Mittheilung machen können, ohne ein Wort zu sagen, daß wir oft auch jetzt Zeichen in unsere Rede hineinmischen, das lernt man am Besten bei südlichen Völkern und bei solchen Pantomimen wie „L'enfant prodigue“. Ebenso haben wir lange gewußt, daß Schallnachahmungen in jeder Sprache in größerer oder kleinerer Anzahl existiren, und wie weit sie sich erstrecken können, das hat wohl Niemand so ausführlich gezeigt, als ich selbst (Science of Language [1891] p. 499). Daß aber unsere arischen Sprachen, ebenso wie die semitischen, nein alle bisher wissenschaftlich untersuchten Sprachen, aus Wurzeln entstanden sind, das ist doch jetzt so ziemlich

allgemein bekannt und anerkannt. Daß diese Wurzeln in weiter Ferne ein nachahmendes Element enthalten haben mögen, das kann man gerne zugeben, denn es versteht sich eigentlich von selbst; nur sollte man sich nicht von Anfang an den Weg versperren, indem man sie einfach als Schallnachahmungen auffaßt. Wenn dem so wäre, so würde ja das Problem der Sprache längst gelöst worden sein, und die erste Bildung der Begriffe verlangte gar kein weiteres Nachdenken. Allerdings muß man auf der anderen Seite zugeben, daß die Entstehung der Wurzellaute noch manches Dunkle enthält, und daß selbst der clamor concomitans nicht alle Fälle erklärt. Fest steht nur, daß eine wissenschaftliche Analyse der Sprache eine gewisse Anzahl von Wurzeln zurückläßt, nicht aber bloße Schallnachahmungen, wie „bau bau" oder „mu mu". Es gibt Leute, die sich viele Mühe gegeben haben, um herauszufinden, ob die Wurzeln jemals eine unabhängige Existenz gehabt oder ob sie bloß aus den Worten, in welchen sie vorkommen, wissenschaftlich abstrahirt oder herausgeschält worden sind. Das sind recht müßige Fragen, denn geschichtlich kann man der Sache natürlich nie beikommen, und die Nothwendigkeit der einen oder der anderen Ansicht durch Gründe nachweisen zu wollen, ist ein nutzloses Unternehmen. Mir scheint es das Natürlichste, für die arischen Sprachen eine Periode anzunehmen, welche dem Chinesischen nahekommt, wo also die Wurzel ganz denselben Klang und dieselbe Form hatte, wie das entsprechende Hauptwort, Eigenschaftswort und Zeitwort. Die Wurzeln erscheinen ja selbst im Sanskrit zuweilen noch unverändert, obgleich es ganz richtig ist, daß sie, sowie sie grammatische Functionen übernehmen, nicht mehr Wurzeln genannt werden sollten. Es läßt sich viel für beide Ansichten anführen, ohne daß wir dadurch unserem Ziel auch nur einen Schritt näher kommen. Halten wir also nur fest, daß der ganze Reichthum der Sanskritsprache auf 121 Urbegriffe zurückgeführt worden ist, und daß die sie bezeichnenden, natürlich viel zahlreicheren Wurzeln keine Schallwahrnehmungen im strengen Sinne des Wortes sind, sondern Laute, über deren Herkunft wir Manches sagen, aber wenig beweisen können, so haben wir wenigstens ein *ποῦ στῶ* für unsere Untersuchungen. Ich selbst habe, wie mein verstorbener Freund Noiré, die Wurzeln als clamor concomitans, d. h. nicht als Schallwahrnehmungen, sondern als wirkliche Schälle betrachtet, wie sie die Menschen bei gemeinschaftlichen Beschäftigungen ausstießen, ja noch jetzt ausstoßen. Weshalb aber von den Ariern ad für essen, tan für dehnen, mar für reiben, as für hauchen, stâ für stehen, ga für gehen gebraucht und festgehalten wurde, das kann kein menschliches Denken ergrübeln; wir müssen mit dem Factum zufrieden sein, daß es so war, und daß eine gewisse Anzahl solcher Wurzeln — natürlich viel größer als die 121 durch sie ausgedrückten Begriffe — die Samenkörner bildet, aus denen die ganze Flora des indischen Geistes entsprossen ist.

Kehren wir nun zu unserem Ist — Sanskrit as-ti, Griechisch *ἐσ-τι*, Lateinisch es-t — zurück, so sehen wir, daß es ursprünglich „hauchen" bedeutet. Dieses Hauchen oder Athmen ward dann für „Leben" gebraucht, wie in as-u, Lebenshauch, und von „Leben" sank es herab, bis es auf alles Seiende angewendet werden konnte und nicht mehr bedeutete, als das ganz abstrakte sein. Es

gibt Sprachen, welche ein so verblaßtes Wort wie sein gar nicht haben und keinen Satz wie „Es ist warm" bilden könnten. Auch das Hülfszeitwort haben fehlt in vielen Sprachen, namentlich den alten, wie Sanskrit, Griechisch und selbst im classischen Lateinisch. Fehlten die Worte, so fehlten auch die Begriffe, und die Sprachen mußten auf anderen Wegen ihre Bedürfnisse zu erfüllen suchen. Hatte man kein Wort wie „sein", so gebrauchte man „stehen", hatte man kein Wort für „haben", so that „halten", tenere, dieselben oder wenigstens sehr ähnliche Dienste. Man sprach aber nicht nur anders, man dachte auch anders.

Doch hier wollte ich nur auf den langen Proceß aufmerksam machen, den eine Sprache durchlaufen haben mußte, ehe sie Hauchen zu Sein herabstimmen und dann einen Satz bilden konnte wie „Es ist warm". Auch ein Thier fühlt die Wärme und kann in verschiedenen Weisen sein übergroßes Heißsein zu erkennen geben. Aber bei alledem handelt es sich nur um Gefühle, nicht um Begriffe, am wenigsten um Sprache. Und nehmen wir nun warm. Natürlich kann warm ein bloßes Gefühl darstellen, und dann würde ein bloßes Pusten ausreichen, um es auszudrücken. Das ist Mittheilung, aber keine Sprache. Um ein Wort wie warm zu denken, muß man eine Wurzel und einen Begriff haben. Wahrscheinlich und trotz einiger phonetischen Bedenken war dies in unserem Falle ghar (in gharmá, θερμός), und dies bedeutet zuerst hell sein, glitzern, leuchten, dann erst brennen, hitzen, warm sein, d. h. der beobachtende Menschengeist war im Stande, von solchen Sinneseindrücken wie Sonne, Feuer, Gold und mehreren anderen das Hellsein abzuziehen, alles Andere fallen zu lassen und so zu dem Begriff des Leuchtens, dann des Warmseins zu kommen, der natürlich an und für sich nirgends in der Welt gegeben ist, sondern gemacht werden muß und gemacht worden ist vom Menschen allein und nie von einem Thiere. Warum? Weil das Thier das nicht besitzt, was der Mensch besitzt: das Vermögen, das Viele als Eins aufzufassen, um so einen Begriff und ein Wort zu bilden. Licht oder leuchten, Wärme oder wärmen existiren nirgends in der Welt, sind nie in der sinnlichen Erfahrung gegeben. Alles Sinnliche existirt einmal und wird als solches einmal wahrgenommen, als die Sonne, als ein Feuerbrand, als ein Ofen; aber Wärme im Allgemeinen, wie alles Allgemeine, wird von uns gedacht; sein Name wird von uns gemacht und wird uns nicht gegeben.

Von alledem haben wir, wenn wir als Kinder sprechen lernen, natürlich keine Ahnung. Wir lernen die von Anderen, die vor uns kamen, gemachte Sprache und kommen von Worten zu Begriffen, nicht von Begriffen zu Worten. Ob das Verhältniß zwischen Begriffen und Worten ein Nacheinander war, ist schwer zu sagen, da ein Begriff ohne Wort nie existirt, so wenig als ein Wort ohne Begriff. Wort und Begriff bestehen durch einander nebeneinander; sie sind untrennbar. Man könnte ebenso leicht versuchen, zu sprechen, ohne zu denken, als zu denken, ohne zu sprechen. Das will zuerst schwer in unsere Auffassung hinein. Wir sind so daran gewöhnt, zu denken, ehe wir sprechen, daß wir wirklich glauben, dasselbe gelte auch von der ersten Bildung von Gedanken und Worten. Unser sogenanntes Denken vor dem

Sprechen bezieht sich aber einfach auf Nachdenken oder Ueberlegen. Es ist etwas ganz Anderes und geschieht schließlich doch nur mit Hülfe von Worten, die in uns sind, wenn sie auch nicht ausgesprochen werden. Jeder Mensch, besonders in seiner Jugend, glaubt nun einmal, daß er unaussprechliche Gefühle oder selbst Gedanken in sich hegt. Meistens sind dies dunkle Gefühle, und der Ausdruck von Gefühlen ist immer das Schwerste gewesen, was die Sprache leisten kann, da sie erst durch eine begriffliche Phase hindurch gehen müssen. Wenn es aber wirkliche Gedanken sind, so sind es eben solche, die einen alten Ausdruck haben, der als unbequem, unzulänglich gefühlt wird und durch einen neuen ersetzt werden mußte. So bleibt ein Eisenbahnwagen ein Wagen, bis er Waggon genannt wird, so wie ein Walfisch ein Walfisch bleibt, lange nachdem man gewußt, daß er kein Fisch sei. Man kann gar nicht genug thun, um diesen alten Irrthum, daß man auch ohne Worte denken könne, los zu werden. Man kann natürlich Wörter hersagen ohne Sinn; das ist aber nicht sprechen, sondern ein Geräusch machen. Wenn aber Jemand uns vorführt, daß er ganz gut denken könne ohne Worte, so unterbreche man doch diesen stillen Denker plötzlich, frage ihn, worüber er denn in aller Stille gedacht habe, und er wird gestehen müssen, daß es ein Hund, ein Pferd oder Mensch, kurzum etwas Namhaftes war. Er braucht diese Worte nicht auszusprechen — das ist nie behauptet worden, aber er muß die Begriffe und ihre Zeichen haben, sonst gibt es und kann es für ihn keine Gedanken oder Dinge geben. Wie oft sieht man Kinder ihre Lippen bewegen, während sie für sich denken, d. h. sprechen, ohne zu articuliren. Wir können natürlich im Nothfall auch andere Zeichen gebrauchen; wir können einen Hund in die Höhe halten und zeigen, aber man frage sich, was man zeigt, und man wird dann finden, daß der wirkliche Hund nur ein Stellvertreter für das abstracte Wort „Hund" ist, nicht umgekehrt, denn einen Hund, der weder ein Spitz oder Pudel oder ein Dachshund ist, gibt es in rerum natura oder im Privatleben nirgends. Solche Dinge, die uns so viel Mühe machen, lagen dem Indier oft ganz klar vor, denn sein gewöhnliches Wort für „Ding" ist padârtha, d. h. Sinn oder Absicht des Wortes. Die Menschen bleiben aber dabei, daß sie denken können, ohne laut oder leise zu sprechen. Sie bleiben dabei, daß das Denken zuerst kommt und dann erst das Sprechen; sie bleiben dabei, daß sie sprechen können, ohne zu denken — und das ist oft sehr wahr —, und daß sie also auch denken können, ohne zu sprechen, was erst noch zu beweisen wäre. Man denke doch nur, was dazu gehört, um ein so einfaches Wort wie weiß zu bilden. Man muß zu gleicher Zeit den Begriff „weiß" bilden, und dies kann man nur, indem man von den sinnlichen Wahrnehmungen, wie Schnee, von Schneeglöckchen, von Wolken, von Kreide oder Zucker Alles fallen läßt außer der Farbe, diese Farbe dann bezeichnet und durch ein Zeichen, hier ein lautliches, zu einem faßbaren Begriff und zugleich zu einem Wort erhebt. Wie dies lautliche Zeichen entsteht, ist oft schwer, oft ganz unmöglich zu sagen. Das Einfachste ist, wenn es z. B. bereits ein Wort für Schnee gibt, dies zu nehmen und es zu verallgemeinern und dann z. B. Zucker, Schnee oder schneeig oder schneeweiß zu nennen. Damit tritt aber die erste Frage, wie man denn den Schnee genannt hat, nur für eine Zeit zurück und muß doch für sich beantwortet

werden. Hat man einmal ein Wort für Schnee, so kann man es leicht verallgemeinern. Aber wie nannte man den Schnee? Ich glaube, man nannte Schnee, nix, nivis, das sich fließend Ballende und Zusammenhaltende, von einer Wurzel snigh oder snu, die alles Fließende und doch klebend Zusammenhaltende bezeichnete. Doch das sind bloß Möglichkeiten, die wahr oder falsch sein können, deren Wahrheit oder Falschheit aber die Grundwahrheit unberührt lassen, daß jede Einzelwahrnehmung, wie z. B. Schnee oder Eis, erst unter einen allgemeinen Begriff gebracht werden mußte, ehe sie deutlich bezeichnet oder zu einem Worte erhoben werden konnte. In einem solchen Falle bildeten sodann die Menschen in ihrem Zusammenleben und Zusammenwirken einen allgemeinen Begriff und eine Wurzel, für ein oft wiederholtes Thun wie ballen, und unter diesem allgemeinen Begriff begriffen sie dann einen solchen Einzeleindruck wie Schnee, d. h. das Geballte, so daß sie das Zeichen und mit dem Zeichen den Begriff für Schnee hatten, beide in der Wirklichkeit untrennbar, so unterscheidbar sie auch in ihrer Entstehung sind. Hatten sie dies, so konnten sie den Begriff im Lautzeichen für Schnee weiter ausdehnen und von schneeigen Dingen sprechen, so wie sie von rosigen Wangen sprechen. Nur glaube man nicht, daß es möglich sein wird, die Entstehung der Wurzellaute jemals vollständig klar zu machen. Dies geht in Zeiten zurück, die sich unserer Beobachtung vollständig entziehen. Es geht in Zeiten zurück, wo eben die ersten allgemeinen Begriffe erst gebildet, also die ersten Schritte im Entwicklungsgang des menschlichen Geistes gethan wurden. Wie sollte eine Erinnerung aus jenen Zeiten, ja auch nur ein Verständniß für diese geistigen Vorgänge geblieben sein? Wir mögen uns Manches zurechtlegen, aber schließlich bleibt uns doch nichts übrig, als zu sagen: es ist so und es bleibt so, ob wir es nun erklären können oder nicht. Das erste allgemein Gefaßte mag allerdings, wie Noiré sagte, das wiederholt Gethane gewesen sein, wie etwa das Schlagen, das Gehen, das Reiben, das Kauen — selbstbewußte Handlungen, die sich von selbst als vielfach und doch einfach, d. h. als continuirlich wiederholt, dem Selbstbewußtsein darbieten, in denen somit der Geist, den ersten natürlichen Anstoß zur Bildung von Begriffen fand. Warum aber reiben durch mar, essen durch ad, gehen durch ga, schlagen durch tud bezeichnet wurde, das mögen wir vielleicht nachfühlen, wir können es aber nicht nachdenken oder gar begreifen. Hier hat man sich mit dem Thatsächlichen zu begnügen, besonders da wir in anderen Sprachfamilien ganz verschiedene Zeichenlaute finden. Sie hatten gewiß alle ihre Begründung, aber diese Begründung, selbst wenn wir sie historisch nachweisen könnten, bliebe für uns für immer unverständlich und nur als Thatsache von Bedeutung für die Wissenschaft.

Jedenfalls wird es jetzt verständlich sein, in welcher Weise die Sprache uns wahrhaft geschichtliche Documente der ältesten für uns erreichbaren Stufe der menschlichen Geistesentwicklung darbietet. Ich sage: „für uns erreichbare", denn was jenseits der Sprache liegt, existirt eben nicht für uns. Ueberreste aus der Geschichte des homo alalus gibt es nicht. Jedes Wort aber repräsentirt eine That, eine geistige Errungenschaft. Nehmen wir also ein Wort wie das vedische deva, so mag es viel ältere Worte für Gott gegeben haben, nur glaube man nicht, daß etwa Fetisch oder Totem, deren Etymologie bekannt ist oder sein sollte, zu ihnen

gehören. Jedenfalls erkennen wir aber in deva und dem lateinischen deus, daß schon vor der arischen Trennung eine Wurzel dyu oder div sowie der Begriff „glänzen" von Menschenhand gebildet worden waren. Wenn diese Wurzel zuerst activ für die Thätigkeit des Lichtgebens, des Funkenschlagens, des Leuchtens gebraucht wurde, so war es ein weiterer Schritt, diese ursprünglich active Wurzel nun auch auf das Bild, welches der Himmel in uns hervorbrachte, zu übertragen und ihn einen Leuchter, dyu, nom. dyaus und dann mit neuer Steigerung oder Verallgemeinerung alle heller und leuchtender Wesen deva, deus zu nennen. Man ging also von einer Verallgemeinerung oder einem Begriffe aus und faßte dann andere Einzelvorstellungen, wie Sonne, Mond und Sterne, von denen man das Leuchten entnommen oder abstrahirt hatte, unter diesen Begriff und erhielt so als Geisteserrungenschaft ein Zeichen für den Begriff „leuchten" und weitere Bildungen wie Dyaus (Leuchter) und deva (leuchtend). Nun bemerke man, wie der Dyaus als Erleuchter zugleich die Bedeutung eines sonst unbekannten Agenten oder Autors des Lichts annahm und so zum alten Dyaus, zum Zeus und zum Jovis wurde, d. h. zum ältesten persönlichen Gott der noch ungetheilten Arier. Dies sind die wirklichen Stufen der menschlichen Geistesbildung, wie sie in den Archiven der Sprache dokumentarisch nachgewiesen werden können.

Dies alles geschah natürlich auf ausschließlich arischem Boden, während die Semiten und andere Sprachstämme ihren eigenen Weg gingen in der Bildung von Begriffen und von Lautzeichen für ihre Begriffe. Physiologisch mögen ja alle diese Stämme einen und denselben Ursprung haben, linguistisch aber haben sie verschiedene Anfänge und sind nicht, so weit wir es wenigstens wissenschaftlich beweisen können, einer und derselben Quelle entsprungen. Unmöglich ist der gemeinsame Ursprung aller Sprachen nicht, aber unbeweisbar ist er und bleibt er, und das ist für die Wissenschaft genug, sapienti sat. Man analysire die semitischen und andere Sprachen, und man wird in ihnen ebenso viele alte Documente der menschlichen Geistesentwicklung finden, als in der arischen. Und ebenso wie wir das französische dieu, das lateinische deus, das sanskritische deva, göttlich, auf den physischen Begriff div, glänzen, klar und deutlich zurückführen können, können wir es mit tausend anderen Wörtern, wovon jedes einen Willensact bezeichnet, jedes uns einen Einblick in die Entwicklung unseres Geistes gibt. Ob die Arier vor der Bildung von div, Dyaus und deva im Besitz anderer Begriffe und Lautzeichen für leuchten u. s. w. waren, muß dahin gestellt bleiben — jedenfalls sehen wir, wie natürlich sich bei ihnen das erste Gottesbewußtsein entwickelte, wie der Begriff die Sprache, die Sprache den Begriff bedingte, und beide unzertrennlich von einander entstanden.

Nehmen wir irgend eine Wurzel der arischen Sprache, so werden wir erstaunt sein über die ungeheure Anzahl von Ableitungen und über die Masse von Schattirungen in ihrer Bedeutung. Hier sehen wir so recht deutlich, wie das Denken sich an den Worten emporgerankt hat. Wir finden z. B. in dem Verzeichniß der Sanskritwurzeln die Wurzel bhar mit der einfachen Bedeutung von Tragen. Dies sehen wir deutlich in bharâmi, in bibharmi, in bibharti (ich trage, er trägt), ebenso in bháras oder bhartár (ein Träger) und bhârás (die Last), in bhárman und bhartí (das Tragen) u. s. w.

Aber diese Formen mit allen Casus der Declination und allen Personen und Zeiten der Conjugation geben noch gar keinen Begriff von der Fruchtbarkeit einer Wurzel, namentlich wenn wir ihre Verzweigungen in den verwandten Sprachen verfolgen. Im Griechischen haben wir *φέρω*, im Lateinischen fero, im Gothischen bairan, im Englischen to bear. Die Hauptbedeutungen, welche diese Wurzel annimmt, sind: tragen, hertragen, wegtragen, eintragen, unterstützen, ernähren, gebären u. s. w. So finden wir einfache Ableitungen wie die Bahre, englisch bier (französisch bière, geborgt) und ebenso *φέρετρον* und feretrum, sowie ferculum (eine Trage). Hingegen ist *φόρετρον* Tragelohn und *φαρέτρα* Köcher. Auch barrow in wheelbarrow ist derselben Herkunft. Bürde ist das, was getragen wird, dann aber die Last, wie z. B. die Bürde der Jahre. Ein Schritt weiter bringt uns zu *φερτός* (erträglich) und *ἄφερτος* (unerträglich). Ebenso finden wir im Griechischen *δύσφορος*, welches genau dem Sanskrit durbhara entspricht, in der Bedeutung von schwer zu ertragen. Im Lateinischen bedeutet aber fertus fruchtbar, ebenso wie fertilis, ferax. Wir sagen: die Erde trägt, und Getreide bedeutete ursprünglich das von der Erde Getragene, daher mittelhochdeutsch noch Geträgede. So hat man auch far, das älteste von den Römern gebaute Korn, von fero hergeleitet und zugleich fārina (Mehl), wenn es für farrina steht. Far könnte aber ursprünglich auch Nahrung, Unterhalt bedeutet haben, und angelsächsisch bere, englisch barley (Gerste) sind damit verwandt. Natürlich haben wir dieselbe Wurzel in Ableitungen wie lucifer, frugifer, im Griechischen *καρποφόρος* oder *φερέκαρπος*. Im Deutschen wird es eine reine Ableitungssilbe wie in fruchtbar, dankbar, scheinbar, urbar. Wie *φόρος* bedeutet auch *φορά*, was getragen oder dargebracht wird, dann aber speciell Tribut, Abgabe, Gebühr. Ein Kind tragen wurde im Sinne von gebären gebraucht, und davon haben wir viele Ableitungen wie Geburt, geboren, auch gothisch berusjos (die Aelteren), parentes und barn (das Kind), wie im Griechischen *φέρμα* (das Geborene).

Wenn *δίφρος* (Wagen) für *διφόρος* steht, so bedeutet es ursprünglich einen Wagen für zwei Personen, ebenso wie *αμφορεύς*, lateinisch amphora, ein Gefäß mit zwei Henkeln war. Wir würden kaum glauben, daß dieselbe Wurzel in unserem Zuber und Eimer steckt. Aber Zuber war ursprünglich Zwiber, ein Gefäß mit zwei Henkeln, und Eimer war Einber, ein Gefäß mit einem Träger. Man vergleiche manubrium (Handhabe) und Ableitungen wie candelabrum, lugubris, so viel als luctifer. Wenn bhartrí Träger und dann Gemahl bedeutete, so wie bhâryā Frau, d. h. die zu Ernährende, so kann man wohl in bhrâtri (Bruder) mit Recht die ursprüngliche Bedeutung von Helfer, Beschützer vermuthen. Obgleich die Frau zu unterhalten und zu erhalten ist, so bringt sie doch auch selbst etwas für den Hausstand, und dies ist die *φέρνη* (das Eingebrachte, die Mitgift). Eigenthümlich ist der mittellateinische Ausdruck paraphernalia (die Brautgabe), was jetzt eine ganz andere Bedeutung angenommen hat. „Getragen werden" nimmt leicht die Bedeutung „von fortgerissen werden", s'emporter, an, und dies finden wir vertreten im griechischen *φέρεσθαι*, im Sanskrit in der Nebenform bhur (eilen), wovon dann bhuranyú, bhúrni (eilig, heftig) und andere Derivate.

Wir sahen schon, wie φόρος und φορά das Beigetragene, dann die Abgabe, den Tribut bezeichneten. Dies ist das Gothische gabaur d. h. die Gebühr und dann wieder alle möglichen Dinge, die sich gebühren oder nicht gebühren oder sich schicken.

Offerre (entgegenbringen) führt zu Opfer und ebenso zu dem einfacheren offrir, sowie sufferre zu soufrir (dulden).

Man hat seit lange Fors Fortuna von ferre abgeleitet, die Göttin, die bringt, obgleich sie sowohl nimmt als bringt. Die Alten hatten keinen Zweifel an dieser Ableitung, und τὸ φέρον (das Schicksal), τὸ φερόμενον (das Loos) sprechen allerdings dafür. Nur der alte Göttercharakter der Fors Fortuna (als mit Harit verwandt) weist auf andere Quellen, die allerdings schon den Alten gänzlich aus dem Bewußtsein verschwunden waren. Auch der Ausdruck: es trägt sich zu, das alte gaburjan, angelsächsisch gebyrian, und kipuri (zufällig) sind zu berücksichtigen, und Formen wie forte, forsan, fortassis (forte an si vis), fortuitus sind weit von ihrer angenommenen mythologischen Bedeutung entfernt. Wäre ferre die Wurzel, so bewiese sie dadurch nur noch mehr ihre unermeßliche Fruchtbarkeit, der wir solche Worte wie englisch fortune und misfortune verdanken.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle die Bedeutungen zusammenstellen, welche unsere Wurzel in Zusammensetzung mit Präpositionen in den verschiedenen alten arischen Sprachen hat. Es mag genügen, eine kleine Anzahl aus einer modernen Sprache, wie das Französische, hervorzuheben, die eine Idee geben von den unendlichen Modificationen, zu denen sich jede Wurzel mehr oder weniger eignet. So haben wir von circumferre circonférence, auch périphérie, von conferre conférence, aber auch confortable, von deferre déférence, von differre différence, von praeferre préférence, von proferre proférer, von referre référence, jedes Wort wieder mit zahlreichen Sprößlingen. Man kommt nicht zu Ende, noch viel weniger, wenn man nun auch noch die parallelen Bildungen tuli und latum oder von tragen, sich zutragen und portare ins Auge faßte. Man sieht dann, was eine Wurzel in dieser Sprache zu bedeuten habe, mag man sie nun als ein concretes Wort oder als ein bloßes Abstractum auffassen. Hierüber läßt sich streiten und ist viel gestritten worden; die Hauptsache ist, daß man die Thatsachen kennt und aus ihnen sich einen Schluß bildet, wie wohl in einer solchen Mannigfaltigkeit die Einheit des wurzelhaften Bestandtheils am besten zu erklären ist.

Ich will nicht sagen, daß wir alle Begriffe so klar bis zu ihrem Entstehen verfolgen können, als bei dieser Wurzel. Bei manchen sind die Mittelglieder verloren gegangen, und die Etymologien werden dadurch ungewiß, ja oft unmöglich. Doch bleibt das Resultat im Großen und Ganzen dasselbe. Ueberall, wo wir klar sehen können, sehen wir, daß, was wir Geist und Denken nennen, darin besteht, daß der Mensch die Kraft hat, nicht nur Vorstellungen zu empfangen, wie das Thier, sondern in ihnen etwas Allgemeines zu entdecken und dieses durch Lautzeichen hervorzuheben und festzusetzen und dann wieder einzelne Vorstellungen unter dieselben allgemeinen Begriffe zu classificiren und durch dieselben Lautzeichen zu benennen. Was wir Ableitungs-

formen nennen, wie deva neben div, sind ursprünglich Varietäten in der Bildung von Worten, die mit der Zeit sich nützlich erwiesen und durch wiederholten Gebrauch ihre eigenthümliche Bestimmung erhielten. Oft auch sind es wirkliche Zusammensetzungen, wie unser bar in fruchtbar, furchtbar u. s. w. ursprünglich dasselbe Wort war, was wir in Bahre, d. h. die Trage, haben, aber sehr verschieden von bar in Nachbar, das trotz seines Gleichlauts von einer ganz anderen Wurzel kommt, die wir in bauen, bebauen, Bauer und ebenso im Englischen bour haben.

Haben wir einmal die Begriffe und die Worte, so ist das weitere Denken, wie uns Hobbes gelehrt hat, nichts als ein Addiren und Subtrahiren von Begriffen. Wir addiren, wenn wir sagen: a ist b, wenn wir z. B., indem wir sagen: der Mensch oder Cajus ist sterblich, den Menschen oder Cajus zu Allem, was wir sterblich genannt, hinzufügen; wir subtrahiren, wenn wir sagen: a ist nicht b, d. h. wenn wir den Enoch von Allem, was sterblich heißt, abziehen. Aus diesen beiden Operationen, so beschämend es klingt, besteht Alles, was der Mensch je gedacht hat, so wie die höchsten Operationen der Mathematik zuletzt auf Addition und Subtraction zurückgehen. Ob diese geistigen Operationen wahr oder falsch sind, das ist eine ganz andere Frage, mit welcher der Modus des Denkens gar nichts zu thun hat, so wenig als die formale Logik danach fragt, ob alle Menschen sterblich sind, sondern nur auf Grund dieser Prämisse weiter schließt, daß Cajus, weil er ein Mensch, auch sterblich ist.

So sehen wir also, wie Sprache und Denken Hand in Hand gehen, wir sehen, daß, wo ein Wort noch nicht da ist, auch der Gedanke noch nicht da ist. Der Geist, sofern er Denker ist, entsteht mit der Sprache, lebt in der Sprache und entwickelt sich fortwährend in der Sprache. Der menschliche Geist ist menschliche Sprache, und weil die Thiere keine Sprache haben, haben sie auch ipso facto das nicht, was wir Geist nennen. Wir brauchen deshalb den Menschen keine besondere Facultät zuzuschreiben. Das Sprechen und das Denken sind nur eine weitere Entwicklung der Vorstellungskraft, wie sie das Thier auch haben kann, wie sie sich aber beim Thiere nie weiter entwickelte, denn das Thier kennt das Allgemeine nicht, bleibt beim Einzelnen und erreicht nie die Einheit in der Vielheit. Es kennt, wie Plato sagen würde, das Pferd, aber nicht die Pferdheit. Wollen wir also sagen, daß das vorstellende Selbst im Thiere ebenso da ist, wie im Menschen, so ist dagegen nichts einzuwenden, obgleich wir beim Thiere bei allen solchen Fragen immer im Dunkeln tappen. Aber das Factum bleibt, daß der kleine oder der ungeheuere Schritt, der vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Concreten zum Abstracten, vom Wahrnehmen, d. h. Afficirtwerden zum Begreifen, Denken, Sprechen, d. h. zum Handeln führt, für das Thier unmöglich ist. Das Thier könnte wohl sprechen, aber es kann nicht; der Stein könnte wohl wachsen, aber er kann nicht; der Baum könnte wohl gehen, aber er kann nicht. Warum nicht? Weil es natürliche Grenzen gibt, die anscheinend leicht zu überschreiten und doch unüberschreitbar sind. Der Baum kommt bis zum Baum, das Thier bis zum Thier, aber nicht weiter, ebenso wie der Mensch nie über das Menschliche

hinauskommt, also auch nie anders als durch Sprache denken kann, was ja oft recht unvollkommen ist.

In einem Sinne hat also das Pferdebürla ganz Recht. Der Geist ist ein development, ein ewiges, unaufhörliches development, aber wenn er ihn eine Function nennt, welche alle lebendige Organismen, auch eine Gans oder ein Huhn besitzt, so geht er zu weit über diese Thatsachen hinaus. Keine Gans spricht, obgleich sie schnattert und durch ihr Schnattern den Römern die wichtige Mittheilung machte, daß das Capitol in Gefahr war. Wie viel könnte uns ein Hund sagen, wenn er nur sprechen könnte! Und dieses Können oder Nichtkönnen sollte nicht so gut gewollt sein, wie alles andere Können und Nichtkönnen in der Natur! Wenn wir Können durch facultas, d. h. facilitas übersetzen, so brauchen wir deshalb nicht gleich beim Menschen eine Facultät oder, wie es das Pferdebürla nennt, ein Gespenst anzunehmen, aber die Sache bleibt doch dieselbe. Das Thier kann nicht und wir können sprechen, das Thier kann nicht und wir können denken.

Man glaube nur nicht, daß wir, indem wir dem Thier das Denken und Sprechen absprechen, das Thier herabsetzen wollten. Alles, was man uns von den Geniestreichen der Thiere erzählt hat, selbst das Unglaublichste, wollen wir ja gern glauben, nur nicht, daß bos locutus est, oder daß im Bellen des Hundes eine wirkliche Sprache verborgen liegt. Wer keinen Unterschied zwischen Sprache und Mittheilung sieht, der wird natürlich fortfahren zu sagen, daß der Hund spricht, und erklären, wie verschiedene Dialekte er bellt, wenn er hungrig ist, wenn er mit seinem Herrn ausgehen will, wenn er Diebe im Hause hört, wenn er Prügel bekommen hat und wimmert. Es wäre doch viel natürlicher, wenn der Naturforscher sich an die Thatsache hielte, ohne noch nach den Gründen zu fragen, und zuerst an die große Thatsache, daß kein Thier, mit Ausnahme des Menschen, je gesprochen hat oder spricht. Es ist dann die nächste Pflicht des Beobachters, zu fragen: Wie kommt das? Eine physische Unmöglichkeit liegt nicht vor. Ein Papagei kann alle Wörter nachahmen. Also muß es eine nicht-physische Ursache haben, weshalb es nie eine papageiische oder hündische Sprache gegeben hat. Ist das richtig oder falsch? Und wenn wir nun diese nicht-physische Ursache den Geist oder noch besser den Logos nennen, d. h. den Sammler des Vielen zum Einen, das Zusammenfassen, das Begreifen, haben wir dann so falsch argumentirt, wenn wir den Unterschied zwischen Mensch und Thier im Logos suchen, im Sprechen und Denken oder im Geist? Dieser Geist ist kein Gespenst, wie das Pferdebürla meint, noch ein reines Hirngespenst, wie so viele Naturforscher meinen. Es ist etwas Wirkliches, denn wir sehen seine Wirkungen. Es wird getragen, wie Alles, was zu unserem Ich gehört, von dem selbstbewußten Selbst, das allein wahrhaft und ewig ist und bleibt.

So weit hoffe ich den zweiten Einwand des Pferdebürlas oder der Pferdebürlas beantwortet zu haben, daß der Geist eine Function sei, welche auch eine Gans oder ein Huhn besitzt. Der Geist ist die Sprache, und die Sprache ist der Geist, das Eine das sine qua non des Anderen.

Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von

J. V. Widmann.

[Nachdruck untersagt.]

III. Die Sommer in Thun (1886, 1887 und 1888).

(Schluß.)

Im Mai des folgenden Jahres traf Brahms in Bern bereits ein, während ich mich noch auf einer Reise in Italien befand. Auch er, der mit den Herren Simrock und Theodor Kirchner in Rom gewesen war — in Bologna, wo wir uns zu treffen beabsichtigt, hatten wir einander verfehlt —, kam aus Italien und führte sich bei meiner Frau mit den Worten ein: „Ihr Mann ist noch ein bißchen nach Cypern gefahren," und so wolle er jetzt ein wenig den Hausvater spielen. Ein paar Tage später kehrte ich von Venedig zurück, und es begann wieder derselbe rege Verkehr von Thun nach Bern wie im vorigen Jahre, nur daß Brahms noch öfter und länger in Bern zu weilen pflegte, weil ihm Thun bei dem frostigen Wetter jenes Regensommers wenig bot. Eine Zeit lang wohnte meine Familie in einem kleinen Landhause oberhalb Merligen am Thunersee, während ich in Bern blieb und die Meinen nur über die Sonntage besuchte. In immer neuen Variationen behandelt Brahms auf lustigen Postkarten das Thema des bei so naßkalter Witterung etwas verunglückten Ferienaufenthaltes:

„Ich denke mir, Sie werden morgen mit einem Photographen nach Merligen fahren, um Gruppenbilder der Erfrorenen herstellen zu lassen. Die Gemüthsbewegung wird stark sein, aber vielleicht sehe ich zu. Hernach suchen wir neu gebildete Eishöhlen und schließlich — die Reste der Nahrungsmittel! Herzlich theilnehmend und grüßend Ihr J. B."

Oder:

„Liebster Freund! Ich sage nur in Kürze, daß Sie diese Woche kein isländisch Moos für mich zu suchen brauchen und kein Robbenfell in die Beize legen; ich fahre nicht vor Anfang nächster Woche" u. s. w.

Ein andermal hieß es:

„Kalte und traurige Pfingsttage in fröhliche und helle Weihnacht zu verwandeln, wird Ihnen aufs Schönste gelingen. Und da nebenbei ein kleines Musikfest statt

hat, so füttern Sie die Musikanten Sonntags nicht zu üppig, damit geübt werden kann, und wir zur Belohnung ins Schänzli gehen dürfen!"

Das „kleine Musikfest" bestand in einem Hausconcert, zu dem außer Brahms die von Zürich herbei gereisten Brüder Hegar, Violine und Cello, mitwirkten, wobei neueste Compositionen von Brahms nach dem Manuscript gespielt wurden.

Eine andere Karte in biblischem Stil lautete:

„Und man trug ihnen Essen auf von seinem Tisch. Aber dem B.(rahms) ward fünfmal mehr denn den Anderen! Und sie tranken und wurden trunken mit ihm. — So wurde es und wird es in Joseph's Palast gehalten zur Freude des B."

Solche fröhlichen Billets lassen ahnen, was für ein vergnügter Tischgast Brahms war. Wenn es für eine Hausfrau nichts Angenehmeres geben kann, als wenn die Geladenen gesunde Eßlust mitbringen und das Dargebotene zu schätzen wissen, so erfüllte nicht leicht Jemand diesen Wunsch so vollkommen wie der vom phäakischen Wien her an einen guten Tisch gewöhnte Meister. Dabei verlangte er aber durchaus keine Delicatessen, sondern wußte auch gewöhnliche Hausmannskost sehr zu würdigen und erleichterte der Hausfrau durch eine Menge feiner Aufmerksamkeiten ihre kleinen täglichen Sorgen. In dieser Beziehung hatte er eine unvergleichliche Feinfühligkeit und ein von den Meinigen oft bewundertes Verständniß für die Bedürfnisse und allfälligen Verlegenheiten eines bescheidenen, bürgerlichen Haushaltes.

Ganz nur aus Regentagen bestand übrigens der Sommer 1887 doch nicht. So konnten wir an einem Junisonntag bei wahrhaft göttlichem Wetter das herrliche Alpenplateau von Mürren wieder besuchen; denn wie mit guten Büchern hielt es Brahms auch mit schönen Orten, die ihm einmal lieb geworden waren; er zog die Wiederkehr zu ihnen und die Auffrischung früherer Erinnerungen dem Jagen nach neuen Eindrücken bei Weitem vor. Als wir damals nach Gimmelwald hinabstiegen, und die Majestät der gegenüberliegenden tief beschneiten Riesen des Hochgebirges auch mich so überwältigte, daß ich den Gedanken aussprach, wie unmöglich es doch sei, diese Herrlichkeit im menschlichen Gemüth bleibend festzuhalten und etwa durch Poesie und Kunst völlig wiederzugeben, blieb er stehen, sah mich mit lachenden Augen an und rief: „Das muß ich schon sagen, Sie sind doch der gröbste Mensch, der mir jemals vorgekommen. Jeder Andere, der mit mir solche Alpenspaziergänge ausführte, würde irgend einmal ein artiges Wort anbringen, zum Beispiel: das ist ganz wie in Ihrer dritten Symphonie, oder so etwas. Aber von Ihnen hört man nie etwas dergleichen." Und dazu packte er mich an der Schulter, schüttelte mich und lachte in herzlicher Vergnügtheit. Ein Weilchen nachher, als wir auf einem Hügel bei Stechelberg ausruhten, meinte er, listig dreinschauend: „Wir gefallen mir. Na! Kann man vielleicht so nicht sagen, Sie deutscher Stilist? Sie haben's vielleicht noch nie so gehört. Aber besinnen Sie sich nur, es ist ganz correct." Und fröhlich wiederholte er: „Wir gefallen mir!"

Der Gewinn fürs Leben, den mir eine solche Freundschaft gewährte, wurde noch dadurch vermehrt, daß mir Brahms auch viele ihn besuchende vor-

treffliche Menschen aus Deutschland und Oesterreich zuführte, so in diesem Sommer den ausgezeichneten Pädagogen Professor G. Wendt aus Karlsruhe, den aus Schlesien gebürtigen Lyriker und Musikschriftsteller Max Kalbeck und seinen ältesten, treuesten Freund, Professor Dr. Eduard Hanslick aus Wien, im folgenden Jahre Claus Groth, der in Begleitung des Zeichners C. W. Allers reiste. Die Aelteren von den hier Genannten haben es sich wohl nicht gedacht, daß sie den Mann überleben würden, der damals in unserem fröhlichen Kreise der Fröhlichste war und bei keiner Unternehmung etwa durch Rücksicht auf sein körperliches Befinden sich jemals gehindert sah.

Als Brahms, der noch mit Frau Clara Schumann in Baden-Baden einige Herbsttage zu verbringen gedachte, diesmal schon im September Bern verließ, war er noch am Morgen der Abreise, sehr zur Beruhigung und Freude seines auch die Thierwelt mit Liebe umfassenden guten Herzens, Augenzeuge der glücklichen Heimkehr meines Hündchens Argos, das ich vier Tage vorher auf dem Grindelwaldner Eismeer hatte zurücklassen müssen. Bei dem frühen Hereinbrechen der herbstlichen Nacht war längeres Verweilen auf dem Gletscher nicht rathsam gewesen; ich hatte daher dem Führer gehorchen müssen, der nicht zugab, daß mit Einfangeversuchen des vor den Eisschründen sich fürchtenden Hündchens länger die kostbaren letzten Minuten vor Anbruch der Dunkelheit verschwendet würden. Brahms, der diesen Ausflug nicht mitgemacht hatte, sich mir aber bei meiner Heimkehr in Thun anschloß, war tief verstimmt, als er mich ohne das Hündchen anlangen sah. „Den armen kleinen Burschen werden Sie nie mehr sehen," meinte er. So war es auch zu erwarten, um so größer aber unsere freudige Ueberraschung, als am Montag Morgens vor 6 Uhr an der meine Wohnung abschließenden Glasthür ein eifriges Scharren vernehmbar wurde, und, da wir zu öffnen hinauseilten, der kleine rothe Schnauzer mit einem Laute, der schon eher ein schier menschliches Jauchzen als hündisches Bellen war, an uns emporstrebte. Von Freitag bis Montag war das kleine Thier längs dem Massiv des Eigers hin über Scheidegg, Wengen nach Lauterbrunnen und Interlaken, von dort um den Thunersee herum und zuletzt von Thun nach Bern gelaufen, wo es, natürlich sehr erschöpft, aber doch wohlbehalten, in dieser frühen Morgenstunde anlangte. Der Jubel über die unverhoffte Rückkehr des findigen Thierchens war so groß, daß wir, Alt und Jung, wenig an den sehr mangelhaften Aufzug dachten, in dem wir, eben aus dem Bett gesprungen, um das Hündchen herumstanden. Der verhältnißmäßig Angezogenste war immerhin Brahms, der Frühaufsteher, und noch sehe ich ihn vor mir, wie er sich zu Argos hinabbeugte, den Liebkosungen des wie närrisch sich gebärdenden Thieres unbedenklich Hände und Gesicht überlassend. „Also so was gibt's!" rief er dann aus, „dergleichen ist nicht bloß Jägerlatein." Und er freute sich, diesen Vorfall seinen Bekannten zu erzählen. Auch hieß es nachher in seinem ersten Briefe aus Wien: „Was macht Argos? Würde er es nicht wie einen zärtlichen Gruß von mir empfinden, wenn Sie ihm einmal statt Brotkügelchen ein schönes Stück Fleisch gäben?" — (was natürlich nach Wunsch geschah).

Im folgenden Frühling traf ich mit Brahms am 7. Mai (seinem Geburtstag) in Verona zusammen zur ersten unserer gemeinschaftlichen italienischen Reisen [1]). Nach der Rückkehr in die Schweiz bezog Brahms zum dritten Mal sein gewohntes Quartier in Thun, verbrachte aber die Sonntage, wie früher, in Bern oder schloß sich uns auf Ausflügen an, die wir in die Alpen, nach Grindelwald u. s. w. unternahmen. Jener Sommer war für mich ein besonders bewegter. Ich hatte ein neugebautes Haus mit Garten gekauft, wobei ich es als eine gute Vorbedeutung aufnahm, daß Brahms der erste Gast war, der im neuen Hause schlief. Um dieselbe Zeit aber war ich durch Aufdeckung von gewissen Mißständen in einer Armenanstalt in eine erbitterte Zeitungsfehde und theilweise auch in Kampf mit den betreffenden Behörden gerathen, wobei es begreiflicher Weise manche Aufregung und manchen Verdruß setzte. Hierdurch bildete sich eine gewisse Gereiztheit heraus, die unter Anderem auch einem Artikel anzuspüren war, den ich in vorübergehender Stellvertretung des politischen Redacteurs des „Bund" über einen mir zu waidmännisch erscheinenden Ausdruck schrieb, der, den Telegrammen zu Folge, vom jungen deutschen Kaiser in einer Rede zu Frankfurt a. O. auf die Armee sollte angewendet worden sein. Brahms fühlte sich von dem Artikel verletzt, und es kam zwischen uns zu politischen Erörterungen, die für beide unerquicklich waren und einen Augenblick sogar unser herzliches Verhältniß für immer zu zerstören drohten. Muß ich nun, nach Jahren, selbst zugeben, damals über das Ziel hinausgeschossen zu haben, wie dies übrigens einem Dilettanten auf dem heikeln Gebiet des politischen Journalismus leicht begegnen kann, so hatte der Vorfall wenigstens das eine Gute, eine schriftliche Aeußerung von Brahms über Richard Wagner's Werke hervorzurufen, die durch die darin implicite ausgesprochene hohe Werthung der Wagner'schen Opern den Beweis leistet, wie unrichtig es ist, zu glauben, Brahms habe, bei allem Antagonismus der beiderseitigen Kunstprincipien, die enorme Bedeutung Wagner's nicht begriffen oder nicht gewürdigt.

In jenem fünf Seiten langen Briefe am 20. August 1888 schrieb mir nämlich Brahms unter Anderem: „So übt man eben Kritik über Alles, was aus Deutschland kommt; die Deutschen selbst aber gehen darin voran. Das ist in der Politik wie in der Kunst. Wenn das Bayreuther Theater in Frankreich stände, brauchte es nicht so Großes, wie die Wagner'schen Werke, damit Sie und W...t und alle Welt hinpilgerten und sich für so ideal Gedachtes und Geschaffenes begeisterten."

Das ist ein werthvoller Ausspruch des einen deutschen Meisters über den andern. Bleibt auch die Thatsache, daß Brahms als Vertreter der absoluten Musik für seine Kunstausübung ganz andere Grundsätze als die Wagner'schen befolgte, selbstverständlich unerschüttert, so weiß man nun doch, daß er die „ideal gedachten und geschaffenen Werke Wagner's" für etwas Großes hielt, auf das Deutschland stolz sein sollte. Hiermit stimmte es gut überein, daß er in demselben Sommer, als wir eines Morgens in meinem noch vom Nachtthau feuchten Garten spazierten, sich selbst „den besten Wagnerianer" nannte, indem

[1]) Vergl. Juliheft 1897 der „Deutschen Rundschau", S. 96 ff.

er mit einem bei ihm selten hervorbrechenden, aber wahrlich berechtigten Selbstgefühl hervorhob, sein Verständniß Wagner'scher Partituren werde doch wohl tiefer gehen, als das irgend eines Mitlebenden.

Was nun den politischen Streit betrifft, der wenigstens die gute Frucht dieser Brahms'schen Briefstelle über Wagner gezeitigt hatte, so verbitterten wir uns mit ihm leider auch die paar nächsten Wiedersehen, indem wir, das ursprüngliche Thema bei Seite lassend, uns in zwecklose Discussionen über Vortheile und Nachtheile monarchischer und republikanischer Staatsform verbissen. In dem Wunsche, über diese leidigen Differenzen vielleicht durch den Ausspruch einer höheren Instanz hinauszukommen, schrieb ich hierüber an Gottfried Keller, der Brahms, „den Allertrefflichsten", schon öfter in Briefen an mich hatte grüßen lassen, und dem ich jetzt eine Art Schiedsrichteramt zumuthete. Die Antwort Keller's (vom 30. August 1888) ist in Bächtold's dreibändigem Werke: „Gottfried Keller's Leben" den andern dort mitgetheilten Briefen nicht beigegeben worden und kann auch hier nicht vollinhaltlich abgedruckt werden. Doch mögen ein paar der beschwichtigenden Worte, die er an mich richtete, hier ihre Stelle finden:

„Es handelt sich wohl um ein Etwas," schrieb Keller, „das aber zugleich ein Nichts ist. Jedenfalls erkenne ich die ungeheure Veränderung, die sich durch den Krieg und die Gründung des Reiches in manchem Betracht vollzogen hat. Als ich Jahre lang im Norden war, in Berlin, haben Preußen und Nichtpreußen, d. h. Friesen, Sachsen u. s. f., herbe oder ironische kritische Aeußerungen über landesherrliche Meinungen und Thaten gegenseitig ziemlich gleichmüthig angehört, wo nicht mitgeholfen, ohne daß es just nachwirkende Folgen hatte. Jetzt hängt der Sohn freier Städte nach achtzehn kurzen Jahren so pathetisch am Kaiser und dessen Haus, wie es zur alten, großen Zeit kaum je der Fall war. Indessen muß ich Ihnen offen gestehen, daß Sie dem Redner von Frankfurt gegenüber meiner Ansicht nach mit Ihrem Artikel in Unrecht sind . . . Was Sie geschrieben, kam natürlich aus bravem Gemüth, ist aber in Gottes Namen nicht angebracht, wenn es Einer liest, dem es auch zu Gemüth geht. Ich denke aber, die bedauerliche Spannung zwischen Ihnen und B. werde sich von selbst wieder ausgleichen, zumal wenn Sie nicht dogmatisch auf Ihrer Anschauung, welche kein Princip sein kann in diesem Falle, beharren . . ."

Da, als diese wohlwollenden, zum Frieden mahnenden Zeilen eintrafen, die Wogen unserer erhitzten Gemüther sich von selbst wieder gelegt hatten, schien es mir richtiger, Brahms von Keller's Briefe nichts zu sagen, um an die verharschende Wunde nicht zu rühren. In stillschweigender Uebereinkunft vermieden wir auf längere Zeit hinaus politische Gespräche, nachdem wir einmal erfahren hatten, wie heiß unsere Köpfe dabei werden konnten. Der Humor trat wieder in sein Recht, dies bald so sehr, daß kleine Sticheleien, die der Eine oder der Andere in Bezug auf unseren Hader riskirte, gerade dadurch, daß wir sie nicht scheuten, die Herzlichkeit des wiedergewonnenen Einverständnisses bewiesen. Und als Brahms im September schied, um vor der Rückkehr nach Wien wieder einige Wochen mit Frau Clara Schumann in Baden-Baden zuzubringen, wurde für den nächsten Frühling eine neue gemeinschaftliche Reise nach Italien verabredet, die jedoch, da äußere Zufälligkeiten sie verhinderten, erst im Mai 1890 zur Ausführung gelangte.

IV. Die letzten Jahre.

Am 2. Mai 1889 schrieb mir Brahms:

„Lieber Freund! Es ist ein leiser Mollaccord, den ich hinüber sende, und auch Ihnen klingt es hoffentlich nicht lustig: ich habe für den Sommer in Ischl gemiethet. Was ich dort suche und wünsche, wissen Sie, weniger aber, was ich entbehren werde. Unter Anderem oder vor Anderem werde ich jeden Samstag betrübt sein, daß kein Zug nach Bern geht!"

Was Brahms in Ischl suchte und fand, war die Nähe seiner Wiener Freunde, die er, von wenigen kurzen Besuchen Einzelner abgesehen, in den drei Thuner Sommern sehr vermißt hatte. Denn, wie sehr er auch darauf hielt, in seiner Arbeit ungestört zu bleiben, war er im Grunde doch eine gesellige Natur. Im Bewußtsein seiner oft erprobten Geschicklichkeit, unliebsame Besucher und zudringliche Menschen leicht und schnell los zu werden, empfand er nicht nur keine Scheu vor dem im Sommer von Wienern wimmelnden Ischl, sondern freute sich im Gegentheil, sich nicht zu jenen manchmal doch recht einsamen Thuner Abenden verurtheilt zu sehen. Auch meldete er dann in einem Briefe von dort, in Ischl gebe es „keine Engländer, und auch die Norddeutschen sind hier weniger zahlreich und besser als in Thun". Daß ich aus alledem noch immer etwas wie einen Nachklang von Verstimmung über unsern politischen Disput vom letzten Sommer heraushörte und darüber betrübt war, wird man begreifen. Ich erschien mir selbst wie der täppische Bauer im Märchen, der durch ein unbedachtes Wort den guten Schutzgeist des Hauses vertrieben hat. Ganz so verhielt es sich freilich nicht. Durch jene Controverse war in Brahms nur das Bewußtsein seiner Empfindlichkeit in politischen Dingen geweckt worden und damit die Klarheit darüber, daß es ihm nicht angenehm wäre, inmitten einer Bevölkerung zu leben, wo vielleicht abermals, — gewiß nicht durch mich, dessen war er versichert! — irgendwie seinem nationalen Gefühl Eindrücke geboten wurden, die es verletzen konnten. In der That brachten diese beiden Jahre, die letzten, in denen Fürst Bismarck dem Reichskanzleramte vorstand, durch gewisse bekannte Vorgänge staatspolizeilicher Natur zwischen der Schweiz und ihrem mächtigen Nachbarreiche eine Spannung hervor, die bei dem kleinen Staate, der sich für schwer bedroht hielt, in großer Gereiztheit der ganzen Bevölkerung sich äußerte. Insofern war ich froh, daß Brahms in jenen Jahren nicht in die Schweiz und somit auch nicht in die Lage kam, als zufälliger Hörer von Gesprächen am Wirthshaustische in seinen patriotischen Gefühlen verstimmt oder gar beleidigt zu werden.

Ich selbst sollte ihn gleichwohl sehen. Nachdem die Frühjahrsreiseprojecte für Italien sich zerschlagen hatten, da mich Familienangelegenheiten nach Norddeutschland führten, lud er mich auf den Herbst nach Baden-Baden ein, und gern folgte ich seiner Aufforderung. Auch dort wohnte er, seiner Gewohnheit gemäß, nicht in einem der großen Hôtels, sondern im „Bären", einem an der Lichtenthaler Allee gelegenen, behaglichen Wirthshause, wo es weiter nicht auffiel, wenn er in Hemdärmeln auf einer Bank im Hofe saß, seine Cigarette schmauchend. Das Zimmer, das er mir bestellt hatte, lag neben dem seinigen

zu ebener Erde. Da das ziemlich regnerische Wetter uns keine größeren Ausflüge gestattete, brachten wir, neben einander im Fenster liegend, lange Stunden in Gesprächen zu, von denen mir einige durch den bedeutsamen Inhalt, den Brahms ihnen gab, und durch den besonders herzlich-vertraulichen Ton, den er in sie legte, in guter Erinnerung geblieben sind. Es war damals ein Brief, den er vor Jahren an seinen Vater gerichtet hatte, und der wohl durch Zufall in unrechte Hände gerathen war, in einem Berliner Auctionskatalog als „Ausführlicher Brief von Johannes Brahms an seinen Vater" ausgeboten, doch von einem Freunde sofort gekauft und Brahms zugestellt worden. Dies gab ihm Anlaß, über biographische Indiscretionen zu sprechen, wobei seine Ansicht wesentlich dahin ging, bei Mittheilungen über Künstler sei doch wohl in Bezug auf ihre Berechtigung hauptsächlich entscheidend, ob sie der Art seien, daß der Meister, den wir in seiner Kunst verehren und lieben, durch sie auch als Mensch gewinne, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe in so hohem Grade, theilweise übrigens auch bei Mozart der Fall sei, während Beethoven's Bild durch gewisse neuere Publicationen bisher unbekannt gebliebener Briefe geradezu bösartige Züge annehme, die Einem sehr leid thun könnten, so daß man froh wäre, sie nicht zu kennen. Da ich damals fest überzeugt war, der neben mir lehnende, von Kraft und Gesundheit strotzende Freund werde, obschon um neun Jahre älter als ich, mich jedenfalls lange überleben, maß ich dieser Aeußerung keine für unser Verhältniß praktische Bedeutung bei, während ich jetzt in ihr eine Rechtfertigung dieser Veröffentlichung meiner Erinnerungen an ihn erblicke. Denn sein Bild wahrlich kann nur gewinnen, je mehr man sich in die Züge desselben vertieft und nicht bei dem oberflächlichen Eindruck stehen bleibt, den seine rauhe Männlichkeit und die oft schroffen Aeußerungen seines heftigen Temperamentes auf ferner Stehende machten.

Er erwähnte unter Anderem auch, daß er, da ihm nahe Verwandte nicht mehr am Leben seien, doch eigentlich Verfügungen über seinen Nachlaß treffen sollte, und fragte, wie derselbe, meiner Ansicht nach, am richtigsten verwendet werden könne. Die Einwendung, daß es damit doch gewiß nicht eile, bezeichnete er als eine jener unverständigen Redensarten, mit denen man sich und Andere in solchen Fällen einlulle; ich solle ihm also damit nicht kommen, sondern eine bestimmte Antwort auf seine Frage geben. Als ich für diesen Fall eine Stiftung zu Gunsten armer, junger Musikstudirender vorschlug, wollte er hiervon nichts hören. Das Gesetz des schweren Lebenskampfes, das durch die ganze Natur als eigentliches Weltgesetz gehe und jene Auslese der starken, jeden Widerstand überwindenden, ihre Vollkommenheiten steigernden Geschöpfe, freilich auch den Untergang der Schwachen zur Folge habe, sei auch fürs menschliche Leben und jedenfalls für die Kunst eine Nothwendigkeit. Mit Stipendien und ähnlichen Unterstützungen ziehe man meistens eine gewisse schwächliche Mittelmäßigkeit groß, wobei auch die üblichen Fehlgriffe der Stipendiumsverwaltungen in der Auswahl der jungen Anfänger nicht zu vergessen seien! Selten werde der wirklich originelle junge Künstler solche Vortheile zu genießen haben, da ein solcher zu den bestehenden Kunstansichten in der Regel sich gegensätzlich verhalte und daher Anfangs in seiner Neuartigkeit

verkannt werde. Solche Verkennung und Armuth schade jedoch wahrhaft starken Naturen nichts, vertiefe sie im Gegentheil und bewirke in ihnen einen gesunden Zorn und heiligen Eifer, den Widerstand der Welt nur desto nachdrücklicher zu besiegen. Und indem er auf seine eigene Jugendzeit zu sprechen kam, betonte er, er könne nicht wünschen, daß sie weniger rauh und drangvoll gewesen wäre. Ja, gewiß habe er sich mit Arrangiren von Märschen und Tänzen für Gartenorchester oder auch mit dem Setzen von Orchestermusik für Clavier sein erstes Geld verdienen müssen, freue sich aber noch heute, wenn ihm eine dieser anonym in der Welt circulirenden Jugendarbeiten zufällig zu Gehör oder zu Gesicht komme, daß er auch an solche Lohnschreiberei treuen Fleiß und alle ihm damals zu Gebote stehenden Kenntnisse gewendet habe. Selbst daß er manchmal in Wirthschaften Tingeltangelsänger am Clavier habe begleiten oder zum Tanz aufspielen müssen, während er sich nach der stillen Morgenstunde sehnte, in der er seine eigenen Gedanken aufs Notenpapier bringen könne, halte er nicht für eine verlorene Lebenserfahrung. „Die schönsten Lieder kamen mir, wenn ich früh vor Tag meine Stiefel wichste!" Und weiter in solchen Jugenderinnerungen schwelgend schilderte er die Seligkeit, die ihn durchdrungen habe, als er, ein kaum schulpflichtiges Bübchen, zum ersten Mal entdeckte, man könne überhaupt Melodien durch Höher- und Tieferstellen schwarzer Köpfe auf Linien dem Auge sichtbar machen; „ich erfand mir ein Notensystem, bevor ich noch wußte, daß es ein solches längst gebe."

Auf das Testament zurückkommend verwarf er daher meinen Vorschlag als einen zu weichlichen und setzte dann hinzu, er habe übrigens bereits ein Testament gemacht, dasselbe aber zurückverlangt, um es abzuändern, und nun wisse er schon, wie es gehen werde. Man schiebe diese Sache, die man doch in einer Stunde erledigen könnte, unverantwortlicher Weise immer hinaus in dem Gedanken, man werde schon ein anderes Mal dazu Zeit finden. Aber diese Zeit wolle sich merkwürdiger Weise nie einstellen, weil die Sache immerhin durch die Ideenverbindung mit dem Tode eine leidige sei. Doch fühle er, wie unrecht dies sei, und wenn er jetzt nach Wien zurückkehre, wolle er sich ganz gewiß dazu aufraffen. Bekanntlich ist es nicht in derjenigen Weise geschehen, daß ein eigentlich rechtskräftiges Testament zu Stande gekommen wäre.

Die größte Freude bereitete mir Brahms, indem er mich in jenen Herbsttagen bei Frau Clara Schumann einführte, die mit ihrer Familie sich ebenfalls in Baden-Baden aufhielt. Es war mir ein weihevoller Augenblick, als ich zum ersten Mal der herrlichen Frau gegenüber trat, in der sich mir die schönste künstlerische Romantik Deutschlands — die musikalische — und eine bereits so fern liegende Zeit verkörperte, daß es mir beinahe märchenhaft vorkam, im Gruß die Hand berühren zu dürfen, die im Jahre 1840 sich zum Ehebunde in die Robert Schumann's gelegt hatte. Und jene Zeit mit ihren hohen und sanften Idealen schien aus dem feinen, schönen, durchgeistigten Antlitz der Greisin zu sprechen, auf dem trotz manchen Lebenskummers, der ihr bis ins Alter hinein nicht erspart geblieben war, der Ausdruck jener unverwelklichen Jugend lag, wie er nur ganz guten, reinen Menschen bis ans Ende treu bleibt. Es war wundersam, wie sich oft im Sprechen, oder wenn sie lächelte, aus den

in der Ruhe eher etwas sorgenvollen Zügen ein himmlisch heiteres Antlitz klärte, das ich im Stillen „Clara Wieck" nannte, so mädchenhaft unberührt, so engelrein blickte es. Und dieser Eindruck blieb mir, so oft ich in der Folge mit Frau Schumann, die ihre letzten Sommer regelmäßig in Interlaken zubrachte, zusammen zu sein das Glück hatte. Wie hold und innig ihr Verhältniß zu Brahms war, kann man ermessen, wenn man die ihnen gemeinsamen großen und heiligen Erinnerungen bedenkt. Wie viel Schönes, Beglückendes, aber auch wie viel Schweres hatten sie erlebt! In der traurigen Zeit der Geistesumnachtung Robert Schumann's und dann nach dessen Tode war Brahms der thatkräftige Freund und Beschützer der Wittwe gewesen. Daß sie eines solchen damals bedurfte, hat er mir selbst angedeutet, indem er mir einmal, noch in der Erinnerung vor Zorn glühend, sagte, ich könne mir nicht vorstellen, „wie damals die Pfaffen der alleinstehenden Frau zusetzten"; in welcher Beziehung dies geschehen sei, sagte er nicht, und ich versäumte, darnach zu fragen. Brahms selbst verehrte, glaube ich, in Frau Schumann die Edelste ihres Geschlechtes. „Wenn Sie etwas schreiben," sagte er mir einmal, „so fragen Sie sich immer, ob eine Frau wie die Schumann mit Wohlgefallen ihren Blick darauf könnte ruhen lassen. Und wenn Sie das bezweifeln müssen, so streichen Sie es aus." Wie ein Sohn blickte er pietätvoll zu ihr auf, aber wie ein Sohn, der sich herausnehmen darf, mit seiner Manneserfahrung in praktischen Lebensfragen dem Mütterchen Rath und Lenkung angedeihen zu lassen. Sie nannten sich gegenseitig „Du", mit den Vornamen, und eine Welt von herzlichem Einverständniß lag in diesem „Johannes" und „Clara". Mit freudigem Stolz erfüllte es ihn, als er den Eindruck sah, den Frau Schumann auf mich gemacht hatte. Und von Wien schrieb er mir am 14. November 1889: „Ich möchte, wir könnten die Tage in Baden das nächste Jahr wiederholen . . . Frau Schumann sehen Sie dann auch hoffentlich wieder, und das allein ist schon der Mühe werth. Daß die herrliche Frau Ihnen so schönen Eindruck machte, finde ich bei Ihnen allerdings selbstverständlich, aber es hat mich doch sehr gefreut."

Von Baden begleitete ich Brahms nach Karlsruhe, wo wir bei Herrn Oberschulrath Wendt und mit anderen Freunden noch zwei schöne Tage zubrachten und unter Anderem nicht versäumten, den von Brahms so besonders hochgeschätzten Feuerbachbildern zu Liebe, die dortige Gemäldesammlung zu besuchen.

Das Jahr 1890 brachte uns im April eine zweite gemeinsame Reise in Italien, über deren genußvoll-behaglichen Verlauf ich bereits früher berichtet habe. Im Herbst nach Baden-Baden zu kommen, war mir indessen in Folge häuslicher Abhaltung nicht möglich. Dafür war der briefliche Verkehr zwischen Wien und Bern ein desto regerer. Nicht bloß mich nahe angehende häusliche Ereignisse, auch Vorkommnisse unserer schweizerischen Politik wurden von Brahms beachtet und je nach Umständen mit einer humoristischen Wendung bedacht. Im Kanton Tessin war durch einen sogenannten „Putsch" (d. h. eine kleine Revolution) die radicale Partei ans Ruder gelangt. „Ihre Tessiner Geschichten," schrieb Brahms (27. September 1890), „interessiren mich als

Schwager natürlich und ich bin recht neugierig, ob die Pfaffen jetzt gleich oder erst später obenauf kommen." Das „Schwager" bezog sich darauf, daß die ältere meiner Töchter kurz vorher einen Tessiner geheirathet hatte, und Brahms sich, wie wir wissen, scherzweise den Bräutigam meiner Jüngsten zu nennen pflegte. Hinsichtlich der die Welt Seitens der Ultramontanen bedrohenden Gefahren hatte Brahms immer pessimistische Vorstellungen oder wenigstens die Gewohnheit, wenn man ihm von einem Siege der freisinnigen Partei erzählte, sich zu stellen, als glaube er nicht recht daran, damit nur ja auf freisinniger Seite keine zu große Vertrauensseligkeit einem Feinde gegenüber aufkomme, von dem auch er mit Luther's Reformationsliede der Ueberzeugung war, daß „groß' Macht und viel List sein grausam Rüstung ist".

Mit Nachrichten über seine eigenen Arbeiten pflegte Brahms, wie allgemein bekannt, höchst zurückhaltend zu sein. Doch entsprang dies vielleicht weniger einem geheimnißkrämerischen Zuge seiner Natur als wohl noch mehr der Ueberlegung, wer nicht durch und durch Musiker sei, mit dem könne er sich so wie so auf einen fruchtbaren Meinungsaustausch über diesen Gegenstand nicht einlassen. Dagegen schrieb er mir zuweilen über seine Texte, weil er da eher auf ein Verständniß rechnen konnte. Die „Fest- und Gedenksprüche für achtstimmigen Chor" waren erschienen. Auf sie bezog er sich, als er mir im März 1890 schrieb: „Haben Sie die theologische, die jesuitische Spitzfindigkeit in Nummer 2 der Sprüche bemerkt? Ich wollte schon vorher Sie immer einmal fragen, ob so etwas eigentlich erlaubt ist (Evangelium Lucas 11, Vers 17 und 21). Sehen Sie doch einmal des Spaßes wegen nach." Der Spaß bestand darin, daß die beiden Verse: „Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste" und „Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine im Frieden" im Lucasevangelium, wie der Zusammenhang ergibt, auf das Reich der Finsterniß angewendet sind, und unter dem starken Gewappneten geradezu der Satan gemeint ist, während Brahms in den „Fest- und Gedenksprüchen" beiden Versen, so wie er sie in die Ideenverbindung des ganzen Textes einfügte, eine deutliche und sehr herzliche Beziehung auf Deutschlands Wohlfahrt und kriegerische Macht gegeben hatte. Denn von den Anfangsworten an: „Unsere Väter hofften auf Dich" bis zu den mahnenden Schlußworten: „Hüte Dich nur und bewahre Deine Seele wohl, auf daß Du nicht vergessest der Geschichte, die Deine Augen gesehen haben, und daß sie nicht aus Deinem Herzen komme all Dein Leben lang und sollt' Deinen Kindern und Kindeskindern kund thun" — ist diese ganze freie Zusammenstellung von Bibelworten zu jener Chorcomposition nur ein neuer Beweis der sorgenvollen „getreuen Eckart"-Stimmung, von der bereits früher die Rede war. Und wenn Brahms besonders feierliche Klänge für „die Geschichte" hatte, „die Deine Augen gesehen haben, und die nie mehr aus dem Herzen kommen solle", so ging er in dieser Beziehung selbst mit dem Beispiel voran. Immer wieder las er Alles, was sich auf die Geschichte des letzten großen deutschen Krieges bezog. Noch im Jahre 1895, als er sich „für seine zwei Knaben", d. h. für die jungen Söhne seiner Wiener Hauswirthin, ein paar Weihnachtsbücher meines Redactionstisches erbeten hatte, und ich ihm unter Anderem eine

Bearbeitung der Geschichte des deutsch-französischen Krieges für die reifere Jugend schickte, schrieb er mir: „... In dem Buche von anno 70 habe ich gleich mit einem Eifer gelesen, als ob ich von einem Moltke und allen jenen Ereignissen noch gar nichts gewußt hätte!" So ganz aus einem Stück war Brahms; wenn er patriotische Gedanken in Töne setzte, so bestimmten ihn nicht zufällige festliche Gelegenheiten, sondern Gefühle, die immerwährend in ihm lebten und zum Kern seiner Mannesnatur gehörten.

Im folgenden Jahre (1891) wurden jene „Fest- und Gedenksprüche" zur Eröffnungsfeier des Jubiläums der Gründung der Stadt Bern im Berner Münster gesungen. Brahms war zu dem Feste eingeladen und gebeten worden, das Chorwerk selbst zu dirigiren, lehnte jedoch in einem auf ein Depeschenformular geschriebenen, humoristischen Briefchen aus Ischl ab:

„Ich habe versprochen, telegraphisch zu seufzen, wenn ich nicht komme. Hier also! Weh! Ach! Oh! zu beliebiger Auswahl. Der Grund? Erschreckt hat mich zwar im ‚Festführer' die harte Bestimmung, daß man zerbrochene Wagenfenster bezahlen muß, aber sie hätte mich nicht abgehalten, wenn ich nur gleich in den Wagen, statt für zwanzig Stunden in die Eisenbahn, hätte steigen können. Im Ernst aber ist mir mein Ausbleiben sehr leid, denn für meinen Geschmack ist nicht wohl ein geeigneteres Fest zu denken. Hoffentlich finden Sie einen jungen, hübschen, blondgelockten Componisten, der mehr auf derlei Scherze hört als Ihr herzlichst grüßender J. B."

Aus dem Jahre 1890 muß ich noch einer Copistenleistung, zu der sich Brahms herbeiließ, Erwähnung thun, weil sie einerseits beweist, wie groß seine Verehrung für Gottfried Keller war, andererseits aber auch einen besonders liebenswürdigen Zug seines eigenen Charakters enthüllt, den Trieb nämlich, Freunde an dem theilnehmen zu lassen, was ihn selbst geistig beschäftigte und freute. Am 8. December erhielt ich acht Seiten excerpirter Stellen aus in Wien befindlichen Briefen Gottfried Keller's, die Brahms unter tapferer Ueberwindung seiner bekannten Abneigung gegen langandauernde Beschäftigung mit Feder und Tinte selbst aus den ihm vorliegenden Briefsammlungen abgeschrieben hatte. Obwohl ihm damals bereits bekannt war, daß diese Briefe später dem Buche Baechtold's über G. Keller würden einverleibt werden — wie dies bekanntlich auch geschehen ist —, sollte ich schon jetzt die ihm liebsten Stellen daraus kennen lernen. Auf dem beiliegenden Billet hieß es:

„... Abgeschrieben habe ich nur Ihretwegen. Aus drei Briefsammlungen, wie Sie sehen; sie gehören Professor Exner und sind an ihn, seine Fräulein, später Frau Schwester und E. Kuh gerichtet. Von allerliebstem Reiz der angemessen unterschiedliche Ton: die behaglichsten dummen Witze an das hübsche Fräulein und eine halbe Literaturgeschichte an den Literaten" u. s. w.

Wie würde es Keller gerührt haben, wenn er, der im Sommer desselben Jahres 1890 gestorben war, noch hätte erfahren können, daß der von ihm selbst als gleichwerthiger Künstler begriffene Wiener Meister sich mit jenen alten Briefen solche Mühe gegeben habe!

Ich muß hier einschalten, daß Brahms und Keller sich auch persönlich kannten. Im Herbst 1882 war ich selbst Zeuge, wie sie am Wirthshaustisch

zum ersten Mal sich trafen und sofort ins schönste Einverständniß kamen. Hatten sie doch, abgesehen davon, daß Jeder auf seinem Kunstgebiet die ruhige Sicherheit des Meisters besaß, auch in ihrem Junggesellenthum und den hieraus fürs Leben sich ergebenden äußern Umständen, z. B. in der Nothwendigkeit, einen Theil ihrer Zeit im Wirthshause zuzubringen, manche Berührungspunkte. Dazu kam das Schlichte, absolut Phrasenlose im Wesen dieser beiden Kernnaturen, auch ihre im Kampf mit der ihren Leistungen anfangs stumpf gegenüberstehenden Welt gestählte Wehrhaftigkeit und die freudige Ruhe des Gemüths im endlich errungenen Siege. Die Hauptsache aber, wenn zwei so wahrhaft Große zusammenkommen, ist das stille Grüßen von Genius zu Genius. Es war daher wahrhaft schön, zu sehen, wie diese beiden Männer von Anfang ihrer ersten Begegnung an Einer im Andern gleichsam ruhten, und beide doch auch zu lebhaftem Gespräch angeregt waren, während Keller sonst einer neuen Bekanntschaft gegenüber sich in der Regel wortkarg und brummig verhielt.

In den nächsten Jahren (1891 und 1893) sah ich Brahms in einer ganz andern Umgebung als bisher, im herzoglichen Schlosse zu Meiningen. Die für mich persönlich wichtigen Anlässe, die mich dorthin führten, bleiben hier unerörtert; nur erwähne ich, daß ich die erste Einladung seiner oft bewährten Freundestreue zu danken hatte. Er selbst war schon seit manchem Jahr der liebste Gast des musikfreundlichen herzoglichen Paares, kam oft zu Aufführungen dieser oder jener seiner neuen Compositionen hin, freute sich der vortrefflichen, unter Steinbach's Leitung stehenden Hofcapelle, speciell des ausgezeichneten Clarinettisten Mühlfeld, fühlte sich aber vor Allem durch den an diesem Musenhofe herrschenden Ton edelster geistiger Freisinnigkeit und durch die ebenso warm als zart sich äußernde Freundschaft beglückt, die ihm von Herzog Georg und dessen Gemahlin, Helene, Freifrau von Heldburg, entgegengebracht wurde. Obwohl Brahms mit seinem eminenten Lebensverstand und Tact sich in jede Lage zu finden vermocht hätte, so würde er doch nicht den Willen dazu gehabt haben, an einem ceremoniellen Hofe sich dem Zwang der Etiquette zu fügen, da nicht nur sein angeborner Unabhängigkeitstrieb, sondern auch sein mit den Jahren immer mehr sich entwickelndes Bedürfniß nach einer gewissen bequemen Behaglichkeit sich dagegen würden aufgelehnt haben. Er sagte mir einmal, daß er die vielen dringenden Einladungen nach England hauptsächlich deshalb unberücksichtigt gelassen, „weil man dort ja aus dem Frack und der weißen Halsbinde gar nicht herauskomme". In Meiningen gingen in diesen Beziehungen die Anforderungen, wenigstens einem Manne wie Brahms gegenüber, nicht zu sehr über das Maß hinaus, das überhaupt den guten Ton der Geselligkeit hochgebildeter Kreise Deutschlands bestimmt. Andrerseits freute ihn doch auch, gerade im Gegensatz zu seinen sonst so einfachen Lebensgewohnheiten und als vergnügliche Ausnahme, der vornehme Glanz, der ihn umgab, die prunkvolle Wohnung im Schloß, die Pracht der Tafel, das Schöne und Ziervolle an kunstvollem Hausrath, an Gobelins, Gemälden u. s. w., das einem Künstlerauge wohlthun muß. Es war doch hübsch, z. B. bei Tisch die silberne

Klingel in täglichem Gebrauch zu sehen, die einst der Cardinal von Guise Maria Stuart von Schottland geschenkt hatte. Kostete es ihm sonst keine kleine Ueberwindung, sich in feierliche Toilette zu stecken, so machte es ihm hier dagegen Spaß, zur Galatafel im Glanz seiner vielen, zum Theil sehr hohen Orden zu erscheinen, was mir übrigens an ihm durchaus nicht wie eine Verleugnung seiner volksthümlichen Grundsätze, sondern insofern wie eine Bestätigung derselben erschien, als solcher Ordensschmuck und die damit verbundenen Ehren für ihn hauptsächlich das stolze Bewußtsein bedeuteten, der geistige Adel des ungeborenen Genius sei ebenso sehr von Gottes Gnaden wie irgendwelche hohe Geburt und nehme mit Recht die Auszeichnungen in Anspruch, die in früheren Zeiten — man denke an Mozart und auch noch an Schubert! — dem als Plebejer geborenen Sohne des Volkes allerdings vorenthalten blieben. Es ist nicht vage Vermuthung von mir, daß solche Gefühle in Brahms lebendig waren; ich könnte es mit manchem Ausspruch seines Mundes belegen. So sagte er einmal, von den großen Ehrenbezeugungen sprechend, welche Wagner wie einem Fürsten zu Theil geworden waren, der ganze Stand der Musiker sei durch ihn gehoben worden, „und wenn er vor uns allen reichlich eingeheimst hat, so ist es doch auch Allen indirect zu gut gekommen".

So freute sich Brahms des Glanzes und der Ehre, die ihn in Meiningen umgaben, ohne ihnen indessen, bei der Innerlichkeit seiner Natur, mehr als eine flüchtige Regung zu schenken, während sein Gemüth von wahreren Werthen des Lebens, die ihm zugleich geboten wurden, von der herzlichen Freundschaft des Landesfürsten und seiner Gemahlin und von dem schönen Musikleben, das oft schon mit Morgenconcerten begann und Abends noch spät in den Privatgemächern des Herzogs sich fortsetzte, ganz ausgefüllt war. Eine wahrhaft olympische Heiterkeit strahlte dabei von seiner Stirn und blitzte aus den froh blickenden Augen. Auch war er zu hundert Neckereien und Späßen aufgelegt, von denen er einige auch auf meine Kosten und zwar sehr lustig in Scene setzte, indem er sich z. B. bei solchem Anlaß einmal sogar hinter einen Caminschirm kauerte, um im rechten Moment wie ein tückischer Cobold mit dämonischem Lachen hervorzubrechen. Das war noch das Geringste, daß er mir jeden Morgen den Puls fühlen wollte, um festzustellen, „ob das dickflüssige, schwarzgallichte Blut des rauhen Republikaners Verrina sich schon einigermaßen in das dünne, tänzelnde des Hofmarschalls v. Kalb verwandelt habe". Kurz, seine Aufgeräumtheit und seelische Heiterkeit kannte in Meiningen keine Grenzen, und da die hohen Herrschaften daselbst dies wohl bemerkten und ihrerseits glücklich waren, einem solchen Meister frohe Stunden zu bereiten, war über diese Meininger Tage ein Sonnenschein ausgegossen wie aus dem goldenen Zeitalter, von dem die Prinzessin im „Tasso" zwar sagt, daß es nie gewesen, ein holder Trug der Dichter sei, aber auch zugibt, daß die Guten es zurückbringen können, „wo sich verwandte Seelen treffen an und theilen den Genuß der schönen Welt". Wie sich die Freundschaft und Sorgfalt des Herzogs und seiner Gemahlin Brahms gegenüber bis ans Ende bewährte, kann und soll hier nicht weiter ausgeführt werden; nur einen charakteristischen

Zug, über den Brahms selbst noch im vorigen Winter mit dankbarer Rührung sich aussprach, erlaube ich mir zu erwähnen. Die Gemahlin des Herzogs schickte Brahms Hausschuhe, die sie für ihn gearbeitet hatte. Um nun nur gewiß zu verhindern, daß er in seinem schon leidenden Zustande sich nicht etwa mit einem Dankbriefe bemühe, legte sie der Sendung eine von ihr bereits an sich selbst adressirte Postkarte bei, auf der er nur mit ein paar Worten den Empfang bestätigen konnte.

April und Mai 1893 brachten die Reise nach Sicilien, die für Brahms seine letzte Reise nach Italien sein sollte und eine längst empfundene Sehnsucht erfüllte, indem er mir schon Jahre lang vorher immer wieder Sicilien als Reiseziel vorgeschlagen hatte. Im folgenden Jahr mußten mich seine Briefe dafür entschädigen, daß wir uns nicht sahen; sie waren zum Theil schwermüthigen Inhalts, da die Krankheit und der Tod seines Freundes Billroth die Stimmung beeinflußten. Doch war es seinem Geiste eigenthümlich, nicht lange beim Traurigen zu verweilen und selbst aus leidvollen Anlässen Stoff zur Lebenszuversicht zu gewinnen. So schilderte er mir in zwei Briefen mit Wohlgefallen das Verhalten der Wiener Bevölkerung bei Billroth's Leichenbegängniß.

„. . . Ich wünschte, Sie könnten, wie ich, sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein. Das kennen und können wir bei uns, Sie bei sich nicht. So offen tragen wir unser Herz nicht, so schön und warm zeigt sich die Liebe nicht wie hier, vor Allem beim besten Theil des Volkes (ich meine eben: beim Volk, bei der Galerie!)"

Und im nächsten Briefe heißt es:

„Nochmals möchte ich von den lieben Wienern anfangen, für die sonst eine schöne Leich' auch eine Hauptheh' ist. In der ganzen unzählbaren Menschenmenge hätten Sie kein neugieriges, kein gleichgültiges Gesicht gesehen, auf Jedem nur die innigste Theilnahme und Liebe. Mir hat das beim Schlendern durch die Gassen und auf den Friedhof ganz ungemein wohlgethan."

Seelische Erhebung gewährten ihm die, um diese Zeit erscheinenden Klinger'schen Radirungen: „Brahms-Phantasien".

„Es sind ganz herrliche Blätter," schrieb er mir, „und wie gemacht, alles mögliche Erbärmliche zu vergessen und sich in lichte Höhen tragen zu lassen. Sie glauben nicht, mit welcher Lust man immer weiter und tiefer hinein sieht und denkt."

Und in einem anderen Briefe aus derselben Zeit läßt er die ihm besonders hoch stehenden Meister unter den Zeitgenossen Revue passiren. Allgeyer's Buch über den Maler Anselm Feuerbach war gerade erschienen, dann das Böcklin-Werk und die Klinger'schen Phantasien.

„Diese drei füllen Herz und Haus," schrieb er, „und es ist doch keine schlimme Zeit, in der man sich solcher Drei freuen kann, dazu von Ihrer Gilde etwa Freytag, Keller und Heyse — und, da mir Menzel gerade einfällt, merke ich, wie üppig wir leben und wie flüchtig rechnen."

Freunde und Kenner der modernen deutschen Literaturbewegung werden sich bei dieser Aufzählung allerdings nicht verhehlen können, daß Brahms

manchen neuen bedeutenden Erscheinungen gegenüber sich stark conservativ verhielt. Doch ist beizufügen, daß ihn dieser conservative Zug seiner Natur nicht hinderte, alles Neue wenigstens kennen zu lernen. Er las die Modernen mit dem Wunsche, Großes und Gutes in ihnen zu entdecken, und versäumte bis in die letzte Zeit keine wichtige Theaterpremière, beschuldigte sich sogar in dieser Beziehung einer zu weit gehenden Neugier. „Wie Sie wissen, habe ich die leidige Gewohnheit, alles Mögliche lesen und sehen zu wollen," beginnt ein Brief, in dem er mir über Burgtheateraufführungen im Winter 1894 einige Eindrücke schreibt. Wenn es ihm nun bei allem Interesse nicht gelungen ist, gewissen bedeutenden literarischen Erscheinungen der Gegenwart völlig gerecht zu werden, so möge man billiger Weise in Erwägung ziehen, wie es oft auch einem großen dichterischen Genius versagt bleibt, auf dem musikalischen Gebiete die wahre Größe eines Zeitgenossen deutlich zu erkennen. Man erinnere sich an das Mißtrauen, mit dem Goethe, von Zelter beeinflußt, Anfangs einem Beethoven gegenüber trat, und wie er Schubert, der ihm den „Erlkönig" zugesandt hatte, so gänzlich verkannte, daß er ihn nicht einmal einer Antwort würdigte. In dieser Beziehung sind oft dem Größten und Besten Grenzen gesteckt, die tief in die Natur des Betreffenden hinab reichen, mit seinen ureigensten Neigungen und Abneigungen zusammenhängen. Harmonische Schönheit bei reinsten Formen, Abgeklärtheit der Gefühle, Verklärung alles Gemeinen in hohe Ruhe und Seligkeit war in seinem eigenen Schaffen das Kunstziel, das sich Brahms gesetzt hatte. Die moderne Dichtung gab ihm hiervon zu wenig, schien ihm zu gährend, zu verworren, zu nervös. Auch die Wahl ihrer meisten Stoffe freute ihn nicht sonderlich. Und so blieb es ihm versagt, sich mit ihr herzlich zu befreunden. Dafür hütete er sich aber auch, schroffe Urtheile über sie auszusprechen. Und wenn er sich je einmal zu einem Wort der Kritik auf diesem Gebiete hinreißen ließ, pflegte er immer bescheiden hinzuzusetzen: „Aber das ist nur so meine Empfindung; Sie wissen, daß ich hiervon nichts verstehe."

Zwischen die ernsteren Briefe hinein schob sich übrigens auch damals manches fröhliche Zettelchen. Einmal schickte er mir folgenden Ausschnitt aus dem Inseratentheil einer Wiener Zeitung, der ihn offenbar sehr belustigte:

„Duospiel. Sympathische, hübsche Dame, welche gut Clavier spielt, wird zum Duospielen mit Violine gesucht. Unter ‚Brahms' an das Auskunftsbureau d. B. 4332 — 1."

Ein andermal drängte es ihn, mir einen neu cursirenden Tageswitz mit persönlicher Wendung mitzutheilen:

„. . . Damit ich lustig schließe, erzähle ich eine wahre Geschichte aus Ihrer Lehrerzeit! Sie fragen das kleine Mädchen: Nun, liebes Kind, wer war denn Moses' Mutter?

Schülerin: Das war die Prinzeß, die Tochter des Königs Pharao.

Sie: Aber Kind, die fand ihn ja im Schilf!

Schülerin: — — Sagt sie! —"

Als ich im Frühling 1895 ihm leider schreiben mußte, mein körperliches Befinden gestatte mir diesmal nicht, ihn auf einer Reise in Italien zu be-

gleiten, antwortete er mir nicht ohne beißenden Spott: „Sie werden doch gar zu oft an die Zerbrechlichkeit unserer Maschine erinnert, und man kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie von der Auferstehung alles Fleisches nicht viel halten."

Er selbst war damals noch im Vollgefühl seiner Kraft, und so sah ich ihn im Herbst desselben Jahres in Zürich bei den Festlichkeiten der Einweihung der neuen Tonhalle. Daß es unser letztes Beisammensein war, ahnte Keiner. Wir wohnten beide bei Musikdirector Dr. Hegar. Wie ein Böcklin'scher Triton schwamm Brahms auf den Wogen der Festfreude. Sein herrliches „Triumphlied" dirigirte er selbst; auch von seinen Kammermusikwerken und Liedern wurde Verschiedenes aufgeführt. Joachim, Haußmann und andere Freunde und Künstler waren anwesend und wirkten mit. Die ganze Stadt befand sich in freudiger Aufregung, denn Zürich ist — durch Hegar's Verdienst — längst der musikalische Vorort der Schweiz geworden. Brahms als Gast und Mittelpunkt dieses Festes feiern zu dürfen, war daher für alle gebildeten Kreise eine beglückende Empfindung. Er fühlte dies, konnte es unter Anderem auch daran erkennen, daß von der gemalten Decke der Tonhalle, wo Beethoven und die anderen größten Meister der Musik prangen, auch sein eigenes Bild auf ihn niederblickte, als er unter brausendem Jubel der Zuhörer das Podium bestieg, um sein großartiges Tonwerk zu dirigiren. Die freudige Genugthuung, die ihm die gelungene Aufführung bereitete, war so groß, daß er auf dem Heimweg aus dem Concert selbst von dieser seiner Schöpfung zu sprechen begann, was bei ihm wunderselten vorkam. Er machte mich auf Einzelnes darin aufmerksam und fragte mich unter Anderem, ob ich es auch recht heraus gehört hätte, wie im zweiten Chor bei der anklingenden Melodie: „Nun danket Alle Gott!" gleichsam mit allen Glocken Sieg geläutet werde, und ein festliches Tedeum über die Lande sich schwinge? — Den Abend brachte Brahms im Hause eines reichen Züricher Kunstfreundes zu, der auch Joachim, Hegar u. s. w., ja das ganze musikalische Zürich zu sich eingeladen hatte. Im schönen Treppenhause des ersten Stockwerkes war eine von der Tochter des Gastgebers und ihren Freundinnen bediente kleine Schankwirthschaft improvisirt worden, in der es den gerade im besten Stadium befindlichen, in der ganzen Ostschweiz so beliebten „Sauser" (gährenden Traubenmost) gab. Hier schlug Brahms sein Hauptquartier auf, saß scherzend und lachend im Kreis der jungen Mädchen und war nur schwer und erst in der Mitternachtsstunde zum Aufbruch zu bewegen.

Als ich andern Tages nach Bern zurückfuhr und mich mit Frau und Tochter von ihm verabschiedete, hielt er eine alte Ausgabe von Hölty's Gedichten in Händen. Indem er sie weglegte, fiel mein Blick auf die aufgeschlagene Stelle; es war das Gedicht „Auftrag", das mit den Worten beginnt:

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf —

Aber einen beziehungsvollen Eindruck empfing ich damals von diesen Versen nicht, wie es der Fall gewesen wäre, wenn nur irgend ein Zeichen von Hinfälligkeit in der Haltung des Freundes mich hätte ahnen lassen, daß dies

unser letzter Abschied sein sollte. Und doch war in der Herzlichkeit, mit der wir einander Lebewohl sagten, etwas von weicher Trauer oder Wehmuth, für die doch kein Anlaß vorhanden zu sein schien.

Denn noch lauteten auch im folgenden Winter seine Briefe froh und zuversichtlich wie immer. Im März 1896 ließ sich die zu einer Reise in Italien lockende Stimme besonders lustig vernehmen: „Denken Sie nicht für den Frühling an Italien? Ihrer Ohren wegen?[1]) Unserer Beine, unserer Augen wegen? Stillsitzen (in Lucca, Amalfi, Bajä), Marschiren, Fahren, Alles ist mir einerlei. Aber denken Sie daran, so sagen Sie doch ein Wort" u. s. w. Es schien mir damals unmöglich, zu entsprechen, da ich nach einem anstrengenden Winter voll Arbeit wohl das Bedürfniß einer Erholungsreise empfand, aber auch einsah, daß ich allein sein müsse, um die mir so nothwendige volle Ruhe zu erlangen. Hätte ich freilich ahnen können, wie Alles kommen sollte, so würde keine Rücksicht auf mein Befinden mich abgehalten haben, jener Aufforderung zu entsprechen.

Am 20. Mai starb Frau Clara Schumann. Daß Brahms, der zu ihrer Bestattung fuhr, die Ursache seiner Krankheit in gewissen, damals durch Zugverspätung veranlaßten Reisebeschwerden suchte — in der Gemüthserschütterung, scheute er sich zu sagen —, ist bekannt, doch ebenso auch, daß das organische Leiden schon seit längerer Zeit in ihm vorbereitet war. Im Juni sandte er mir sein letztes Werk, die vier ernsten Gesänge über biblische Texte, von denen drei sich mit der Allgemeinheit und Bitterkeit des Todes beschäftigen und versöhnenden Gedanken nur insofern Raum geben, als der Tod doch auch als das erlösende Ende jeder Trübsal, als der Befreier der Armen erscheint. Spätere Mythenbildung, etwa im Stil bekannter „musikalischer Märchen", wird allen Thatsachen zum Trotz bei den Behauptungen stehen bleiben, der Tod Frau Schumann's einerseits, andererseits eigene Todesahnung habe dazu geführt, daß der Meister für seine letzte Composition solche Texte wählte. Zunächst Frau Schumann betreffend hat Max Kalbeck (in Nr. 171 des „Neuen Wiener Tageblattes") das Irrthümliche dieser Auffassung nachgewiesen, indem er in seinem Artikel: „Musikalische Frühlingstage" mittheilte, schon am 7. Mai habe ihm Brahms das fertige Manuscript der vier Gesänge mit den Worten gezeigt: „Das habe ich mir zum Geburtstag geschenkt." Scheinen nun allerdings diese Worte etwas wie Todesahnung anzudeuten, so wäre auch diese Annahme irrig. Es ist namentlich seinen Wiener Freunden bekannt, daß er, als die Krankheit schon weit vorgeschritten war, nichts aus ihr machen wollte. Auch mir schrieb er in diesem Sinne, so im October 1896:

„Mein Unwohlsein braucht Sie nicht im geringsten zu beunruhigen. Es ist eine ganz commune Gelbsucht, die nur leider die Marotte hat, mich nicht verlassen zu wollen. Weiter aber hat's nichts zu bedeuten, wie nach gründlichsten Untersuchungen aller Art behauptet wird. Uebrigens habe ich nicht einen Tag Schmerzen oder so was gehabt — oder gar für *eine* Mahlzeit den Appetit verloren, dem ich namentlich jetzt ganz zu Gefallen leben darf. Gern aber denke ich, wie wohl Ihnen Abends zu Hause sein wird. Da wäre ich gern einmal plaudernd dabei."

[1]) Anspielung auf ein Gehörleiden, an dem ich laborirte.

Ebenso war auch sein letzter Brief an mich, im December 1896, von jeder Ahnung eines schlimmen Ausganges der Krankheit frei, letztere überhaupt gar nicht erwähnt. Und doch wäre zur Aeußerung eines derartigen Gedankens wohl Anlaß gewesen, da das Schreiben die Zusendung einer gedruckten Dichtung beantwortete, in welcher, ähnlich wie in den ernsten Gesängen, auf das den Menschen wie den Thieren gemeinsame Loos des Ertragens vieler Schmerzen und des endlichen bitteren Todes hingewiesen war. Aber Brahms, der diese Dichtung mit besonders lebhafter Freude aufnahm, ging auf die Molltöne, die er in ihr fand, weiter nicht ein und schloß seinen Brief nur mit Worten allgemeiner, herzlicher Zustimmung.

Das war sein letzter Gruß. Als er auf die kleinen literarischen Weihnachtsgeschenke für die Knaben seiner Wirthin keinen Dank mehr sandte, wußte ich, daß es sehr schlecht mit ihm stehen müsse. Denn für gewöhnlich besaß er im höchsten Maße die Höflichkeit der Könige, die nicht nur darin besteht, nicht zu spät zu kommen, sondern auch selbst die kleinste ihnen erwiesene Aufmerksamkeit nicht unerwidert zu lassen. Als ich dann durch die Wiener Freunde erfuhr, daß sein Zustand ein hoffnungsloser sei, dies jedoch vor ihm geheim gehalten werde, da er selbst am Leben sehr zu hängen scheine — den ihn behandelnden Arzt hatte er ausdrücklich gebeten, ihm „jedenfalls nichts Unangenehmes" zu sagen —, da wollte ich doch noch einmal wenigstens brieflich zu ihm sprechen, ihm irgend einen wohlthuenden Eindruck machen. Und so berichtete ich ihm von der höchst merkwürdigen Heilung eines mir befreundeten Herrn in Zürich, der, nach zweimaligen schweren Kehlkopfoperationen von den Aerzten als hoffnungslos aufgegeben, sich wider alles Erwarten so wunderbar erholte, daß er sogar — im italienischen Verein in Zürich — zu Gunsten eines Entschädigungsgesetzes für unschuldig Verurtheilte eine längere Rede hatte halten können. Nach den Berichten, die ich jedoch um dieselbe Zeit von Wiener Freunden erhielt, bezweifle ich, daß Brahms diesen Brief auch nur noch gelesen hat, und es wäre mir eine Erleichterung, dies annehmen zu dürfen, da ich bei aller Zuversichtlichkeit des Tones den rechten Glauben, daß es auch mit ihm noch besser kommen werde, zu hegen nicht mehr im Stande gewesen war. Sonnabend, den 3. April, traf dann, von Max Kalbeck aufgegeben, das Telegramm ein: „Brahms heute früh sanft entschlafen." Damit war Alles zu Ende. „Ihr habt nun Leid," sagte ich mir, und Betrübniß senkte sich auf mich herab wie Finsterniß, die alles Land bedeckt. Wohl wußte ich, daß das Leid um einen solchen Todten nicht mir, noch sonst einem Einzelnen gehören dürfe, da es vielmehr Alle angehe. Aber er war doch nicht nur der große Mann, er war auch mein Freund gewesen, ein treuer Freund, dem ich unendlich viel zu danken hatte. Und wenn er der Welt gestorben war, so blieb er ihr doch zugleich leben; denn Solche sterben zur Unsterblichkeit. Mir aber war er durch den Tod nun wirklich entrissen. Und so konnte ich nichts Anderes thun, als trauernd dem entschwundenen Glück nachsinnen, dem unverdienten Glück, das so viele Jahre hindurch meinem Leben auch vor mir selbst eine erhöhte Bedeutung gegeben hatte.

Goethe's Königslieutenant.

Von

A. Schöne.

[Nachdruck untersagt.]

François de Théas Comte de Thorane, Goethe's Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit, drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. Mit 7 Photogravüren, 6 Lichtdrucken und 1 Chromolithographie. München, Verlagsanstalt E. Bruckmann (A.-G.). 1896.

Wer geneigt und befähigt ist, unser literarisches Leben mit dem des Auslandes zu vergleichen, wird eines sehr wesentlichen Unterschiedes gewahr werden, der uns Deutsche den Franzosen, Engländern und Italienern gegenüberstellt, und der sich zwar in den letzten Menschenaltern etwas gemindert und ausgeglichen hat, aber immer noch deutlich genug hervortritt.

Denn noch immer wird bei uns auf gewissen Gebieten und insbesondere auf dem der Geschichte mit ihren mannigfachen Einzelfächern alle Forschung und schriftstellerische Thätigkeit fast ausschließlich von zünftigen Händen betrieben, während bei unseren Nachbarn seit langer Zeit und noch gegenwärtig auch Solche einen lebhaften Antheil daran nehmen, die der Zunft nicht angehören, sondern ihre literarische Thätigkeit gleichsam als freie Kunst üben und als Dilettanten im eigentlichen und besten Sinne des Wortes zu betrachten und hoch zu schätzen sind.

In unseren Nachbarländern ist jederzeit die Zahl Derer groß gewesen, die, nicht durch Beruf geleitet und vorbereitet, sondern lediglich durch Neigung angetrieben, ihre Muße den historischen, genealogischen, numismatischen, antiquarischen, kunst- oder literaturgeschichtlichen Specialgebieten gewidmet haben und nicht selten mit großem, immer aber mit anerkennenswerthem Erfolge schriftstellerisch thätig sind. Oft gehören sie ursprünglich einer praktischen, jenen Gebieten völlig fremden Thätigkeit an und verstehen es, zwischen ihr und ihrer Liebhaberei Zeit und Arbeitskraft zu theilen; noch öfter zählen sie zu den vom Schicksal Bevorzugten, denen es vergönnt ist, unabhängig von Amt oder Beruf ausschließlich ihren Interessen leben zu können und alle Vortheile einer günstigen Lebenslage den Studien ihrer Wahl zu gute kommen zu lassen. Und wenn im Auslande weit mehr, als leider bei uns der Fall ist,

selbst die ältesten und stolzesten Namen der Aristokratie ebenso wie die mit Glücksgütern gesegnetsten Kreise sich an dem geistigen Leben der Nation nicht nur aufnehmend, sondern auch selbstthätig und schöpferisch betheiligen, so ist dies vornehmlich altgewohnter und durchgebildeter Pflege jener Liebhaberliteratur zu danken.

An ihren Arbeiten berührt vor Allem die Liebe und Begeisterung sympathisch, aus der sie erwachsen sind, und die für manche kleine Mängel und Schwächen reichlich entschädigen kann. Denn allerdings bringen es die Umstände zumeist mit sich, daß die naheliegende Gefahr einer gewissen Ueberschätzung des gewählten Stoffes nicht überall vermieden und das Wesentliche und Nothwendige dem unwesentlichen Beiwerk gegenüber nicht immer bestimmt genug hervorgehoben wird. Die Mühen der Forschung, ihre Zufälligkeiten, ihre Glücksfälle und Enttäuschungen beschäftigen den Verfasser oft mehr, als sie es verdienen, und als der an dergleichen mehr gewöhnte zünftige Gelehrte für nothwendig oder angemessen halten wird. Und da die uneingeschränkte Selbstbestimmung, die dem Liebhaber zu Gebote steht, zumeist zur Folge hat, daß seine Arbeit nur langsam reift und eine späte Frucht jahrelangen und schweigsamen Bemühens zu sein pflegt, so ist es begreiflich, daß die endlich gelöste Zunge sich schadlos hält und zuweilen wohl auch länger und ausgiebiger das Wort führt, als es die Aufgabe an sich verlangt. Ebenso verständlich ist es, daß in Arbeiten dieser Art der Verfasser mehr und stärker persönlich hervorzutreten liebt, als es im Interesse der Sache liegt, und nicht selten würde man diese Betonung seiner Persönlichkeit nicht ungern gegen entschiedenere Sicherheit in Forschung und Darstellung, überhaupt gegen eine größere technische Durchbildung eingetauscht sehen. Aber fast ausnahmslos wird man für diese kleinen Schwächen durch die überall erkennbare Liebe und Opferwilligkeit wie durch die Freude an den dargebotenen Resultaten entschädigt.

I.

Je mehr also auch bei uns diese Literaturgattung wächst und sich ausbreitet, desto willkommener wird uns das sein müssen, zumal dann, wenn sie Arbeiten aufweisen kann, die von einer so anerkennenswerthen Liebe und Sorgfalt zeugen und so schätzbaren Ertrag bringen, wie Martin Schubart's Buch über den Goethe'schen Königslieutenant, das sich die Geschichte der Kunst und Literatur des vorigen Jahrhunderts zu aufrichtigem Danke verpflichtet hat.

Zunächst, um auch das Aeußerliche nicht unbeachtet zu lassen, sei der trefflichen Ausstattung[1]) des Werkes gedacht, dem überdies noch vierzehn Bildtafeln zu besonderer Zierde gereichen. Von diesen gibt eine, bei S. 100, in

[1]) Papier wie Druck sind vorzüglich, und wenn Karl Lachmann für seine Lessing-Ausgabe eine so gute und klare Type gehabt hätte, so würde er sich sicherlich nicht über „die schlechte Schwabacher" (Lachmann von Hertz, Beilage S. XXIV) beklagt haben. Druckfehler habe ich nur wenige und nicht sonderlich störende auf S. 54, 75, 97, 132, 142, 146, 175 notirt.

wohlgelungener Chromolithographie eine dem Wiener Staatsarchiv entnommene Copie des gräflichen Wappens wieder, aber mir scheint, daß man diese Zugabe leicht missen könnte, zumal das Wappen aus dem Jahre 1762 stammt, also aus einer wenig interessanten Periode der Heraldik. Bei einer neuen Auflage würde sich empfehlen, es gegen eine andere Tafel von größerem Interesse zu vertauschen, wie etwa eine photographische Aufnahme der beiden alten Familienhäuser in Grasse oder auch das Facsimile irgend eines längeren eigenhändigen Schriftstückes des Königslieutenants, in dessen charakteristischen Schriftzügen man gerne eine Uebereinstimmung mit seiner Persönlichkeit suchen und finden wird.

Die gleiche Uebereinstimmung wird man auch und in noch höherem Grade bei dem Porträt des Grafen Thoranc wahrnehmen[1]), das in einer, allerdings nicht nach dem Original, sondern nach einer Copie angefertigten Heliogravüre dem Werke als Titelbild beigegeben ist. Die Entdeckung und Veröffentlichung dieses Porträts gehört zu den einleuchtendsten und willkommensten Resultaten, welche die in und in der Nähe von Grasse angestellten Nachforschungen des Verfassers gehabt haben. Das Original befindet sich auf Schloß Mouans bei Grasse, im Besitze des Grafen Sartoux, der es aus den Händen seiner Tante, der Tochter des Grafen Thoranc, als Bild ihres Vaters erhalten hat, so daß jeder Zweifel an der Richtigkeit der Bezeichnung ausgeschlossen ist. Es ist nicht signirt, und Schubart begründet auf S. 32—35 und 112—114 die Vermuthung, daß es von dem darmstädtischen Hofmaler Johann Christian Fiedler (1697—1768) gemalt sei, der um die Zeit, wo Thoranc in Frankfurt war, als ein beliebter Porträtmaler galt. In diesen Jahren war der 1719 geborene Königslieutenant ein Vierziger, und damit stimmt das Bild recht wohl überein, nicht ebenso gut mit der Schilderung, die Goethe im dritten Buch des ersten Theiles von Dichtung und Wahrheit (W. G. A.[2]) Bd. XXVI S. 131—132) von seiner Persönlichkeit gibt: . . . „eine lange hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch Blatternarben sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen“ . . . Denn die Gesichtsform des Brustbildes läßt allerdings eher auf eine volle und gedrungene als auf eine lange und hagere Gestalt schließen, und von Blatternarben ist in dem wohlgestalteten, warm und gleichmäßig gefärbten Gesicht nichts zu merken. Allein schon hierbei gewährt das durch Schubart neugewonnene Material den nöthigen Aufschluß, da aus einem Briefe der Frau von Barckhaus-Wiesenhütten, einer eifrigen Correspondentin des Grafen, vom 28. August 1760 (vergl. S. 34 und 154) ersichtlich ist, daß Thoranc in der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes an einer Hautkrankheit im Gesicht litt, gegen die er, und mit Erfolg, die Bäder von Ems und Wiesbaden gebrauchte. Also war es nur eine vorüber-

[1]) Denn so: Thoranc oder als Nebenform Thorenc lautet die documentarisch beglaubigte Schreibung des Namens, wie Schubart und vor ihm bereits Graf Godefroy de Montgrand (in dem Märzhefte der „Revue de Marseille“ vom Jahre 1883, p. 121—128) nachgewiesen hat. Die von Goethe festgehaltene Namensform Thorane beruht auf einem alten Frankfurter Irrthum, an dem Auge und Ohr zu gleichen Theilen die Schuld tragen mögen.

[2]) So bezeichne ich die neue weimarische Goethe-Ausgabe.

gehende Störung seines Aussehens gewesen, die Goethe aufgefallen war und sich seinem Gedächtniß als eine bleibende eingeprägt hatte. Damit erklärt sich dann auch der scheinbare Widerspruch zwischen seiner Schilderung und dem Porträt.

II.

Von den zwei genannten abgesehen stehen die zwölf übrigen dem Buche beigegebenen Bildertafeln insgesammt in Beziehung zu einer Lieblingsneigung des Grafen Thoranc, nämlich zu seiner Bilderliebhaberei, von der Goethe in den entsprechenden Abschnitten des dritten Buches seiner Selbstbiographie eine ebenso lebendige als anmuthige Schilderung gegeben hat.

Als M. Schubart, während eines Aufenthaltes in Cannes im Jahre 1876, diese Schilderung vor Augen hatte, erinnerte er sich daran, daß er sich in nächster Nähe der kleinen provençalischen Stadt Grasse, der Heimath des Goethe'schen Königslieutenants befinde, und er unternahm es, den Spuren dieser von Goethe mit ersichtlicher Liebe gezeichneten Gestalt nachzugehen, insbesondere auch den Bildern nachzuforschen, welche Graf Thoranc für seinen Familiensitz in Grasse durch Darmstädter und Frankfurter Maler hatte anfertigen lassen. Man wird mit lebhaftem Interesse lesen, welcher fast unverhoffte und jedenfalls über Erwarten günstige Erfolg diesen seinen zu wiederholten Malen unternommenen Entdeckungsfahrten schließlich zu Theil geworden ist. Die Darstellungsweise des Verfassers, die nur hie und da durch überflüssige Fremdworte getrübt wird, und der im Ganzen größere Einfachheit und Ruhe zu wünschen wäre, ist lebhaft und anziehend, und die mannigfachen werthvollen Ergebnisse, die seine umsichtigen und rastlosen Bemühungen gewonnen haben, verdienen den wärmsten Dank.

Zunächst stellte sich bei diesen Nachforschungen heraus, daß von den Bildern, die der Graf aus Frankfurt nach Grasse geschickt hatte, wenn nicht alle, so doch gewiß die größte Mehrzahl („weit über hundert", S. 123) noch vorhanden waren, allerdings nicht mehr vereinigt in dem stattlichen Hause, für das sie ursprünglich bestimmt gewesen, das einstmals der ältere Bruder Thoranc's besessen hatte, und das gegenwärtig Eigenthum des Herrn de Fontmichel ist; nur ein Theil derselben ist darin zurückgeblieben. Ein anderer und zwar weit größerer Theil befindet sich auf dem Schlosse von Mouans, unweit von Grasse, im Besitze des Grafen Sartoux, eines Großneffen Thoranc's, der die Gemälde durch Erbschaft von seiner Tante, der Marquise de l'Escarène, der Tochter des Königslieutenants, erhalten hat. Eine dritte Abtheilung endlich ist noch in Grasse, und zwar in einem ansehnlichen Hause, das Graf Thoranc, als er in späteren Lebensjahren sich in Grasse zur Ruhe setzte, daselbst erbaut hatte, und das gegenwärtig Herrn Roubaud, Maire von Grasse, angehört.

Von diesen Bildern hat M. Schubart die auf das Leben Joseph's bezüglichen, deren Goethe im dritten Buche (W. G. A. XXVI, 140) ausdrücklich gedenkt, käuflich erwerben können, und nebst anderen Bildern jener Frankfurter Maler gehören sie jetzt seiner Bildersammlung an. Besonderes Interesse erweckt eines von ihnen, das den Verkauf des Knaben Joseph an die Midianiter

darstellt. Denn auf diesem Gemälde wurde der Josephsknabe vom Grafen Sartoux ausdrücklich als: „c'est Goethe“ bezeichnet, freilich unter dem Hinzufügen, daß Goethe selbst dies in „Dichtung und Wahrheit“ berichte. Das ist nun ein Irrthum und beruht vermuthlich auf einem Mißverständniß der eben angeführten Stelle, in der Goethe nichts erzählt, als daß er damals in einem Aufsatze zwölf Bilder aus der Geschichte Joseph's beschrieben und zur künstlerischen Darstellung empfohlen habe, von denen einige auch wirklich ausgeführt worden seien. Als dem Grafen Sartoux durch M. Schubart dieser Irrthum nachgewiesen wurde, versicherte er dagegen, es selbst aus dem Munde seiner Tante vernommen zu haben, daß jener Josephsknabe ein Porträt Goethe's sei — und woher anders, fügte er hinzu, sollte sie darum gewußt haben, als von ihrem Vater, dem Königslieutenant?

Da das Josephsbild aus den Jahren 1759—1761 stammen muß, so würde mithin ein Porträt Goethe's aus seinem elften bis zwölften Lebensjahre entdeckt sein, und es ist auf alle Fälle sehr willkommen, daß der Kopf des Josephsknaben (bei S. 142) in guter Heliogravüre vergrößert mitgetheilt wird. Von ihm wird sich nun allerdings mehr nicht behaupten lassen, als daß er nichts aufweist, was mit Goethe's Gesichtstypus irgendwie in Widerspruch stände. Aber keinenfalls zeigt er eine so ausgesprochene Aehnlichkeit — wie denn eine solche auch kaum erwartet werden könnte — daß sie als Beweis für das angebliche Porträt gelten könnte, und M. Schubart verwahrt sich nachdrücklich gegen diese Annahme. Allein auch dem Wahrscheinlichkeitsbeweis gegenüber, den er zu bringen versucht, bleiben mir manche Bedenken.

III.

Es ist unzweifelhaft, daß hier eine Familientradition vorliegt, doch sie reicht nur zurück bis zur Tante des Grafen Sartoux, nicht aber bis zum Königslieutenant selbst. Denn wenn der Verfasser (S. 140) sagt: „Die Ueberlieferung lautet, der Graf Thoranc hat gesagt: c'est Goethe! Seine Tochter hat's aus seinem Munde vernommen,“ so stimmt das nicht mit seinem eigenen, auf S. 21 gegebenen Berichte überein. Denn wenn auch die Tante bestimmt behauptet hat, der Josephsknabe sei ein Goetheporträt, so hat doch nicht sie selbst sich dafür auf das Zeugniß ihres Vaters, des Königslieutenants, berufen, sondern nur ihr Neffe, Graf Sartoux, hat darauf hingewiesen, daß sie das schwerlich von Jemand anderem als von ihrem Vater erfahren haben könne. Der Fall läge anders, wenn auf Schubart's Zweifel Graf Sartoux eingewandt hätte, daß Graf Thoranc selbst den Josephskopf als Goethe bezeichnet hätte, wie er aus dem Munde seiner eigenen Tochter erfahren habe. Gegenwärtig aber beruht das Zeugniß Thoranc's nicht auf Ueberlieferung, sondern lediglich auf einer Vermuthung des Grafen Sartoux, so berechtigt und naheliegend sie auch sein mag. An und für sich möglich ist es, daß es die Tochter vom Vater selbst gehört hat; warum ich es nicht für wahrscheinlich halte, ergibt sich aus folgender Erwägung.

Der Verfasser selbst erwähnt auf S. 108 (ohne Quellenangabe), daß die Marquise de l'Escarène, Tochter des Königslieutenants und Tante des Grafen

Sartoux, in Grasse am 23. November 1863 gestorben ist. Nun befindet sich unter einer Anzahl auf den Grafen Thoranc bezüglicher Documente, die seit langen Jahren zu meiner Verfügung stehen, und deren ich noch zu gedenken haben werde, auch ein Brief des Secrétaire de la Mairie von Grasse, vom 2. September 1872, dem ich zu dem obigen Datum die kleine Ergänzung entnehme, daß die Tochter des Grafen Thoranc 76 Jahre alt war, als sie im Jahre 1863 starb. Mithin war sie im Jahre 1787 geboren und, als ihr Vater 1794 starb, erst sieben Jahre alt. Soll nun also das Töchterchen aus dem Munde des Vaters selbst es vernommen haben, daß der Josephsknabe den jungen Goethe darstelle, so kann das doch füglich erst in ihrem sechsten oder siebenten Jahre, also in den allerletzten Lebensjahren des Vaters geschehen sein, wo, wie M. Schubart aus Thoranc's Papieren nachweist, sein Geist und Gemüth, durch die Schreckenszeit der Revolution umdüstert, an Gegenwart und Zukunft verzweifelte. Möglich ist's ja trotzdem, daß er damals mit seinem Kinde über das angebliche Goethebild gelegentlich geplaudert hat, oder allenfalls kann es die Kunde davon nachmals durch seine Mutter erhalten haben, die als Wittwe zurückblieb — ihr Todesjahr ist mir nicht bekannt —, und zu der der Graf früher in besseren Tagen davon gesprochen haben könnte.

Aber das alles hat doch zur Voraussetzung, daß Goethe's Name für den Grafen Thoranc auch in seinem Greisenalter, denn er heirathete erst 1783 mit 64 Jahren, eine ganz besondere Bedeutung gehabt habe. Nach mehr als einem Menschenalter konnte er seine Familie, insbesondere seine kleine Tochter, doch nur dann auf den Josephsknaben aufmerksam machen, wenn ihm die Erinnerung an Goethe's Elternhaus und an den talentvollen Knaben seiner Frankfurter Quartiergeber lebendig war, oder aber, wenn er erfahren hatte, daß der Sohn des Frankfurter Hauses mittlerweile zu einem berühmten Manne emporgewachsen war.

Nun hat sich aber zur schmerzlichen Enttäuschung Schubart's, die jeder seiner Leser nachfühlen und mit ihm theilen wird, nach sorgsamster Durchsicht der hinterlassenen Papiere des Grafen die Thatsache herausgestellt, daß in ihnen nirgends, weder in seinen ausführlichen Tagebüchern aus der Frankfurter Zeit noch in seinen gleichzeitigen Briefen und Briefconcepten, noch endlich in seinen Aufzeichnungen der späteren Lebensjahre überhaupt eine Erwähnung Goethe's, seiner Eltern und seines Vaterhauses vorkommt. Nur in einigen an Thoranc gerichteten Briefen wird der Familie Goethe gedacht. Zunächst (S. 151) in einem Briefe vom Jahre 1760, der bereits oben (S. 230) erwähnten Frau von Barckhaus[1]), welche mit der spöttischen Impertinenz, die gerade der niedere Kleinadel des vorigen Jahrhunderts gegenüber dem

[1]) Der Verf. bezeichnet zu wiederholten Malen (S. 34, 148, 247) diese Dame und ihre Briefe als geistreich. Mir erscheinen sie vielmehr als ziemlich mißlungene Versuche im genre enjoué, denen alle Leichtigkeit und Anmuth abgeht. Ihre zuweilen recht bedenklichen Scherze sind meist ungeschickt und geschmacklos, und insbesondere in ihrem letzten Briefe (S. 156), den sie, nach langer Pause, im Jahre 1783 als Großmutter schreibt, ist die Rohheit, mit der sie über Mann, Kinder und Schwiegersohn berichtet, im höchsten Grade widerwärtig.

Bürgerstande hervorzukehren liebt, an die Erwähnung von der „hôtesse“ des Grafen eine „mauvaise plaisanterie“ knüpft, die Schubart, und sicherlich mit Recht, für unziemlich gehalten hat, abzudrucken. Und sodann finden sich in einer Sammlung von über vierhundert an Thoranc gerichteten Briefen, die ein ebenso unverhoffter als wohlverdienter Glücksfall in des Verfassers Hände gelegt hat, aber leider erst nach dem Druckabschluß seines Buches (S. 181 ff.), unter anderen auch sechs Briefe von der Hand Diene's, des aus „Dichtung und Wahrheit“ (W. G. A. XXVI, 133) wohlbekannten „Gevatters Dolmetsch“, die, in den Jahren 1763—1765 nach Grasse und St. Domingo gerichtet, einmal von bestellten und erwiderten Complimenten an Mr et Made Goethe melden und das andere Mal, aus dem Jahre 1764, die Hülfe hervorheben, die ihm „le jeune Goethe“ bei der Lectüre und Erklärung der Briefe des Grafen geleistet habe, so daß er die Aufträge an die Maler Nothnagel und Seekatz habe ausrichten können.

Dieses völlige Schweigen in den eigenen Aufzeichnungen des Grafen und die Spärlichkeit der ihm von außen zukommenden Erinnerungen an das Goethehaus, die noch überdies wenige Jahre nach seinem Weggange von Frankfurt völlig versiegen, reden eine beredte Sprache. Man muß sich eben darein finden, daß die Wechselwirkung, die man unwillkürlich zwischen dem interessanten Fremdling und seinen Quartiergebern voraussetzt, offenbar ausgeblieben ist, und daß weder das Haus noch seine Bewohner bei dem Grafen irgendwelchen bleibenden Eindruck gemacht und hinterlassen haben. Und bei ruhiger Erwägung wird man es schließlich doch wohl begreiflich finden, daß selbst der zehn- bis zwölfjährige Knabe, in dessen Phantasie sich das Bild des Grafen so lebenswahr und unverlöschlich eingeprägt hatte, dem französischen Officier nichts mehr als ein flüchtiges Interesse abgewonnen haben wird, das rasch verblaßte und seiner Erinnerung bald ganz entschwand.

IV.

So bliebe also nur noch die eine Möglichkeit, daß Graf Thoranc späterhin von Goethe's Dichterruhm vernommen haben könnte, und dabei die Erinnerung an den Knaben von damals in ihm wieder erweckt worden wäre; aber auch diese Möglichkeit halte ich für sehr zweifelhaft. Zu welcher Zeit Goethe's Dichtername auch in Frankreich allgemein bekannt und berühmt geworden ist, bekenne ich nicht zu wissen, und dieser Frage nachzugehen sehe ich mich gegenwärtig außer Stande[1]). Ich lese zwar von M. Schubart erwähnt (S. 39), daß von dem im Herbst 1774 veröffentlichten „Werther“ bereits im Jahre 1775 und 1776 zwei französische Uebersetzungen (in Mastricht und Erlangen) erschienen sind. Um diese Zeit war Thoranc bereits pensionirt und lebte in Grasse, und es ist ja nicht ausgeschlossen, daß dieser Roman oder sein

[1]) Hierfür ist es wohl nicht ohne Bedeutung, daß in der Liste der im Jahre 1792 mit dem französischen Bürgerbrief bedachten Deutschen der Name des Dichters von Götz, Clavigo und Werther neben Schiller („Le sieur Gille, publiciste allemand“) und Klopstock fehlt.

Ruf bis in die Provence gelangt ist und Thoranc ihn sich angeschafft hat[1]), so gut wie er laut einer Buchhändlerrechnung (S. 175 Nr. 6) sich in Frankfurt im Jahre 1760, also sofort bei ihrem Erscheinen, Rousseau's „Nouvelle Héloïse" gekauft hat. Vielleicht könnten Nachforschungen in der Bibliothek des Schlosses Mouans hierüber Aufschluß geben. Aber für sehr wahrscheinlich kann ich es nicht halten, daß er den „Werther" gleich beim Erscheinen der Uebersetzungen zu Gesicht bekommen habe[2]); noch unwahrscheinlicher ist mir, daß er nachmals, am Ende der siebziger und in den achtziger Jahren, in der Weltabgeschiedenheit seiner kleinen Provinzialstadt, Goethe's Namen vernommen haben sollte, der doch wohl erst nach den napoleonischen Kriegen, insbesondere nach dem 1810 vollendeten und 1813—1815 veröffentlichten Buche der Frau von Staël und in der Restaurationsperiode seine eigentliche Berühmtheit in Frankreich erhalten hat.

Dies alles erwogen, möchte ich glauben, daß jene Tradition vom Josephsknaben und dem Goetheporträt zwar seit langer Zeit in der Familie des Königslieutenants heimisch ist, aber nicht auf Graf Thoranc selbst zurückgehen, sondern in seiner Familie und viel später entstanden sein wird, nämlich auf Grund von Goethe's 1811 erschienener Selbstbiographie, deren — ich weiß nicht, in welchem Jahre — veröffentlichte französische Uebersetzung von Vitry (S. 21) im Schlosse Mouans vorhanden ist. Die in diesem Exemplare angebrachten Correcturen (S. 21 a. E.) beweisen, daß es sorgfältig gelesen worden ist, und welche Bedeutung es in den Augen der Familie gehabt hat, erhellt auch daraus, daß in dieses selbe Buch durch Thoranc's Schwiegersohn, den Marquis de l'Escarène, ein Blatt eingeklebt worden ist (S. 22 oben), auf dem er die hauptsächlichsten Daten aus dem Leben seines Schwiegervaters aufgezeichnet hat. Nimmt man nun noch dazu, daß auch Graf Sartoux für das angebliche Goetheporträt das angebliche Zeugniß Goethe's in „Dichtung und Wahrheit" als *ersten* Beweis M. Schubart gegenüber anführte und erst nachher die Versicherung seiner Tante, der Tochter Thoranc's, so wird man wohl vermuthen dürfen, daß hier nichts vorliegt, als eine Legende, die aus einer mißverstandenen Stelle in der Uebersetzung von Goethe's Selbstbiographie (vergl. oben S. 231 und S. 232, sowie W. G. A. XXVI, 140) erwachsen sein wird.

Und so vermag ich, wenigstens auf Grund des bis jetzt zu Gebote stehenden Materials, es zwar nicht für völlig unmöglich, aber nicht für wahrscheinlich zu halten, daß in dem Josephsknaben ein Porträt des jungen Goethe wiedergefunden worden sei[3]).

---

[1]) Auch der Verfasser wirft S. 39 diese Frage auf; ihm am ersten würde es möglich sein, in Grasse und Mouans persönlich oder brieflich Erkundigungen darüber einzuziehen.

[2]) Daß Napoleon den Werther kannte und ihn studirt hatte „wie ein Criminalrichter seine Acten", ist durch sein berühmtes Gespräch mit Goethe (in Erfurt am 2. October 1808) erwiesen, wann er ihm aber zuerst in die Hände gekommen ist, wird schwerlich constatirt werden können. Doch erzählt Goethe in Eckermann's Gesprächen, Bd. II, S. 79, daß sich in dem Werke Bourienne's eine Liste der Bücher findet, die Napoleon in Aegypten (im Jahre 1798—99) bei sich geführt habe, und daß darin auch der Werther stehe.

[3]) Der Verfasser bespricht auf S. 142 eine interessante Parallele, welche sich für jenen Josephskopf in einem englischen Stiche vorfindet, der nach einem ebenfalls den Verkauf Joseph's

V.

Diese Gemälde aus dem Besitz des Königslieutenants, welche in den beiden Häusern zu Grasse und im Schlosse von Mouans aufbewahrt werden, haben offenbar das Interesse des Verfassers am stärksten in Anspruch genommen. Von den einundzwanzig Capiteln des Buches ist ihnen ein volles Drittel gewidmet, und man empfängt den Eindruck, daß hier das Gebiet ist, auf dem Neigung, Studium und Erfahrung den Verfasser am wirksamsten geleitet und ihm seine besten Erfolge eingetragen haben. Schon das eine Resultat verdient vollste Anerkennung, daß es ihm gelungen ist, die Gesammtheit dieser, für uns Deutsche wenigstens, verschollenen Bilder wieder aufzufinden, deren ein gutes Theil unter den Augen des jungen Goethe entstanden ist, und einige der hervorragendsten durch Ankauf den Zufälligkeiten zu entrücken, denen sie in Grasse und Mouans ausgesetzt scheinen konnten. Jedenfalls würde es pedantisch sein, mit ihm rechten zu wollen, wenn er in der Freude über seine Entdeckung allzu lange bei der Beschreibung der Gemälde verweilt, obschon er ihren künstlerischen Werth nicht überschätzt, und wenn er der Besprechung der Frankfurter und Darmstädter Maler, Fiedler, Seekatz, Junker, Hirth, Nothnagel, Schütz und Trautmann einen Raum gewährt, der, geringer bemessen, der bescheidenen Bedeutung dieser Maler besser entsprochen haben und vielleicht anderen, wichtigeren Aufgaben zu gute gekommen sein würde, wie beispielsweise einer noch reichlicheren Mittheilung aus dem schriftlichen Nachlaß des Grafen Thoranc und aus seiner Correspondenz.

Freilich kann sich der Verfasser bezüglich der Werthschätzung dieser Bilder und ihrer Maler vor Allem auf den Grafen selbst berufen, aber gerade hier hätte eine Beobachtung nahe gelegen, die auffallend genug ist, um nicht unerwähnt gelassen zu werden. Denn ohne Zweifel ist schon die eifrige und beharrliche Gemäldeliebhaberei des Grafen eine ziemlich seltene Erscheinung für die damalige Zeit, aber die Begeisterung des französischen Edelmannes und Officiers für deutsche Maler und ihre Werke wird als etwas ganz Singuläres anzusehen sein, selbst in einer Zeit, wo der erst in den Revolutions- und napoleonischen Kriegen aufkommende französische Chauvinismus noch nicht erfunden war.

Graf Thoranc war nach französischen Begriffen nicht reich — „je suis," schreibt er den 15. Mai 1760 an den Kriegsminister Belleisle (S. 71), „cadet d'une famille de Provence nombreuse et peu opulente" — und so wird der Geldpunkt sicherlich auch mitgesprochen haben. Gewiß werden ihm die weit über hundert Bilder der Frankfurter und Darmstädter Maler immer noch billiger zu stehen gekommen sein, als wenn er auch nur eine mäßige Anzahl von Tafel- und Decorationsbildern bei seinen damals in allgemeiner Gunst stehenden Landsleuten Chardin (1698—1779), Boucher (1703—1770), C. J.

---

darstellenden Bilde von Angelika Kauffmann gemacht ist, und theilt auch diesen Kopf (bei S. 144) in Photogravüre mit, indem er (S. 143), wohl mit Recht, vermuthet, daß die allerdings auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden Köpfen vielleicht auf einem weiter zurückliegenden dritten Vorbilde beruhen möge.

Vernet (1714—1789) und Greuze (1725—1805) oder bei seinem speciellen Landsmann, dem ebenfalls aus Grasse gebürtigen Fragonard (1732—1806), hätte bestellen wollen. Allein daß er überhaupt an jenen deutschen Bildern Gefallen gefunden hat, die doch großentheils weit mehr Zusammenhang mit der niederländischen, als mit der damaligen französischen Kunst- und Geschmacksrichtung verrathen, und daß er beträchtliche Geldopfer gebracht haben muß, um sie in einer außergewöhnlich großen Anzahl zu erwerben, zeigt, von nationaler Vorurtheilslosigkeit abgesehen, mindestens im künstlerischen Geschmack eine ungemeine Unbefangenheit, deren Berechtigung ich dahin gestellt sein lassen will, die aber sicherlich recht vereinzelt geblieben sein und bei seinen französischen Waffen- und Standesgenossen schwerlich viel Zustimmung gefunden haben wird. Und wenn in einem alsbald zu besprechenden gewichtigen Zeugnisse über ihn es heißt: „cet officier passe pour un esprit . . . extraordinaire", so werde ich noch darlegen, auf welche besonderen Thatsachen ich das vornehmlich beziehen zu sollen glaube; aber auch seine Liebhaberei für deutsche Maler und Gemälde könnte wohl in den Augen eines Franzosen dazu beigetragen haben, dieses nicht unbedenkliche Urtheil über seine Persönlichkeit zu formuliren.

VI.

Hand in Hand mit der Entdeckung der Gemälde ging die Auffindung von Thoranc's hinterlassenen Papieren, die ebenfalls im Besitze der Familie geblieben waren und von ihr dem Verfasser zur Durchsicht und Abschrift anvertraut wurden, und ich habe bereits oben (S. 234) erwähnt, daß später unverhofft noch eine Sammlung von über vierhundert an Thoranc gerichteten werthvollen Briefen aufgetaucht und sogar in M. Schubart's Besitz gelangt ist, der hoffentlich Anlaß und Stoff zu weiteren Veröffentlichungen darin finden wird. Aber selbst von diesen Spätlingen abgesehen, die leider in dem Buche nicht mehr verwerthet werden konnten, ist schon das handschriftliche Material, das der Verfasser bei seiner Arbeit benutzt und theilweise abgedruckt hat, von hohem Werthe und bestätigt nicht nur durchweg die Goethe'sche Schilderung des Grafen, sondern ergänzt sie auch vielfach und in wichtigen Punkten.

Wenn man zuvor das dritte Buch von Goethe's Selbstbiographie wieder überlesen hat, so werden in Schubart's Buche die Abschnitte aus Thoranc's Frankfurter Tagebüchern und seiner damaligen Correspondenz besonderes Interesse erwecken, welche in Capitel VI—XIII mitgetheilt werden, und in denen die äußeren wie inneren Erlebnisse des Grafen, sein Charakter und seine ganze Persönlichkeit lebendig hervortreten. Natürlich hat der Verfasser auch noch andere Quellen zu Rathe gezogen, insbesondere die Arbeiten von Kriegk, Grotefend und Pallmann, sowie etliche Originalbriefe Thoranc's, die das Frankfurter Stadtarchiv besitzt. Daß übrigens das letztere noch sehr umfängliche Acten für Thoranc's Frankfurter Verwaltungsthätigkeit besitzt, ist dem Verfasser wohlbekannt, und es würde sich der Mühe lohnen, dieses schätzbare Material seinem ganzen Umfange nach durchzuarbeiten und eine geschickt gemachte Auswahl daraus in einer Monographie zu veröffentlichen.

An biographischem Material gibt Schubart zunächst (S. 27) die von mir (oben S. 235) erwähnte kurze Lebensskizze, welche Thoranc's Schwiegersohn verfaßt und in Vitry's französische Uebersetzung von „Dichtung und Wahrheit" eingeheftet hat. Ferner enthält der auf S. 172 wieder abgedruckte Aufsatz des Grafen Godefr. de Montgrand weitere Lebensnachrichten, welche durch die auf S. 103—109 stehenden, vorzugsweise den Archives communales von Grasse entstammenden Mittheilungen des Herrn Frédéric Perrolle, Notars in Grasse, zu vervollständigen sind, so daß besonders über die späteren Lebensschicksale des Grafen hier zum ersten Male zuverlässige Nachrichten gegeben werden. Während nämlich Goethe noch des Glaubens ist, der Graf sei bereits auf dem ihm alsbald nach dem Frankfurter Amte übertragenen Posten in Westindien gestorben, stellt sich vielmehr heraus, daß seinem Leben weit längere Dauer, bis in die Zeit der französischen Revolution, beschieden gewesen ist.

Einen Abriß seiner Schicksale aus der letzten Lebensperiode werde ich noch zusammenstellen, zuvor aber sollen etliche biographische, insbesondere für seine amtliche Laufbahn nicht unwichtige Beiträge mitgetheilt werden, die ich den bereits erwähnten, seit geraumer Zeit zu meiner Verfügung stehenden Documenten entnehme. Ein hervorragender Gelehrter, dessen freundschaftlicher und vielfach erprobter Theilnahme ich allezeit dankbar gedenke, übergab mir Ende der siebziger Jahre mehrere auf den Königslieutenant bezügliche Briefe, von der Hand des Herrn P. Mayen, des damaligen Secrétaire de la Mairie und Bibliothécaire de la ville de Grasse. In diesen Briefen (vom 2. und 13. September 1872) theilt der Genannte ausführlich die Resultate sorgfältiger Nachforschungen mit, die er damals auf eine von Paris an ihn gerichtete Bitte über den Grafen Thoranc, seine Familie und über den Verbleib seiner aus Frankfurt nach Grasse gesandten Gemälde angestellt hat. Eine kleine Notiz daraus habe ich bereits oben (S. 233) verwerthet; im Uebrigen sind die nicht ohne Einsicht und mit großer Sorgfalt gesammelten Mittheilungen über die Biographie des Grafen wie über seine Familie und seine Gemälde gegenwärtig durch M. Schubart's Leistung großentheils überholt. So verzichte ich für jetzt auf den Abdruck jener Briefe und entnehme ihnen nur noch eine der Beachtung werthe Notiz. In einer Beilage nämlich, von der Hand des Herrn de Fontmichel, der damals, im Jahre 1872, das vormals dem älteren Bruder Thoranc's gehörige Haus besaß und bewohnte, wie noch später im Jahre 1876 bei Schubart's Besuch (S. 17), findet sich folgendes Postscriptum:

„Dans les mémoires de Gœthe il est question d'un tableau, intitulé le jaloux, qui aurait été peint, du moins en partie, par l'auteur de Faust et de Werther. Ce tableau est parmi ceux qui se trouvent chez M. de Fontmichel, Lauréat de l'Institut pour la composition musicale."

Daß in Goethe's Memoiren kein Wort von einem Bilde zu lesen steht, das er (als zehn- bis zwölfjähriger Knabe) ganz oder theilweise gemalt habe, braucht kaum gesagt zu werden. Aber es ist doch auffallend, daß auch hier, im Hause Fontmichel, sich über eines der Gemälde ebenfalls eine Legende gebildet hat, ebenso wie im Schlosse zu Mouans, und beidemale unter irrthümlicher Berufung auf die Uebersetzung von „Dichtung und Wahrheit" und

auf ein angebliches, eigenes Zeugniß Goethe's. Auch die bestimmte Bezeichnung des betreffenden Bildes als „le jaloux" weist darauf hin, daß denn doch ein bestimmter Anhaltspunkt für die Fabel vorhanden sein muß. Man könnte versucht sein, ein ärgerliches Mißverständniß anzunehmen und eine Verwechslung mit einer Dichtung zu vermuthen, etwa mit dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", dessen Goethe im VII. und VIII. Buche mehrfach gedenkt und dessen Titel wohl am passendsten durch „le jaloux" wiedergegeben sein könnte. Andererseits existirt nun zufällig unter den Gemälden Thoranc's eines, auf dem ein Eifersüchtiger erscheint, und das Schubart auf S. 120 beschreibt, aber es befindet sich im Hause Roubaud, nicht in dem des Herrn de Fontmichel. Da mir gegenwärtig nicht einmal die Vitry'sche Uebersetzung zur Verfügung steht, so bin ich außer Stande, dem Irrthum des Herrn de Fontmichel weiter nachzugehen und seinen Ursprung enträthseln zu wollen oder zu können, und es bleibt immer noch die Möglichkeit, daß auch er, wie die Legende des Hauses Mouans, auf eine falsche Deutung der oben (S. 231, 232 und 235) angeführten Stelle aus „Dichtung und Wahrheit" (W. G. A. 26, 140) zurückzuführen sein könnte.

VII.

Weitere Mittheilungen aus jenen Briefen vom Jahre 1872 mögen also einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben. Dagegen wird ein anderer Beitrag zur Thoranc-Biographie nicht unwillkommen sein.

Ich hatte vor Jahren den Wunsch gehegt, Einblick in die Personalacten Thoranc's zu erhalten, von denen ich vermuthete, daß sie im Archiv des französischen Kriegsministeriums noch vorhanden seien, und daran knüpfte sich der weitere Wunsch, im Archiv der Familie des Herzogs von Broglie Nachforschungen angestellt zu sehen. Denn schon aus Goethe's Darstellung, noch weit mehr aber aus den Acten des Frankfurter Archivs ist ersichtlich, daß Thoranc zu dem Herzog von Broglie in einem ausgesprochenen Pietätsverhältnisse stand, und so durfte ich annehmen — und nehme ich noch an —, daß sich im Familienarchiv der Broglie sicherlich eine werthvolle Correspondenz des Grafen vorfinden müsse. Ich legte um so größeres Gewicht darauf, als mir damals, am Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre, nichts davon bekannt war, daß Thoranc's eigene Papiere und Correspondenz noch im Familienbesitz zu Mouans erhalten sind. Indessen ist mir dieser letztere Wunsch, trotz wiederholter Bemühungen, unerfüllt geblieben; nicht so der erstere. Denn durch gewichtige Fürsprache, die mir von einer Seite zu Theil wurde, für deren vielfach und seit langen Jahren bethätigte Güte ich mich für immer in verehrungsvollem Danke verpflichtet fühle, erhielt ich im Jahre 1883 aus den im Pariser Kriegsministerium wirklich noch vorhandenen Acten Thoranc's zwei Auszüge, deren einer von dem nicht lange darnach verstorbenen Mr. de Mofras angefertigt war. Wessen Hand ich den zweiten Auszug verdanke, möge lieber verschwiegen bleiben. Dem hochangesehenen französischen Staatsmann und Historiker, der durch mehrere hervorragende Werke als trefflicher Kenner der friderici-anischen Periode bekannt ist, hieße es üblen Dank zollen, wenn ihm durch

öffentliche Nennung seines Namens irgendwelche Verdrießlichkeiten erwachsen sollten.

Das Excerpt des Herrn de Mofras ist etwas kürzer und dürftiger ausgefallen; ich gebe daher im Folgenden den Wortlaut des zweiten Auszugs und knüpfe daran einige weitere Ausführungen.

États de services du Comte de Thoranc, lieutenant de Roi[1]), dans l'armée française à Francfort	en 1759
Né à Grasse en Provence	13 juillet 1719[2])
Lieutenant au Régiment du Vexin	1 mars 1738
Capitaine	16 avril 1743
Incorporé au Régiment de Vermandois	10 février 1749
Aide Maréchal Général des logis à l'armée de Soubise	1 mai 1758
Lieutenant de Roi à Francfort, jusqu'au 13 avril de la même année[3])	15 février 1759
Lieutenant Colonel d'Infanterie	1 décembre 1762
Commandant en second à St. Domingue	1 mai 1763
Brigadier d'Infanterie	27 décembre 1763
Rentré en France	en 1764
Lieutenant de Roi à Perpignan	1 janvier 1768
Brigadier et chargé du Commandement du Roussillon	1 mars 1768 jusqu'au 10 décembre 1769
Maréchal de Camp	3 janvier 1770
Obtient une pension de retraite de 6000 livres	2 octobre 1771.

Le Comte de Thoranc a été fait Chevalier de Saint Louis le 12 novembre 1749, et Comte du Saint Empire par Marie Thérèse à la suite de son séjour à Francfort.

Le dossier relatif au Comte de Th. contient cette note: Cet officier passe pour un esprit tracassier et extraordinaire.

Effectivement on voit que pendant son commandement en Roussillon il eut de sérieuses difficultés avec le Conseil de cette province, à la suite desquelles il dût quitter cette fonction.

Wie man sieht, vervollständigt dieses Excerpt mehrfach die Daten von Thoranc's militärischer Laufbahn und präcisirt sie, aber insbesondere die Schlußbemerkungen erschließen einige neue und beachtenswerthe Thatsachen.

Will man verstehen, was mit dem esprit tracassier et extraordinaire gemeint sein mag, als der Thoranc bezeichnet wird, so gewähren die Briefe, welche er an den Kriegsminister und andere Würdenträger gerichtet hat, um das Colonelpatent zu erhalten, und die Schubart S. 62—76 mittheilt, ausreichenden

---

[1]) So: Lieutenant de Roi lautet die richtige und beglaubigte Bezeichnung der Charge und nicht Lieutenant du Roi, wie einige Male bei Schubart zu lesen ist und auch in gleichzeitigen Documenten zuweilen irrthümlich geschrieben und gedruckt steht. — Mr. de Mofras bemerkt dazu: Le Lieutenant de Roi est aujourdhui l'Adjutant de place.

[2]) Aber Mr. de Mofras gibt als Geburtstag an: le 19 janvier, und damit stimmen Graf de Montgrand und Thoranc's Schwiegersohn überein, so daß dieses letztere Datum wohl das richtige sein wird.

[3]) Auch das ist ein Irrthum, denn es ist anderweitig documentarisch beglaubigt, daß Thoranc noch im Februar 1762 sein Amt inne hatte, und definitiv hat er diese Stadt erst im Februar 1763 verlassen.

Aufschluß. Man weiß nicht, was dabei seltsamer berührt, ob die außerordentliche Unbefangenheit und Hartnäckigkeit, mit der Thoranc nicht müde wird, trotz wiederholter Ablehnungen seine Bitte immer wieder zu erneuern, oder die Engelsgeduld des Marschalls de Belleisle, der in liebenswürdigster Weise seine Weigerung mit Vernunftgründen ausführlich motivirt, wo jeder Andere sich mit einfacher Ablehnung begnügt und den unbequemen Bittsteller mit einem Machtworte in die geziemende dienstliche Haltung zurückverwiesen haben würde.

Aber noch einen anderen und gewichtigeren Grund für das ungünstige Urtheil über Thoranc gibt der Auszug aus seinen Acten, nämlich die ernsten Mißhelligkeiten, in die er als Commandant der Provinz Roussillon[1]) mit der Provinzialvertretung gerathen ist, so daß er dieses Amt niederlegen mußte. Leider hat Schubart seine Nachforschungen nicht auch auf diesen Abschnitt des Lebens des Grafen ausgedehnt; wenigstens erinnere ich mich nicht, in seinem Buche eine Bezugnahme darauf gefunden zu haben, obschon er natürlich aus den biographischen Skizzen des Schwiegersohnes und des Grafen de Montgrand die Notiz von dem Commando im Roussillon entnommen und mitgetheilt hat. Hier werden also weitere Nachforschungen auf französischen Bibliotheken und Archiven, insbesondere in Perpignan, einsetzen müssen, die sicherlich nicht ohne Ertrag für die Biographie des Grafen bleiben werden.

Nach dem, was ich vor Jahren und auf Grund sehr unzureichender Hülfsmittel[2]) habe ausfindig machen können, werden jene Mißhelligkeiten, in die Thoranc kurz nach seiner im März 1768 erfolgten Uebernahme des Provinzialcommandos gerieth, in Zusammenhang gestanden haben mit einer eingreifenden administrativen Umgestaltung, die man um diese Zeit im Roussillon einzuführen versuchte. Diese Provinz nämlich, ebenso wie die Nachbarprovinz Languedoc[3]) und wie die spanisch-baskischen Provinzen, besaß altverbriefte politische und communale Freiheiten, die ihr einen hohen Grad von Selbstverwaltung sicherten. Völlig unerwartet war nun am 31. Mai 1766 ein königliches Edict erlassen worden, durch welches die Administration der Communen im Roussillon umgeändert und insbesondere die Ernennung der Maires neu geregelt wurde[4]), und im Jahre 1768 schloß sich daran ein zweites Edict, das die gleiche Tendenz verfolgte und einen bisher unbekannten Unterschied zwischen den Docteurs en droit und den sogenannten Citoyens nobles[5]) aufstellte. Das Conseil souverain der Provinz[6]) betrachtete das als einen ungerechten Eingriff in die alte Verfassung,

---

[1]) Als solcher bezog er ein Gehalt von 13—14 000 Livres, wie ich aus Taine, Origines de la France contemporaine, I, p. 85, ersehe.

[2]) Vergl. Henry, Histoire du Roussillon, II, p. 553. — Expilly, Dictionnaire s. v. Perpignan. — Jean de Gazanyola, Histoire du Roussillon, Perpignan 1857, p. 393. — M. le Chevalier D. L. G., Essai historique et militaire sur la province du Roussillon. Londres 1787. p. 61, 96.

[3]) Vergl. Tocqueville, L'ancien régime, p. 337 ff.

[4]) Gazanyola, p. 393.

[5]) Chevalier D. L. G., p. 69.

[6]) Chevalier D. L. G., p. 61, 96.

legte alsbald schriftliche Verwahrungen ein und schickte eine Deputation nach Versailles, um den König um Zurücknahme zu bitten. Ludwig XV. hatte einen ähnlichen mit der Provinz Languedoc angestellten Versuch nur zwei Jahre lang aufrecht erhalten[1]), aber dem Roussillon gegenüber blieb er beharrlicher. Wenigstens die Zurücknahme des Edicts wurde, trotz vielfacher und umfangreicher, im Namen des Conseil eingereichter Vertheidigungsschriften, nicht erreicht, und auch der Tod des alten Königs und die Thronbesteigung Ludwigs XVI. im Jahre 1774 ließ die Lage unverändert. Doch scheint es, als ob von Anfang an die Regierung ihre Edicte zwar principiell aufrecht erhalten habe, aber in der Ausführung mit Vorsicht und Nachgiebigkeit vorgegangen sei. Erst im Jahre 1789 wurde der Streit dadurch beendigt, daß, wie Gazanyola (S. 393) sich ausdrückt, der König den statu quo proclamirte, um die Wahlen zu den États-Généraux zu erleichtern.

Nun aber war ebenso wie der Bischof auch der Provinzialgouverneur, und an seiner Stelle der Commandant Ehrenmitglied des Conseils und hatte, zwar nicht den Vorsitz, aber den Vorrang vor seinem Präsidenten[2]), und da Thoranc jenes Amt gerade in der Zeit übernahm, wo die Edicte neu waren, und der Widerstand des Conseils naturgemäß am stärksten hervortreten mochte, so begreift sich sehr wohl, daß das Excerpt aus seinen Personalacten von ernsten Schwierigkeiten zu berichten hat, in die er mit der Provinzialvertretung gerathen ist. Daß er bei seinen militärisch-politischen Anschauungen weder Neigung noch Verständniß für die autonomistischen Bestrebungen der Provinz gehabt haben kann, ist in seiner ganzen Persönlichkeit begründet, und wie geringschätzig er über die Eigenthümlichkeiten kleinerer abgeschlossener Gemeinwesen urtheilt, tritt in einer Bemerkung über die Frankfurter Behörden deutlich hervor, die Schubart (S. 41) aus seinen Tagebüchern mittheilt. Sein lebhaftes Temperament wird sich bei diesen Zwistigkeiten mit dem Conseil vom Roussillon empfindlich geltend gemacht haben, und da man in Versailles geneigt sein mochte, bei aller Wahrung des principiellen Standpunktes die Provinz durch eine billige Genugthuung zu begütigen, so erhielt Thoranc nach kaum zweijähriger Amtsführung (vom Januar 1768 bis Dezember 1769) seinen Abschied, unter gleichzeitiger Ernennung zum Maréchal de Camp und Verleihung einer Pension von 6000 Livres.

VIII.

Er zog sich in seine Geburtsstadt Grasse zurück, hat aber, wie ich aus einer von befreundeter Hand mir nachgewiesenen Notiz ersehe, auch nach seiner Pensionirung noch ein neues, und zwar ein Civilamt, bekleidet. In L. A. Millin's Voyage dans les départements du Midi de la France, Paris 1803, T. 3 p. 25, wird bei Gelegenheit einiger Mittheilungen über Grasse auch einer der dortigen Bischöfe, de Megrini, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts erwähnt und hinzugefügt: „Cet évêque a aussi fondé l'hôpital; l'église de cette maison renferme

[1]) Tocqueville, p. 348.
[2]) Chevalier D. L. G., p. 96.

d'assez bons tableaux, qui lui ont été donnés par le Comte de Thorenc, Lieutenant Général des Monnoies". Ueber das hier genannte Amt habe ich nur das Werk von Germain Conſtans, Traité de la Cour des Monnoyes, Paris, 1658 fol., befragen können, deſſen Mittheilung ich der Göttinger Bibliothek verdanke, und ich kann ihm wenigſtens das entnehmen (S. 521), daß das Amt der Généraux Provinciaux et Subsidiaires, zu denen der Lieutenant Général des Monnaies ohne Zweifel gehört, urſprünglich eine Aufſichtsbehörde darſtellte, aber niemals große Bedeutung gehabt hat und bereits im 17. Jahrhundert zu einer Sinecure herabgeſunken zu ſein ſcheint, deren Einkünfte vermuthlich als Gratification verliehen wurden, ohne nennenswerthe Pflichten aufzuerlegen. Wie lange Thoranc dieſes Amt inne gehabt hat, iſt nicht bekannt, übrigens wird er ſicherlich, wenn nicht des Amtes, ſo doch ſeiner Einkünfte durch die Revolution verluſtig gegangen ſein. Hübſch iſt es, wahrzunehmen, daß auch hier noch einmal ſeine Gemäldeliebhaberei hervortritt, und Herr Schubart wird hoffentlich bei gegebener Gelegenheit nicht verſäumen, in der Hoſpitalkirche zu Graſſe nachzuforſchen, ob die ihr von Thoranc geſchenkten Gemälde ſich noch vorfinden, und ob auch ſie deutſchen, oder nicht vielmehr franzöſiſchen, italieniſchen oder ſpaniſchen Malern angehören.

Von ſeiner Penſionirung an hat der Graf den Reſt ſeines Lebens in Graſſe verbracht. Wenn man die biographiſchen Nachrichten zuſammenſtellt, die nur leider durch das ganze Buch Schubart's in unbequemſter Weiſe verſtreut ſind, und die etwaigen übrigen Quellen mit berückſichtigt, ſo ergeben ſich folgende Daten für dieſen letzten Lebensabſchnitt.

Nicht lange, nachdem er ſich in Graſſe niedergelaſſen hatte, im Juli 1774, verkaufte ſein älterer Bruder Albert ſein erſt um 1760 an der Stelle des alten Familienhauſes erbautes Haus, für das die Frankfurter Bilder beſtellt geweſen waren. Im ſelben Jahre (1774) erbaute ſich der Königslieutenant auf dem Cours de Grasse ein eigenes, nicht ſehr umfangreiches, aber ſtattliches Haus, zu dem ihm der Bauplatz durch königliche Conceſſion von Ludwig XV. überlaſſen worden war. Bereits 64 Jahre alt, heirathete er am 15. September 1873 Mlle. Julie de Montgrand de la Napoule, die ihm zwei Kinder ſchenkte. Der Sohn, Jean Baptiſte, war franzöſiſcher Officier, wurde aber geiſteskrank und ſtarb, kaum vierzigjährig, im Jahre 1823, muß alſo 1784 geboren ſein. Die Tochter Flore Jacques Joſeph war geboren 1787, verheirathete ſich den 4. Mai 1808 mit Antoine Tonduti, Comte de l'Escarène, Marquis de Blauvac[1]), welcher 1854 ſtarb, und folgte ihm im Tode erſt 1863. Die letzten Lebensjahre des Grafen Thoranc wurden durch die Schrecken der Revolution verdüſtert, wie in den Tagebuchnotizen des Jahres 1793, die ſich auf S. 42 abgedruckt finden, in ergreifender Weiſe hervortritt. Am 14. Auguſt (27. Thermidor) 1794 iſt Graf Thoranc, 75 Jahre alt, geſtorben.

Höchſt ſeltſam berührt die Nachricht, welche (S. 43) der Verfaſſer hinzufügt, der Graf ſei in der fosse commune zu Graſſe beerdigt worden: „Aucune

[1]) Daher kommt es, daß durch die Verſchmelzung der Titel die Tochter ſich in den Quellen häufig Marquiſe de l'Escarène genannt findet.

pierre tumulaire n'indique l'endroit où reposent ses cendres." Leider versäumt hier der Verfasser, hierfür seinen Gewährsmann anzugeben. Erst aus einer Bemerkung auf S. 103 läßt sich durch Combination vermuthen, was endlich in einer weiteren Aeußerung auf S. 107 bestimmt ausgesprochen wird, daß diese, wie viele andere der in dem Buche verwendeten biographischen Notizen über Thoranc und seine Familie, den Nachforschungen entstammt, welche Mr. Fr. Perrolle, Notar in Grasse, hauptsächlich in den dortigen Archives communales im Interesse des Verfassers angestellt hat. Daß also der Graf im Massengrabe bestattet worden ist, beruht auf zuverlässiger Ueberlieferung und ist als eine beglaubigte Thatsache anzusehen. Freilich ist sie sehr befremdlich, zumal wenn man bedenkt, daß die Landessitte gerade durch diese Pietätsverletzung ganz besonders empfindlich beleidigt worden sein muß, und daß überdies Thoranc durch Geburt, Würden und Besitz zur französischen Aristokratie gehörte, so daß seine Familie schon durch ihr Standesbewußtsein geneigt sein mußte, im Todtencultus eher zu viel als zu wenig zu thun. Der Verfasser möchte daher den Grund für die auffallende Thatsache in den Zeitumständen suchen und verweist, unter Berufung auf eine 1878 erschienene Histoire de Grasse des Abbé S. Massa, darauf, daß sich die damalige Schreckensherrschaft der französischen Revolution auch in Grasse geltend gemacht habe. Ich habe dieses Buch, das sich weder hier in Kiel noch auf den Bibliotheken von Göttingen und Berlin vorfand, leider nicht benutzen können und bin daher auf das angewiesen, was der Verfasser auf S. 107 daraus mittheilt, indem er übrigens nicht verschweigt, daß der sachverständige Mr. Perrolle es als untergeordnet und unzuverlässig bezeichnet hat.

Daraus geht nun hervor, daß in der Schreckenszeit die Schlösser in der Umgegend von Grasse, unter ihnen auch Mouans (S. 19), zerstört worden sind, und daß das Mitglied des Convents, Ricord, mehrfach die Bürgerschaft von Grasse gegen die Aristokratie durch Sendschreiben aufgehetzt hat, in deren einem es heißt: „Qu'ils (nämlich les aristocrates) lèvent à Grasse une tête insolente." Leider hat Herr Schubart unterlassen, das Datum des Briefes anzugeben, aber daß er echt ist, steht fest, und die Nachricht kann aus Taine's Origines etc. beglaubigt und vervollständigt werden, in denen (IV, 254 Note) aus dem Pariser National-Archiv eine Verfügung vom 28 Pluviôse An II (27. Februar 1794) angeführt wird, die für Grasse die Neuwahl sämmtlicher Behörden, selbstverständlicher Weise unter Absetzung der bisherigen, anbefiehlt. Endlich wird aus des Abbé Massa Buche noch mitgetheilt, daß in Grasse eine Guillotine stationirt war, um je nach Bedarf auch in Draguignan oder in Nizza verwendet zu werden.

IX.

Diese Thatsachen haben in dem Verfasser eine Vermuthung wachgerufen, die er nur widerstrebend zu Worte kommen läßt, aber (S. 107) „die, ob auch jammervoll genug, doch nicht zum Schweigen kommen wollte". Er fürchtet, annehmen zu müssen, daß Graf Thoranc guillotinirt und deshalb sein Leichnam in die fosse commune gelegt worden sei. Ich freue mich, dagegen bei ihm

a. a. O. zu lesen, daß der darum befragte Notar Mr. Perrolle diese Vermuthung abgelehnt hat, und wenn er „andererseits jede unzweideutige klare Auskunft versagt", so wird kein düsteres Geheimniß oder absichtliches Verschweigen dahinter zu suchen sein, sondern nichts als die schlichte Thatsache, daß die Acten keine weitere Auskunft enthalten.

Ich meinerseits muß jene Vermuthung Schubart's für gänzlich unbegründet halten. Zunächst hätte der Verfasser es selbst in der Hand gehabt, ihr weiter nachzugehen und die zahlreichen documentarischen Werke über die französische Revolution darauf hin durchzulesen, ob nicht irgendwo eine auf Grasse und den angeblichen Justizmord Thoranc's bezügliche Ueberlieferung darin zu finden ist. Ich selbst habe bei einer freilich nothgedrungen nur flüchtigen Durchsicht von Taine's entsprechenden Bänden seiner „Origines" unter der Ueberzahl von beglaubigten Beispielen solcher Hinrichtungen der Schreckenszeit kein auf Grasse hinweisendes gefunden, und damit erhält das schon an sich beredte Schweigen der Localtradition von Grasse erhöhte Bedeutung. Daß die Hinrichtung eines so ansehnlichen Mannes wie Thoranc, und die in seiner Heimathsstadt jedenfalls ziemlich vereinzelt gewesen und geblieben sein würde, nicht irgend welche Spuren hinterlassen haben sollte, ist schwer zu glauben. Man müßte denn annehmen, daß dergleichen Spuren vorhanden gewesen, aber nachmals, sei es von der Familie, sei es von der Stadtgemeinde, absichtlich verwischt worden seien, vielleicht in der Zeit der terreur blanche, um nicht nachträglich zur Rechenschaft gezogen zu werden. Dann würde man aber wohl folgerichtig auch das bedenkliche Zeugniß für die Beerdigung in der fosse commune beseitigt haben.

Aber es spricht noch Anderes dagegen, und die zur Begründung angeführten Thatsachen wiegen nicht schwer. Daß man z. B. der Guillotine ihren Standort in Grasse angewiesen hatte, beweist nicht unbedingt, daß sie gerade in dieser Stadt viel gebraucht worden sei. Denn da sie zugleich für die beiden westlich und östlich ziemlich gleich weit von Grasse entfernten Städte Draguignan und Nizza bestimmt war, so wurde eben die zwischen beiden in der Mitte gelegene Stadt als Station gewählt.

Ferner scheint aus den in Schubart's Buche enthaltenen Mittheilungen hervorzugehen, daß der Grundbesitz wie das bewegliche Vermögen auch nach Thoranc's Tode unangefochten in den Händen seiner Familie geblieben ist. Wäre er aber guillotinirt worden, so würde das Revolutionstribunal in einer Zeit, welche sogar das Vermögen der suspects sequestrirte oder confiscirte, sicherlich vor Allem die Hand auf sein Hab und Gut gelegt haben. Außerdem sprechen alle Anzeichen dafür, daß Thoranc während der Schreckenszeit sich vorsichtiger Zurückhaltung befleißigt und sich nicht ausdrücklich auf die Seite der Gegner der Revolution gestellt haben mag. Wenigstens bringt die auf S. 42 mitgetheilte Tagebuchnotiz keine Andeutung davon, daß er sich in bewußter Opposition gegen die Conventsherrschaft gefühlt habe. Im Februar 1793, also bereits nach Ludwig's XVI. am 21. Januar erfolgter Hinrichtung, schreibt er unter der Ueberschrift: „Point de vue" Folgendes: „Je sens mes forces diminuer de jour en jour, mon ame se ressent de la foiblesse du corps, je ne vois que

malheur à la suite de cecy. Le plus grand [grave?] cas, celuy de manquer de pain, me paroit inévitable. Dès que la banqueroute sera complette, elle s'achevera par la perte progressive du papier (d. i. der Assignaten), ma seule ressource. Quand il sera au pair du zéro, d'où tireray-je ma subsistance, celle de ma femme et de mes enfans? Cette idée m'accable." Also selbst in dieser intimen Aufzeichnung spricht keinerlei politische Erwägung oder Empfindung, sondern nichts als die Sorge eines hinfälligen Greises um Leibes Nahrung und Nothdurft für sich und seine Familie.

Nun hat allerdings die Schreckensherrschaft häufig selbst schwache und ungefährliche Greise aufs Blutgerüst geschleppt. Aber daß dies mit Thoranc geschehen sei, ist endlich noch aus einem gewichtigen Grunde unwahrscheinlich, und der Verfasser scheint die Bedeutung der Zeitangaben nicht hinreichend erwogen zu haben. Es steht fest, daß Thoranc am 27. Thermidor gestorben ist. Aber das ist achtzehn Tage nach dem 9. Thermidor (27. Juli), wo Robespierre gestürzt und der Schreckensherrschaft ein Ende gemacht wurde. Und daß die Kunde davon in höchstens einer bis zwei Wochen auch bis nach Grasse gelangt sein muß, steht außer Zweifel. Mithin wäre Thoranc (am 14. August) noch guillotinirt worden, trotzdem daß der Sturz von Robespierre und seiner Partei bereits allgemein bekannt war.

Freilich sind die Grausamkeiten der „terreur" auch noch geraume Zeit nach dem 9. Thermidor hier und da fortgesetzt worden, besonders in den Provinzen. Daß aber Thoranc ein solches verspätetes Schlachtopfer gewesen sei, dagegen spricht, außer allen Wahrscheinlichkeitsgründen, vor Allem das Schweigen der Localtradition von Grasse, das nunmehr entscheidende Bedeutung erhält. Auf Grund der Ueberlieferung, so weit sie gegenwärtig vorliegt, darf, ja muß man annehmen, daß der Graf kein Opfer der Guillotine geworden, sondern eines natürlichen Todes gestorben ist.

Also muß sein Begräbniß in der fosse commune einen anderen Grund haben und könnte wohl als eine Folge besonders ängstlicher Zurückhaltung oder finanzieller Bedrängnisse der Hinterlassenen angesehen werden. Aber am nächsten liegt doch, sich daran zu erinnern, daß das religiöse Begräbniß damals noch untersagt und die Civilbestattung geboten war[1]).

[1]) Seit ich dies Ende Mai schrieb und der Redaction einsandte, hat meine Auffassung eine unverhoffte, aber willkommene Bestätigung erhalten durch A. Chuquet, den ausgezeichneten Kenner der französischen wie der deutschen Literatur und Geschichte unseres und des vorigen Jahrhunderts, der in Nr. 28 der Revue Critique vom 12. Juli d. J. eine höchst sachkundige und inhaltsvolle Anzeige von Schubart's Buch veröffentlicht hat. Offenbar ist es Herrn A. Chuquet vergönnt gewesen, aus den Acten des Pariser Kriegsministeriums und anderen neu erschlossenen archivalischen Quellen zu schöpfen, und seine Anzeige bereichert die Biographie Thoranc's durch eine Anzahl überaus anziehender Briefe und werthvoller Documente, auf die es mir nunmehr leider nicht möglich ist einzugehen. Nur Eines will ich hervorheben. Bezüglich der Befürchtung Schubart's, der Graf möchte ein Opfer der Guillotine geworden sein, bemerkt Chuquet (S. 31), daß in der Liste der dreißig während der Schreckenszeit in Grasse hingerichteten Personen Thoranc's Name sich nicht befindet. Damit ist denn dieses Gespenst endgültig beseitigt.

Die Betrachtung der wichtigsten Abschnitte von M. Schubart's Buch wird, wie ich hoffe, dargethan haben, welchen ansehnlichen Ertrag es aufzuweisen hat. Besonders dankenswerth sind die vielen neuen Beiträge zu genauerer Erkenntniß von Charakter und Lebensschicksalen dieses außergewöhnlichen Mannes, wenn auch dabei sein Bild, wie es sich bisher bei Goethe und in den sonstigen Quellen darstellte, hier und da eine kleine Trübung erfahren mag. Es sei beispielsweise nur darauf hingewiesen, daß schon in Goethe's Schilderung die vornehme Uneigennützigkeit des Mannes besonders erfreulich hervortritt, und mit wahrem Vergnügen wird man bei Kriegk (Die Brüder Senckenberg S. 322) und jetzt in verbessertem Text bei Schubart (S. 57) die feinen und liebenswürdigen Billets lesen, mit denen Thoranc im Jahre 1759 ein ihm vom Frankfurter Magistrat angebotenes Geschenk von fünfzig Flaschen edlen alten Rheinweins ablehnt. Etwas anders schon ist der Eindruck, wenn man nunmehr durch Schubart (S. 60) erfährt, daß etliche Jahre später, im December 1762 und kurz vor dem Abzuge der Franzosen aus Frankfurt, der Rath dem Grafen ein Abschiedsgeschenk von vier Ohm Wein verehrte, dieser aber durch seinen Adjutanten die Gaben zurückgewiesen habe, wobei hinzugefügt wird: „Solle man solches in ein Präsent von Silbergeschirr verwandlen." Indessen ist die Nachricht nicht hinreichend deutlich gefaßt, und es ist nicht sicher, ob der undelicate Gegenvorschlag dem Grafen selbst oder nicht vielmehr dem Adjutanten oder auch dem berichterstattenden Bürgermeister zur Last fällt.

Dagegen berührt gegenüber jener früher bewährten echten politesse du cœur des Grafen die Unbefangenheit nun doch etwas fremdartig, mit der er in einem anderen Falle ein sehr beträchtliches Geldopfer des Frankfurter Magistrats angenommen hat. Denn als dieser im Februar 1761 in Wien die Verleihung des Grafentitels an Thoranc beantragte, erbot sich Thoranc (S. 97), einen Theil der Spesen tragen zu wollen. Allein von diesem Vorschlage scheint man später aus irgend welchem Grunde abgekommen zu sein, und sicher ist nur das, daß schließlich im Januar 1762 der Frankfurter Magistrat die ansehnliche, ursprünglich sogar auf 6888 Gulden festgesetzte, nachmals etwas ermäßigte Summe von 6302 Gulden an Taxkosten für Thoranc's Grafenpatent in Wien gezahlt hat. Doch darf dergleichen zwar nicht ganz übersehen, noch weniger aber engherzig beurtheilt und für bedeutsamer angesehen werden, als es den Umständen nach verdient.

Denn im Ganzen behält auch nach dem neu erschlossenen Quellenmaterial der Graf dieselbe anziehende, höchst individuelle Gestalt, die er in Goethe's Schilderung zeigt. Es erhöht den Werth von Schubart's Buch, daß man mit seiner Hülfe aufs Neue untersuchen und erkennen kann, mit welcher Feinheit und Sicherheit der zwölfjährige Goethe zu beobachten und das Wesentliche und Charakteristische einer Persönlichkeit zu erfassen verstand, und mit welcher meisterhaften Sicherheit später der Sechzigjährige seine Erinnerungen in ein lebendiges und leibhaftiges Menschenbild umzusetzen vermochte.

Und vielleicht ist diese Energie der Auffassung und zugleich des Gedächtnisses zuweilen noch stärker gewesen, als man anzunehmen gewöhnt ist.

In Capitel XI druckt Schubart aus Thorane's handschriftlichem „Journal pour moy“ eine Reihe von Aphorismen[1]) ab, die gerade aus den Frankfurter Jahren herstammen. Darunter befindet sich auf S. 78 eine Aeußerung des Grafen, die dadurch bemerkenswerth ist, daß er, unter resignirtem Verzicht auf glänzenden kriegerischen oder sonstigen Ruhm, nachdrücklich bekennt, sich statt dessen gerne mit dem bescheidenen Besitz allgemeiner Anerkennung und Hochachtung zufrieden geben zu wollen.

Eine solche resignirte Stimmung, welche auf den Ruhm verzichtet, der nur großen Thaten erreichbar ist, und dafür die allgemeine Achtung erstrebt, die der Tugend nicht versagt bleibt, ist der Fridericianischen Periode nicht fremd: sie klingt z. B. ein wenig in Chr. E. v. Kleist und in Graf Appiani an, tritt aber sehr deutlich hervor in Major Tellheim, dem Officier des siebenjährigen Krieges. Bei dem südfranzösischen Edelmann dagegen und dem Officier der Armee des Prinzen von Soubise nimmt man sie nicht ohne ein gewisses Befremden wahr, und unter Thorane's Regimentskameraden von damals werden nicht Viele gewesen sein, die des Ruhmes lockendem Silberton mit so philosophischem Gleichmuth und so bescheidener Selbsterkenntniß widerstehen wollten. Auch ist bei dem Grafen selbst diese Resignation keineswegs zum festen Princip geworden, und wenn man jetzt in Schubart's Buche die hartnäckigen Bemühungen verfolgt, die er Jahre lang aufgewandt hat, nur um das Colonelpatent zu erhalten, so darf man daraus schließen, daß er dem Reiz einer glänzenden militärischen Stellung und kriegerischen Ruhmes durchaus nicht so unzugänglich gewesen sein wird, wie jene bescheidene Aeußerung seines Tagebuches zu hören gibt. Doch nicht darauf kommt es hierbei an, ob er im praktischen Leben jener resignirten Stimmung durchweg treu geblieben ist, sondern darauf, daß er sich während seiner Frankfurter Zeit in diesem Gedankenkreise bewegte und ähnlichen Anschauungen nicht nur in den Blättern des Tagebuches, sondern auch im persönlichen Verkehre Ausdruck gegeben haben wird, wenn die Gelegenheit dazu veranlaßte.

---

[1]) Bei der Entzifferung dieser handschriftlichen Aphorismen ist Schubart nicht immer glücklich gewesen. So druckt er (S. 79 oben), unter Beibehaltung von Thorane's Orthographie, Folgendes: „Que me fais-je sur les choses qui importent à ma reputation, à l'accomplissement de mes devoirs? ce que je fais pour trouver des arrangemens, pour meubler disposer et orner ma retraite, ces memes combinaisons employées aux choses du devoir rendroient mes idées bien superieures.“ Trotz seiner Jesuitenerziehung schreibt Thorane kein sehr elegantes Französisch, und an sein Tagebuch hat er gewiß keine großen stilistischen Ansprüche gemacht. Aber er schreibt eben doch Französisch, während ein Satz wie: Que me fais-je sur les choses qui importent à ma reputation . . .? überhaupt kein Französisch ist und völlig unverständlich. Man mache sich zunächst frei von der vermuthlich dem Herausgeber angehörigen falschen Interpunktion und ändere ferner das falsch gelesene me in das unzweifelhaft richtige ne, vielleicht auch noch das vermuthlich falsch gelesene sur in pour, dann ist der Satz vollkommen klar und in Ordnung. Thorane hat geschrieben: Que ne fais-je sur (pour?) les choses qui importent à ma reputation, à l'accomplissement de mes devoirs ce que je fais, pour trouver des arrangemens pour meubler disposer et orner ma retraite? ces memes combinaisons employées aux choses du devoir rendroient mes idées bien superieures.

Und beim Lesen jener Stelle aus Thoranc's Tagebuche fühlte ich mich an einen Ausspruch Thoranc's in „Dichtung und Wahrheit" erinnert. Es ist die bekannte Scene, die sich am Abende der Schlacht bei Bergen, am Charfreitag, den 13. April 1759, ereignete, wo es nur dem klugen Zuspruch des Gevatters Dolmetsch gelang, den Zorn Thoranc's über die patriotische Heftigkeit von Goethe's Vater[1]) schließlich zu beschwichtigen.

Goethe führt jenes Gespräch zwischen dem Grafen und Gevatter Diene mit der Bemerkung ein (W. G. A. XXVI, S. 158): „Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann." Und am Schlusse (S. 164) fügt Goethe hinzu: „Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variirt."

Trotzdem bin ich bis jetzt der Meinung gewesen, daß gerade jenes liebevoll ausgeführte Gespräch sowohl in seiner ganzen Führung wie in seinen einzelnen Wendungen vielmehr eine auf Grund des feststehenden Ausgangs- und Endpunktes freigeschaffene Nachdichtung sei, und ich habe nicht glauben können, daß in den künstlerisch gestalteten und sich steigernden Wechselreden des Dolmetschs wie des Grafen irgend eine bestimmte Erinnerung an die ihrer Zeit wirklich gesprochenen Worte angenommen werden dürfe.

Aber durch jene Tagebuchstelle des Grafen meine ich eines Besseren belehrt zu sein. Denn sie lautet: „Je n'ay pas gagné des batailles, je n'ay pas fait des lois, je n'ay rien fait d'extraordinaire, je ne dois pas m'attendre à un éclat qui ne peut être que le prix des grandes choses. Mais je puis meriter une estime universelle; c'est un bonheur que de se trouver dans cette passe là." Und etwas mehr als eine flüchtige und zufällige Aehnlichkeit scheint mir vorzuliegen, wenn bei Goethe (a. a. O. S. 163) Thoranc den Dolmetscher mit folgenden Abschiedsworten entläßt: „Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken; der ist für Andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge."

---

[1]) Auf die befremdlichen Betrachtungen einzugehen, zu denen der Verfasser (S. 85) sich durch das Verhalten von Goethe's Vater dem Grafen gegenüber veranlaßt fühlt, halte ich für überflüssig. Es wird vollkommen hinreichen, daraus nur so viel anzuführen, daß der Verfasser „unbeschadet aller Goethe-Verehrung, nein vielmehr um dieser selbst willen" schließlich zu dem überraschenden Resultate kommt, daß jener Bericht aus Pietät für den Vater „doch vielleicht besser aus Dichtung und Wahrheit weggeblieben wäre"!

Die Hohe Tatra.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

VI.

In ihrer geologischen Entstehung und in ihrem Bau zeigen die Karpathen viel Uebereinstimmung mit den Alpen. Thatsächlich sind sie ja auch die Fortsetzung jenes Faltungsvorganges unserer Erdoberfläche, dem die Alpen ihre Entstehung verdanken. An drei Stellen stehen die Karpathen mit den anderen europäischen Gebirgen in Verbindung. Einerseits am Donaudurchbruch oberhalb Preßburgs mit den Alpen, andererseits jenseits der Thallinie der Betschwa und Oder mit den Sudeten, endlich an der südlichen Umrandung des siebenbürgischen Hochlandes mit dem Gebirge der Balkanhalbinsel.

In dem Maße, als aus dem tertiären Meere die Alpen, die Balkanberge und die Karpathen emporstiegen, nahm dieses Meer an Ausdehnung ab und wurde schließlich in Binnenseen zerlegt. Felsentrümmer, Sand und Schlamm begannen jene Seen auszufüllen, und die aus denselben abfließenden Gewässer schnitten immer tiefere Furchen in den Boden ein. Das führte zur schließlichen Entleerung der Binnenseen, und in solcher Weise wurden auch die Niederungen der Donau trocken gelegt. Als völlig abgeschlossen kann übrigens dieser geologische Vorgang nicht gelten, denn noch breiten sich in den Ebenen Ungarns die weiten Wasserflächen des Neusiedler- und Plattensees aus. Fortwährend nehmen diese Seen an Umfang ab, und sie würden ohne das Einschreiten des Menschen sich in eben solche Sümpfe verwandeln, wie es diejenigen sind, welche die weiten Strecken zwischen der Sau, der Theiß und der Donau füllen. Der Neusiedlersee heißt bereits ungarisch Fertö-Tava, was so viel wie Sumpf bedeutet, und der Name des Plattensees wird von dem slavischen Blato, also ebenfalls Sumpf, abgeleitet. Der Neusiedlersee war schon einmal fast ausgetrocknet; dann füllte er sich von Neuem an, so daß seine rebenumrankten Ufer sich noch immer in weiten Wasserflächen spiegeln. So auch ist es am Plattensee, wo auf vulcanischen Kegeln die geschätzten Schomlauer

Weine reifen. Der Donau ist es schwer geworden, die Felsen am eisernen Thor zu durchbrechen; es gelang ihr auch nur unvollkommen, daher die Entwässerung Ungarns sich nicht vollständig vollzog.

Die Centralkarpathen ragen unvermittelt aus der umgebenden Gebirgswelt hervor und erreichen im Verhältniß zu dieser eine bedeutende Höhe. Wie das Neumarkter Thal im Norden von den Beskiden, so trennt sie das Zips-Liptauer Thal im Süden von der großen Fatra und von den niederen Karpathen. Die Längsthäler, welche die Centralkarpathen umfassen, sind im Durchschnitt nur 750 Meter, die Riesen der Hohen Tatra aber bis über 2600 Meter hoch. Sie gleichen einer Felseninsel, umgeben von den erstarrten Wellen eines stark bewegten Meeres. Ihr Anblick ist daher überraschend, der Eindruck, den sie machen, von überwältigender Wirkung. Mit nackten, schroff zerklüfteten Gipfeln tauchen sie stolz in die Wolken, und von ihren Höhen schaut des Wanderers Auge, über den Nebeln aller Thäler schweifend, unvermittelt in den blauen Himmelsäther.

Ihre wilde Schönheit hat die Hohe Tatra dem Granit zu verdanken, der ihre Gipfel formt [1]). Von einer außerordentlichen Härte und von einer Dauerhaftigkeit, die den Zeiten trotzt, vermag er den Einwirkungen von Luft und Wasser lange zu widerstehen. Daher es der Vegetation nur äußerst langsam und nur spärlich gelingt, auf diesem Gestein sich anzusiedeln. Die Felsen bleiben scharfkantig und spitz, glatt und kahl, so zum Mindesten jene, die im Süden aus dem Liptau-Zipser Thale aufsteigen. Im westlichen Theile der Centralkarpathen ist der Granit hingegen bedeckt mit Gneis und altkrystallinischen Schiefern, die durch die Atmosphärilien leicht zersetzt werden, dann ihre scharfen Umrisse verlieren. Daher die Gipfel und die Berglehnen dort milde, abgerundete Formen zeigen. Doch den Wanderer ziehen nur die wilden, steilen Granitriesen an. Von der Südseite vermag er sie unmittelbar zu erreichen. Im Norden werden sie von dem Neumarkter Thal durch mächtige Schichten getrennt, die aus sedimentärem Gestein bestehen. Es folgen dort von unten nach oben auf einander zunächst rothe Sandsteine und Quarzite, die zur Dyasformation gezählt werden, dann unvermittelt Kalksteine und Dolomiten, auch Keuper, die der oberen Trias angehören, hierauf verschiedenartige Schiefer und Quarzite, sowie Mergel und dunkelfarbiger Kalk aus der rhätischen Formation. An diese schließen sich die mächtigen Jurakalke an, welche die Gipfel um Zakopane bilden, und denen die vielen Thäler dort ihre malerischen Felsgruppen verdanken. Der Kalk, aus dem die höchsten Gipfel der Liptauer Alpen sich aufbauen, gehört der Kreideformation an und wird als karpathischer Dolomit unterschieden. Endlich ist an der Bildung der Felsen in bestimmten Theilen der Centralkarpathen auch noch dunkler tertiärer Kalk betheiligt. Die Nummuliten, die er führt, werden ihrer Form gemäß von den Górale als versteinerte Münzen oder als versteinerte Gerste unterschieden.

An der Südseite der Centralkarpathen ragen jene Kalksteine, die so mächtig am Nordabhange sich entwickelt haben, nur als vereinzelte Inseln aus dem

[1]) Vergl. hierzu Antoni Rehman, Tatry. 1895. S. 44 ff. Dort die übrige Literatur.

Tertiär hervor. Am Ausgang aller größeren Thäler ist der Boden dort von riesigen Felstrümmern völlig überdeckt.

Am steilen Absturz der Hohen Tatra im Süden bildete sich eine Terrasse aus, die um drei- bis fünfhundert Meter das Thal der Popper überragt. Sie schließt an den Absturz so unmittelbar an, daß sie nur eine Stufe an demselben zu bilden scheint. Auf ihr sind alle die Luftcurorte entstanden, die sich jetzt von Seiten der Ungarn eines so regen Besuches erfreuen. Auf ihr lagern aber auch jene Felsentrümmer, die nach der Natur ihres Gesteins von den Gipfeln des Gebirges stammen müssen. Diese ganze Stufe dankt thatsächlich Gletschern ihren Ursprung, die während der Eiszeiten sowohl in den Centralkarpathen als auch in den Alpen bis tief in die Thäler hinabreichten. Es ist eine Terrasse von Endmoränen, und jene Felsentrümmer, die auf ihr lagern, haben einst die Gletscher auf ihren Rücken dahin gebracht. Von bewegtem Umriß, oft überraschend mannigfaltiger Ausgestaltung, bietet diese Gegend einen wirklich reizvollen Aufenthalt, von dem aus, da die höchsten Gipfel der Hohen Tatra unmittelbar über ihm aufsteigen, man diese auch am schnellsten erreichen kann.

In dem Becken einstiger Gletscher auf dieser Terrasse haben sich jetzt die Gebirgswässer angesammelt und bilden leuchtende Seen, gleich Edelsteinen, welche der dunkle Rahmen der Wälder umfaßt. Anmuthig unter allen ist der Csorbersee mit seinem grünen, aus Krummholz, Lärchen und Fichten geflochtenen Kleide und seinem mächtigen Hintergrunde. Von dort aus läuft dem Abhang entlang eine Straße, an der Weszterheim, Schmecks, Tatra-Lomnitz und alle die anderen heute so beliebten Badeorte liegen. Mehrere derselben sind durch Zahnradbahn mit den Stationen des Popperthales verbunden und daher ausnehmend leicht zu erreichen.

Der Weg auf der Terrasse bewegt sich innerhalb der Wasserscheide; der Abfluß des Csorbersees ist nach der Waag gerichtet; sein Wasser soll in das Schwarze Meer gelangen, doch hat der Mensch hier rücksichtslos in die natürlichen Verhältnisse eingegriffen und einen Theil des Wassers aus dem See nach dem Milinicabach geleitet, mit welchem es weiter in die Popper und schließlich in die Ostsee[1]) gelangt. So werden die klaren Fluthen, die der blaue Gebirgssee umschloß, für immer von einander getrennt; denn wie sollten sie jemals in dem unendlichen Becken des Oceans sich wiederfinden? Die natürliche Wasserscheide liegt etwas weiter im Osten, und dort sieht man alsbald, nun aus eigenem Antrieb, alle Bäche nach der Popper eilen.

Der nördliche Abhang der Centralkarpathen sieht ganz anders als der südliche aus. Eine Moränenterrasse konnte hier nicht entstehen. Um diese zu bilden, war ein so steiler Abhang der Berge nöthig, wie er nur im Süden besteht. Dort gelangten die Gletscher rasch abwärts, reichten daher auch zu bedeutender Tiefe herab und konnten in gemeinsamer Arbeit die ausgedehnte Endmoräne erzeugen. An der Nordseite hingegen, wo die Berge sich allmählicher senken, wo Thäler auf Thäler folgen, da waren wohl die Gletscher an

[1] Karl Kolbenhayer, Die Hohe Tatra. Neunte Auflage. 1894. S. 85.

der Gestaltung der Thäler betheiligt, doch vermochten sie nicht in bestimmter Weise den Fuß des Gebirges zu formen. Jeder einzelne Gletscher folgte seinem eigenen Wege; mancher staute sich an dem Höhenzug, der Zakopane von dem Neumarkter Thale trennte; andere gelangten auch in dieses weite Thal, ohne jedoch auffällige Spuren ihrer Thätigkeit zu hinterlassen.

Um die centralkarpathische Insel, die aus dem einstigen Meere emporgetaucht war, lagerten sich in der mesozoischen Zeit die Schichten der Trias, des Jura und der Kreide ab. Doch kann das nur mit Unterbrechungen sich vollzogen haben, da viele Schichten, die jenen Formationen zukommen, hier in der Aufeinanderfolge fehlen. Es müssen somit Zeiten der Hebung mit solchen der Senkung abgewechselt haben und oft schon umgaben weite Landstrecken die Centralkarpathen, um später unter den Fluthen des Meeres wieder zu verschwinden. Zu Ende der Juraformation oder zu Anfang der Kreidezeit stiegen diese Gebirge nicht unbedeutend empor und zugleich mit ihrem inneren Gestein wurden auch schon die demselben angelagerten Kalke gehoben. Doch selbst das eocäne Meer umspülte nochmals diese felsige Küste, und die Centralkarpathen hörten erst endgültig auf, eine Insel zu bilden, nachdem die eocänen Schichten abgelagert waren. Damit hatten sie aber noch nicht ihre jetzige Gestalt erlangt. Im Miocän vollzog sich eine weitere Hebung, welche die gesammten Karpathen umfaßte. Da fanden auch neue Faltungen und Gestaltveränderungen statt, welche die Gesammtform der Berge schon der jetzigen näherten. Vulcanische Ausbrüche erfolgten an einigen Orten des Gebietes und schufen so die Trachyte von Czorsztyn und Szczawnica. Und dann waren es die mächtigen Wirkungen der Eiszeiten und die ununterbrochenen Eingriffe der Atmosphärilien, welche diese Berge formten, den Granit entblößten und sprengten, scharfe Spitzen und Grate in denselben schnitten und die Trümmer von den Höhen in die Tiefe trugen. Die Centralkarpathen waren einst weit höher als zu jetziger Zeit. Ihr inneres Gestein bildete eine nur wenig gegliederte Masse. Die romantische Schönheit dieser Berge ist erst ein Werk der Zerstörung: die Hohe Tatra bildet, wie die Alpen, eine Weltruine.

VII.

Als die Wiener Mathematici unter Jacob Buchholz' Führung die Hohe Tatra durchstreiften, fanden sie sich auch beim Sauerbrunnen in Schmecks ein. Ein riesiger Sumpf, an dessen oberem Ende ein „hohler Baumstock als Brunnenfassung die Quelle barg", in einiger Entfernung ein Hegerhaus und ein halbverfallener Schuppen: das war das Schmecks von 1751. Doch die Hofmathematici lobten über die Maßen die erfrischende Kraft des Wassers, und daß die Einwohner der Umgebung diese Auffassung theilten, zeigte der Umstand, daß alljährlich an dieser Quelle ein Volksfest abgehalten wurde. Der herrliche Wald um die Quelle bildete außerdem ein beliebtes Jagdrevier, in welchem der in der Nähe ansässige Adel nicht nur Auerhähne, Rehe und Gemsen, sondern auch Füchse, Wölfe und Bären erlegte. Der Ort gefiel dem Grafen Stephan Czaky so sehr, daß er sich 1797 hier zwei Wohnhäuser bauen

ließ. Dort empfing er auch im Jahre 1806 den Erzherzog Johann, Palatin von Ungarn, der eine Reise nach der Hohen Tatra unternommen hatte. Graf Carl Czaky ließ bald danach die ersten Badekammern und Wohnräume für Fremde in Schmecks einrichten, doch der eigentliche Aufschwung des Ortes reicht nur bis auf das Jahr 1833 zurück, und er gelangte zur wirklichen Blüthe erst seit den sechziger Jahren. Jetzt ist die ganze Gegend um Schmecks mit reichen Villen besäet, die angrenzenden Wälder sind weithin in Anlagen verwandelt, und ununterbrochen tauchen noch in der Nähe neue Curorte auf. Die officielle Sprache ist hier das Ungarische, doch wird überall auch Deutsch gesprochen, was auf der polnischen Seite des Gebirges seltener der Fall ist. Die Führer sind hier Zipser Sachsen, deren Kenntniß des Gebirges meist nicht über die Gegend um das Meeresauge hinausreicht, wohingegen unter den polnischen Führern von Zakopane, die in diesem Betracht den Vorzug verdienen, wiederum nur ganz wenige der deutschen Sprache mächtig sind.

Der Badeort Schmecks ist fast genau tausend Meter über der Meeresfläche gelegen. Auch heute noch wird er allseitig von Nadelholzwäldern umfaßt, durch die man am Abhang emporsteigt, um nach den schönen Wasserfällen der Kohlbach zu gelangen. So gewinnt man gleich vollen Einblick in die Eigenart dieses Gebirges.

Wir brachen mit der Morgendämmerung auf und begannen unsere Wanderung in dem tiefen Schatten der Bäume. Der Weg zog sich an der abfallenden Berglehne der Schlagendorfer Spitze hin. Wir hatten schon eine ziemliche Höhe erreicht, als die ersten Strahlen der Sonne, feurigen Raketen gleich, durch den Wald schossen; sie rötheten die Stämme in blutigem Schein, und in den Tiefen des Waldes loderte es auf wie von einem Brande. Die Thautropfen an den Bäumen schillerten wie Opale, blitzten wie Rubinen, und als ein Windzug die Kronen der Bäume bewegte, da war es, als wenn der Wald plötzlich feurige Thränen weine. Doch das konnten an jenem Tage nur Freudenthränen sein, denn die Strahlen der Sonne vergoldeten schon glückverheißend die Gipfel der Berge, und ein großer Chor von Vögeln hatte auch bereits seine Stimme zu schmetterndem Jubelgesang vereint. Der Blick zur Linken wurde frei: über den grünen Abhängen der Schlagendorfer Höhe tauchten die steilen Felsmassen der Lomnitzer Spitze hervor. Leichte Wolken umzogen ihren Gipfel. Sie tauchten auf dem westlichen Abhange auf, wirbelten empor in die Lüfte und streckten sich dann westwärts zu einem langen Streifen. Wie sie entstanden, so vergingen sie auch, ätherische Gebilde, die im Glanz der aufgehenden Sonne ihr Spiel um die hohen Gipfel trieben. Bald war das „Kämmchen“ erreicht, das die Kohlbachthäler von dem südlichen Abhange der Schlagendorfer Spitze trennt. Vor etwa drei Viertelstunden hatten wir Schmecks verlassen; es schien uns, als sei das erst vor einem Augenblick geschehen. Ueberrascht und überwältigt standen wir da. Die kurze Spanne Zeit hatte hingereicht, um uns in die volle Scenerie des Hochgebirges zu versetzen. Zu unseren Füßen schnitt tief in den waldigen und üppig grünen Abhang das Kohlbachthal ein. Seinen Hintergrund bildete das nackte, schroffe, himmelanstürmende Gebirge. Die Thalsohle ist mit Granittrümmern über-

säet. Alle diese Felsmassen gelangten aus den oberen Regionen in die Tiefe. Der Granit dieser Gegend zeigt faserigen Bau; das Wasser greift seine einzelnen Bestandtheile allmählich an, dringt in die erzeugten Spalten, sprengt beim Gefrieren den Stein, und die abgelösten Massen stürzen hinab zum Thal. Dann hört man ein Dröhnen im Gebirge, das dem Rollen des Donners aus der Ferne gleicht. Viele Felsentrümmer ragen scharfkantig und noch kahl aus der grünen Umgebung hervor; auf anderen haben sich bereits die anspruchslosen Flechten angesiedelt und den Stein mit bunten Ornamenten verziert; noch andere hat die Pflanzenwelt schon vollständig erobert, sie mit einem Schmuck von grünem Laub und bunten Blumen angethan, als wollte sie die Spuren der Vernichtung an ihnen ganz verwischen.

Vom „Kämmchen" aus vernimmt man ein Branden und Brausen, als befände man sich an den Ufern der bewegten See. So lärmt die wilde Kohlbach, die in ungethümen Sprüngen abwärts zum Thale eilt. Zu ihr geht es jetzt hinab, vorbei an dem Kohlbach-Hotel, von dem aus man eine weite Aussicht über das Thal und die Berge genießt. Ein großes muldenförmiges Trümmerfeld thut sich bald auf, halbkreisförmig umgrenzt von einer alten Moräne. Den aus zersetztem Granit entstandenen Boden deckt eine Vegetation voll Kraft und Fülle. Neben den Mauerkronen der Lomnitz, deren Gipfel allein über die schroffen Felsen des Mittelgrates hinausragen, erhebt sich die Eisthaler Spitze in den Himmel, so stolz und selbstbewußt, als wollte sie ihrer Lomnitzer Schwester den Vorrang streitig machen. Die Sonne streift schräg die steilen Felsen des Mittelgrates, trifft voll die senkrecht abstürzenden Wände der Schlagendorfer Spitze. Dort dringen ihre Strahlen tief ein in die Klüfte des Gesteines und tönen die aufsteigenden Nebel goldig. Der üppige Pflanzenwuchs der Tiefe steigert ihren Gegensatz zu den nackten Gipfeln. In mannigfaltiger Fülle drängen sich die Bäume und Sträucher an die Ufer des schäumenden Baches. In allen Abstufungen ihres grünen Laubes sind sie vertreten: der helle Lärchenbaum mit seinen zarten Nadelbüscheln; die dunkle Fichte, die ihre Aeste hier dicht an einander drängt, als wagte sie in dieser Höhe nicht mehr, ihren Gipfel frei zu entfalten; das noch dunklere Krummholz mit schlangenförmigen Aesten, ein Dickicht bildend, das stellenweise von dem edelsten Nadelbaum dieser Berge, der blaugrünen Zirbelkiefer, durchbrochen wird; hellgrüne, weißschimmernde Birken mit ihren schlanken, abwärts hängenden Aesten und weiter hinab im Thale auch noch die mit röthlich reifenden Beeren behangene Eberesche und die an ihren verkehrt eiförmigen zugespitzten Blättern kenntliche schlesische Weide.

Schäumend und tobend stürzt sich der große Kohlbachfall über eine quere Felsenwand dreizehn Meter hinab in die Tiefe. Er hat sich in zwei Arme getheilt und wagt nur mit dem linken Wasserstrahl auf einmal den gefährlichen Sprung; der rechte sucht in zwei Absätzen den Abgrund zu erreichen, zerschellt aber am Felsen und wird als schaumiger Gischt in die Luft zersprengt. Und in der Tiefe prallen die Wassermassen nochmals von den harten Granitfelsen zurück. Fast scheint es, als wollten sie, des Widerstandes müde, zur Höhe zurückkehren, doch von oben stürzten ihnen neue Wassermassen nach

und zwingen sie, ihren Weg fortzusetzen. In dem feinen Wasserstaub, der wie ein zarter Schleier aus dem Abgrund emporsteigt, brechen sich die Sonnenstrahlen, und ein farbiger Regenbogen schwebt als Friedenszeichen über dem in der Tiefe tosenden Kampfe. Unzählige kleine Cascaden rauschen schon über dem großen Wasserfalle; es ist, als wolle der Bach sich stufenweise zu dem gefährlichen Sprunge vorbereiten. Am Rande des Abgrunds erfaßt ihn aber doch noch ein Grauen und mit aufschäumenden Kämmen, wie mit gesträubter Mähne, stürzen sich seine Wellen über den Fels. Erst im Thale beruhigen sich die erregten Gewässer und fließen mit geglätteter Oberfläche weiter zur Popper hin.

VIII.

Der schöne Fahrweg, der von Schmecks zum Csorbersee führt, folgt in vielfachen Windungen dem Abhang der Berge. Er steigt etwas auf und senkt sich dann wieder, erhebt sich endlich dreihundert Meter höher als Schmecks.

Meist führt er durch Wald, zum Theil zwischen hohen Lärchen, deren Bestände in so schöner Entwicklung nur noch an diesem Abhange anzutreffen sind. Leider wird an einzelnen Stellen der Lärchenwald neuerdings gefällt, hoffentlich doch nur, um einem neuen Platz zu machen. Gerade an diesen steilen Südabhängen der Centralkarpathen müßte jede Ausrottung des Waldes ängstlich vermieden werden, da sie eine große Gefahr mit sich bringt. Sind es doch die Wälder vor Allem, welche den raschen Abfluß des Wassers an solchen Abhängen verhindern. Sowohl der Humusschicht des Bodens im Walde als auch der Streudecke und dem niederen Pflanzenwuchs in demselben kommt eine sehr hohe wasserbindende Kraft zu. Die bedeutendste Leistung weisen in dieser Beziehung die Moose auf. Im Gegensatz zu den höheren Gewächsen nehmen sie das Wasser nicht mit den Wurzeln aus dem Boden auf; sie verschlucken es vielmehr mit ihrer ganzen Oberfläche. Die feinen Härchen, mit denen ein Laubmoos im Boden haftet, dienen vornehmlich nur zu seiner Befestigung. Wird ein trocknes und dem entsprechend eingeschrumpftes Moospflänzchen nur mit dem unteren Ende seines Stengels ins Wasser gehalten, so bleibt es fast ebenso trocken, wie zuvor. Taucht man es dagegen mit seinem Laube in Wasser ein, so füllt es sich prall mit demselben an und erscheint bald strotzend von Saft. Die meisten Laubmoose vermögen in einer Minute das Sechsfache ihres Gewichtes an Wasser aufzunehmen. Doch nicht diese Eigenschaften der Moospflanzen sind es, welche für die Bergung großer Wassermassen im Waldboden in Betracht kommen; für letztere ist vielmehr nur maßgebend, daß die Moose große Wassermengen rein mechanisch in ihrem Polster festzuhalten vermögen. Sie wirken in dieser Beziehung wie ein Capillar-Apparat oder wie ein riesiger Schwamm, der über den Boden ausgebreitet wäre. Eine todte Moosdecke verhält sich in dieser Beziehung genau so, wie eine lebendige [1]). Ein Hektar Moosdecke vermag fast fünfundvierzig Kubikmeter Wasser

[1]) Fr. Oltmanns, Die Wasserbewegung in der Moospflanze, in Ferd. Cohn's Beiträgen zur Biologie der Pflanzen. 1887. Bd. IV, S. 1.

festzuhalten. Auch die Nadelstreu der Coniferen nimmt noch das Vier- bis Fünffache, die Blattstreu der Buchen sogar das Siebenfache ihres Gewichtes an Wasser auf. Das will etwas bedeuten, da solchermaßen, auf ein Hektar Bodenfläche, schon der einjährige Streuanfall im Buchenwalde fast dreizehn, im Kiefernwalde etwa fünfundeinhalb, im Fichtenwalde annähernd fünf Kubikmeter Wasser festhält. Und nicht nur der rasche Abfluß des Wassers wird in solcher Weise durch den Wald verhindert, auch die Verdunstung dieses Wassers erfolgt dort minder schnell. Sie vollzieht sich im Walde vier- bis fünfmal langsamer als am vegetationslosen Boden. Daher sind in waldreichen Gegenden nicht nur Ueberschwemmungen seltener, sondern es werden dort auch Flüsse und Bäche gleichmäßiger und anhaltender mit Wasser gespeist. Mit Schrecken bemerkte man schon in mancher Gegend, daß die Ausrottung der Wälder den mittleren Wasserstand der Flüsse herabgesetzt hatte. Oft war der verursachte Schaden, als man seiner gewahr wurde, nicht mehr rückgängig zu machen; wo die Neubewaldung einer Gegend aber gelang, da schwanden die früheren Uebelstände, und manche lang verschollene Quelle sprudelte wieder aus dem Boden hervor.

Ueberall, wo der Wald am Wege nach Csorba gelichtet worden war, deckte üppiger Pflanzenwuchs den Boden. Da strotzte es von Laub, von Blüthen und von Früchten. Oft leuchtete der Abhang schon von Weitem in violettrothem Ton von unzähligen Weidenröschen (Epilobium angustifolium), die sich, in dichten Scharen an einander gedrängt, mit ihren schlanken Blüthenständen über alle niederen Kräuter erhoben und jene Farbe zeigten, wie sie nur in den Bergen anzutreffen ist, das satte Colorit der bevorzugten Höhenbewohner. — Durch den Purpur und die Fülle ihrer Früchte fielen überall auch die Himbeersträucher auf: ich wüßte nicht, sie in gleicher Menge jemals geschaut zu haben. Bescheidener hielten sich zwischen ihren Mitbewerbern die Erdbeerstauden verborgen, doch auch sie waren bemüht, ihre rothen, duftenden Früchte sichtbar aus dem grünen Laub emporzustrecken. Es gilt ihnen, Thiere anzulocken, damit diese die Frucht verzehren und den Samen in solcher Weise verbreiten helfen. Denn die Samen werden nicht verdaut und verlieren in dem Körper des Thieres nicht ihre Keimkraft. Mit geradezu blendendrothen Fruchttrauben prangte überall der Bergholunder (Sambucus racemosa). Ein Vergleich seiner Früchte mit Korallen würde ihm wohl nur als eine Herabsetzung erschienen sein. Das Roth seiner Beeren leuchtete in der That weit stärker als Korallenschmuck. Augenscheinlich war auch die intensive Färbung aller Früchte in diesen Höhen durch starke Insolation bedingt. Es schien, als habe die Natur hier einen buntgewirkten Teppich zwischen den grünen Wäldern ausgebreitet, um mit ihnen den Abhang am Fuße grauer, nackter, trauriger Granitgipfel heiter zu schmücken. Am einsamen, feuchten Waldrande blühte in Fülle die Himmelsleiter (Polemonium coeruleum). Man sieht sie oft als Zierpflanze in unseren Gärten, doch auch sie zeigt in der Ebene weit blässere Farben. Sie wurde Himmelsleiter genannt, weil sie himmelblaue Blumen besitzt und gefiederte Blätter, die in ihrer Gestalt an Leitern erinnern. Hier oben zeigen ihre Blüthen in der Färbung das gesättigte Blau des italienischen

Himmels; da paßt diese Färbung zu dem Namen. Warum aber diese Pflanze in manchen Gegenden „Sperrkraut" und in anderen sogar „keusche Susanna" heißt, vermochte ich nicht zu ergründen.

Ueberall, wo Waldbäume gefällt werden und volles Licht den zuvor beschatteten Boden trifft, entsprießt ihm eine neue, von der früheren verschiedene Pflanzendecke. Sie nimmt ihren Ursprung aus Samen, die in dem Waldboden ruhten. Veränderte Bedingungen haben die Keimung dieser Samen angeregt. Wie lange sie im Boden geruht haben, wie lange sie dort zu ruhen vermögen, ist nicht eben leicht zu entscheiden. Besonders schwer fällt es, die äußerste Zeit anzugeben, bis zu der ein Same entwicklungsfähig bleibt. Daß dieser Zeitraum nicht gering ist, haben einige neuerdings gesammelte Thatsachen ergeben[1]). Dem Boden eines dichten Fichtenwaldes, der seit zweiundzwanzig Jahren einstiges Ackerland und Weideflächen deckte, wurden in sechzehn und vierundzwanzig Centimeter Tiefe Erdproben entnommen und in flache Culturkästen gebracht. Es entsproßten dem Boden ausschließlich Acker- und Weidepflanzen, darunter so allbekannte wie der kriechende Hahnenfuß (Ranunculus repens), das Feldpfennigkraut (Thlaspi arvense), das Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), der Ackersenf (Sinapis arvensis), die Vogelmiere (Stellaria media), die Möhre (Daucus Carota), der gemeine Gänsefuß (Chenopodium album), die Feldgänsedistel (Sonchus arvensis), der Löwenzahn (Taraxacum officinale) und andere. Alle diese Species wachsen in dem Kiefernwalde nicht; jede Fehlerquelle war durch die Art des Versuches ausgeschlossen, also mußten die erhaltenen Pflanzen Samen entstammen, die in dem einstigen Acker- und Weideland ruhten. Aus dem Boden eines Lärchenwaldes, mit dem vor sechsundvierzig Jahren Ackerland aufgeforstet worden war, ließ sich ebenfalls eine größere Anzahl von Acker- und Brachlandpflanzen erziehen. Diese Samen hatten somit fast ein halbes Jahrhundert in der Erde ausgeharrt, ohne ihre Keimkraft einzubüßen. Am Berge Laurion, dessen Silbergruben einst so berühmt waren, sind neuerdings zwei für Attika nicht bekannte Pflanzen aufgetreten, als die drei Meter mächtigen, seit dem Alterthum lagernden Schlackenhalden dort abgetragen wurden. Ob die Samen dieser beiden Pflanzen, eines zuvor unbekannten Glaucium und der Silene Juvenalis, dort seit Strabon's Zeiten, wo der Betrieb der Bergwerke schon fast aufgehört hatte, ruhten, ist freilich nicht so bestimmt wie bei den anderen planmäßig ausgeführten Versuchen zu behaupten. Für den in ägyptischen Gräbern gefundenen Weizen steht fest, daß er seine Keimfähigkeit eingebüßt hat, und gegentheilige Angaben, die zur Anpreisung von sogenanntem Mumienweizen führten, beruhen auf Täuschung. Die ersten Angaben über die Keimung von Mumienweizen gingen von dem Grafen Kaspar von Sternberg in Prag aus. Derselbe glaubte in der That, daß zwei Pflanzen, die er aus seiner Aussaat erhielt, Mumienweizen entstammten. Ob nun zu den Körnern, die er benutzte, die Araber schon in Aegypten recenten Weizen zugesetzt hatten, oder ob eine andere Ursache den

[1]) Vergl. A. Peter, Culturversuche mit ruhenden Samen. Nachrichten von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. 1893. S. 673.

Irrthum veranlaßte, ist heute gleichgültig, da der Versuch mit echtem Mumienweizen seitdem unendliche Male, stets mit negativem Erfolg, wiederholt wurde. Die Araber erdreisten sich aber unter Umständen, wie Alphonse de Candolle berichtet[1]), sogar, Maiskörner, als aus Mumiensärgen stammend, den Fremden anzubieten, ungeachtet der Mais erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aus Amerika nach der Alten Welt gelangte.

Am Csorber-See ist jetzt ein großes Hôtel errichtet worden, und man kann den Ort mit der Zahnradbahn erreichen. Eine Anzahl Villen reihen sich längs des Ufers an einander, und der ganze See wird von einem Spazierwege umfaßt. Das alles ist in der allerletzten Zeit entstanden. Als im Jahre 1865 mehrere deutsche Botaniker[2]) von Schmecks aus, durch dichten Wald den Weg sich bahnend, den Csorber-See erreichten, sahen sie sich an dessen Ufern vergeblich nach einem Wohnsitz um. Da es alsbald zu dämmern begann, mußte irgend ein Nachtlager gesucht werden; es fand sich endlich ein halb verfallener Heuschuppen im Wald, den es zunächst auszubessern galt. Man fällte ein Dutzend Bäume, mit deren Aesten die Löcher der Hütte gestopft und ein Lager bereitet wurde, während man mit dem Holze der Stämme ein großes Wachtfeuer anlegte und unterhielt. So braucht der Reisende heut am Csorber-See um ein Nachtquartier sich nicht mehr zu mühen, und falls es ihn nach dem romantischen Eindruck einer im Freien zugebrachten Nacht verlangt, so muß er eine entsprechende Gelegenheit dafür in den Gipfeln des Gebirges suchen. Uns störte hier fast das Gegentheil von dem, was die deutschen Botaniker einst vermißten, ein Uebermaß von Cultur, das zu der Stimmung des Ortes nicht recht paßte. Wir suchten thatsächlich an dem Promenadenwege erst nach einer Stelle, von der aus man den See und die Berge sehen konnte, ohne durch Bauten und Bänke am Ufer gestört zu werden. Da lagerten wir dann auf Krummholz, das an einzelnen Stellen bis zum Seeufer herabreicht, und ließen unsere Blicke über die klare Wasserfläche schweifen. Smaragdgrün an seinen Rändern, geht der See allmählich in ein tiefes Blau über. Bewaldete Hügel umgeben seine Ufer und halten ihn gleichsam in ihren Armen umfaßt; im Hintergrunde steigen aber steil und wild die Gipfel der Hohen Tatra auf: der Große Krivan mit seinen Hörnern, Thürmen und Zinnen, dann näher der lange Rücken der Bastei, weiterhin die majestätische Tatraspitze, mit den vier zerrissenen Gipfeln, davor die bescheidenere Tupa und weiter im Osten die Botzdorfer Spitze und der höchste Gipfel der Hohen Tatra, die in Polen Gerlach genannte Gerlsdorfer Spitze.

Auf den wetterwendigen Tag folgte eine stille, milde Nacht, die uns mit aller Macht ins Freie lockte. Wir schauten von der Terrasse des Hotels erst südwärts ins weite Thal, wo im Dunkel der Nacht die Lichter der zerstreuten Ortschaften funkelten. Sie blitzten auf, um wieder zu verschwinden, so wie die Funken in einer ausglimmenden Feuersbrunst. Hierauf zogen wir zum

[1]) Origines des Plantes cultivées. 1883. p. 290.

[2]) Eine Karpathenreise, ausgeführt im August und September 1864 und beschrieben von P. Ascherson, E. Engler, M. Kuhn und C. Reimann. Verhandlungen des botanischen Vereins für die Provinz Brandenburg. VII. Jahrgang. 1865. S. 159.

See und schauten dort den silbernen Strahlen der Sterne nach, die in den Fluthen versanken. Es mochte die Stunde gekommen sein, in der, von den Lichtern der Sterne geweckt, die Nixen der Tiefe entsteigen. Den Zauber einer solchen Sommernacht hat der polnische Dichter Sigismund Krasiński einst geschildert[1]): „Es war eine Nacht, so durchsichtig und still, daß Jeder, der sie schaute, vor Wonne erbeben mußte in den Tiefen seiner Brust und eine Vorahnung zukünftigen Glücks in seinem Busen fühlte. Schwarze Schatten hatten sich über Fluren und Haine gelegt. Die Sterne gingen hinter den Bergen auf, und sie schienen feurige Augen unsichtbarer Geister zu sein, die vom azurnen Himmelsgewölbe zur Erde hinab schauen. In geheimnißvolle Schatten gehüllt, dankte die Erde den Sternen mit Blumenduft, und mit Seufzern, die ihren Gewässern entstiegen, für diese goldigen Blicke."

IX.

Die zackigen Felsen des Gewont[2]), die fast neunzehnhundert Meter[3]) emporragen und dem Gebirgsbilde über Zakopane ein eigenartiges Gepräge aufdrücken, bestehen aus Kalkstein. Dadurch wird ihr wildes Aussehen, ihre tiefe Zerklüftung bedingt. Doch nur an seiner nördlichen Seite fällt der Gipfel des Gewont so steil ab in die Tiefe; nach Süden zu schließen sich ihm rundliche Kuppen an, die ihn an Höhe bald überragen. Nach Norden zu streckt der Gewont zackige Felsenarme vor, zwischen welchen tiefe Schluchten und Thäler von phantastischer Schönheit liegen.

Auf den Gipfel des Gewont vermag nicht Jeder zu gelangen, denn es gehört Geschick und einige Kühnheit dazu, um den Aufstieg zwischen tiefen Abgründen auf den steilen Felsen zu wagen. Daher es Viele vorziehen, die südlich vom Gewont gelegenen Rothen Berge[4]) zu besteigen, die noch um zweihundert Meter höher sind. Ihren Namen führen diese Berge nach der Färbung, die sie zum Herbst annehmen, und die von der dreispaltigen Binse (Juncus trifidus) herrührt, die mit dickem Rasen die Gipfel überzieht. Man ist, nachdem man diese Berge betrat, aus dem Kalkstein in den Gneis gelangt, in solches Gestein, von dem der Führer sagt, daß es zu nichts mehr tauge, da es in der Flamme zwecklos verpufft, während man aus dem anderen Gestein nützlichen Kalk brennen könne.

Der Blick vom Gipfel der Rothen Berge ist überwältigend. Er erstreckt sich weithin über die zackigen Gipfel der Centralkarpathen, vom Kriván bis über die Gerlsdorfer Spitze. Im Norden nimmt die schartige Felsenmasse des Gewont den Vordergrund ein, und über ihre Gipfel hinaus, in der Tiefe, breiten sich alle die grünen Thäler aus, die als das Land der Unterhalden[5]) zusammengefaßt werden. Jenseits derselben zieht sich die blaue Kette der Beskiden hin; weiter reicht der Blick bis in das Thal der Weichsel und ver-

[1]) Pisma Zygmunta Krasińskiege, Noc letnia.
[2]) Die Polen schreiben Giewont, was nur eine etwas weichere Aussprache bedingt.
[3]) Genauer 1897 Meter.
[4]) Czerwone Wierchy.
[5]) Podhale.

mag an völlig klaren Tagen, im duftigen Schimmer der Ferne, die Thürme von Krakau noch zu erkennen.

Wie auch sonst im Kalkgebirge zeichnet sich die Flora dieser Höhen durch ihren Reichthum aus. Dies empfindet man in vollem Maße, sobald man, beim Aufstieg zum Gewont, die Krummholz-Region erreicht. Ueberall schauen dann zur Sommerzeit die weißen Blüthen des blaugrünen Steinbrechs (Saxifraga caesia) aus ihren dunklen Blattrosetten dem Wanderer entgegen. Die anmuthige, achtblättrige Silberwurz (Dryas octopetala) breitet auch ihre weißen, doch weit größeren zarten Blumenkronen an vielen Orten aus. Hier und dort erblickt man die goldige Trollblume (Trollius europaeus), die vom Volk für eine der schönsten Pflanzen der Berge gehalten und mit dem einschmeichelnden Namen Lelija oder Leluja belegt wird, bemerkt dann auch die himmelblauen Blüthen des Alpenvergißmeinnichts (Myosotis alpestris) und erfreut sich der großen, dunkelblauen Glocken von Scheuchzer's Campanula (Campanula Scheuchzeri). Diese bilden zwischen dem Krummholz oft auf weite Strecken hin die Bodendecke und blicken leuchtend aus ihrer tiefgrünen Umgebung hervor. An manchem Abhang kann man in Fülle auch Edelweiß finden, das in den Centralkarpathen ausschließlich an den Kalk sich hält[1]). Durch tiefblauen Enzian (Gentiana acaulis), rothe und gelbe Steinbrecharten (Saxifraga oppositifolia und aïzoides) und die violette Aster (Aster alpinus) kann man endlich die Farbenscala in seinem Alpenstrauß noch vervollständigen. Was aber dem Gewont vor Allem botanischen Ruhm in den Centralkarpathen verschaffte, das war die Alpenrose (Rhododendron hirsutum), die man auf seiner Höhe fand[2]). Denn diese liebliche Zierde der Alpen geht den Centralkarpathen im Uebrigen ab. In den Bergen Siebenbürgens, ja selbst auf der Czerna Hora und in den galizischen Ostkarpathen sind die Alpenrosen eine verhältnißmäßig häufige Erscheinung; um so auffallender ist es, daß sie in den Centralkarpathen fast vollständig fehlen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kamen die Alpenrosen auch den Centralkarpathen einst allgemein zu und sind aus ihnen erst in Folge klimatischer Aenderung nachträglich verschwunden[3]). Der ungarische Tatra-Verein versucht es nun, künstlich aus anderen Gebirgen eingeführte Alpenrosensträucher in der Hohen Tatra zu acclimatisiren, bis jetzt ohne Erfolg. Vom wissenschaftlichen Standpunkte läßt sich gegen einen solchen Versuch, die Natur zu verbessern, auch mancher Einwand geltend machen.

Unter den romantischen Thälern, unsern von Zakopane, ist wohl eines der schönsten dasjenige von Kościelisko. Schon Albrecht von Sydow[4]) hatte

---

[1]) Gaston Bonnier, Quelques observations sur la flore alpine d'Europe. Annales des sciences naturelles. Botan. VI. série, T. X.

[2]) M. Kuhn, Besteigung des Gewont. Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. VII. Jahrgang. 1865. S. 145.

[3]) Der verdiente polnische Geologe Staszyc, der in den Jahren 1804 und 1805 die Hohe Tatra erforschte, gibt nicht nur Rhododendron hirsutum, sondern auch Rh. ferrugineum für dieselbe an. Vergl. bei Chałubiński, Enum. muscorum frondosorum tatrensium, Pamiętnik fizyograficzny. 1886. Bd. VI. p. II Anm.

[4]) l. c. p. 223.

sich für dieses Thal begeistert, dessen aus blaugrauem Alpenkalkstein bestehende Wände ihm bis in die Wolken aufzusteigen schienen. In den wunderbaren Felsgebilden dieses Thales glaubte er Ruinen alter Schlösser und Kirchen, die colossale Figur eines betenden Mönchs, die Büste eines Ritters, einen Adler mit hocherhobenem Kopfe und ausgebreiteten Flügeln zu schauen. Ueberall blickten ihn aus den mächtigen Kalksteintrümmern neue, überraschende Gebilde an und zwangen ihn zur Bewunderung. Weiten Ruhm genoß dieses Thal schon von Alters her in ganz Polen[1]), und viele Legenden waren an dasselbe geknüpft. Die zerrissenen Kalkfelsen, die in so abenteuerlicher Gestalt zu den beiden Seiten des Thales sich erheben, mußten zu phantastischen Vergleichen die Einbildungskraft anregen. Auch wir glaubten in der Tiefe des Thales Burgruinen mit zerfallenen Thürmen und Zinnen zu sehen, eingestürzte Kirchen, riesige Orgelpfeifen und die Trümmer ganzer Städte zu erkennen; von hohen Felsengipfeln blickte uns eine versteinerte Eule an, und apokalyptische Thiere streckten ihre Köpfe über die Baumgipfel uns entgegen. Aus steilen Abhängen gähnten die Oeffnungen dunkler Höhlen hervor, welche die Volkssage mit den Geistern einstiger Räuber füllt. — Das Thal verengt sich, um ein Felsenthor zu bilden, durch welches der schäumende Bach sich kaum noch durchzudrängen vermag. Unter einem Felsen stürzt ein mächtiger Wasserstrom hervor, um sich mit diesem Bach zu vereinigen. Es ist ein Theil dieses Baches selbst, der in den Spalten des Gesteins verschwand, um dann wieder als Quelle ans Tageslicht zu treten. Der Felsen über dieser Quelle ist mit zahlreichen Namen bedeckt. Nach dieser fragwürdigen Auszeichnung heißt er „der Beschriebene“[2]).

Schöner Wald breitet sich über den Abhängen aus und umrahmt die nackten Felsen. Es war in den Vormittagsstunden, und Thautropfen funkelten noch an den Sträuchern und Gräsern. Unten murmelte der klare Bach, der weiter im Land zum schwarzen Dunajec erstarken soll. Im Hintergrunde stiegen steile Felsmassen auf, die frisch gefallener Schnee stellenweise in ein blendend weißes Gewand hüllte. Eine Fülle anmuthiger Alpenpflanzen hatten wir bald beisammen[3]); denn in diesem Thale steigen sie, dem Gebirgsbach folgend, auffallend tief hernieder. Zierliche Farne[4]) wuchsen unter den Sträuchern, und auch Edelweiß fand sich schon am Abhang ein. Hier und dort rankt an anderen Sträuchern und Bäumen die schöne Clematis der Berge, die Alpenwaldrebe (Atragene alpina), empor. Ihres violetten Blumenschmuckes war sie fast schon beraubt, doch trug sie nunmehr als Zierrath die silbernen Federbüschel ihrer Früchte. — Strotzend üppige Kräuter füllten alle Felsen-

---

[1]) Daher dieses Thal auch sehr eingehend geschildert wird in dem polnischen Führer in der Hohen Tatra: Illustrowany Przewodnik do Tatr, Pionin i Szczawnic, przez Walerego Eljasza. Fünfte Auflage. 1896.

[2]) Pisana.

[3]) Vergl. C. Reimann, Aufenthalt im Kościelisko-Thal. Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. VII. Jahrgang. 1865. S. 136.

[4]) Cystopteris montana und fragilis, Polypodium Dryopteris und Phegopteris, Asplenium viride.

spalten, und überall streckte das vierzähnige Leimkraut der Alpen (Silene quadrifida) seine weißen Blüthen zwischen zahlreichen Seggen (Carex-Arten) hervor.

Auf den Felsen nistete der Alpenflüevogel (Accentor alpinus) und sang dort sein leises, klangloses Lied. Er ähnelt der Lerche, und da er nicht scheu ist, so bekommt man ihn öfters zu sehen, wie er aus den Büschen sich vorbeugt und über Felsblöcke gleitet.

In das Thal von Kościelisko hatte sich, der Sage nach, die heilige Kunigunde mit dem Volk der Unterhalden geflüchtet, als die Tataren das Land überschwemmten. Die Männer besetzten die Felsen zu beiden Seiten des Baches, und als die wilden Horden in das Thal eindrangen, schleuderten sie ungeheure Steinmassen herab und zerschmetterten Roß und Reiter. Die Knochen der gefallenen Krieger füllten lange das Thal und sollen ihm den Namen Kościelisko, das heißt Knochenstätte, verschafft haben.

In unmittelbarer Nähe von Zakopane mündet das Thal von Strążysko [1]). Es fällt vom Gewont ab, und die zackigen Gipfel dieses Berges schließen es malerisch im Hintergrunde ab. Der Eingang zum Thale ist von besonderer Schönheit, denn spitze, phantastische Felsennadeln halten an demselben Wache. Ein klarer Bach rollt in breitem Bette seine schäumenden Fluthen über Felsentrümmer; eine alte Buche beschattet ihn mit ihrer mächtigen Krone, und über dunkle Fichtenwälder steigt die Pyramide des Gewont empor. Tiefer Waldesschatten, goldige Sonnenblicke, phantastische Felsenbilder locken immer tiefer ins Thal und halten den Wanderer am rauschenden Bach gebannt.

Ich sah einmal dieses Thal bei Sonnenuntergang in eigenthümlicher Beleuchtung. Ein breiter Wolkenstreifen stand im Westen, fast unten am Horizont und erglühte in tiefrothem Lichte. Sein Widerschein ergoß sich wie Purpur über die Felsen des Thales und entzündete die Wipfel der Bäume, so daß sie brennenden Fackeln glichen; der Gewont stand aber verklärt wie ein feuriger Geist über dieser in blutige Töne getauchten Welt.

Ich suchte dieses Thal auch einmal auf zur späten Abendstunde. Der Mond stand hoch am Himmel, und seine Strahlen versenkten sich tief in die Schluchten und Spalten der Berge. Die unsicheren Lichter, die tiefen Schatten, die trügerischen Umrisse hüllten die Dinge in phantastischen Zauber ein. Die Felsen wuchsen gigantischer empor; Sträucher und Bäume, von endlos gebrochenen Strahlen durchsetzt, schimmerten wie Gespenster aus der Ferne. Hier schien ein indischer Götze seine drei Köpfe empor zu recken und streckte die Arme über den flimmernden Bach; dort war es eine lange Gestalt im Mönchsgewande, die flehend die Hände zum Himmel erhob; weiter ein Ritter, der drohend den Weg uns versperrte; hoch oben eine zerfallene Burg, die aus ihren leeren Fenstern wie aus glühenden Augen nach uns blickte; dort aus dem dunklen Walde emporsteigende Obelisken, die mit ihren scharfen Spitzen dem Himmel zu trotzen schienen. — Und da war es auch, als wenn der Bach

---

[1]) Annähernd ausgesprochen wie Stronschisko; vollständig ließe sich die Aussprache von „ąż“ in diesem Worte französisch durch „onge“ wiedergeben.

geheimnißvolle Worte in dieses verzauberte Thal hinein murmele — diese tönten erst leise, dann immer stärker und verschmolzen endlich zu einer jener alten Weisen, wie sie Sabala auf einsamen Felsen einst zu spielen pflegte.

X.

„Die Morgenwolken, die wie Scharen schwarzer Vögel über den Himmel zerstreut waren, begannen bald, sich zu sammeln. Als die Sonne den Höhepunkt ihrer Bahn überschritten hatte, deckten sie bereits, zu einer einzigen, mächtigen Wolke vereint, den halben Himmel. Der Wind trieb sie immer hurtiger an; sie wurden dichter, senkten sich tiefer hinab, schienen dann vom Himmel halb abzureißen und sich zur Erde zu beugen. So glichen sie einem breiten, ausgespannten Segel, das die Gewalt aller Winde in sich faßte, und flogen von Süden nach Westen durch den Himmel. — Dann folgte ein Augenblick dumpfer Stille. Es schwieg die Luft, als wäre sie vor banger Angst verstummt. Das Korn in den Feldern, das einem wogenden Meere gleich sich zur Erde neigte, dann seine goldenen Aehren heftig schüttelnd hob, starrte jetzt unbeweglich und schaute mit gesträubten Halmen empor zu dem Himmel. Und die grünen Weiden und Pappeln an den Wegen, die wie Klageweiber am offenen Grabe mit der Stirn zur Erde schlugen, ihre langen Arme rangen, ihre silberfarbigen Haarflechten dem Winde preisgaben, sie stehen jetzt leblos da in stummer Trauer, wie am Sipylos die Bildsäule der versteinerten Niobe. Nur an der Espe zittert weiter das graue Laub. Das Vieh, das sich sonst so träge bei der Heimkehr zeigt, sammelt sich in eiligem Lauf. Es wartet nicht auf die Hirten, verläßt die Weide, um nach Hause zu fliehen. Der Bulle scharrt mit den Hufen die Erde, wühlt mit dem Horn im Boden und schreckt die Herde durch sein unheilverkündendes Brüllen. Die Kuh schaut mit großen Augen zum Himmel empor, öffnet ihr Maul vor Erstaunen und stößt tiefe Seufzer aus. Die Sau folgt lässig nach; sie schnüffelt, schnaubt und grunzt, stiehlt auf dem Wege die Garben und schleppt sie weiter zum Vorrath. Die Vögel flüchten sich in die Tiefen des Waldes, verstecken sich unter Strohdächern oder ins hohe Gras. Nur die Krähen haben in Scharen die Teiche umstellt; sie schreiten an ihnen auf und ab in gemessenen Schritten, richten ihre schwarzen Augen auf die schwarzen Wolken, strecken ihre Zunge aus dem weiten, trockenen Schlund, breiten die Flügel aus und warten auf das kommende Bad. Doch auch sie sehen jetzt ein zu starkes Gewitter voraus, steigen wie eine Wolke auf und ziehen nach dem Walde. Nur ein einziger Vogel noch, die Schwalbe, verwegen in ihrem unübertroffenen Flug, durchbohrt wie ein Pfeil die schwarze Wolke. Plötzlich wie eine Kugel stürzt sie hinab . . .

Im Westen leuchtet düster, noch in gelblich-rothen Schimmer getaucht, die goldige Erde. Doch bald hat die Wolke ihre Schatten wie Netze weiter ausgespannt, allen Rest des Lichtes eingefangen; dann eilt sie der Sonne nach, um sie noch vor ihrem Untergange einzuholen. Mehrere Windstöße folgen in den Tiefen auf einander. Der eine jagt dem anderen nach und fegt große, helle Regentropfen wie Hagelkörner durch die Lüfte. Plötzlich drängen die Winde sich zusammen, erfassen einander und drehen sich in sausenden Kreisen. Sie wirbeln über die Teiche und trüben bis auf den Grund ihre Gewässer. Sie stürzen sich auf die Wiesen und ziehen pfeifend über Gräser und Brachweiden hin. Es krachen die Aeste, es fliegen die Halme wie mit vollen Händen ausgerauftes, mit den Locken der Garben vermengtes Haar. Jetzt werfen die heulenden Winde sich über das Feld, durchwühlen den Boden, entreißen ihm Erdschollen — und räumen dann die Stätte dem Wirbelwind. Wie eine schwarze Erdsäule entwindet er sich dem Felde, steigt empor, wälzt sich weiter gleich einer beweglichen Pyramide, bohrt sein Haupt in den Boden und schleudert aus den Füßen Sand den Sternen in die Augen. Er schwillt an, öffnet sich nach oben und verkündet wie eine gigantische Posaune den

Sturm durch die Welt. Mit Staub und mit Wasser, mit Stroh und mit Blättern, mit Aesten und mit entwurzelten Grasnarben chaotisch vermengt, stürzen sich die Winde endlich über den Wald und brüllen in der Tiefen desselben wie wilde Bären auf. Schon sickert der Regen herab in dichten Tropfen wie durch ein Sieb. Der Donner erschallt; da ereilen sich die Tropfen und verschmelzen zu Strängen, welche den Himmel an die Erde fesseln. Schichtenweise, wie aus Eimern, stürzen die Wasserwogen nieder. Schwarze Schatten decken die gesammte Welt, denn zu dem anbrechenden Dunkel der Nacht gesellt sich das noch tiefere Dunkel des Gewitters. Von Zeit zu Zeit reißt aber der Gesichtskreis von einem Ende zum anderen, und dann hellt der Engel des Gewitters, wie eine unermeßliche Sonne, sein Antlitz auf. Bald aber umhüllt er sich wieder mit einem Leichentuch, flüchtet zurück in den Himmel und wirft mit Donnerschlag das Wolkenthor zu. Die Macht des Gewitters steigert sich dann von Neuem, der Regen fällt in Strömen, und die Finsterniß wird so tief, daß man sie fast greifen könnte. Doch bald plätschert es wieder leiser, der Donner schlummert ein. Noch einmal erwacht er, tobt heftig auf und schleudert neue Wassermassen zur Erde. Endlich wird Alles still, und rauschen nur noch die Bäume."

Ein solches Gewitter brach gegen Mittag über Zakopane aus, nach einem sonnenklaren Vormittag, und nachdem wir am Abend zuvor jenen herrlichen Mondschein im Felsenthal von Strążysko genossen hatten. Wir sahen das Gewitter von Westen heranziehen, mit ursprünglicher Gewalt über dem Thal sich entladen und dann weiter nach Osten ziehen. Einen Augenblick schien es, als müßte dieser wüthende Sturm das ganze Thal vernichten; doch bald beruhigten sich die Elemente wieder, die gebeugten Pflanzensprosse erhoben ihre Gipfel, tief im Westen trat hell die Sonne hervor und spannte einen bunten Friedensbogen auf den dunklen Wolken des östlichen Himmels aus. Nur noch das leise Rollen des Donners drang aus der Ferne ins Thal, und man hörte das Plätschern der Wassertropfen, die bei jedem Windhauch von den durchnäßten Kronen der Bäume zu Boden fielen. Da nahm ich die unsterbliche epische Dichtung von Mickiewicz, „Herr Thaddäus"[1]), zur Hand, schlug darin die Schilderung des Gewitters auf[2]) und war von Neuem, nicht nur von ihrer Kraft und ihrem poetischen Schwunge, sondern auch ihrer Naturtreue ergriffen. Statt der vorhandenen deutschen Uebertragungen in Versen[3]), die, durch Maß und Reim behindert, mehr oder weniger von dem polnischen Text abweichen, habe ich die zuvor angeführte Uebersetzung in Prosa versucht, da es mir vor Allem darauf ankam, die ganze Darstellung treu wiederzugeben und zu zeigen, was für ein vorzüglicher Naturbeobachter dieser große Dichter war. Das von Mickiewicz geschilderte Gewitter war einst über die Ebene von Lithauen gezogen, dem Vaterlande des Dichters, nach welchem er, als politischer Flüchtling in Paris, so heiß sich sehnte. Daher die ganze Dichtung, die er dort erst niederschrieb, mit den ergreifenden Worten beginnt: „Lithauen, mein Vaterland, du bist wie die Gesundheit; deinen vollen Werth kann nur erfassen, wer dich verlor. Heut' sehe ich dich in

[1]) „Pan Tadeusz" erschien zuerst in Paris 1834.

[2]) Am Anfang des zehnten Buches.

[3]) Solche Uebertragungen gibt es von R. O. Spazier aus dem Jahre 1836; von Albert Weiß aus dem Jahre 1882 und von Siegfried Lipiner aus demselben Jahre.

voller Schönheit prangen, und ich will dich schildern, denn ich sehne mich nach dir."

Die Sonne ging über dem Thal von Zakopane bald unter. Zarte Wölkchen, die im Westen schwebten, begannen sich zu röthen und zogen gleich einer Herde feuriger Schäfchen aufwärts zu den goldigen Gefilden des Himmels. — Dann wurde es langsam dunkel. Die Nacht blieb klar; alle Wolken schwanden, die Sterne funkelten hell; von Zeit zu Zeit blitzte eine Sternschnuppe auf und zog einen goldenen Streifen am Firmament. — Mit dem ersten Morgengrauen traten wir ins Freie. Der Himmel war im Osten bereits rosig angehaucht. Leichte Purpurwolken stiegen dort auf und schwanden wieder. Dann blitzte es plötzlich auf am untersten Saume des Horizonts, und feurige Strahlen durchzuckten das weite Himmelsgewölbe. Goldiges Sonnenlicht ergoß sich zitternd über die Berge und die Thäler, und die Riesen der Tatra erwachten aus tiefem Schlafe. Sie schüttelten die nächtlichen Schatten ab und schauten der Sonne ins Antlitz. Die aber goß Purpur über die Höhen aus und streute dann Gold auf die Gipfel. Die Schatten flohen gegen Westen, und die Nebel flüchteten sich tief ins Thal.

Vor dem Hause erschien bald der Gebirgswagen, der uns nach Ungarn, bis Höhlenhain, befördern sollte. Den Gebirgswagen, wie er hier zur Benutzung steht, zu poetisiren, will ich nicht versuchen. In Wirklichkeit ist es ein Leiterwagen, der ganz erbärmlich schüttelt. Gepolsterte Sitze sind zwar an den Seiten des Wagens an Riemen aufgehängt, doch das ersetzt die fehlenden Federn nur sehr unvollkommen. Die über dem Wagen ausgespannte Leinwand schützt gut gegen Sonnenschein, doch sehr mäßig nur gegen Regen. Indessen ist anzuerkennen, daß ein anderer Wagen den hiesigen Gebirgsstraßen nicht gewachsen wäre. So aber fährt man über Stock und Stein, wirft allenfalls einmal um, doch auch dann werden im schlimmsten Falle nur die Insassen des Wagens, nicht dieser selbst beschädigt. Wir sind wiederholt auf Waldwegen in einem solchen Wagen quer über gestürzte Tannen gefahren, ohne in ihrem Geäst stecken zu bleiben. Wir haben tiefe Bäche durchquert, oft auch in ihrem Bette weitere Strecken zurückgelegt, ja, es gelang uns unter Umständen, mit vereinten Kräften unseren Wagen über ein Hinderniß hinweg zu heben. — Ueber alles Lob erhaben sind die kleinen Pferde, mit denen diese Wagen bespannt sind — von einer Anspruchslosigkeit und Ausdauer, die manches Pferd an vornehmer Carosse sich zum Muster nehmen könnte.

In einem solchen Wagen brachen wir an diesem Morgen auf. Zunächst blieben wir auf guter Straße, auf der nur die negativen Eigenschaften des Fuhrwerks uns zum Bewußtsein kamen; dann aber lenkten wir seitwärts ab in einen Weg, auf den ein anderes Vehikel sich schwerlich gewagt hätte. Er führte von Poronin nach den Höhen der Bukowina, von denen aus die umfassendste Gesammtaussicht der Centralkarpathen zu erwarten war. Einen ausgedehnten Blick ins Gebirge bietet zwar auch der Höhenzug dar, der Zakopane von dem Neumarkter Thal trennt, doch auf der Höhe von Bukowina ist man den höchsten Gipfeln der Centralkarpathen weit näher gerückt, steht ihnen fast genau gegenüber.

In der That breitete sich vor unseren Augen, als wir die Höhe[1]) erreichten, die gesammte Kette der Centralkarpathen aus. Wir verließen den Wagen, um durch Wald den kahlen Rücken von „Glodówka" zu erreichen. Von dort aus erscheint das Bild in einer abgeschlosseneren Form, weil ausgedehntere Wälder den Vordergrund umrahmen. Diese nördliche Ansicht ist ganz verschieden von derjenigen, die man von Süden aus genießt. Denn die Kette der Centralkarpathen bildet einen Bogen, der seine convexe Seite nach Süden, seine concave nach Norden kehrt. Die höchsten Gipfel der Hohen Tatra, die von einigen nach Süden abgehenden Seitengraten sich erheben, beherrschen die südliche Ansicht und decken das übrige Gebirge. Von Bukowina aus sieht man in den offenen Bogen des Hauptkammes hinein und überblickt auch alle die Höhen, welche seitlichen Aesten desselben entspringen. Der Kundige kann von hier aus die Namen aller Gipfel der Centralkarpathen nennen, von dem zackigen Havran im Westen an, der den Belaer Kalkalpen noch angehört, bis zu den zerrissenen Kalkfelsen des Gewont, der im Osten über Zakopane sich erhebt. Der ganze Reichthum der Gestaltung entfaltet sich mit einem Male vor den Augen des Beschauers, jene scharfen und zackigen Umrisse, jene steil aufsteigenden Gipfel, welche so oft schon einen Vergleich dieser ganzen Kette mit dem Aufbau eines gothischen Domes veranlaßt haben.

Wir setzen unsere Reise dann abwärts fort auf fast unmöglichen Wegen; doch unser Fuhrmann ist geschickt, und ohne Unfall gelangen wir unten an die Białka, welche die galizisch-ungarische Grenze bildet. Der reißende Fluß entledigte sich vor einiger Zeit der über ihn führenden Holzbrücke; doch ein jüdischer Schenkwirth in der Nähe hat auf eigene Kosten und Gefahr eine neue Brücke herstellen lassen und öffnet nach bescheidener Entschädigung den Schlagbaum, der sie sperrt.

XI.

Auf der anderen Seite des Flusses werden wir von bettelnden Zigeunern umringt. Die Kinder laufen unserem Wagen nach; die kleinsten von ihnen sind vollständig nackt, die größeren nur nothdürftig in Lumpen gehüllt. Die schlanken Gestalten, so dunkel fast wie Bronce, erinnern uns an die herculaneischen Ringer, vor denen wir im Museo nazionale in Neapel so oft voll Bewunderung gestanden haben. Schon diese Erinnerung veranlaßt uns, einiges Geld unter die Kinder zu vertheilen, wodurch freilich die Zahl unserer Begleiter nur vermehrt wird. Als weitere Gaben nicht folgen, entmuthigt sich allmählich die Bande und bleibt am Wege zurück. Nur ein einziges Mädchen von auffallender Schönheit läuft immer noch an der Seite des Wagens, und als sie endlich stehen bleibt, ballt sie gegen uns die Faust zusammen und stößt laute Verwünschungen aus. Sie wirft dabei ihren zierlichen Kopf in den Nacken, und ihr Gesicht nimmt einen leidenschaftlichen Ausdruck von wahrhaft dramatischer Wirkung an. Wir befinden uns glücklicher Weise schon auf gutem Wege, denn einen Unfall an unserem Wagen hätte unser Fuhrmann sonst sicher mit diesem Zigeunerfluch in Verbindung gebracht.

[1]) Fast 1000 Meter über dem Meere.

Die Zigeuner[1]) fühlen sich nur unter Rumänen und Magyaren wohl. Viel weniger sagt ihnen die slavische, am wenigsten die deutsche Bevölkerung zu. Unter Rumänen und Magyaren dürfen sie noch einigermaßen frei umherziehen, doch werden jetzt auch in Rumänien und in Ungarn die Zeltzigeuner strenger überwacht, und das hat zur Folge, daß ihre Zahl abnimmt, diejenige ihrer angesiedelten Stammesgenossen im Wachsthum begriffen ist.

Ich begegnete so häufig Zeltzigeunern während meiner Fahrten in der Hohen Tatra, daß mein Interesse für sie geweckt wurde. Wiederholt nahm ich Gelegenheit, ihr Lager zu besuchen, und war bemüht, einen Einblick in ihre Lebensverhältnisse zu gewinnen. Ich empfing dabei oft recht romantische, doch in Wirklichkeit wenig erfreuliche Eindrücke, und eine gewisse Sympathie für dieses Volk wußte ich mir schließlich nur auf Grund dessen hoher musikalischer Begabung zu erhalten.

Was bei jeder Begegnung mit den Zeltzigeunern auffallen muß, ist ihre ungewöhnliche Schönheit. Dem Naturforscher muß dies im ersten Augenblick fast wie ein Widerspruch erscheinen, wenn er bedenkt, wie stark die Inzucht ist, welche innerhalb sehr enger Verbände seit so langen Zeiten bei den Zeltzigeunern betrieben wird. Doch Inzucht ist ja nur deshalb eine Gefahr, weil sie auch die den Eltern gemeinsam zukommenden, nachtheiligen Eigenschaften bei den Nachkommen steigert. Andererseits muß sie zur Erhaltung, beziehungsweise zur Steigerung der vortheilhaften Eigenschaften beitragen, und das scheint betreffs der Körperschönheit hier der Fall zu sein.

Die Broncefarbe der Haut, die schwarzen Augen und Haare, eine große Geschmeidigkeit der Glieder charakterisiren alle Angehörigen dieser Rasse. Der Körperbau der Männer ist aber so schmächtig, daß die zur Wehrpflicht Herangezogenen sich in einem verhältnißmäßig hohen Procentsatz als untauglich erweisen. Wie schlecht ernähren sich aber auch diese Menschen, wie frühzeitig pflegt ihr Körper durch übermäßigen Branntweingenuß und das ununterbrochene Rauchen von starkem Tabak geschädigt zu werden. Auch bei Frauen trägt die Trunksucht sehr zu einem vorzeitigen Altern bei. Frauen von vierzig Jahren beginnen greisenhaft auszusehen. Im Wohlstand stellt sich diese Erscheinung bei ihnen nicht ein, so beispielsweise nicht, wenn eine schöne Zigeunerin, was in der Moldau nicht selten der Fall, durch Heirath in eine Bojarenfamilie gelangt.

Von jener körperlichen Schwäche abgesehen, sind eigentliche Gebrechen bei den Zigeunern nur selten. Auch ist die Mortalität unter erwachsenen Zigeunern nicht groß, was wohl damit zusammenhängt, daß alle schwächeren Individuen die Kinderjahre nicht überleben. Diejenigen, die erhalten blieben, haben damit auch ihre Widerstandsfähigkeit schon erprobt. Dann vollzieht sich die weitere Abhärtung des Körpers in einer für verwöhnte Menschen kaum faßlichen Art. Aus der dunsterfüllten, überheizten Hütte springen die Kinder zur

---

[1]) Vergl. hierzu Adolf Ficker, Die Zigeuner in der Bukowina. Statistische Monatsschrift, herausgegeben vom Bureau der k. k. statistischen Central-Commission. Fünfter Jahrgang. Wien 1879. S. 249.

Winterzeit nackt ins Freie hinaus, ja selbst die kleinen Mädchen sind bis zu ihrem siebenten Lebensjahre meist nur mit einem zerrissenen Hemde oder einem Lendengürtel angethan. Belehrend ist es aber gewiß, daß, so weit die Erfahrungen reichen, die Widerstandsfähigkeit dieser abgehärteten Wesen auch gegen Infectionskrankheiten besonders groß ist, und daß selbst zu Zeiten starker Diphtheritisepidemien die Zigeunerkinder meist von der Krankheit verschont blieben.

Die Religion der Zigeuner ist schwer zu ergründen; sie haben sich in christlichen Ländern äußerlich zum Christenthume bekannt, und sie pflegen sich in ihren religiösen Uebungen nach dem Glaubensbekenntniß der Umgebung zu richten. Die Grundlagen ihrer wirklichen religiösen Begriffe mögen im Schamanismus[1]) wurzeln, jener eigenthümlichen Religion eines Theiles der ural-altaischen Völker, die im Wesentlichen Geistercultus ist und die bei den Zigeunern mit dem Glauben an Zauberei stark verwebt erscheint.

Was die Zeltzigeuner durch Arbeit verdienen, ist stets nur unbedeutend. Besonders zahlreich sind unter ihnen die Schmiede, so daß man an manchen Orten der Bukowina sich daran gewöhnt hat, das Schmieden als ein Zigeunerhandwerk zu betrachten. Diese Arbeit beruht bei den Zigeunern auf einer sehr alten Tradition; das Recht, welches ihnen Fürst Alexander der Gute bei ihrem Einzuge in die Moldau 1417 ertheilte, bestand bereits in „freier Luft und Boden zum Umherziehen", in „Feuer und Eisen zum Schmieden". Bis auf den heutigen Tag sind die von ihnen beim Schmieden benutzten Vorrichtungen von größter Ursprünglichkeit. Die Esse erhebt sich aus dem flachen Boden, das Gebläse besteht aus zwei kleinen Handbälgen; als Ambos dient häufig ein Stein. Es ist erstaunlich, zu sehen, bis zu welcher vielfach an das Künstlerische grenzenden Vollkommenheit der Leistung die Zigeuner es mit diesen einfachen Mitteln zu bringen vermögen; denn nicht nur Pferdehufe, Schlüssel und Schlösser, sondern auch Ohrgehänge und Ringe gehen aus ihrer Schmiede hervor.

Thatsächlich sind diese Leute nicht unbegabt, und wenn sie dem Fremden oft anders erscheinen, so hängt das mit der großen Zurückhaltung zusammen, die sie ihm gegenüber beobachten. Besonders groß ist die musikalische Befähigung der Zigeuner und hat mit Recht Weltruf erlangt.

Für die meisten Bewohner der nördlichen Länder ist die Bezeichnung „Zigeuner" mit Schmeichelworten wie „Vagabunden" oder „Diebsbande" ziemlich gleichbedeutend. Eine solche Beurtheilung des ethischen Werthes dieser Fremdlinge lag auch dem Edicte Friedrich Wilhelm's I. vom 5. October 1725 zu Grunde, welcher verfügte: „Die Zigeuner männlichen oder weiblichen Geschlechts, so in den preußischen Staaten betroffen werden, sollen, wenn sie über achtzehn Jahre alt sind, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden." Wer die Zigeuner näher kennen lernt, der empfindet wohl auch etwas Mitleid für sie.

---

[1]) Vergl. hierzu H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. 1890. S. 253.

Eines solchen Gefühls konnte auch ich mich nicht erwehren, und trotzdem ich wußte, daß dies Volk zu Trunk und Diebstahl neigt, lügnerisch ist und mit Wahrsagen Schwindel treibt, rührte mich doch sein tiefes Elend. In Wirklichkeit ist dieses Elend selbstverschuldet, thatsächlich aber auch durch jenen ererbten Instinct veranlaßt, der die Zigeuner zu rastlosem Wandern treibt. Diese bewußtlose Naturanlage beherrscht ihren ganzen Willen; ihr vermögen sie nicht zu widerstehen. Und eine gewisse ideale Seite ist ja dem Wandertrieb nicht abzusprechen; hat doch ein moderner französischer Dichter, Jean Richepin, ihn ganz neuerdings wieder im „Chemineau" zu verherrlichen gesucht. So glaubt auch der Zigeuner, weil er nichts besitzt, daß ihm die ganze Welt gehöre, und weil er Niemandem zu dienen hat, fühlt er sich freier als die anderen Menschen. So zieht er hin von Ort zu Ort, begierig, immer neue Eindrücke zu empfangen; von der Stätte, an der er heute weilte, ist er morgen schon spurlos verschwunden, und nur dem Eingeweihten verrathen Wanderzeichen, die er an den Kreuzwegen anbrachte, die Richtung, in der sein Stamm weiter zog.

Auch lastet auf diesen unglücklichen Parias der Fluch einer Jahrhunderte langen Bedrückung, und ihre sittliche Verkommenheit ist die Frucht derselben. Mißtrauisch und scheu, weil stets verfolgt, mit Haß für die Umgebung erfüllt, mußten sie auch dieser stets als eine Landplage erscheinen. Nur Diejenigen, welche sich das Vertrauen dieses Volkes zu gewinnen wußten, vermochten bei ihm auch edlere Triebe zu erkennen, den noch gesunden, ewig menschlichen Kern aus der verderbten Schale heraus zu lösen.

Verhältnißmäßig frei konnten sich die Zigeuner in Siebenbürgen entwickeln; dort sind demgemäß auch die über ihre Lebensart und ihre Sitten angestellten Untersuchungen mehr als sonst zu ihren Gunsten ausgefallen[1]).

Seitdem sich A. F. Pott mit der Sprache der Zigeuner eingehend befaßt, eine Grammatik und ein Wörterbuch ihres Idioms veröffentlicht[2]) hat, war die zuvor schon wahrscheinliche Annahme, daß dieses Volk aus Indien stamme, über allen Zweifel erhoben. So verkommen und verdorben ihre Mundart, das „Romsche" Idiom, auch ist, so steht doch jetzt fest, daß es, wenn auch schüchtern, sich rühmen darf, zu dem stolzen Sanskrit in Blutsverwandtschaft zu stehen. Wie dieses Volk zu dem Namen der Zigeuner kam, ist nicht sicher nachzuweisen. Sie selbst nennen sich meist Roma, was jedoch nichts Anderes als Menschen in ihrer Sprache bedeutet, früher bei den indischen Därden freilich auch der Name bestimmter Stämme und Kasten war[3]). Die Zigeuner bleiben wirkliche Zigeuner nur so lange, als sie wandern. Der ansässige Zigeuner, der Gewerbe treibt, vergißt mit der Zeit seine Muttersprache und gebraucht allein die Sprache des Volkes, in dessen Mitte er lebt. Alle Zigeunerdialekte Europa's enthalten armenische und in großer Zahl griechische Worte, außerdem auch Elemente aus den Sprachen der einzelnen Länder, in welchen

[1]) Vergl. vor Allem H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. 1890.

[2]) Die Zigeuner in Europa und Asien. Halle 1844 und 1845.

[3]) R. Pischel, Die Heimath der Zigeuner. „Deutsche Rundschau", 1883, Bd. XXXVI, S. 368.

diese Zigeuner längere Zeit sich aufhielten. Es läßt sich jetzt auf Grund neuer Sprachstudien, besonders derjenigen von Franz von Miklosich[1]), sicher behaupten, daß der äußerste Nordwesten Indiens, der Hindukusch, die ursprüngliche Heimath der Zigeuner war[2]). Was dieses Volk bestimmte, seine Heimathstätte aufzugeben und seinen endlosen Zug durch die Welt anzutreten, läßt sich heute nicht mehr feststellen. In Europa tauchten die Zigeuner im Jahre 1415 auf und durchwandern es seit jener Zeit. Auch den strengsten Gesetzen vermochte ihr Wandertrieb zu widerstehen, doch wird er jetzt durch die überall zunehmende Ordnung, wenn auch langsam, so doch stetig eingeschränkt. Die Zahl der Zigeuner, die in südlichen Ländern zu festen Wohnsitzen sich entschließen, nimmt dauernd zu.

Der romantische Zug, der durch das Leben der Zigeuner geht, hat von jeher dem Dichter und Erzähler reichen Stoff geboten. Die allbekannte Novelle „La Gitanilla" reicht bis in das Jahr 1612 zurück, und kein Geringerer als Cervantes war ihr Verfasser. Ihr Inhalt bildete den Vorwurf zu Pius Alexander Wolff's Schauspiel „Preciosa" und zog dann, von Karl Maria von Weber's Musik zum Kunstwerk erhoben, über die Bühnen aller Länder. Wie Mancher hat in seiner Jugend für Zigeunergeschichten geschwärmt und unter dem Zauber des Geheimnißvollen gestanden, das jenen Erzählungen inne wohnt. Seine Ernüchterung erfolgte dann meist bei der ersten Begegnung mit einer zerlumpten Zigeunerbande, die in armseligen, mit noch armseligeren Pferden bespannten Wagen über die Heerstraße zog, oder beim Anblick eines Zigeunerlagers mit den schmutzigen Zelten und verwahrlosten Gestalten. Konnte er dann zugleich der bettelnden Kinder oder der zudringlichen Wahrsagerinnen sich nicht erwehren, so war jene Poesie, mit der seine Einbildungskraft das Zigeunerleben einst umgab, endgültig verschwunden. Und doch verwischt sich ein Theil dieser üblen Eindrücke bei Demjenigen wieder, der das Buch zur Hand nimmt, welches Heinrich von Wlislocki dem „wandernden Zigeunervolke" widmete[3]). Freilich hat er es da nicht mit einem ganz unparteiischen Richter, sondern viel eher mit einem Anwalt der Zigeuner zu thun; doch wo Alle verdammen, ist es gut, einmal auch einen Vertheidiger zu hören. Gegen manche der durch v. Wlislocki vertretenen Ansichten hat R. Pischel Einwand erhoben[4]), doch mußte auch R. Pischel anerkennen, daß v. Wlislocki ein reiches Material mühselig gesammelt und unsere Kenntniß vom Leben der transsilvanischen Zigeuner nicht unwesentlich bereichert habe. Auch sei es mit Dank anzuerkennen, daß v. Wlislocki den Muth hatte, lange unter den Zigeunern zu leben, und daß seine Mittheilungen daher sehr werthvoll und interessant seien. Nur wird Mangel an Kritik dem Werke vorgeworfen. —

[1]) Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. 1872—1880. — Beiträge zur Kenntniß der Zigeunermundarten. 1874—1878.

[2]) Vergl. auch Pischel, l. c., S. 368. — R. v. Sowa, Die Mundart der slovakischen Zigeuner. Göttingen 1887.

[3]) Im Besonderen: „Vom wandernden Zigeunervolke". Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. 1890. — Dann auch „Aus dem inneren Leben der Zigeuner". 1892.

[4]) Göttinger gelehrte Anzeigen. 1890. S. 986.

Wie v. Wlislocki berichtet, hat er sich oft Monate lang mit den Zigeunern herumgetrieben, um Material für seine Studien zu sammeln, und das auf die Gefahr hin, sein Vorhaben mißdeutet zu sehen und gehässigen Angriffen ausgesetzt zu sein.

Das bevorzugte Land der Zigeuner ist von jeher Siebenbürgen gewesen, und wie sie dort ihre Eigenart am vollkommensten bewahrt haben, so sagt auch ihren romantischen Neigungen das Leben in den bewaldeten Bergthälern der Karpathen am meisten zu. An den südlichen Abhängen dieser Berge findet die wandernde Truppe im Winter Schutz gegen die nördlichen Stürme. Dort wartet sie, in Erdhöhlen und Strohhütten sich bergend, die wärmere Jahreszeit ab, und die nahen Gebirgsdörfer bieten ihr ein Absatzgebiet für ihre primitiven Erzeugnisse[1]). Hat sie aber der Lenz aus ihren Verstecken hervorgelockt, dann beginnt ihr Wanderleben, wohl unabhängig, doch so elend, daß man staunt, sie seit so vielen Jahrhunderten dabei beharren zu sehen.

Sie bleiben dauernd in Armuth, trotz aller ihrer in der Sage fortlebenden Zaubermittel, welche Reichthum und Glück verheißen. Wer zu Ostern ein Eulenei findet, der kann in den Besitz des Glückswurmes kommen; nur muß er das Ei unter einem Haselstrauche eingraben und dann sieben Jahre warten, bis sich der Wurm entwickelt. Auch ein gabelförmig endender Haselzweig, der in der Johannisnacht mit einem noch nie gebrauchten Messer vom Stamm geschnitten wird, gibt die in der Erde verborgenen Schätze an, doch muß zu der Zeit, als man die Wünschelruthe schnitt, die Haselschlange gerade ein Ei gelegt haben. In der Pfingstnacht öffnet ihre Krone die „blaue Blume", die dem Boden nur über verborgenen Schätzen entsproßt. Diese Blume gleicht einer bläulichen Flamme und leuchtet schon aus der Ferne. Doch wer sie zu schauen bekommt, darf sie nicht pflücken; er wartet ab, bis sie wieder in die Erde versinkt, um dann den Schatz zu heben[2]). — So träumen diese hungernden, armseligen Menschen fortdauernd von Glück und Reichthum und glauben weiter an ihre Märchen, trotzdem sie sich niemals verwirklicht haben.

Das Elend beginnt für den Zeltzigeuner mit dem Augenblick, wo er das Licht der Welt erblickt[3]). Zwischen Schweinen, Hunden und Pferden wird er geboren. Stroh und etwas Heu sind sein Lager. Die Eltern beeilen sich mit der Taufe, denn ein Kind, das ungetauft stirbt, kehrt oft als Vamphyr wieder. Auch befreit die Taufe den Menschen erst von einem gewissen üblen Dufte, der ihm von Natur aus anhaftet. So lange das Kind nicht gehen kann, hockt es bei der Mutter auf dem Rücken. Dann kriecht es im Zelte oder in dessen Nähe herum. Die Mädchen bleiben bei den Eltern bis zu ihrer Verehelichung; der Junge muß hingegen von seinem achten Lebensjahre an das elterliche Zelt verlassen und für sein Fortkommen sorgen. Er bewegt sich draußen, fast nackend, unter den Thieren, raucht schon seine Pfeife und sucht wohl im Geheimen seiner Mutter etwas Nahrung abzuschmeicheln. Im Winter treibt

---

[1]) H. v. Wlislocki, l. c., S. 46.

[2]) Nach v. Wlislocki, l. c., S. 152, 153, 159.

[3]) Auch hierzu vergl. v. Wlislocki, l. c., S. 57 ff.

er sich halb erfroren in Sturm und Wetter umher und späht nach Verstecken, die ihm einigen Schutz gewähren. Trotz aller dieser Entbehrungen wächst er meist zu einem Gleichmaß von Schönheit auf, wie sie unter den ansässigen Zigeunern kaum zu finden ist. Das ganze Sinnen und Trachten des Jünglings ist dann auf das Mädchen gerichtet, das ihn nicht nur durch ihre Liebe beglücken, sondern ihm auch nach vorhandener Sitte ein Zelt in der Genossenschaft bringen soll. Gelang es ihm, eine Frau zu gewinnen, so beginnt für ihn ein verhältnißmäßig sorgloses Dasein; denn er überläßt nun der Frau alle Arbeit und widmet sich vornehmlich nur dem süßen Müßiggang. Der Frau sehnlichster Wunsch ist aber, Mutter zu werden; sie trägt hierzu die Neigung in ihrem Herzen; auch weiß sie, daß ihr Mißachtung droht, wenn sie kinderlos bleibt. Erfüllen sich ihre Hoffnungen nicht gleich, so greift sie zu Zaubermitteln, um sie zu fördern. — Alle Sorge um die Kinder fällt der Mutter zu; denn den Vater kümmern sie wenig. So manchem halbwüchsigen Geschöpf unter den Zeltzigeunern ist sein Vater kaum bekannt. Um so größer ist die Liebe, mit der die Mutter ihre Kinder umgibt und mit nicht geringerer Zärtlichkeit hängen diese ihr an. Unzählige Lieder geben diesem Gefühle Ausdruck, und in wahrhaft rührenden Strophen wird oft der Tod einer Mutter beklagt.

Die Schönheit der Zigeunerfrau ist bald vorüber, so bezwingend auch der wilde Glanz war, der sie noch vor Kurzem umstrahlte. Jener geheimnißvolle Schmelz der großen, dunklen Augen, der dem Gesicht einen melancholischen Zauber verlieh, schwindet rasch, und nur der feine Schnitt des Mundes, die ebenmäßig geformte Stirn und Nase zeigen noch die frühere Schönheit an, die man selbst einer Frau, deren kohlschwarzes Haar von silbernen Fäden durchzogen ist, noch anzusehen pflegt. Dann aber prägen sich ihre Züge immer stärker aus, treten immer schärfer in dem mageren Gesicht hervor, und dasselbe nimmt, von wildem Haar umflattert, einen dämonischen Ausdruck an. Die Zigeunermatronen sehen daher nur zu oft wie Hexen aus. — Auffallend ist der üppige Haarwuchs bei dieser Rasse, und Männer wie auch Frauen behalten ihn bis in ihr spätes Alter. Sie achten aber auch sehr auf ihr Haar und pflegen es nach eigener Art, und zwar schon aus dem Grunde, um nicht nach ihrem Tode in einen Fisch verwandelt zu werden. Denn jeder Kahlköpfige erhält dann solche Gestalt und verharrt in derselben so lange, als es ihm nicht gelang, alles Haar, das seinem Kopfe fehlt, wieder zusammen zu lesen. Das dauert nun geraume Zeit, da der Suchende in jeder Mondphase nur ein einziges Haar zu finden vermag [1]).

Ein gewisser Gemeinsinn geht den Zigeunern nicht ab, ist aber bei ihnen in merkwürdig enge Grenzen gebannt. So kommt es kaum vor, daß Mitglieder desselben Stammes sich unter einander bestehlen; hingegen gilt es als unbedenklich, Mitglieder eines anderen Stammes um ihre Habe zu bringen. Der Diebstahl innerhalb der eigenen Genossenschaft wird geahndet und der Thäter verurtheilt, den mehrfachen Werth des entwendeten Gutes dem Geschädigten zu erstatten;

[1]) Alle diese Angaben nach H. v. Wlislocki; vergl. für diesen Volksglauben S. 232.

für den Diebstahl an Mitgliedern anderer Zigeunerstämme oder gar am „weißen Mann" gibt es keine Strafe. Wie die Rechtsbegriffe in solchen Köpfen sich zu gestalten vermögen, geht so recht aus den Angaben v. Wlislocki's hervor. Solange er als Fremder mit der Truppe herumzog, hatte er fast täglich den Verlust irgend eines Gegenstandes zu beklagen; von dem Augenblicke jedoch, wo er sich als Mitglied in die Genossenschaft aufnehmen ließ, wurde er nie mehr bestohlen.

Die musikalischen Anlagen der Zigeuner sind tief mit ihrer Natur verwachsen[1]), und soweit die Nachrichten über dieses Volk reichen, wird auch dieser ihrer Begabung und Neigung gedacht. Sie lieben die Musik mit Leidenschaft, und die Begeisterung, mit der sie spielen, theilt sich unwillkürlich den Zuhörern mit. So wurde es eines Tages am Csorba-See ganz still an der Mittagstafel, nachdem die Zigeunercapelle ihre Weisen angestimmt hatte. Alle Gespräche verstummten, und Alle lauschten dem eigenartigen, stark betonten Vortrage, der sich ganz dem magyarischen Nationalcharakter angepaßt hat, und ebenso ritterlich, glänzend und kühn ist. Kein anderes Volk vermag die Eigenart der ungarischen Musik gleich vollkommen zu erfassen; sie ist auch mit diesen Darstellern so verwachsen, daß Franz Liszt, freilich nicht ohne Widerspruch zu erwecken, behaupten konnte, sie sei auf zigeunerischen Ursprung zurückzuführen. Ungarisch ist ja diese Musik heute unter allen Umständen, da sie doch den Ungarn ihre ganze Entwicklung und künstlerische Ausgestaltung verdankt. Was von den Zigeunern ursprünglich in sie hineingetragen wurde, läßt sich gegenwärtig nicht mehr unterscheiden. Als ausschließliches Eigenthum haben die Ungarn diese Musik aber erst dann beansprucht, als sie in unserem Jahrhundert Weltruhm zu erlangen begann[2]).

Die Zigeuner spielen mit inniger Vertiefung, mit Leidenschaft, mit unvergleichlichem Gefühl und mit Feuer; eine besondere Vorliebe haben sie für schwermüthige Weisen und geben den klagenden Moll-Tonarten stets den Vorzug. Eine bewundernswerthe Gabe der Improvisation kommt ihnen zu, und sie lassen unzählige Variationen über dasselbe Thema erklingen. Unter ihnen lebt auch die Tradition mancher Lieder fort, die überall gesungen werden, zu denen aber Niemand die Noten jemals sah. Selbst mancher Zigeunervirtuos ist thatsächlich außer Stande, Noten zu lesen, und seine Kunst beruht nur auf Nachahmungsgabe und Gehör. Selbst bekannte Zigeunercapellen bedienen sich nicht immer der Noten. — Der Spielende versenkt sich ganz in sein Instrument, legt seinen Kopf darauf und berauscht sich selbst durch die Macht der Töne. Er spielt mit seiner Seele, und daher kommt es auch, daß seine Empfindung sich Anderen mittheilt. Ein solcher Zigeunervirtuos wird Eins mit seinem Instrument; er ist wie die Verkörperung der Musik, freilich einer Musik, welche nur die Sinne berauscht.

Die Zigeuner, die in großen Städten musiciren, bringen es allein zu einem gewissen Wohlstande. Unter ihnen befinden sich auch mehr oder weniger

---

[1]) Ich verweise wegen der Quelle auf v. Wlislocki, l. c., S. 216 ff.

[2]) Fr. Liszt, l. c., S. 288, 322.

gelernte Musiker. Jene Zigeunervirtuosen hingegen, die sich in Dörfern hören lassen, dort bei Festen zum Tanze aufspielen, thun es für kärglichen Lohn, und sie spielen, wie es die Natur ihnen eingab. Das Höchste leisten die Zigeuner auf Streichinstrumenten. Eigenthümlich ist ihnen die „Cobsa", eine Art Guitarre mit sehr kurzem Griffbrett und acht Saiten. Sie verstehen es, ihr mit einem Federkiel sanfte und melodische Töne zu entlocken. Blechinstrumente benützen sie nur ausnahmsweise, häufiger die schrille Rohrflöte, auch die aus dem Orient stammenden Cymbeln und Tamburine.

Die schlanke Gestalt und körperliche Gewandtheit macht die jungen Zigeuner auch zum Tanze geschickt. Einst umringte im oberen Waagthale eine ganze Schar von Zigeunern unseren Wagen und führte um ihn herum ein förmliches Ballet auf. Es war nur männliche Jugend; die Mädchen hielten sich abseits; die Tanzenden stießen aber unaufhörlich den Ruf „Tannanaj" aus, nach welchem dieser Tanz auch den Namen führt. Wir freuten uns zunächst der schönen braunen Körper und der Grazie ihrer Bewegungen; doch das zudringliche Betteln, das bald folgte, machte uns für alle weiteren Kunstleistungen unempfindlich.

Die Zigeuner sind wirklich des Glaubens, daß es mit übernatürlichen Gaben ausgestattete Menschen gibt. Wenn eine Mutter nur Mädchen zur Welt bringt, so ist das siebente in der Reihe schon durch seine Geburt zur Zauberin vorbestimmt. Weniger beanlagt scheinen hierzu die Männer zu sein, denn erst der neunte Sohn, wenn die Mutter nur solche gebar, wird zum Zauberer[1]). Nur die Zauberfrauen vermögen jene guten und bösen Dämonen zu schauen, mit welchen der religiöse Glaube der Zigeuner die Geisterwelt bevölkert. Die geborene Heil- und Zauberkünstlerin wird schon frühzeitig für ihren Beruf erzogen, denn sie muß in der That in manches Geheimniß eingeweiht werden und manche Fertigkeit sich aneignen, um einst in ihrer Kunst Ansehen und durch diese auch Einfluß zu erlangen. Bei der Landbevölkerung spielen die zigeunerischen Aerztinnen und Wahrsagerinnen noch immer eine bedeutende Rolle, und es gehört von Seiten jener Frauen Geschick und Verstand dazu, um das Vertrauen der Bauern zu gewinnen und auch zu erhalten. Der Hang zum Uebernatürlichen, der nicht nur dem ungebildeten Menschen eigen ist, die Leichtgläubigkeit, die durch Unwissenheit genährt wird, hat stets mit Heil- und Zauberkünstlern im Bunde gestanden und ihr Gedeihen befördert. Eine gewandte Wahrsagerin sucht vor Allem in die Verhältnisse des Ortes, in welchem sie wahrsagen soll, Einblick zu gewinnen und verblüfft dann manchen Berather, der die Zukunft zu erfahren sucht, dadurch, daß sie ihm vergangene Begebnisse offenbart, die er allein zu kennen meinte. Im Uebrigen geschieht das Wahrsagen nach ganz bestimmten Regeln, und der Verlauf und das Aufeinandertreffen der Linien der linken Handfläche, aus der zuerst gewahrsagt wird, oder die Beziehungen der Spielkarten, die gelegt werden, zu einander oder die Vertheilung der Stechapfelsamen auf der Zaubertrommel haben eine feststehende Bedeutung. Freilich behaupten die

[1]) Vergl. v. Wlislocki, Aus dem inneren Leben der Zigeuner. S. 2.

Zauberinnen, ihre Kunst unmittelbar von den Erd- und Wassergeistern gelernt zu haben, und sie finden gläubige Zuhörer. Denn der Aberglaube wurzelt tief in der menschlichen Natur, und an ihn klammert sich auch der Halbgebildete in Noth und Gefahr. Er sagt sich nicht ohne Gründe, daß nicht alle Gesetze der Natur bekannt, nicht alle Vorgänge in ihr aufgeklärt seien, und zieht daraus auf die Möglichkeit des Uebernatürlichen den Schluß. — Das mochte wohl auch ein blasses Mädchen mit feinen, geistvollen Gesichtszügen veranlaßt haben, sich an dem See von Csorba von einer alten Zigeunerin wahrsagen zu lassen. Das Mädchen sah ernst und bewegt aus und erschrak, als sie uns nahen sah. War sie krank an Körper oder an Gemüth? Jedenfalls mußte es ihr vor der Zukunft bangen. Sie entfernte sich rasch, als sie uns nahen sah; wir aber, um jenen peinlichen Eindruck, den wir unabsichtlich verursacht hatten, zu verwischen, streckten nun auch unsere Hände der Zauberfrau entgegen, um unser Schicksal zu erfahren. Das, was die Zukunft uns offenbarte, erbaute uns freilich wenig, denn die Weissagung bewegte sich in ganz allgemeinen, einerseits selbstverständlichen, andererseits zweideutigen und nichtssagenden Phrasen. Der Hocuspocus, mit dem diese Prophezeiung verbunden war, widerte uns auch an, und wir suchten die Consultation nicht auszudehnen. Für diese Art der Romantik fehlte uns augenscheinlich das nöthige Verständniß, und selbst die romantische Umgebung, in der wir uns befanden, vermochte uns in die hierzu erforderliche Geistesstimmung nicht zu versetzen.

XII.

Bald nachdem wir auf der Bialkabrücke die ungarische Grenze überschritten hatten, befanden wir uns auch auf gutem Wege. Wir fuhren durch das lange Dorf Jurgov und erreichten bei Podspady die vom Javorina nach der Zips führende breite Landstraße. Eine ähnliche, im Bau begriffene galizische Landstraße, die von Zakopane aus an dem Abhange der Hohen Tatra emporsteigt, soll demnächst in Javorina münden. Die Verbindung zwischen dem Nord- und Südabhang der Hohen Tatra ist dann wesentlich gefördert. Nicht nur wird man in Zukunft die ganze Strecke von Zakopane bis zum Csorba-See weit schneller und in einem bequemen Wagen zurücklegen können, sondern auch leicht auf anschließenden Wegen bis in die innersten Theile der Kette gelangen. So soll vor Allem eine Seitenstraße von Lysa aus nach dem Meeresauge führen.

An dem Nordostrande der Hohen Tatra bewegt man sich fast fortdauernd auf Hohenlohe'schem Besitz. Die herrlichen Wälder, die stellenweise den Eindruck eines immensen Parkes machen, sind seit Ende 1879 Eigenthum des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu Slawentzitz. Diese Besitzungen reichen bis zum Meeresauge hinauf, und zwar, wie leider hinzugefügt werden muß, zum Leidwesen der Touristen. Denn die Güterverwaltung hat in diesem schönsten Theile der Hohen Tatra so viele Zugänge gesperrt, daß man zahlreiche Punkte nur auf Umwegen, andere überhaupt nicht zu erreichen vermag. Schwerwiegende Gründe müssen zu einer so vexatorischen Maßregel geführt haben,

was aber nichts an der Thatsache ändert, daß die Reisenden sehr darunter leiden. Auch werden im Besonderen die deutschen Touristen, deren Zahl jetzt alljährlich in der Hohen Tatra zunimmt, in peinlicher Weise dadurch berührt, daß die einzigen Aufschriften, die sie in deutscher Sprache in diesen Bergen zu lesen bekommen, sich auf Verbote und Strafandrohungen beziehen.

In Höhlenhain sind seit Kurzem von der Stadt Béla Hôtels, Villen und eine Kaltwasseranstalt erbaut worden, und es herrscht dort jetzt im Sommer reges Leben. Man ist mitten im Walde, in einem so herrlichen Walde, wie man ihn nur selten sieht. Die Stämme der Fichten und Edeltannen steigen wie gerade Säulen bis zu einer Höhe von vierzig Metern empor. Es ist ein erhabener Tempel der Natur, in dem man wandert, und man wird in ihm zu weihevoller Andacht gestimmt. Mit wahrem Entzücken schauten wir dann auch von den Höhen auf diesen so strotzend üppigen Wald hinab. Die dunklen Baumkronen schlossen sich zu einem undurchdringlichen Dache zusammen, das im Sonnenlichte sammetartig glänzte. Es war wie eine leicht gewellte dunkelgrüne Wiese, aus der die aufrecht stehenden helleren Zapfen der Edeltannen in Kreisen und Arabesken hinauszuragen schienen. Fast meinte man, sie seien da eingekeilt zu einem Riesenspiele.

Wir stiegen zur Béler Tropfsteinhöhle durch dunklen Wald empor. — Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch anstrengen mag, die im Innern der Erde befindlichen Höhlen können mich nicht entzücken. Sie erschienen mir stets wie Keller. Es fehlt mir in denselben an Luft, an Licht und an Farbe, und alle die volltönenden Vergleiche ihrer Einzelräume mit Nymphengrotten, Schatzkammern und Nixenheimen wecken in mir nicht die entsprechende Vorstellung. Ich finde es dunkel, kalt, naß und schlüpfrig in solchen Souterrains, begrüße es indessen als Fortschritt, daß in einzelnen derselben die rußenden Lampen durch elektrische Beleuchtung ersetzt worden sind, so daß man ihr Inneres weniger geschwärzt findet und auch mit weniger geschwärzten Kleidern dasselbe verläßt. Im Uebrigen will ich zugeben, daß die Béler Tropfsteinhöhle zu den hervorragendsten ihrer Art gehört. Sie ist auch eine der größten, da man in ihrem Innern, allen Gängen folgend, fast eine halbe geographische Meile unter der Erdoberfläche wandern kann. Der ganze Berg, an dem Höhlenhain liegt, ist von solchen Gängen durchsetzt. Ursprünglich hieß er „Stutenberg“[1]), doch da dieser Name nicht hinreichend poetisch klang, so hat man ihn neuerdings in „Koboldsberg“ verwandelt. Er gehört den Béler Kalkalpen an, wie denn überhaupt in den Kalksteinen, die sich am Ostrand und an der Nordseite der Centralkarpathen hinziehen, innere Höhlen sehr verbreitet sind. Ihre Bildung muß auf die Hebung der Gebirgsschichten gefolgt sein, noch bevor die heutigen Bäche und Ströme sich ihre Betten gegraben hatten. Damals versickerte das meiste Regenwasser in den Boden, sättigte sich in dessen obersten Schichten mit Kohlensäure und war dann im Stande, den Kalkstein zu lösen. Es griff ihn an, höhlte ihn aus, sammelte sich in den erzeugten Behältern, stieg in diesen empor, um dann in

[1]) Kobyli Wierch.

andere abzufließen, unterminirte so nach allen Richtungen hin den Boden. Wasserläufe bildeten sich währenddem aus, vertieften ihre Betten immer mehr, und in die so entstehenden Thäler mußten sich schließlich die unterirdischen Behälter entleeren. Das weiterhin einsickernde Wasser vergrößerte sie nicht mehr, begann vielmehr sie anzufüllen. Denn beim Eintritt in die entleerte Höhle büßten die Wassertropfen jetzt ihre Kohlensäure ein, konnten somit auch den zuvor aufgenommenen Kalk nicht mehr in Lösung halten, schieden ihn vielmehr aus. So entstanden an der Decke der Höhle die Stalaktiten, aus dem von diesen abtropfenden Wasser die Stalagmiten, und bei anhaltendem Wachsthum konnten sich beide Bildungen zu Säulen vereinigen.

Die Béler Tropfsteinhöhle zeigt die mannigfaltigsten Gebilde solcher Art in großer Zahl. An geneigten Wänden derselben hängen Feston- und kammartige Bildungen herab, die mit Spitzen verglichen werden. Das Licht der Fackel durchstrahlt sie mit mattem Schein. Ein großer Raum wird als Dom bezeichnet; einzelne Vorsprünge an seiner Wand stellen die Orgel, andere eine Kanzel, noch andere den Chor und einen betenden Einsiedler vor. Durch Anschlagen der Stalaktitplatten kann man ihnen hellklingende Töne entlocken, die an Glockengeläute erinnern sollen. Dann muß man das Statuettencabinet, den Parnaß, den Berg Sinai, die Palme und noch viele andere entsprechend benannte Formationen bewundern und sich auf einen Teppich legen, um in die tiefen Geheimnisse des Nixenheims zu blicken. Endlich ist man froh, wieder ins Freie zu treten und in den blauen Himmel und die bunte Welt zu schauen.

Und doch verlangte das naturwissenschaftliche Interesse, daß wir noch einige andere Höhlen aufsuchten, nicht nur dort bei Béla, sondern auch an anderen Stellen des Gebirges.

Unfern von Höhlenhain, am Ausläufer des Stirnberges, mündet die „Alabasterhöhle", und oberhalb derselben ist eine „Eishöhle" zu finden. Die Wände der letzteren sind mit Eis überzogen, und Eissäulen steigen von ihrem Boden empor. Solche Eishöhlen sind auch in der Schweiz, in Frankreich, in Steiermark, bei Salzburg, im Ural und selbst in der Krim bekannt. Eine der größten Höhlen dieser Art bergen die Niederen Karpathen; sie ist bei Dobschau im Straczenaer Thal, südlich vom Poprad gelegen. Dort sind Lauben, Säulen, Capellen, Brunnen, Orgel und Elephanten aus Eis zu schauen. — Es ist den Naturforschern nicht leicht geworden, für die Entstehung und die Fortdauer solcher Eishöhlen eine Erklärung zu finden. Auch jetzt noch gehen die Ansichten über ihren Ursprung etwas auseinander. Allen diesen Höhlen kommt gemeinschaftlich zu, daß ihr Innenraum, in dem das Eis sich findet, tiefer als ihre Mündung liegt. Sie füllen sich demgemäß im Winter mit kalter Luft, weil diese in Folge ihres größeren Gewichtes abwärts sinkt. Sie behalten diese Luft auch im Sommer, weil die Luft draußen dann wärmer und somit leichter ist, ihre kältere, schwerere Luft daher nicht zur Oeffnung emporsteigen und aus dieser heraustreten kann. Von außen vermögen andererseits nur geringe Mengen warmer Luft in die Mündung der

Höhle einzudringen, und weil sie leichter sind, sinken sie nicht hinab. So kann sich denn die Temperatur des Innenraums der Höhle fast dauernd auf dem Nullpunkt halten.

Die Schwierigkeit der Erklärung hat das Interesse für Eishöhlen längere Zeit wach erhalten und sie regt auch heute noch zu ihrer Erforschung an. Das wird vielleicht aufhören, wenn ihr Ursprung nach jeder Richtung widerspruchslos klar gelegt ist. „Seitdem ich weiß, wie's zugeht," schrieb einmal Goethe, „interessirt mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämmtlich offenbarte, und wir wüßten vor Untheilnahme und Langeweile nicht, was wir anfangen sollten."

In mehreren Höhlen der Karpathen sind Lager thierischer Knochen aufgedeckt worden, welche deutlich zeigen, daß in diesem Gebirge ein viel rauheres Klima herrschte. Denn außer verschiedenen, jetzt noch in den Karpathen anzutreffenden Thieren konnte man in solchen Höhlen auch Ueberreste von Höhlenbären, Rennthieren, Polarfüchsen, Lemmingen (Myodes lemmus) und Mäusearten nachweisen, die entweder ganz ausgestorben sind oder nur noch den hohen Norden bewohnen.

Ueber die Ansammlung jener Knochen, die den früheren Schatzgräbern bereits auffallen mußte, und welche die einst in den Höhlen hausenden Räuber auch schon kannten, waren die abenteuerlichsten Ansichten verbreitet und boten dem Aberglauben reiche Nahrung. Schon die Bezeichnung vieler Grotten als „Drachenlöcher" und „Drachenhöhlen" weist auf die Vorstellung hin, welche sie im Volke erweckten. Die Knochen der Höhlenbären sollten Riesenmenschen angehört haben, eine Anschauung, welche zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der verdiente Schweizer Naturforscher Johann Jacob Scheuchzer[1]) auch noch theilte, als er zu jener Zeit die Knochen eines fossilen Riesensalamanders (Andrias Scheuchzeri) als „Homo diluvii testis" beschrieb. Daß den Knochen aus den Höhlen eine besondere Heilkraft zugeschrieben wurde, daß man ihnen wunderthätige Wirkungen nachrühmte, darf bei ihrer geheimnißvollen Herkunft nicht überraschen.

Thatsächlich haben solche Höhlen den Raubthieren als Schlupfwinkel gedient, und diese waren es, welche dort eine Ansammlung von Knochen veranlaßten. Raubvögel, die in den Höhlen hausten, füllten sie mit ihrem Gewölle, das die unverdauten Reste der verzehrten Thiere enthielt; reißende Säugethiere schleppten dorthin die erbeuteten Opfer, um sie zu verzehren, und an den benagten Knochen sieht man noch die Spuren ihrer Zähne.

Der Mensch hat zu diesen Ansammlungen von Thierknochen nicht beigetragen, wohl aber hat man in einer Höhle, welche solche Knochen barg, unzweifelhaft seine Spuren nachgewiesen. Sie zeugen dafür, daß der Mensch zugleich mit den Thieren, von welchen diese Knochen stammen, schon existirte und in jenen Erdperioden, die zwischen den Eiszeiten lagen, die Karpathen

[1]) Vergl. diese Zeitschrift, 1896, Bd. LXXXIX, S. 81.

bereits bewohnte[1]). Somit hatte er auch hier, wie in den Alpen, mit seinen unvollkommenen Waffen gegen Höhlenbären und andere reißende Thiere sich zu vertheidigen[2]).

Für spätere Zeiten der menschlichen Urgeschichte hat die Erforschung einer im Mönch gelegenen Höhle wichtige Ergebnisse geliefert. Das Wort „Mönch" kehrt häufig als Bergname in den Karpathen wieder. Die in Betracht kommende Höhle liegt aber an einem Dolomitabhange, der über Rosenberg an der Waag emporsteigt. In dieser Höhle haben sich Menschen zur Steinzeit aufgehalten, und der Rauch ihres Feuerherdes hat weithin die Wände dieser ihrer Wohnstätte geschwärzt. Eine dünne Kalkrinde lagerte sich später über der Rußschicht ab.

Am Boden fand man Thonscherben, in den tieferen Theilen der Höhle auch Menschengebein und außer diesem schon die Knochen der dem Menschen unterthanen Hausthiere, des Ochsen, des Schafes, des Schweines, des Haushundes und der Ente. Auch Ueberreste erjagter Thiere fehlten hier nicht, so diejenigen des Rehes, des Elenthieres, des Hasen, des Fuchses und des Bären[3]). Die Menschen, welche diese Höhle bewohnten, waren nach unseren Begriffen sehr klein, denn ihre Höhe überstieg meist nicht anderthalb Meter. Die runden Schädel weisen ihnen eine Stelle in der mongolischen Rasse an[4]), zu der nach der Meinung vieler Anthropologen die Ureinwohner Europa's gehört haben. Die nämlichen runden Schädel hat man auch in skandinavischen Steingräbern gefunden. Daß diese Menschen manchen harten Kampf mit ihrer Umgebung zu bestehen hatten, war verschiedenen Schädeln anzusehen. Einer derselben zeigte die Spuren eines Hiebes, der nur von einer scharfen Waffe herrühren konnte. In den Kinnladen eines anderen stak die Feuersteinspitze eines Pfeiles. Die Spitze mußte in der Wunde abgebrochen sein, und der Verwundete war allem Anschein nach außer Stande gewesen, sie zu entfernen. Er dürfte sie lange herum getragen haben, denn sie heilte vollständig in den Knochen ein. — Auch Kupfergeräthe und Broncedraht wurden in der Höhle ausgegraben, außerdem irdene Gefäße dort gefunden. Aus der verschiedenen Form dieser Gefäße, sowie dem Beisammensein von Feuersteinwaffen mit Kupfer und Bronce ist auf ausgedehnte Zeiträume zu schließen, während welcher die Grotte bewohnt war. Gebrochene und gespaltene menschliche Schienbeine weisen darauf hin, daß die Bewohner der Höhle zeitweise auch Anthropophagie nicht verschmähten. Es mögen ziemlich unheimliche Gesellen gewesen sein, die hier hausten, und auch die Wahl eben dieser Grotte als Aufenthaltsort zeugt nicht von ihrem zarten Sinn. Bis zu den Stellen, an welchen sie sich aufhielten, dringt das Tageslicht kaum mehr vor. Die Höhle ist stark verzweigt, und

---

[1]) Vergl. Samuel Roth, Einige Höhlen Oberungarns, im Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. Achter Jahrgang. 1881. S. 414.

[2]) Vergl. diese Zeitschrift, 1896, Bd. LXXXIX, S. 235.

[3]) Béla Majláth, Studium zur Urgeschichte des Menschen. — Josef Mihalik, Liptau in topographischer Hinsicht, im Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. Dreizehnter Jahrgang. 1886. S. 99.

[4]) Nach einer von Schaafhausen seiner Zeit vorgenommenen Bestimmung.

durch einen dunklen Schlund gelangt man aus ihrer Vorhalle erst in ihr Inneres[1]). Dort kann auch Derjenige, der gewöhnt ist, bei gespensterhafter Fackelbeleuchtung das Erdinnere zu durchforschen, sich eines gewissen bangen Gefühles nicht erwehren. Unheimlich werfen die nassen Wände den rothen Feuerschein zurück, überall klaffen finstere Gänge geheimnißvoll dem Vordringenden entgegen, und wenn er gebückt, oft auf Händen und Füßen sich fortbewegend, aus einem Hohlraum in den anderen immer tiefer in dieses unterirdische Labyrinth sich wagt, fragt er sich unwillkürlich, ob er den Ausgang zum Lichte jemals wiederfinden werde.

XIII.

Ein mehrtägiger Ausflug in die Hohe Tatra pflegt nur selten von dauerndem Sonnenschein begleitet zu sein. Mit plötzlichem Witterungswechsel ist stets zu rechnen, und man muß seine Einrichtungen dementsprechend treffen. Die Centralkarpathen pflegte der Geograph Carl Ritter als die große Wettersäule von Osteuropa zu bezeichnen[2]), und in der That ist ihr Einfluß auf Wolkenbildung und Windrichtung in jenem Theile unseres Continents ganz bedeutend. Die Regengüsse treten hier oft mit ungeheurer Heftigkeit auf und richten große Verwüstungen dann an; ein Sturm bricht los, um ebenso rasch wieder zu vergehen. Ehe man sich es versieht, haben finstere Wolken sich über dem Himmel ausgebreitet; in stiller Trauer oder mit Ungestüm ergießen sie sich in reißenden Strömen oder in schrecklichen Gewittern, mit Alles niederschlagender Gewalt[3]).

Unerachtet man in der Hohen Tatra mit der Ungunst des Wetters oft zu kämpfen hat, machten diese Berge auf den landeskundigen Carl Ritter einen solchen Eindruck, daß er sie in seiner Vorlesung an der Berliner Universität mit Begeisterung schilderte und in manchem seiner Zuhörer den Wunsch erweckte, sie durch eigene Anschauung kennen zu lernen[4]).

Thatsächlich regnet es in Zakopane im Juli und im August, also in den beiden eigentlichen Reisemonaten, durchschnittlich an je sechzehn Tagen. Das ist freilich doch noch etwas weniger häufig als in Ischl, das im Juli zwanzig und im August achtzehn Regentage aufweist[5]). Der Osten der Hohen Tatra ist im Verhältniß zu ihrem westlichen Theile etwas begünstigt; auch regnet es in Schmecks, am Südostrande der Hohen Tatra, im Ganzen weniger als in Zakopane, so daß man dort im Juli durchschnittlich nur mit vierzehn, im August mit zwölf Regentagen zu rechnen hat. Die besten Aussichten auf gutes Wetter

---

[1]) Josef Mihalik, l. c., S. 100.

[2]) Vergl. Albrecht v. Sydow, Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Centralkarpathen. 1830. S. 176.

[3]) Christian Generich, Reise in die Karpathen mit vorzüglicher Rücksicht auf das Tatragebirge. Herausgegeben von Samuel Bredeczky. 1807. S. 22.

[4]) So in Albrecht v. Sydow, l. c, im Vorwort; so in Paul Ascherson, Eine Karpathenreise; in Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg. Siebenter Jahrgang. 1865. S. 106.

[5]) Kolbenheyer, Die Hohe Tatra. Neunte Auflage. 1894. S. 18 ff.

bietet die Hohe Tatra im Winter, da die Niederschlagsmengen jener Jahreszeit sich zu denjenigen des Sommers wie 1 zu 3,4 verhalten. Das kommt den Lungenkranken zu Gute, welche jetzt in Zakopane im Winter sich einzufinden beginnen. Gesunde werden wohl aus dieser Witterungslage nur geringen Nutzen ziehen, da die Berge im Winter sie nicht zu locken pflegen. Denn so prächtig auch die Hohe Tatra in ihrem Schneekleide uns erscheinen mag, so wirksam sie an klaren Wintertagen die Lichter widerspiegelt, so fehlt doch alsdann der Kontrast, welcher Anmuth und Leben in das Bild bringt. Erst wenn das Thal ergrünte, das Frühjahr die Bäume mit frischem Laub, die Matten mit bunten Blumen schmückte, sieht man den Winterschnee gern auf den Bergesgipfeln glänzen.

Im Frühling und im Herbst wälzt sich der Föhn mit elementarer Gewalt von den Gipfeln der Hohen Tatra in ihre nördlichen Thäler hinab. Auch im Sommer kann er in Zakopane den Reisenden überraschen, doch stellt er sich um jene Jahreszeit nur selten ein. Er weht trocken und heiß, wie in den Alpen, und erweckt ein Gefühl von Angst und Beklemmung in Menschen und in Thieren. Nach dem Ursprung des Alpenföhns hatte man in der Sahara gesucht, aber dort wird er sicherlich nicht geboren. Seine Heimath liegt in den Bergen selbst, in welchen er weht. Er entsteht auf den Höhen der Alpen ebenso wie auch in den Gipfelregionen der Centralkarpathen. An der einen Seite der Berge kann es der Wanderer fast windstill finden, während an der anderen der Föhn mit Heftigkeit wüthet. Man stellte fest, daß eine starke Depression im nördlichen Atlantischen Ocean den Föhn in den Schweizer Alpen verursacht[1]). Das atlantische Minimum übt eine saugende Wirkung auf die westeuropäische Atmosphäre aus; diese Saugung pflanzt sich bis in die nördlichen Alpenthäler fort, entzieht ihnen ihre Luft und in die entleerten Räume stürzen nun die Luftmassen von den Alpenkämmen hinab. Die dünne Luft der Höhen wird dichter bei diesem Sturz, und in Folge ihrer Verdichtung muß sie sich erwärmen. Da warme Luft mehr Wasserdampf als Kälte aufzulösen vermag, so wird sie gleichzeitig trockener und ruft auch dieses Gefühl am menschlichen Körper hervor. Aehnliche Ursachen wie in den Alpen müssen den Föhn auch in der Hohen Tatra erzeugen, und da die Alpenweiden dort den Namen „Hale“, d. h. Halden[2]) führen, so wird dieser Föhn als Haldenwind bezeichnet.

Wir standen in der ersten Augusthälfte. Vom frühen Morgen an war Regen gefallen; am Nachmittag wurde es aber so klar, daß wir uns zu einem

[1]) Vergl. Hann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Zweite Abtheilung. 1882. — Berndt in Petermann's Mittheilungen 1886, Ergänzungsheft Nr. 83.

[2]) In dem grammatisch-kritischen Wörterbuch der hochdeutschen Mundart von Johannes Christoph Adelung, Leipzig 1796, heißt es von „Halde“ zunächst: Die jähe, abhängige Seite eines Berges oder einer Anhöhe, eine nur noch im Oberdeutschen übliche Bedeutung. Weiter wird auf die bergmännische Anwendung dieses Wortes hingewiesen. In der Anmerkung wird hinzugefügt: Es ist ein sehr altes Wort, welches in Boxhorn's Glossen Haldo, im Dänischen Held, im Böhmischen Halda, im Spanischen Halde, in den florentinischen Glossen Halda lautet. — Mit diesem Worte bringe ich, wie es auch schon von anderer Seite geschah, die polnische Bezeichnung „hale“ in Verbindung. Nach einem anderen Ursprung dieses Wortes suchte Rehmann, Tatry, p. 150, Anm., der es von goła, die „Nackte“, ableitet.

Ausflug für den nächsten Tag vorzubereiten begannen. Die Gipfel der Hohen Tatra zeichneten sich immer schärfer am Himmel; ihre Umrisse schienen wie mit einem Griffel gezogen; sie rückten unmittelbar an uns heran. Die Luft war auffallend ruhig, doch gegen Abend stellten sich plötzlich einige Windstöße ein, zunächst nur vereinzelt, in Abständen, wie Vorposten, die ausgesandt werden, um die Lage des Feindes zu erforschen. Die Abendlichter legten sich langsam über die Berge, erst goldig glänzend, dann röthlich schimmernd, dann in purpurnen und in veilchenblauen Tönen. Es war, als beabsichtige die Natur diesen Abend festlich zu begehen, als wolle sie, einem besonderen Ereigniß zu Ehren, die Höhen illuminiren. Bald ragten einzelne Gipfel wie rothe Brandfackeln hinein in den abendlichen Himmel, während tiefe Schatten schon die Thäler deckten. Ueber dem erlöschenden Gebirge tauchten jetzt kleine weiße Wölkchen auf; sie dehnten sich aus, stiegen rasch empor und bildeten eine Wand, jener Wolkenmauer gleich, die sich über den Schweizer Alpen bei Föhn erhebt. Doch der Wind wärtete auf das Dunkel der Nacht, um in das Thal zu stürzen; dann brach er aber los mit Ungestüm, wühlte sich in die Felder ein, rüttelte an den Baumstämmen, stürmte gegen die Häuser. Und sie alle stöhnten und ächzten bei seinem Anprall. Dieser Wind blies nicht stetig, sondern in Stößen, auf welchen zunächst längere Ruhepausen folgten. Es schien, als müsse er immer wieder von Neuem seine Kräfte sammeln, zu stets gewaltigerem Angriffe. Dann aber folgten seine Stöße immer rascher, als wäre er von Leidenschaft bethört, und durch unser Haus ging ein Klagen und Jammern, ein unheimliches Pfeifen und Rasseln, das auch dem Müdesten den Schlaf von den Lidern verscheuchte.

Wenn heftiger Föhn in den Schweizer Alpen weht, dann darf in Glarus kein Feuer in den Hütten brennen, und kein Schiffer wagt sich in den Urner- oder den Wallen-See hinein. — Der Hirt, der oben in der Hohen Tatra vom Föhn betroffen wird, legt sich auf den Boden und sucht kriechend einen Fels zu erreichen, der ihm Schutz gewährt. Unfehlbar würde ihn der Sturm sonst in die Tiefe treiben, ihn mit den Steinen verwunden, die er durch die Lüfte trägt.

Im Herbst kann der Haldenwind den Bewohnern von Zakopane schweren Schaden zufügen, wenn er sich in ihre Haferernte einwühlt und sie über das ganze Thal zerstreut. In der Waldregion der Berge reißt er dann die ältesten Bäume aus dem Boden, bricht dicke Fichten mitten entzwei und bahnt sich einen Weg durch den Wald, als habe eine Axt diesen geschlagen. Im Frühjahr verschwindet der Schnee auf seinem Weg, so daß der Alpenbewohner ihn dann als „Schneefresser" begrüßt. Da zwingt er durch Gewalt mehr, als die Sonne durch Milde erreichen kann, umgekehrt, wie in der La Fontaine'schen Fabel[1]), in der es heißt: „Plus fait douceur, que violence", und wo Boreas die Wette verliert, weil es ihm trotz aller Anstrengung nicht gelingen kann, dem Reisenden den Mantel von den Schultern zu reißen, während Phöbus mit wärmenden Strahlen ihn bewegt, denselben freiwillig abzunehmen. — In wenigen Tagen schmelzt der Föhn mehr Schnee als die Sonne im Laufe

[1]) Phébus et Borée.

von Wochen und wird zum Frühlingsspender für das Thal. In den Alpen bestimmt er das Vegetationsbild mancher Gegend. Er verleiht ihr ein südlicheres Gepräge. In der Hohen Tatra treibt er im Frühjahr oft große Schneemassen vor sich hin, verweht dann mit ihnen die Thäler und baut phantastische Berge daraus auf, die er aber ebenso rasch wieder zergehen läßt. Schüttet er den Schnee über einen Wald, so bricht dieser unter der Last oft zusammen.

Die Föhnmauer über den Bergen scheint unbeweglich zu sein; in Wirklichkeit wirbelt und lebt es in ihr. Ein nach Norden abstürzender Föhn wird von Süden her durch aufsteigende Luftmassen ersetzt. Diese kühlen sich beim Aufsteigen ab und müssen einen Theil ihres Wassers ausscheiden. So bilden sich Wolken. Diese reißt der Föhn mit sich nordwärts fort; doch da er sich gleichzeitig erwärmt, muß er sie alsbald auflösen. Die Wolkenmasse, die bei Föhn auf den Bergen lagert, ist somit in fortdauerndem Entstehen und Vergehen begriffen. Sie wächst ansteigend auf der einen, sie schwindet sich senkend auf der anderen Seite. Hier bildet sie gleichsam einen Wasserfall, der, beim Absturz zerstäubend, sich in den Lüften verliert. Wenn die oberen Wolkenmassen sonndurchglüht auf dunklem Hintergrunde glänzen, dann sieht es aus, als stürzten feurige Raketen von den Höhen zum Thal hinab.

Im Frühjahr und im Herbst pflegt in Zakopane der Föhn oft drei Tage lang anzuhalten; im Sommer ist er meist von nur kurzer Dauer. So kam es auch, daß der Sturm, der uns die Nacht über wach erhalten hatte, gegen Morgen nachließ. Wir schauten nun hinaus in der Hoffnung, unsere Gebirgswanderung antreten zu können, doch dunkle Wolken hatten den ganzen Himmel überzogen, und es begann alsbald zu regnen.

Und so regnete es Tage lang fort; unmerklich ging der trübe Tag in die dunkle Nacht und diese in den grauen Tag wieder über, ohne Abenddämmerung und Morgenröthe. Kaum deutete eine etwas hellere Stelle am Himmel den Gang der Sonne an; der Tag gelangte nicht zum vollen Erwachen, und mit dem schläfrigen Tage schlummerte die ganze Natur. Endlos zogen die Wolken von Westen heran und schleppten sich träge fort an den Bergen, und als könnten sie die unendliche Last des Wassers nicht mehr tragen, hingen sie in Fetzen zur Erde herab. Fast war es, als müsse das immer so dauern, denn die Fülle der Wolken schien unerschöpflich. Und doch geschah eines Tags das Wunder; die Wolkenhülle begann im Nordwesten zu reißen, und in die Oeffnungen strahlte der azurne Himmel herein.

(Ein Schluß-Artikel folgt im nächsten Hefte.)

Ostasien seit dem chinesisch-japanischen Kriege.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Die Enttäuschungen, welche der Friede von Shimonoseki Denjenigen brachte, welche von dem unglücklichen Ausgange des Krieges für China eine Aera durchgreifender Reformen auf allen Gebieten, besonders aber auf denen der Finanzen und des Verkehrs, erwartet hatten, haben sich während der letzten Jahre eher vermehrt als vermindert, wobei die Schuld vielleicht weniger auf Seiten China's als daran liegt, daß man vielfach an die Frage mit vorgefaßten Meinungen und ohne die Kenntniß von Land und Leuten herantrat, die für den Kritiker fremder staatlicher Einrichtungen nicht nur ein Bedürfniß ist, sondern auch eine Pflicht sein sollte.

Daß der Krieg mit Japan China in finanzielle Schwierigkeiten stürzen würde, und daß das Reich den daraus erwachsenen Anforderungen nur durch eine höhere Belastung des fremden Handels würde gerecht werden können, hätte für Niemanden, der mit Thatsachen anstatt mit Wünschen zu rechnen gewohnt ist, zweifelhaft sein dürfen. Die Aufgabe praktischer Staatsmänner würde daher gewesen sein, den Conflict entweder zu verhindern oder ihn zeitlich und räumlich möglichst einzuschränken oder, nachdem dies sich als unthunlich erwiesen, der chinesischen Regierung durch eine höhere Besteuerung des fremden Handels die zur Reorganisation auf allen Gebieten erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Daß dies bis jetzt, trotzdem seit der Reise Li hung chang's, während welcher diese Frage zur Sprache gebracht wurde, fast ein Jahr vergangen, nicht geschehen ist, muß als ein ganz entschiedener Fehler der fremden Diplomatie bezeichnet werden, ein Fehler, dessen Bedeutung um so schärfer hervortritt, wenn man sieht, welche Zugeständnisse die fremden Mächte seit der Zeit Japan gemacht haben.

Am 16. Juli 1894 wurde in London der neue englisch-japanische Vertrag unterzeichnet, durch den für eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Artikeln (39) ein zwischen 5 und 15 Procent vom Werth betragender Einfuhrzoll

vereinbart wurde, während es der japanischen Regierung freigestellt blieb, für alle anderen Artikel den Zolltarif selbständig aufzustellen. Als Werth bei der Berechnung des Zolles wurden die Kosten des betreffenden Artikels am Orte des Ankaufs, der Erzeugung oder der Anfertigung angenommen, unter Zuzählung der Kosten für Versicherung und Transport, resp. Commission, wo letztere besteht.

Das im April 1897 veröffentlichte japanische Zollgesetz führt 497 zollpflichtige Artikel auf, die einem Werthzoll von 5 (71 Artikel) bis 40 Procent (13 Artikel) unterliegen; zu den ersteren gehören Brotfrüchte, Ackerbaugeräthschaften, Vieh und eine Anzahl von Rohproducten, die für die Entwicklung der japanischen Industrie erforderlich sind; zu den letzteren Alkohol, Branntwein und Tabak, verarbeitet und unverarbeitet.

Nun ist es eine Thatsache, daß Lord Kimberley zur Unterzeichnung des Vertrages vom 16. Juli 1894 im Wesentlichen durch die Drohung der Japaner veranlaßt worden war, selbständig vorzugehen, im Falle es sich als unmöglich erweisen sollte, zu einer vertragsmäßigen Verständigung zu gelangen, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß, wenn China sich in der Lage befände, 1897 in ähnlicher Weise zu sprechen, wie Japan dies 1894 gethan, auch seine Verhandlungen mit den fremden Mächten einen unvergleichlich schnelleren und günstigeren Verlauf nehmen würden. Ja, es ist wohl ebenso wenig zweifelhaft, daß schon eine entschiedene russische Unterstützung China die Einführung eines autonomen Tarifs ermöglichen würde, solange sich derselbe innerhalb mäßiger Grenzen, d. h. eines Werthzolls von 5—10 Procent, hielte. Es ist aber ein unbedingter Fehler, die chinesische Regierung einer solchen Versuchung dadurch auszusetzen, daß man die Erfüllung ihres Wunsches, betreffend die Erhöhung der vertragsmäßigen Zölle, die durch den Fall des Silbers auf 40—50 Procent des ursprünglich auf 5 Procent vom Werth normirten Satzes heruntergegangen sind, vertagt oder an Bedingungen knüpft, die entweder in keinem Zusammenhange mit der Sache selbst stehen oder sich als praktisch undurchführbar erweisen.

Der Fehler, der bei der Behandlung dieser wie so vieler anderer ostasiatischen Fragen gemacht wird, ist: daß man nur zu leicht vergißt, wie jung viele unserer hochgepriesenen staatsökonomischen Einrichtungen sind, und wie vorsichtig und rücksichtsvoll wir daher in der Beurtheilung anderer, unseren Verhältnissen und Auffassungen nicht ganz entsprechender Zustände sein sollten. Erst das Jahr 1818 hat den Versuch einer gleichmäßigen Zollgesetzgebung für Preußen gebracht, und die inneren Zollschranken sind in Oesterreich erst im Jahre 1848 gefallen; auch die englischen Kritiker sollten sich erinnern, daß die Aufhebung der Kornbill erst 1846 durchgesetzt worden ist, wie die Amerikaner, daß Carey's Dictum, er wünsche, der Atlantische Ocean enthielte Feuer statt Wasser, noch heute das Schiboleth vieler Schutzzöllner ist, und wir, daß dessen „Principien der politischen Oekonomie" sehr bestimmend auf die letzte ökonomische Schwenkung des Fürsten Bismarcks eingewirkt haben. Man kann es daher den chinesischen Staatsmännern nicht verdenken, wenn die Eröffnung des Landes in dem Umfange, wie sie gewünscht

und erhofft wird, sie mit Schrecken und Besorgnissen erfüllt, und man braucht ihrem Zögern nicht gleich selbstsüchtige Beweggründe unterzuschieben. Die große Schwierigkeit besteht für China in der That darin, daß ein geordnetes Finanzwesen in der Weise, daß die Centralregierung die Einnahmen festsetzt, erhebt und nach Maßgabe des Bedürfnisses an die Provinzialbehörden überweist, dort nie bestanden hat; die Provinzialbehörden sind vielmehr stets gezwungen gewesen, für einen Theil der ihnen zur Last fallenden Ausgaben die erforderlichen Beträge selbst aufzubringen, und jeder Versuch einer Aenderung des Systems, der dieser Thatsache nicht Rechnung trägt, muß von vornherein als aussichtslos bezeichnet werden.

Die Interessen des fremden Handels werden besonders schwer durch die sogenannte Likinsteuer betroffen, eine ursprünglich zeitweilig in Höhe von 1 vom 1000 eingeführte Wegsteuer auf alle fremden und einheimischen Waaren, die im Laufe der Zeiten, mit den wachsenden Bedürfnissen der Provinzialbehörden und der Nothwendigkeit, einer immer zunehmenden Zahl nichtetatsmäßiger Beamten Beschäftigung und Einkommen zu verschaffen, sehr erheblich gewachsen ist und namentlich durch die mit ihrer Erhebung verbundenen Plackereien und Erpressungen den Verkehr erschwert. Vertragsmäßig steht nun fremden wie chinesischen Kaufleuten das Recht zu, bei dem Versandt von Waaren ins Innere oder aus dem Innern nach einem Vertragshafen zur Ausfuhr alle Inlandssteuern — und zu denselben gehört auch die Likinsteuer — durch Zahlung des halben Ein- oder Ausfuhrzolles abzulösen. Wo dieses Recht mit der erforderlichen Energie durchgeführt wurde, hielt sich auch die Likinsteuer in mäßigen Grenzen; denn die Behörden hatten ein persönliches Interesse daran, die Einkünfte aus dieser Quelle sich selbst zu erhalten, statt sie, wie das bei der Zahlung des einmaligen, an die fremden Seezollämter zu entrichtenden Transitzolles der Fall ist, der Centralregierung zufallen zu sehen. Wo das System, wie ganz besonders in den beiden Kwangs, versagt hat, ist das Mißlingen auf den entschlossenen Widerstand der Provinzialbehörden und die entsprechende Schlappheit der consularischen und diplomatischen Vertretungen zurückzuführen gewesen. Eine bei der Entwicklung des Transitzolles fortwährend zur Sprache gekommene Frage ist die, wie weit derselbe die fremden Waaren bei der Versendung ins Innere deckt. Die Verträge sagen: „nach einem Inland-Markt", und die englischen Kronjuristen haben diesen Ausdruck leider als „bis zu" bedeutend erklärt, so daß die Chinesen sich als berechtigt angesehen haben, von den fremden Waaren, die an dem Inland-Markt angelangt waren, selbst da Steuern zu erheben, wo dieselben sich noch in der ursprünglichen Verpackung befanden und in ihrer Gesammtheit von dem Steuercertificat begleitet waren. Neue, auf den Schutz des fremden Handels, d. h. darauf berechnete Maßregeln, daß fremden Waaren zu fest bestimmten Steuersätzen ein möglichst weites Eindringen in das Innere gestattet sei, werden daher in erster Linie den finanziellen Bedürfnissen der Provinzialbehörden dadurch Rechnung zu tragen haben, daß ihnen ein Antheil an dem zu erhöhenden Betrage der Zölle, resp. an den abgelösten Likinsteuern überwiesen wird, dann aber dafür sorgen müssen, daß fremde Waaren ballen-

oder kistenweise Steuercertificate erhalten können, die bis zu dem Tage gültig bleiben, an welchem die ursprüngliche Verpackung geöffnet worden ist. Im Allgemeinen kann man sagen, daß auch die jetzt vorhandenen Bestimmungen den vorerwähnten Zweck erfüllt haben würden, wenn Seitens der fremden Vertretungen, namentlich der englischen, mit größerer Energie und Ausdauer auf ihrer Durchführung bestanden worden wäre. Politische Erfolge von doch meist nur recht hypothetischem Werthe haben den mangelnden Schatz kaufmännischer und industrieller Interessen — denn um diese letzteren handelt es sich in der That — nie zu ersetzen vermocht.

Der fremde Kaufmann — und auch darüber wird man sich nicht zweifelhaft bleiben dürfen — steht in China auf dem Aussterbeetat. In der sehr tüchtigen, aus dem October vorigen Jahres stammenden Arbeit des zur Untersuchung der Handelsverhältnisse in den Vertragshäfen China's besonders abgeordnet gewesenen englischen Consuls Brenan heißt es über diesen Punkt: „Der Eindruck, den ein Besuch beinahe aller Vertragshäfen hinterläßt, ist der, daß die Chinesen in immer höherem Maße die Handelsvortheile monopolisiren, die unter den verschiedenen Verträgen erlangt worden sind, welche fremde Regierungen mit China abgeschlossen haben. Nachdem die fremden Mächte den Grund für ihre Landsleute vorbereitet haben, drückt der Chinese die letzteren allmählich hinaus und nimmt ihren Platz selbst ein. Obgleich achtzehn Plätze (jetzt 21) dem Handel der Welt geöffnet sind, findet die Einfuhr von Waaren aus Europa, den Vereinigten Staaten und Indien fast ausschließlich durch Hongkong und Shanghai statt. In den anderen Häfen, den Außenhäfen, wie sie in China genannt werden, hört der englische Kaufmann und der fremde Kaufmann im Allgemeinen auf zu existiren. Nur in zwölf von den achtzehn Häfen sind englische Unterthanen in einer oder der anderen Weise am Handel interessirt, und nur in drei oder vier von ihnen betheiligen sie sich am Einfuhrhandel. . . . Man kann daher sagen, daß mit einigen unbedeutenden Ausnahmen das Geschäft des englischen Importeurs auf Hongkong und Shanghai beschränkt ist, daß von diesen Entrepots aus die weitere Vertheilung der Güter über das chinesische Reich sich ganz in den Händen der Chinesen befindet, und daß, nachdem die Güter seinen Speicher verlassen haben, der englische Importeur kein directes Interesse mehr an ihrem Schicksal hat."

Das ist eine durchaus zutreffende Darstellung der Sachlage, die nicht nur auf den englischen, sondern auf jeden fremden Kaufmann paßt. Aber, wie auch Herr Brenan bemerkt, das Interesse, welches der fremde Importeur nicht mehr an den Waaren hat, besitzt der Fabrikant, und da der Chinese seinen eigenen Behörden gegenüber vollständig hülf- und machtlos ist, werden die fremden Mächte, trotz aller theoretischen völkerrechtlichen Schwierigkeiten, welche dem in den Weg zu treten scheinen mögen, im Interesse der fremden Fabrikanten die Sache der chinesischen Mittelmänner zu ihrer eigenen machen müssen. Damit das aber geschehen kann, wird die Frage der Zoll- und Steuerreform mit viel mehr Einsicht und Energie in die Hand genommen werden müssen, als dies bisher, wenigstens Seitens der fremden Regierungen, geschehen ist.

Daß dies möglich sei, hat der englische Cornet a. D. Parker nachzuweisen versucht, indem er annimmt, daß der Gesammtbetrag der legal erhobenen Likinsteuer mit ungefähr 25 Millionen Taels[1]) überreichlich gedeckt sein würde und daß der fremde Handelsstand, selbst wenn man die Zölle auf das Doppelte und darüber erhöhte, doch noch ein gutes Geschäft machen würde, wenn nur gleichzeitig alle Likinstationen im ganzen Reiche aufgehoben und den Provinzialbehörden ein bestimmter Antheil an den neuen Einnahmen zugesichert würde. Das Argument, man könne sich nicht darauf verlassen, daß die chinesische Regierung die eingegangene Verpflichtung erfüllen werde, weist Mr. Parker damit überzeugend zurück, daß er sagt, bei der Besteuerung des Opium, bei welcher auf den Pikul 30 Taels Zoll und 80 Taels Likin gleichzeitig erhoben werde, habe diese Methode sich auf das Beste bewährt.

Der Plan hat jedenfalls viel für sich. Die Einfuhrzölle betrugen 1895 ungefähr 6 Millionen Taels und stellten kaum 2 1/2 Procent vom Werthe dar; die Ausfuhrzölle mit 9 Millionen kann man auf ungefähr ebenso viel vom Werthe veranschlagen; verdoppelt man die Höhe des Einfuhr- und Ausfuhrzolles, so erhält man für den ersteren 12 Millionen, für den letzteren 18 Millionen Taels, und wenn man für die beiden die Zahlung von Likin in Höhe der Hälfte der jetzigen Zölle compulsorisch macht, so kommt man auf 15 Millionen Eingangs- und 22 1/2 Millionen Ausfuhrzoll, was gegenüber den bisherigen Zöllen in Höhe von zusammen 15 Millionen Taels, zu denen noch eine halbe Million Transitzoll kommt, ein Mehr von 22 Millionen ergibt. Es würde dies, selbst wenn man die Höhe des jetzigen Likin auf 15 Millionen berechnet, wie Mr. Parker, statt 6 bis 11 Millionen, wie dies gewöhnlich geschieht, noch eine Marge von 7 Millionen zur Ausgleichung etwaiger Zollausfälle oder für andere Zwecke lassen, eventuell auch ermöglichen, für einzelne Artikel den überhaupt inclusive Likin nur auf 6 1/4 Procent vom Werthe angesetzten Zoll auf 5 Prozent herabzusetzen, was die chinesischen Zollsätze den japanischen gegenüber immer noch zu sehr mäßigen und gleichmäßigen machen würde. —

Auf die Erhöhung anderer Einnahmequellen des chinesischen Reiches, welche dasselbe ja unbedingt in der Grundsteuer, dem Salzmonopol, den chinesischen Seezöllen u. s. w. besitzt, von fremder Seite einen Einfluß ausüben zu wollen, scheint wenig rathsam, da man dabei in ein fast unentwirrbares Gewebe von Interessen der verschiedensten Provinzial- und Localbehörden, Gilden, Banken und Kaufleuten gerathen und Gefahr laufen würde, mehr Schwierigkeiten als Gutes zu schaffen.

Die Grundsteuer würde scheinbar das einträglichste und leichteste Feld für Reformen bilden, aber eben auch nur scheinbar. Im Jahre 1652, sieben Jahre nach der Eroberung China's durch die jetzt regierende Dynastie, wurde die Grundsteuer auf ca. 21 Millionen Taels und ungefähr 2 1/4 Millionen Doppelcentner Getreide in natura festgesetzt; im Jahre 1722 betrug sie circa 29 Millionen Taels und 1 4/5 Million Doppelcentner Getreide; und auf diesen Betrag war sie vom Kaiser Kanghi auf ewige Zeiten festgesetzt worden.

[1]) 1 Tael = circa 3 Mark 20 Pf.

Hiervon sollen jährlich noch ungefähr 25 Millionen Taels eingehen, von denen, wie von der Abgabe in natura, durchschnittlich 20 Procent den Steuerpflichtigen aus einem oder dem anderen Grunde erlassen werden. Dieser an die Staatscasse abzuführende Betrag ist sicher nur ein Theil, und der bei Weitem kleinere des wirklich erhobenen, so daß die Bevölkerung, selbst wenn die Steuer um das Doppelte erhöht würde, immer noch ein gutes Geschäft machen dürfte, sofern nur die ungesetzlichen Zuschläge und Erpressungen in Wegfall kämen. Da dies aber nicht zu erwarten ist, vielmehr jede Erhöhung der Steuer auch eine Vermehrung der Erpressungen bedeuten würde, ist um so weniger zu erwarten, daß die Regierung sich auf diese abschüssige Bahn begeben wird, als in asiatischen Staaten überhaupt die gesetzliche Besteuerung der ackerbauenden Classe der Regel nach weit hinter der Möglichkeit und selbst hinter den gesetzlichen Vorschriften zurückzubleiben pflegt. So haben in Japan stattgehabte Untersuchungen ergeben, daß die dortige Grundsteuer, die 2½ Procent von dem amtlichen Taxwerthe des Grund und Bodens betragen soll, der einerseits wieder nur ein Drittel oder ein Viertel des Marktwerthes ausmacht, nicht allein diesen Procentsatz nie erreicht hat, sondern auch innerhalb der letzten zwanzig Jahre in Folge der Steigerung des Werthes der Erträge um beinahe 45 Procent herunter gegangen ist. So betrug z. B. der amtliche Anschlag des Werthes des Ertrages von einem Cho (d. h. annähernd Hectar) 67 Yen[1]), während sich die Steuer zu diesem Werthe wie 0,149 verhalten sollte. Während nun 1877 der Ertrag thatsächlich 65,4 Yen und das Verhältniß der Steuer dazu 0,153 war, ergab der Ertrag 1893 113 Yen, was für die Steuer 0,088 ausmacht, d. h. eine Steuer, die früher mit 149 Yen veranschlagt war, stellt jetzt thatsächlich nur noch 88 Yen dar. Die vielfachen Erörterungen dieser Frage in der japanischen Presse deuten darauf hin, daß der Gedanke, auf die Grundsteuer mehr als bisher zur Deckung der immer steigenden Ausgaben zurückzugreifen, an Einfluß gewinnt, aber man wird trotzdem an eine derartige Reform nur mit Zögern und großer Vorsicht herangehen. —

Ein sehr erfreuliches Symptom in den nicht übermäßig erfreulichen Zuständen China's ist das stetige Wachsen der Einnahmen der fremden Seezollämter, der einzigen sicheren und darum als Garantie für fremde Anleihen unersetzlichen Einnahmequelle des Reiches. Der Werth des fremden Handels mit China ist von 140 000 000 Taels im Jahre 1884 auf 333 600 000 Taels im Jahre 1896 gewachsen und hat seit dem Vorjahre um 18 600 000 Taels zugenommen. Dementsprechend sind auch die Zolleinnahmen 1896 mit 22 519 000 Taels um 1 193 000 Taels höher als 1895 und das trotz der Abtretung Formosa's, die in den Zolleinnahmen einen Ausfall von einer Million Taels zur Folge hatte. Die an den auswärtigen Anleihen China's Betheiligten können also der weiteren finanziellen Entwicklung des Reiches in Ruhe zusehen, selbst wenn neue Anleihen zur Bezahlung des Restes der Kriegsschuld an Japan, zur Neuschaffung der Flotte und zu Eisenbahnzwecken sich als nothwendig erweisen sollten. Die mit Bezug darauf mit einem belgischen Syndicat,

[1]) 1 Yen = circa 2 Mark 20 Pf.

hinter dem französische und russische Einflüsse gestanden haben dürften, zur Beschaffung von $4^1/_2$ Millionen Pfund (circa 27 Millionen Taels) getroffenen Abmachungen sind nicht perfect geworden. Manches, was in den dem Abschluß des am 30. Mai d. J. unterzeichneten, nicht ausgeführten Vertrages vorangegangenen Verhandlungen unverständlich erscheint, wird klarer, wenn man daran denkt, daß, während das Streben aller Darleiher für solche Zwecke dahin geht, die auszuführenden Bahnen möglichst selbständig bauen und verwalten zu können, die chinesische Regierung nicht mit Unrecht darauf besteht, Herrin im Lande zu bleiben und sich die Oberaufsicht für Bau und Verwaltung nicht nehmen zu lassen — ein Verhalten, das bei dem mangelhaften und unzuverlässigen Beamtenmaterial, das der chinesischen Regierung zur Verfügung steht, unzweifelhaft vielfache Nachtheile im Gefolge haben wird, vom staatsrechtlichen und politischen Gesichtspunkte aus aber als das einzig Richtige angesehen werden muß.

Die seit dem Jahre 1896 gemachten, sich innerhalb sehr mäßiger Grenzen haltenden Schritte zur Neuschaffung der 1894 bis 1895 fast vernichteten Flotte sind namentlich von englischer Seite der Gegenstand scharfer Kritiken geworden, die wohl im Wesentlichen darauf zurück zu führen sein dürften, daß, während man bis 1894 China nicht allein als den möglichen, sondern als den gewissen Alliirten England's in Ostasien anzusehen pflegte und damit hoffen konnte, in gegebenen Fällen über die chinesische Seemacht zu verfügen, sich jetzt die Besorgniß eingestellt hat, daß diese Kräfte dereinst Rußland dienstbar werden könnten, und ihre Entwicklung daher, im englischen Interesse, möglichst hintertrieben werden müsse. Diese Besorgnisse werden indessen durch das Wiederengagement des schon früher in gleicher Stellung thätig gewesenen englischen Seeofficiers Lang als Instructeur wenigstens theilweise beschwichtigt worden sein.

Faßt man die Lage, wie sie China seit dem Abschluß des Friedens von Shimonoseki bietet, kurz zusammen, so kann man sagen, daß der auswärtige Handel sich langsam, aber stetig entwickelt, daß die Zolleinnahmen steigen, und zahlreiche andere Einnahmequellen vorhanden sind, die mit der Zeit nutzbar gemacht werden können; daß in der industriellen Entwicklung China's nichts geschehen, worüber wir Veranlassung haben dürften, uns zu beschweren, daß in der Eisenbahnfrage ein Fortschritt unverkennbar ist, wenn dieselbe für den Augenblick auch noch nicht über die Inangriffnahme der Linien Tientsin-Lukauchiao und Wusung-Shanghai-Suchau-Nanking wie über die Ertheilung der staatlichen Genehmigung für den Bau der Linien Lukauchiao-Hankau (die Lu-Han-Bahn) und Hankau-Canton hinausgekommen. Viel mehr würde nach allen Richtungen hin durch eine verständige Einwirkung der Vertragsmächte haben erzielt werden können, aber England ist durch die Besorgnisse um seine Stellung in Hinterindien und seine Beziehungen zu Süd- und Westchina vollständig hypnotisirt, und Frankreich und Rußland, deren Vertreter allein eine anerkennenswerthe Thätigkeit entfaltet haben, besitzen keinerlei Interesse an einer Erstarkung China's. Die Thätigkeit der französischen Gesandtschaft muß sogar als eine der Entwicklung der allgemeinen fremden Interessen geradezu nachtheilige bezeichnet werden, da sie die Erledigung einer ganzen Anzahl

nothwendiger Punkte dadurch hinauszuschieben oder zu verhindern gewußt hat, daß sie in jedem Falle auf einer Entschädigung für — entweder nicht berührte oder gar nicht vorhandene — französische Interessen bestand.

II.

Während China sich nur langsam, man könnte sagen widerwillig erschließt und entwickelt, ist die Entwicklung Japan's, wenn man die Zahl der mit dem Kriege ins Leben gerufenen Unternehmungen betrachtet, eine fast beängstigend schnelle. Der vom 23. December 1896 datirte Bericht des von der Nationalen Vereinigung von Fabrikanten der Vereinigten Staaten zum Zwecke der Untersuchung japanischer Verhältnisse nach dort entsandten Mr. Robert P. Porter gibt darüber interessante Aufschlüsse. Darnach hatten seit dem Kriege 80 Eisenbahn-Gesellschaften mit einem Capital von 144 Millionen Yen die staatliche Genehmigung erhalten, während 125 andere mit einem solchen von 202 Millionen noch auf die Concession warteten. Für elektrischen und Pferdebahnwagen-Betrieb waren 34 Gesellschaften mit über 20 Millionen entstanden; 48 bestehende Banken hatten ihr Capital um 18½ Millionen vermehrt, und 132 neue waren mit einem Capital von 108 Millionen errichtet worden. Gleichzeitig waren 187 neue industrielle Unternehmungen mit einem Capital von 86½ Millionen entstanden und 126 commercielle Unternehmungen mit einem Gesammtcapital von 63½ Millionen, davon über 14 Millionen für Schiffahrts- und Schiffbau-Gesellschaften, ins Leben gerufen worden. Das ergibt zusammen in weniger als zwei Jahren 730 neue Unternehmungen mit einem Capital von 624 440 000, d. h. mindestens 1370 Millionen Mark. Diese Zahlen bleiben noch weit hinter denen zurück, die vor Kurzem in einer japanischen Zeitung, dem „Tokyo Asahi", veröffentlicht wurden. Nach ihnen würden im Jahre 1895 Eisenbahn-Gesellschaften mit 230 Millionen, Banken mit 39 Millionen, industrielle Gesellschaften mit 71 Millionen Capital entstanden sein, während im Jahre 1896 für Gründungen von Eisenbahnen 553 Millionen, für solche von Banken 122 und 264 Millionen für andere Gesellschaften gezeichnet worden wären. Für die beiden Jahre zusammen ein Capital von 1 279 489 790 Yen, d. h. 2814 Millionen Mark. Daß es einer größeren Anzahl unter diesen Gesellschaften an einer gründlichen geschäftlichen und finanziellen Unterlage fehlt, kann kaum einem Zweifel unterliegen, und in der neuesten Zeit wurden allerhand Anzeichen sichtbar, die auf einen bevorstehenden Krach deuten, einen Krach, den der damals allerdings nicht im Amte befindliche jetzige Minister des Aeußern Okuma bereits 1896 voraussah und mit Rücksicht darauf, daß auch Europa und Amerika solche erlebt, vollständig berechtigt fand. In welcher thörichten Weise von amtlicher Seite der Eitelkeit der Japaner geschmeichelt und der nicht immer auf gesunder Basis beruhende Unternehmungsgeist angestachelt wird, geht auch z. B. aus einer Rede hervor, die der Vice-Minister für Ackerbau und Handel Kaneko im Mai 1896 vor einer Versammlung von Vertretern der Handelskammern des Reiches hielt. „Japan," so sprach Herr Kaneko, „besitzt wunderbare Eigenschaften, um ein Industriestaat zu werden. Seine Einwohnerzahl ist eine verhältnißmäßig große, und Arbeit ist billig. Die Japaner besitzen mächtige Augen, Arme und Köpfe, und die Amerikaner zittern vor ihnen.

Die Baumwollenspinner von Manchester haben erklärt, daß, während der Angelsachse drei Generationen gebraucht habe, ehe er ein brauchbarer und geschickter Arbeiter für die Baumwollenspinnereien wurde, die Japaner die für diese Industrie erforderliche Geschicklichkeit in zehn Jahren erworben und es jetzt so weit in derselben gebracht haben, daß sie die Arbeiter von Manchester darin übertreffen. Die Japaner stehen unübertroffen für Geschicklichkeit in der Welt da, und ihre Zukunft zu betrachten ist wirklich Ehrfurcht einflößend."

Trotz dieser und ähnlicher Uebertreibungen in Wort und That — von den letzteren bietet der Versuch der Nipon Yusen Kwaisha, zu gleicher Zeit drei neue Dampferlinien nach Europa und Amerika ins Leben zu rufen, ein, wie es nach den letzten Nachrichten scheint, abschreckendes Beispiel — läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Japan nicht nur in den letzten beiden Jahren, sondern überhaupt sehr erhebliche und anerkennenswerthe Fortschritte gemacht hat.

Während die erste kurze Eisenbahn von Yokohama nach Tokyo mit 29 Kilometern Länge 1872 eröffnet wurde, und Ende 1885 364 Kilometer im Betrieb, 275 Kilometer im Bau begriffen und 1004 Kilometer projectirt waren, stellte sich am letzten December 1896 das Verhältniß so: 18760 Kilometer waren im Betrieb, 6172 Kilometer theils im Bau begriffen, theils projectirt, und für weitere 49404 Kilometer war die staatliche Genehmigung nachgesucht worden. Das bereits engagirte Capital betrug 335 Millionen Yen, während die noch nicht bestätigten Gesellschaften angeblich über ein Capital von 607 Millionen verfügten. Nach dem „Jiji Shimpo", einer anderen Tokyo-Zeitung, wuchs der auswärtige Handel Japan's von 65½ Millionen Yen im Jahre 1879 auf 290½ Millionen im Jahre 1896, während die von den Banken bewilligten Vorschüsse von 383 Millionen Yen im Jahre 1892 auf 1210 Millionen im Jahre 1895 gestiegen sind.

Die Ernteerträge sind in der Zeit von 1878 bis 185 von 25 Millionen Koku[1]) Reis auf 40, von 9½ Millionen Koku Gerste auf 19½, von 19 Millionen Catties[2]) Cocons auf 52 und von 2,7 Millionen Kwan[3]) Thee auf 8,6 Millionen gewachsen. Die Production von Gold, die 1893 72687 Momme[4]) betrug, ergab 1894 211578; die von Silber 19360536 Momme gegen (1893) 2647632 und von Kupfer 5308840 Kwan gegen früher 1135023; die Production von Eisen war von 2711322 Kwan (1893) auf 5182463 (1895) gestiegen, die von Kohlen in demselben Zeitraum von 679707 auf 4261218 Kwan.

Während 1890 in den Baumwollenfabriken 277895 Spindeln thätig waren, betrug 1885 ihre Zahl 580945, und in demselben Zeitraum hat die Production von Baumwollengarn von 5 Millionen Kwan auf 18½ Millionen, die von Baumwollengeweben von 32 Millionen Tan[5]) auf 49,5 Millionen und die von seidenen Geweben von 3,8 Millionen Tan auf 8,6 Millionen sich gehoben.

---

[1]) 1 Koku = 180 Hektoliter.
[2]) 1 Catty = 0,6 Kilogramm.
[3]) 1 Kwan (kwamme) = 3,75 Kilogramm.
[4]) 1 Momme (momme) = 3,75 Gramm.
[5]) 1 Tan oder Stück = 26 und mehr Shaku lang; 1 Shaku (Fuß) = 0,378 Meter.

Ende März dieses Jahres bestanden 1813 Actiengesellschaften (Banken und Eisenbahngesellschaften ausgenommen) mit einem Gesammtcapital von 278 Millionen Yen, ein Zuwuchs während des letzten Monats von 37 Gesellschaften mit 614000 Yen Capital. Im Jahre 1895 besaß Japan 517 Kauffahrteidampfer mit 321522 Tonnengehalt; ein Jahr später betrug dieser Tonnengehalt, nach Minister Okuma, 400000. Nicht am wenigsten haben zu dieser Entwicklung die von der Regierung gezahlten Prämien und Subsidien beigetragen, die sich auf 12 bis 25 Yen pro Tonne für jedes in Japan von einem Japaner gebaute Dampfschiff je nach Größe und Kraft der Maschine und 25 Cents für jede Tonne und 1000 Meilen bei 10 Knoten Geschwindigkeit beliefen und je nach Größe und Geschwindigkeit weit höher wurden.

An Banken bestanden zu derselben Zeit 1400 mit einem Gesammtcapital von über 262 Millionen Yen, die im letzten Monat sich um 23 Banken mit beinahe 7 Millionen Yen Capital vermehrt hatten.

Das sind alles gewaltige Zahlen, deren Bedeutung kaum dadurch abgeschwächt wird, daß während der letzten Zeiten Gerüchte von industrieller Flauheit und Bankkrisen immer wieder und in erhöhtem Maße aufgetreten sind. Positive Beweise für das Bestehen solcher Gefahren liegen nicht vor; denn wenn z. B. auch die Einnahmen im zweiten Halbjahr 1896 von zwölf Baumwollenspinnereien hinter denen des zweiten Halbjahres von 1895 zum Theil um 2 bis 7 Procent zurückgeblieben sind, so zeigen doch diese und fünf andere Spinnereien Dividenden für das letzte Halbjahr von 5 bis 20 Procent, was einem Gewinn von 1,14 bis 5,98 Yen gleichkommt.

Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß in Japan nicht alles so rosig ist, wie es wohl scheinen könnte. Wenn die Production von Thee sich sehr bedeutend gesteigert hat, so ist die Ausfuhr dieses Artikels im letzten Jahre sehr erheblich zurückgegangen. Die Minderausfuhr gegen 1895 betrug 1896 ca. 15½ Millionen Catties, so daß dieselbe von beinahe 39 Millionen auf etwas über 23½ Millionen zurückgegangen ist und der Werth der Ausfuhr sich um 2½ Millionen Yen vermindert hat, d. h. von 8,8 Millionen auf 6,3 herabgegangen ist. Sollte sich die in Japan aufgestellte Berechnung bestätigen, daß bei gleichen Preisen das Product eines Tau (991 Quadratmeter) Theelandes in Formosa ungefähr den doppelten Gewinn, 10,26 Yen gegen 5,76, abwerfen würde, wie der einer gleichen Fläche in Japan, so wird die japanische Theeindustrie dadurch noch mehr zu leiden haben, als dies während der letzten Jahre schon bei dem Mangel an Sorgfalt in der Behandlung des heimischen Thees der Fall gewesen ist. Auch die Seidencultur und -Ausfuhr haben aus der nämlichen Ursache schwer zu leiden gehabt, so daß sich die Regierung veranlaßt gesehen hat, dem Export japanischer Seide durch die Gewährung einer Ausfuhrprämie (6 bis 2 Procent vom Werthe, je nach der Qualität), die sie charakteristischer Weise nur den japanischen Exporteuren zu bewilligen geneigt scheint, wieder aufzuhelfen. Auch zur Erschließung neuer Theemärkte sind Seitens der Regierung 70000 Yen bewilligt worden.

Die Einnahmen des Staates betragen nach einer von dem Minister des Aeußern Okuma am 3. Mai dieses Jahres vor der Japanischen Oekonomischen

Gesellschaft gehaltenen Rede 120 Millionen Yen gegen früher 60, und der Redner war der Ansicht, daß eine Vermehrung der Steuern, die unerläßlich erscheine, bei der gesteigerten Entwicklung von Handel und Gewerbe keinerlei Schwierigkeiten böte. Vielleicht ist diese Auffassung etwas sehr sanguinisch.

Nach dem Budget des am 31. März 1897 ablaufenden Finanzjahres beliefen sich die Einnahmen auf circa 137 Millionen, davon außerordentliche 43 1/2 Million (40 Millionen Kriegsentschädigung), während die Ausgaben 152 Millionen betrugen, also ein Deficit von 15 Millionen Yen bestand. Formosa zeigt, bei einer Einnahme von 6 1/2 Millionen, 38 1/2 Millionen Ausgaben.

Am Ende des Jahres 1896 betrug die innere Schuld Japan's beinahe 377 Millionen Yen, die äußere ca. 234000, die im nächsten Jahre abbezahlt werden sollten. Neue Anleihen waren für das Jahr 1897/98 im Betrage von 67 Millionen in Aussicht genommen, während in derselben Zeit ungefähr 6 Millionen zurückzahlbar waren, so daß am 31. März 1898 die öffentliche Schuld Japan's 438 1/2 Millionen betragen haben würde, wobei indessen 28 Millionen Schatzamtsnoten, 25 Millionen, die den Industriebanken, und 30 Millionen, die Ackerbaubanken vorgeschossen werden sollen, d. h. 83 Millionen, nicht in Ansatz gebracht worden sind. Außerdem werden bis 1906 für die Neuorganisation der Flotte und Armee 340 bis 350 Millionen Yen aufzuwenden sein. Inwieweit die 230 Millionen Taels, d. h. circa 350 Millionen Yen, der chinesischen Kriegsentschädigung dabei zur Verwendung kommen werden, läßt sich bei der Unklarheit, die die japanische Regierung über diesen Punkt wohl absichtlich erhält, nicht angeben. Jedenfalls kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die neueste Zollgesetzgebung bestimmt ist, der japanischen Regierung erhöhte Einnahmequellen zu verschaffen, und daß die Einführung der Goldwährung in Japan bezweckt, der Aufnahme japanischer Anleihen in Europa bessere Chancen und Bedingungen zu sichern, was sich ja schon bei einem vor Kurzem gemachten Versuche, japanischen Staatspapieren Absatz in Europa zu schaffen, glänzend bewährt hat. Es handelte sich dabei um die Realisirung eines 43 Millionen Yen betragenden Theils der bereits 1894 genehmigten Kriegsanleihe von 250 Millionen, die trotz aller patriotischer Phrasen in Japan nur zum allerkleinsten Theil hatte untergebracht werden können. Vorsichtigen Personen dürfte sich indessen eine solche Capitalanlage kaum empfehlen, denn wie Minister Okuma einen Krach als berechtigte Eigenthümlichkeit anerkannte, könnte einer seiner Nachfolger sich dereinst versucht fühlen, bei der Behandlung fremder Staatsgläubiger nach dieser Theorie zu verfahren.

Wichtiger für uns ist vielleicht noch die Frage der weiteren Entwicklung der Concurrenzfähigkeit der japanischen Industrie, wobei auch die aus dem Porter'schen Bericht hervorgehenden Thatsachen von besonderem Interesse sind, daß die Preise der meisten Lebensbedürfnisse zwischen 1873 und 1894 in Japan um ungefähr 50 Procent, Reis um 65 Procent und Miethen um 128 Procent gestiegen waren, während die Zunahme der Arbeitslöhne in derselben Zeit ungefähr 33 Procent betrug. Leider sind diese Thatsachen bei näherer Betrachtung nicht so erfreulich, als die angeführten Zahlen sie erscheinen lassen möchten. Wenn heute Löhne zwischen 5 und 30 Cents Silber (d. h. zwischen

12 und 72 Pfennig) und für Frauen selten mehr als 6 bis 8 Cent täglich betragen, machen die 33 Procent, die seit 1873 dazu gekommen sind, nicht viel aus. Die Miethserhöhungen beziehen sich nur auf Tokyo, und dort beträgt die Miethe für eine Familie von fünf Personen häufig nur 2 bis 4 Cents Silber täglich, also höchstens 1,20 Yen, d. h. 2,64 Mark, für den Monat, während die Kosten des Lebensunterhaltes für eine eben solche Anzahl von Personen, wenn Abfälle von Fleisch und Gemüsen verwendet werden, was gewöhnlich geschieht, auf 12 bis 15, bei der Verwendung frischer Provisionen auf 30 Cents Silber, d. h. auf 27 bis 72 Pfennige, täglich sich belaufen. Solchen Preisen gegenüber bleibt, trotz der vorerwähnten Steigerung der Preise der Lebensbedürfnisse, jede fremde Concurrenz unmöglich. Glücklicher Weise sorgen die Japaner selbst dafür, daß der Baum ihrer Industrie nicht in den Himmel wachse. Wie der Vorsitzende der nationalen Vereinigung amerikanischer Fabrikanten, Mr. Search, in einer Einleitung zu dem Bericht Mr. Porter's sagt, ist die Minderwerthigkeit der japanischen Producte eine Thatsache, die die Concurrenzfähigkeit der japanischen Fabrikanten wesentlich schwächt. Gerade bei denjenigen Waaren, die in den größten Mengen ins Ausland gegangen sind, trifft dies besonders zu und hat die Concurrenz in diesen Artikeln zu einer reinen Preisfrage gemacht. Die japanischen Fabrikanten von Matten, Teppichen und Seidenwaaren haben ihrem eigenen Geschäft durch den Verkauf minderwerthiger Artikel unendlichen Schaden zugefügt. — Und das paßt auf das ganze japanische Geschäft.

Die politische Entwicklung Japan's während der letzten zwei Jahre mag hier mit Stillschweigen übergangen werden. Innere Schwierigkeiten haben die radicale Partei ans Ruder gebracht, die nun in der Lage sein wird, die chauvinistischen Erklärungen und Programme, mit denen sie dem Ministerium Ito das Leben sauer machte, ins Praktische zu übertragen. Als Deutschland besonders interessirend mag hier, mit Bezug auf die Entwicklung des Handelsverkehrs mit Japan, nur erwähnt werden, daß die Weissagungen unzünftiger Politiker, nach denen Deutschland wegen des Antheils, den es an den Verhandlungen über die Retrocession Liaotung's genommen, schwere handelspolitische Nachtheile haben sollte, sich als durchaus unzutreffend erwiesen haben; vielmehr ist die deutsche Einfuhr nach Japan von 7 909 542 Yen im Jahre 1894 auf 17 183 953 im Jahre 1896 gestiegen, während in der gleichen Zeit sich die Ausfuhr von dort von 1 517 549 Yen auf 2,972 136 Yen gehoben hatte. Am Gesammtverkehr von 289½ Millionen war Deutschland also mit über 20 Millionen, d. h. mit beinahe 14,5 Procent, betheiligt.

Drei Briefe aus der Kinderzeit Kaiser Friedrich's.

[Nachdruck untersagt.]

Der kleine Henri war allein unter den alten Bäumen Châtillons zurückgeblieben, unter denen er so manche Stunde, lernend oder in fröhlichem Spiel, mit seinem Erzieher, Herrn Frédéric Godet, aus Neuchâtel zugebracht hatte. Hohem Rufe folgend war dieser weit nach Norden gezogen, viel weiter als Henri denken konnte, um einen kleinen Prinzen zu erziehen, Fritz von Preußen, der Henri's Phantasie schon lebhaft erfüllte. Denn viel hatte ihm sein Vater, der Arzt in der preußischen Garde und Leibarzt beim Könige Friedrich Wilhelm III. gewesen war, vom Prinzen Fritz erzählt, und um sein Leben gern hätte Henri wissen mögen, wie solch' ein Prinz aussah, und ob er auch mit Kugeln spielte und sich in der hohen Strickschaukel schaukeln und am Brunnen Schiffe aus Papier und aus Kästchen schwimmen lassen könnte.

Wie glücklich war doch Herr Godet, der jetzt mit dem Prinzen Fritz spielen durfte! Und er, Henri, war allein geblieben und — sollte nach Neuchâtel in die Schule gehen . . .

Da langte eine Post aus Berlin an: Herr Godet wünschte für den Prinzen den Neuchâteler Katechismus und eine im Neuenburgischen gebräuchliche Sammlung von Bibelstellen, den livre de passages. Rasch sandte Henri diese Bücher, und wie groß war seine Freude, als bald darauf ein Brief für ihn ankam, vielleicht der erste, den er in seinem zehnjährigen Leben erhielt. Ein großer weißer Bogen war's, mit eingepreßter Umrahmung, wie ihn Kinder zu Weihnachtsgedichten für ihre Eltern benutzen. Und auf den sorgsam gezogenen weiten Bleistiftlinien stand in großer ordentlicher Kinderschrift zu lesen, was folgt:

Mon cher Henri Sacc!

Je te prie bien de me pardonner de ce que j'ai tardé si longtemps à t'écrire. Je te remercie des deux jolis livres que tu m'a envoyés. Du catéchisme et du livre de passage. Maintenant je vais te raconter ce que j'ai vu Mercredi matin. Nous sommes allé voir des Jacynthe, ou il y avait un obélisk avec le nom de sa Majesté le Roi, mais tu te souviens que cela est en Jacynthe. Je te remercie pour les deux jolis livres de Neuchatel, j'ai déja lu un peu dedans. Adieu mon cher Henri je suis ton fidéle ami

Fritz, Berlin ce 5 Mai
1839.

Wie das Datum zeigt, war der Prinz damals etwa 7½ Jahre alt. Henri war älter, aber den Obelisken konnte er sich doch nicht recht vorstellen. So etwas gab es in Châtillon gar nicht, und auch in den nächsten Städten, die er kannte, in Yverdon und Colombier, und in der „Hauptstadt" Neuchâtel hatte er nie etwas Aehnliches gesehen. Wie schön und wie merkwürdig! Und der Hyazinthen-Obelisk wuchs in seiner Einbildungskraft höher und höher, hoch wie die größte Tanne im Jurawalde hinter dem Garten, oder vielleicht gar wie der Mont Boudry selbst. Den Namen des Königs aber müßte man vom anderen Ufer des zu Füßen leuchtenden Neuenburgersees lesen können, so groß müßte er geschrieben sein. Aber gab es denn so viele Hyazinthen?

Auf der Rückseite des großen, weiß gepreßten Bogens fand Henri ein Schreiben des Herrn Godet, das ihn in nicht geringe Aufregung versetzte. Denn es begann so:

Mon cher Henri!

Je ne puis laisser partir cette lettre de mon petit élève actuel pour mon petit élève d'autrefois, sans y joindre aussi mon petit tribut. Tu ne seras pas émerveillé sans doute des progrès du petit Prince dans l'orthographe ou l'orthographie, comme l'on dit ici; et en effet, il faudra bien encore quelque temps pour qu'on en vienne à faire des thèmes B e n è comme on les faisoit souvent à Châtillon. Un jour cependant j'espère voir cet heureux temps, dût même l'air de Châtillon être nécessaire pour cette cure. Que dirois-tu donc, si tu voyois un jour débarquer devant la maison de Châtillon sous les tilleuls, deux petits garçons, un M^r^ en uniforme et un autre en noir, que bien tu connois — laisserois-tu bien un moment la course volante, l'escarpolette, ou même tes bateaux à la fontaine pour venir voir qui seroient les nouveaux arrivants? . . . . Nous parlons bien souvent avec le petit Prince et Mr de Unruh, d'un voyage à Neuchatel et d'une course — le dirai-je même: d'un petit séjour à Châtillon. N'est-il pas vrai qu'au besoin tu cèderois bien ta chambre au petit Prince?

Ja, mit tausend Freuden wollte Henri sein Zimmer abtreten, und froh widerhallten in seinem Herzen die weiteren Worte seines Herrn Godet: Que de joie, que de plaisir! Les bauches (Bocciaspiel), l'écureuil, les courses à la montagne et au Creux du vent, les foins, les vendanges — car une fois là nous n'y serions pas pour trois jours — tout cela seroit un temps heureux, n'est-ce pas, heureux pour toi, et, je t'assure, pas moins heureux pour le petit Prince . . . .

Das Briefeschreiben war sonst nicht Henri's Fall. Diesmal aber ging es ihm rasch von der Hand, und sobald er die freudig ertheilte Einwilligung seiner Eltern hatte, schrieb er seine Einladung, so schön er konnte. Und nun wartete er jeden Tag auf den Wagen, der ja nun vor Châtillon anlangen mußte. Von seinem Vater erfuhr er, daß Herr von Unruh der militärische Erzieher des Prinzen sei und der andere Knabe des Prinzen Kamerad, der kleine Rudolf von Zastrow. Wie freute er sich auf sie Alle, am meisten aber auf den kleinen Prinzen selbst, seinen „Freund", wie er ihn stolz und glücklich nannte.

Aber kein Wagen kam. Statt dessen eine Epheupflanze, die der Prinz in seinem Zimmer in Babelsberg gezogen und für Henri bestimmt hatte, nebst folgendem Briefe von der Hand des Prinzen:

Mon cher Henri Sacc!

J'ai tardée bien longtemps à t'écrire, et je te prie bien de me le pardonner, je l'avait oubliée, car je voulait bien des fois t'écrire.

Ma lettre cera plus grande que la tienne. Je vais te raconter de Berlin.

Premierement je te dit qu'il y a eu un grand feu tout un village à brulée exeptée l'eglise.

Da muß dem Prinzen etwas dazwischen gekommen sein. Denn der „längere" Brief bricht hier ab und ist auch später nie vollendet, sondern von Herrn Godet, von dessen Hand die Adresse herrührt, so abgesandt worden.

Henri pflanzte den Epheu sorgsam ein und zog ihn im Zimmer auf. Oft betrachtete er den Brief, der von Arabesken in lila Druck umrahmt war. Am Fuße war eine Gruppe rastender Schnitter abgebildet, neben welche der Prinz zum besseren Verständniß für Henri geschrieben hatte: Repos des coupeurs de blé. Aber würde der Wagen nun kommen?

Vier Jahre vergingen. Lange schon ging Henri nach Neuchâtel zur Schule, und lange schon ließ er nicht mehr Papierschiffe schwimmen wie die „Kleinen". Sondern er hatte ein „richtiges" Schiff, mit Mast und Segeln, bekommen, welches am Bindfaden auf dem See segeln konnte. Als er es zum ersten Male dort hatte segeln lassen, fand er es so schön, daß er seine Eltern bat, es seinem „Freunde" Fritz schenken zu dürfen.

Als Dank sandte ihm der Prinz eine schön gemalte Tasse mit dem Schlosse Babelsberg darauf und diesen Brief:

Babelsberg, ce 30 Sept. 43.

Mon cher Henri!

Mille et mille remerciements pour Ta chère lettre. La chalouppe m'a fait un plaisir inexprimable, mais une chose me fait de la peine; c'est que tu t'es privé de ton plaisir, car un bateau voguant est un grand amusement pour des garçons; mais je te promets de le garder toujours comme un souvenir de toi, et que tu t'en est dérobé pour me faire plaisir. Si le temps permet, ce que je ne crois pas, nous la ferons voguer demain avec mes amis sur la Havel. Ce serait tout mon bonheur de venir une fois à Châtillon et faire des promenades aux environs. Mais j'aimerais bien que tu vinsses ici en été; nous te montrerions alors Glienicke, Sans Souci, le palais de marbre, le nouveau palais, en un mot tout ce qu'il y a ici, cela te plairait sûrement. Babelsberg est un joli endroit situé sur une colline, qui te paraîtrait un monticule, mais le château où habitent mes parents et les autres maisons gothiques sont bien jolies, et paraissent de loin comme des chateaux anciens. Depuis Potsdam jusqu'à l'île des paons les bords de la Havel sont charmants et te plairaient surement. Nous avons un jeune cerf ici apprivoisé, qui me connait et qui vient quand on l'apelle, mais il s'est cassé les deux cornes.

Je te remercie encore mille fois pour ta lettre et pour le bateau, et je te prie de ne pas oublier Ton fidèle ami

Frédéric Guillaume.

* * *

Eine Begegnung der Knaben sollte nicht stattfinden, weder in Châtillon noch in Babelsberg. Als Männer erst sahen sich beide (1869), und der Kronprinz empfing den Schweizer Officier mit derselben schlichten Herzensgüte, die schon aus den Zeilen des sieben- und zwölfjährigen Kindes spricht. Jetzt ist aus dem kleinen Henri einer der ersten Officiere der Schweiz geworden, dessen freundlicher Erlaubniß diese Veröffentlichung zu danken ist.

Die Epheupflanze, bald zu mächtig geworden für das Zimmer, rankt ihren fast sechzigjährigen Stamm kräftig an einer alten Trauerweide empor, deren Aeste in ein stilles Wasser hinab hängen. Dreimal hat der Blitz den Baum getroffen, aber noch immer steht er ehrwürdig aufrecht, und grünt und blüht der Epheu, der ihn überzieht.

Auch der Erzieher der beiden Knaben, Herr Frédéric Godet, lebt, achtzigjährig, als Prediger und hoch verehrtes Haupt der freien Gemeinde in Neuchâtel.

Nur der Eine ist dahin gegangen, der Größte und Edelste unter ihnen, zu früh für ihn und für sein Reich.

Dr. Heino Romberg.

Großherzogin Sophie von Sachsen

und

Ihre Verfügungen über das Goethe- und Schiller-Archiv.

Bericht, der zwölften Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft erstattet am 9. October 1897.

Von

Bernhard Suphan.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn ich von dem Berichte, den die Generalversammlung herkömmlicher Weise gewohnt ist zu vernehmen über das Archiv, seine Thätigkeit und sein Wachsthum, für dieses Mal absehe, so geschieht es, weil ich ihr heute Mittheilungen zu machen habe, die jedem Freunde der Anstalt von hohem Werthe sind; Mittheilungen, denen der Name der verewigten Herrin die Weihe gibt. Ihr, der geliebten und verehrten, der hohen mütterlichen Wohlthäterin, widme ich zuvor ein schlichtes Wort innigsten Dankes aus meinem Herzen und aus dem Sinne Aller, die Ihrer Stiftung zugehören und zugethan sind. Ich bezeuge diesen Dank in der Gemeinschaft, die das Wirken der Fürstin kennt und durch Mitwirken Ihr die reinste Freude bereitet hat. Mitwirkung zu finden, zu erfahren, war Ihr der schönste Lohn. Von dem, was Sie selber gab und that, durfte, wer Ihr diente, öffentlich wenigstens nicht reden und rühmen. Und so sei auch heute mit Ehrfurcht davon gesprochen und mit Bescheidenheit.

Die hohe Frau ist die erste Arbeiterin in Ihrem Archiv gewesen. Sie hat über den Bestand des „Goethe'schen Vermächtnisses" selbst zuerst Musterung gehalten, und Spuren dieser Thätigkeit finden sich auf gar manchem handschriftlichen Stücke: Vermerke und Aufschriften, die uns beweisen, wie ernst und genau Sie es mit der Durchsicht genommen hat. Sie pflegte von wichtigeren neuen Funden, auch von solchen Stücken, die zur Veröffentlichung gewählt waren, zuerst Kenntniß zu nehmen, und bis zu den Zeiten, wo Ihr

Schonung zur Pflicht gemacht war, hat Sie an dieser Gewohnheit festgehalten. So hat Sie den Schatz erworben, der in Ihre Hand gelegt war.

Was die Fürstin geleistet hat im Sinne einer Gegengabe (nicht anders faßte Sie es auf) für ein großes Vertrauen, ist aller Welt vor Augen. Die Goetheausgabe und das Haus des Archivs, jedes in seiner Art ein Denkmal Ihres fürstlichen Waltens. Der 28. Juni, der Tag der Archivweihe, ist Ihr ein Lebensfesttag gewesen; er bezeichnete, wie Sie sagte, eine Epoche für Sie. Sie fühlte sich gehoben und gekräftigt durch das Gelingen und durch die Beistimmung der Besten, von da aus noch eine gute Wegstrecke weiter zu schreiten. Es war anders bestimmt. Jetzt erscheint es als eine Fügung, daß Sie nicht von uns gegangen ist, ohne Ihre jüngste Stiftung, die ganz im nationalen Gedanken wurzelt, zu vollenden und zu sichern.

Sie war es gewohnt, Nahes und Fernes zu bedenken, und so reicht die Fürsorge für Ihre Stiftung in ferne Zeit.

Ich bin von dem Großherzoglichen Staatsministerium, Departement des Großherzoglichen Hauses, ermächtigt, die Urkunden, die diese Fürsorge bezeugen, bekannt zu geben „in den betheiligten Kreisen". Daß es zuerst in dem nächstbetheiligten Kreise heute geschehe, ist von höchster Stelle mir ausdrücklich verstattet worden.

I. Das Archiv ein Fideicommiß des Großherzoglichen Hauses.

Ich Sophie, Großherzogin von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande, urkunde hiermit Folgendes:

Mit Annahme des Vermächtnisses Walther von Goethe's habe Ich zugleich für alle Zeiten die Verantwortung für eine würdige, pietätvolle Verwahrung und Erhaltung der Mir anvertrauten Schätze aus dem Nachlasse J. W. von Goethe's übernommen. Die gleiche Verantwortung trage ich gegenüber dem handschriftlichen Nachlaß und der Bibliothek Friedrich von Schiller's sowie in Bezug auf alle im Laufe der Jahre durch Schenkung oder Ankauf in Meinen Besitz übergegangenen Nachlässe anderer hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller. Zugleich ist es Mein Wille, für den Fall Meines Ablebens nicht allein für die Vollendung der Goethe-Ausgabe und der beabsichtigten Goethe-Biographie[1]), sondern nach Möglichkeit auch dafür Sorge getragen zu haben, daß die in Meinem Besitz befindlichen Schätze der nationalen Literatur der gelehrten Forschung nutzbringend erschlossen und Weimar erhalten bleiben, damit dieses, seiner großen Vergangenheit entsprechend, auch ferner ein geistiger Mittelpunkt Deutschlands bleibe.

Ich habe deshalb beschlossen, ein dem Großherzoglichen Hause Sachsen als unveräußerliches Eigenthum angehöriges Familien-Fideicommiß unter dem Namen

„Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar"

[1]) In Ihren letzten vier Lebensjahren, da der Bau des Archivs und die Ansammlung eines Fonds für die Anstalt Sie in Anspruch nahmen, ist es der ausgesprochene Wille der Fürstin gewesen, sich auf die monumentale Ausgabe der Werke zunächst zu beschränken und die Biographie einer späteren Zeit vorzubehalten.

zu begründen, welches mit seinem Stiftungsvermögen und nach Maßgabe Meiner letztwilligen Verfügungen die Erreichung der angedeuteten Ziele soweit als möglich zu sichern bestimmt ist. — — —

[Es folgen die Angaben über das derzeitige Stiftungsvermögen. Darunter „5. die von Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft und Freunden Weimars am 8. October vorigen Jahres dargebrachte Sammlung, die als ein Beitrag zum Bau des Goethe- und Schiller-Archivs gedacht ist; . . diese Summe ist zur inneren Ausschmückung des Gebäudes von Mir bestimmt."] —

Indem Ich dieses Familien-Fideicommiß durch gegenwärtige Urkunde begründe, bestimme ich, daß die Verwaltung dieser Stiftung zu Meinen Lebzeiten durch Mein Secretariat unter Meiner Aufsicht erfolgen soll. Bei Meinem dereinstigen Ableben treten Meine letztwilligen Bestimmungen über die Vererbung und Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar in Kraft.

Schließlich bitte Ich meinen vielgeliebten Herrn Gemahl, den Großherzog, dieser fideicommissarischen Stiftung in Form einer zugleich hausgesetzlichen Bestimmung die landesherrliche Bestätigung zu verleihen.

Belvedere, am 7. Juni 1893.

(Siegel.) (gez.) Sophie.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog ertheilte die Bestätigung zu Belvedere am 17. Juni 1893.

II. Die letztwilligen Bestimmungen.

Paragraph 24

Das Testament der Frau Großherzogin.

Meinem vielgeliebten Enkel Wilhelm Ernst vermache Ich die im Jahre 1889 zu einem Goethe- und Schiller-Archiv erweiterten Sammlungen, wie Ich dieselben durch testamentarische Verfügung des Herrn Walther von Goethe und durch die Stiftung des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm erhalten habe.

Die Worte des Herrn Walther von Goethe: „Möge Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtniß, ich sage besser dieses Goethe'sche Vermächtniß, in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als einen Beweis tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens" — sind die Grundlage Meiner Anschauungen und Meines Handelns gewesen. Als Ich dieses Goethe'sche Vermächtniß gerichtlich annahm, habe Ich Meine Erklärung durch folgende Worte begleitet: „Voll bewußt, welche Verantwortung Ich damit übernehme."

Freiherr von Gleichen-Rußwurm [1]) überwies Mir in dem gleichen Sinne und in dem gleichen Vertrauen, wie Ich das Goethe'sche Archiv empfing,

[1]) „Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm zu Weimar und Freiherr Alexander von Gleichen-Rußwurm zu Darmstadt übergeben das Schiller-Archiv" — beginnt die Stiftungsurkunde (Deutsche Rundschau 1889, Bd. LX, S. 139). So stehen beide Namen, Schiller's Enkel und Urenkel, auf der Marmortafel im Archiv, mit welcher die Großherzogin ihre Dankbarkeit „für hehres Denken wie für hochherziges Handeln" vor der Welt hat bezeugen wollen.

Schiller's gesammten handschriftlichen Nachlaß und dessen Handbibliothek, und die so vereinigten Sammlungen führen den Namen Goethe- und Schiller-Archiv.

Meinen vielgeliebten Enkel und alle Nachfolger im Besitze des Goethe- und Schiller-Archivs beauftrage Ich, eingedenk jener Meiner Worte und entsprechend dem Vertrauen, welches die Nachkommen Goethe's und Schiller's Mir entgegenbrachten, stets zu handeln.

Im Anschluß an das Gesagte und unter Verweisung auf die über das Goethe- und Schiller-Archiv bereits errichtete und Landesherrlich bestätigte Stiftungsurkunde treffe Ich hiermit folgende näheren Bestimmungen:

a) Das Goethe- und Schiller-Archiv soll mit Allem, was dazu gehört, ein unveräußerliches Familien-Eigenthum des Großherzoglichen Hauses Sachsen-Weimar (Familien-Fideicommiß) sein und in demselben sich dergestalt vererben, daß es nach Meinem Ableben auf Meinen Enkel, den Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, übergeht, von diesem aber in allen weiteren Erbfällen auf den jedesmaligen Chef des Großherzoglichen Hauses Sachsen-Weimar.

b) Mein Enkel Wilhelm Ernst und jeder nachfolgende fideicommissarische Inhaber des Goethe- und Schiller-Archivs ist gehalten, für die Erhaltung und Verwaltung desselben die Einrichtungen beizubehalten, welche Ich getroffen haben werde. Diese Einrichtungen werden nicht bloß auf fürsorgliche Erhaltung, sondern auch darauf gerichtet sein, die reichen geistigen Schätze dieser Sammlung der Mit- und Nachwelt nutzbringend zu erschließen. Von demselben Geiste sollen auch diejenigen Einrichtungen erfüllt und getragen sein, welche die fideicommissarischen Nachbesitzer zu treffen sich etwa bewogen finden möchten.

pp.

(gez.) Sophie,
Großherzogin von Sachsen,
Königliche Prinzessin der Niederlande.

Schloß Weimar,
den 22. März 1895.

Wir
Carl Alexander
von Gottes Gnaden
Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach,
Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, ꝛc.
beurkunden hiermit:

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, Königlichen Prinzessin der Niederlande, Unserer nun in Gott ruhenden vielgeliebten Frau Gemahlin, sind in Betreff des durch Urkunde vom 7. Juni 1893 unter dem Namen

„Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar"

errichteten und von Uns unter dem 17. Juni 1893 landesherrlich bestätigten Familien-Fideicommisses des Großherzoglichen Hauses Sachsen die in der

Stiftungsurkunde vorbehaltenen Bestimmungen über die Vererbung und Verwaltung des Archivs in dem § 24 ihres Testamentes vom 22. März 1895 getroffen worden.

Indem Wir die Ergänzungen, welche durch diese letztwilligen Bestimmungen Unserer vielgeliebten Frau Gemahlin, Königlichen Hoheit und Liebden, die ursprünglichen Anordnungen erfahren haben, im Anschluß an die früher ausgesprochene Genehmigung hiermit ebenfalls genehmigen, bestätigen Wir als Oberhaupt des Großherzoglichen Hauses und als Landesherr das Familien-Fideicommiß „Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar" gemäß den nunmehr gültigen Anordnungen der verewigten Frau Großherzogin.

Zugleich verordnen Wir mit Zustimmung Unseres Enkels, des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst, Königlichen Hoheit und Liebden, als des derzeitigen Besitzers, daß das Goethe- und Schiller-Archiv, über welches Wir auf Wunsch Unseres vielgeliebten Enkels das Protectorat übernommen haben, wie bisher so auch künftighin den Bestimmungen Unserer in Gott ruhenden Frau Gemahlin gemäß von einer wissenschaftlichen Direction selbständig geleitet und daß das zum Familien-Fideicommiß gehörige, in seinem Bestande dauernd zu erhaltende Vermögen nach näherer Bestimmung des jeweiligen Eigenthümers des Archivs unter der Aufsicht Unseres Staatsministeriums, Departement des Großherzoglichen Hauses, verwaltet werden soll.

Urkundlich haben Wir vorstehende Genehmigungsurkunde Höchsteigenhändig vollzogen, und mit Unserem Staatssiegel bedrucken lassen.

So geschehen und gegeben

Wilhelmsthal, den 16. Juni 1897.

(gez.) Carl Alexander.

(L. S.) (ggez.) v. Groß.

* * *

Je maintiendrai! der oranische Wahlspruch unserer Frau Großherzogin, bewahrheitet sich auch an Ihrer letzten großen Stiftung, und mit dem Erbe pflanzt sich die Gesinnung fort. Der Protector wie der Besitzer des Archivs, Ihre Königlichen Hoheiten der Großherzog und der Erbgroßherzog werden die Anstalt mit Allem, was an Arbeit und Leistungen damit verknüpft ist, im Sinne der verewigten Begründerin erhalten und pflegen. Vorbildlich aber wird das Walten der Großherzogin Sophie Allen sein, die im Dienste des Archivs sich den Aufgaben widmen, welche Sie klaren Auges und mit sicherer Hand angewiesen hat; und sicherlich wird in Erfüllung gehen, was am 28. Juni 1896, in feierlicher Stunde, Ihrer Anstalt zugewünscht wurde: „Stets ruhe auf ihr das Auge der Fürsten dieses Landes!"

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Unter den Vorlagen, die dem deutschen Reichstage in der bevorstehenden Session unterbreitet werden sollen, erregen die auf die Vermehrung und die Organisation der Marine bezüglichen, noch ehe die Einzelheiten in authentischer Weise bekannt geworden, lebhaften Widerstreit der Meinungen. Sicherlich wird sich die deutsche Volksvertretung der Pflicht nicht entziehen können, in gewissenhafter Weise zu prüfen, in welchem Maße neue Kriegsschiffe, insbesondere neue Kreuzer, bewilligt und das alte Material ersetzt werden müssen. Daß das Budgetrecht des Reichstages nicht verkümmert werden darf, indem auf eine Reihe von Jahren sogleich bestimmte Summen in Pausch und Bogen votirt werden, ist andererseits eine unanfechtbare constitutionelle Forderung. Sind aber die unabweisbaren Bedürfnisse der deutschen Flotte gewachsen, hat sich aus Anlaß der Blokade Kreta's im griechisch-türkischen Kriege gezeigt, daß die Entfaltung der Streitkräfte zur See im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens wesentliche Dienste leistet, so muß doch daran festgehalten werden, daß das Schwergewicht der Wehrkraft Deutschlands in seinem Landheere liegt, während die Marine bei aller Schlagfertigkeit insbesondere Defensivzwecken dienen muß, zu denen allerdings auch die Verhinderung der Landung feindlicher Truppen gehören würde. Nicht also, um mit der Flotte Englands oder auch nur derjenigen Frankreichs an Zahl der Panzer und Kreuzer zu rivalisiren, sondern um seine Nord- und Ostseeküste wirksam zu schützen, sowie die deutschen Handelsinteressen zu wahren und überall, wo es Noth thut, die deutsche Flagge zu zeigen, muß Deutschland seine Flotte verstärken und die Kriegsschiffe nebst dem gesammten Material auf der Höhe der modernen Technik erhalten. Auf dieser Grundlage wird, wie im Interesse einer gesunden Entwicklung des gesammten Staatslebens gehofft werden darf, eine befriedigende Lösung gefunden werden.

Käme es darauf an, das Jahr 1897 noch vor seinem Ablaufe zu rubriciren und besonders hervorragende Vorgänge zu bezeichnen, die ihm gewissermaßen seinen Charakter aufgeprägt, so würde betont werden können, daß das europäische Concert trotz den eine Zeit lang den Weltfrieden bedrohenden Sturmzeichen den einmüthigen Entschluß bekundete und verwirklichte, alle Verwicklungen kriegerischer Art zu localisiren. Wie die orientalische Frage ungeachtet des türkisch-griechischen Krieges von Seiten der europäischen Großmächte zwar nicht endgültig gelöst, aber in einem Sinne behandelt wurde, der in einem für die fortschreitende Cultur und Civilisation erfreulichen Maßstabe erhärtete, daß sowohl England als auch Rußland die ihnen früher in Bezug auf den Orient zugeschriebenen Begehrlichkeiten zur Zeit weit hinter ihren auf die Erhaltung des Weltfriedens abzielenden Bestrebungen zurückstehen lassen, so bewegten sich auch die mannigfachen Begegnungen der Staatschefs in derselben Richtung. Wie eifrig beflissen waren die maßgebenden russischen

und französischen Organe, die friedliche Natur und Bedeutung des vom Präsidenten der französischen Republik am russischen Hofe abgestatteten Besuches und des an Bord des „Pothuan“ vom Zaren Nicolaus II. ausgebrachten Toastes in die hellste Beleuchtung zu rücken! Nicht minder als der „Zweibund“ war aber auch der Dreibund bemüht, über seine friedliche Mission nicht den leisesten Zweifel obwalten zu lassen.

In diesem Rahmen erhielten die bei Gelegenheit des Besuches des deutschen Kaisers in der ungarischen Hauptstadt zwischen diesem und dem Kaiser Franz Josef am 21. September gewechselten Trinksprüche noch eine besondere Tragweite, weil nicht bloß die Culturaufgaben der Tripelallianz, sondern auch die Solidarität des deutschen und des ungarischen Volkes zum charakteristischen Ausdrucke gelangte. Hatte der Kaiser Franz Josef in seiner Eigenschaft als König von Ungarn die besondere Genugthuung darüber bekundet, daß er den deutschen Kaiser diesmal in seiner ungarischen Haupt- und Residenzstadt willkommen heißen durfte, so schlug Kaiser Wilhelm II. in seiner Erwiderung Töne an, die, wie bei dem befreundeten und verbündeten Monarchen, auch in den Herzen aller Ungarn den lebhaftesten Widerhall fanden. Daß der deutsche Kaiser, indem er auf die stolzen Baudenkmäler hinwies, die von dem Kunstsinne des ungarischen Volkes Zeugniß geben, indem er ferner die Sprengung der Fesseln des Eisernen Thores als bahnbrechend für Handel und Verkehr bezeichnete, die Einreihung Ungarns als eines gleichberechtigten Factors unter die großen Culturvölker betonte, mußte bei einer Nation, die in langen Verfassungskämpfen ihre gegenwärtige Stellung eroberte, einen tiefen Eindruck machen. Zugleich constatirte der kaiserliche Gast die begeisterte Hingebung der Ungarn für ihren König, eine Gesinnung, zu deren Dolmetsch er sich auch im eigenen Namen machte. So konnte er den zum Heile beider Völker geschlossenen Bund, der Europa den Frieden schon lange bewahrt und dies auch in Zukunft thun wird, als fest und unauflöslich hinstellen.

Daß aber das Bündniß der europäischen Centralmächte durchaus nicht einen Gegensatz zu den übrigen Großstaaten bedeutet, ist durch den glücklichen Verlauf der in Konstantinopel geführten Friedensverhandlungen und die Unterzeichnung der Präliminarien deutlich bewiesen worden. Mochten immerhin während dieser Verhandlungen Schwankungen eintreten, mochte sich insbesondere bei den Westmächten hier und da die Neigung geltend machen, philhellenischen Anwandlungen Vorschub zu leisten, so hat sich doch nunmehr in unwiderlegbarer Weise gezeigt, daß das wirkliche Interesse Griechenlands am sichersten gefördert worden wäre, wenn die deutschen Vorschläge sogleich Annahme gefunden hätten. Wäre die von der deutschen Regierung empfohlene Blokade der griechischen Häfen unverzüglich erfolgt, so wäre die übel berathene Regierung in Athen nicht in der Lage gewesen, die Truppentransporte zur See zu bewirken und Zwischenfälle an der thessalisch-macedonischen Grenze herbeiführen zu lassen, durch die die Türkei zur Kriegserklärung genöthigt wurde. Dem Philhellenismus Derjenigen, die alle realpolitischen Verhältnisse verkannten, darf daher die besonnene Politik der deutschen Regierung gegenüber gestellt werden, die, ohne das hauptsächliche Ziel, die Aufrechterhaltung des Weltfriedens, aus den Augen zu verlieren, zwar nicht dem Größenwahne einzelner griechischen Politiker, wohl aber den wirklichen Interessen dieses Balkanstaates diente. Von demselben Gesichtspunkte aus muß auch der in den Friedenspräliminarien angenommene Vorschlag Deutschlands beurtheilt werden, wonach eine europäische Finanzcommission nicht nur die Bezahlung der Kriegskostenentschädigung an die Türkei überwachen, sondern auch den Rechten der früheren Gläubiger Griechenlands ihre Fürsorge widmen soll.

Durchaus unzutreffend ist der gegen Deutschland erhobene Vorwurf, lediglich die Interessen der deutschen Staatsgläubiger Griechenlands wahrgenommen zu haben. Vielmehr muß hervorgehoben werden, daß die griechische Regierung geraume Zeit hindurch Einnahmen, die in rechtsverbindlicher Form für einen

bestimmten Schuldendienst verpfändet waren, diesem Zwecke entzog und zur Anlegung eines Kriegsschatzes benutzte, der dann bei dem verhängnißvollen kretischen Abenteuer seine Verwendung fand. Die Nichterfüllung feierlich übernommener Verpflichtungen würde den europäischen Großmächten an und für sich schon unter den obwaltenden Verhältnissen genügenden Anlaß geboten haben, der Wiederkehr solcher Mißstände vorzubeugen. Ohne die Einführung einer Finanzcontrole würde aber auch der ottomanischen Pforte keine Bürgschaft für die Entrichtung der Kriegskostenentschädigung gewährt worden sein, so daß die türkische Regierung mit Recht abgelehnt hätte, Thessalien zu räumen und damit auf das einzige Pfand Verzicht zu leisten, das unter schweren Opfern erlangt worden ist. Andernfalls hätte die ottomanische Pforte Gefahr laufen können, aus dem für sie siegreichen Kriege mit Griechenland unter Einbuße der autonom zu gestaltenden Insel Kreta und mit großen Verlusten an Gut und Blut hervorzugehen.

Gerade weil aber die europäischen Großmächte von der Türkei die Bewilligung durchgreifender Reformen für deren christliche Bevölkerung werden verlangen müssen, ist es durchaus geboten, nicht dem mohammedanischen Fanatismus Vorschub zu leisten, einem Fanatismus, der neue Greuel und Ausschreitungen hervorrufen könnte, wenn in der Welt des Islam die Meinung Verbreitung finden sollte, daß diesem trotz allen militärischen Erfolgen eine Demüthigung zugefügt worden. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß die aufständische Bewegung in Ostindien mehrfach auf die türkischen Siege auf der Balkan-Halbinsel zurückgeführt wird, die dem Mohammedanismus übertriebene Vorstellungen von seiner Stärke beigebracht haben sollen. Obgleich nun von sachverständiger Seite versichert wird, daß die englischen Streitkräfte die aufständische Bewegung zu unterdrücken vermögen werden, empfiehlt es sich doch, auf alle Symptome sorgfältig zu achten, die auf ein Wiedererwachen des mohammedanischen Fanatismus schließen lassen, weil dieses nicht bloß für die Engländer, sondern auch für die übrigen Culturvölker ernsthafte Gefahren bergen würde.

Im Gegensatze zu dem Aufstande in Ostindien, der im Hinblick auf die Tüchtigkeit des englischen Colonialheeres keine Aussichten auf dauernden Erfolg hat, gestalten sich für die Spanier die Verhältnisse auf Cuba immer mißlicher. Der neue Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika, General Woodford, hat nunmehr der Königin-Regentin von Spanien sein Beglaubigungsschreiben überreicht, und daran knüpft dann der Pariser „Temps“ in einem ihm aus San Sebastian übermittelten Berichte beunruhigende Mittheilungen über ein angebliches Ultimatum, das General Woodford dem spanischen Minister des Auswärtigen, Herzog von Tetuan, überreicht haben sollte. Hieß es doch sogar, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Aufständischen als kriegführende Partei anerkennen würde, falls es dem Oberbefehlshaber der spanischen Expeditionstruppen auf Cuba nicht noch im Laufe des Monats October gelungen wäre, der Insurrection Herr zu werden. Gegenüber der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Bewältigung des Aufstandes hätte die Erklärung des Gesandten der Vereinigten Staaten, sobald dieser eine solche knappe Frist gestellt, thatsächlich die Bedeutung eines Ultimatums annehmen können. Nur würde es allen diplomatischen Gepflogenheiten schlecht entsprochen haben, wenn General Woodford sogleich in dieser bedrohlichen Weise aufgetreten wäre. Aus den von Washington, sowie von Madrid her veröffentlichten Dementis erhellt nun, daß der neue Gesandte der Vereinigten Staaten, allerdings in mehr oder minder verbindlicher Form, dem Wunsche des Präsidenten Mac Kinley Ausdruck verlieh, die spanische Regierung möchte einen absehbaren Zeitpunkt angeben, in dem auf Cuba geordnete und friedliche Zustände wieder hergestellt sein würden. Hatte der Vorgänger des gegenwärtigen Präsidenten im Weißen Hause, Cleveland, den übereinstimmenden Beschlüssen des Repräsentantenhauses und des Senats, wonach die Aufständischen auf der großen Antille als kriegführende Partei anerkannt werden sollten, keine Folge gegeben, so steht Mac

Kinley bereits seit längerer Zeit in dem Rufe, sich zu einer energischeren Politik zu bekennen, so daß der im December zu eröffnende Congreß auf größeres Entgegenkommen rechnen könnte. Dem Einwande gegenüber, daß die Regierung der Vereinigten Staaten vom völkerrechtlichen Standpunkte aus gar nicht befugt wäre, sich in die inneren Angelegenheiten Spaniens, zu denen auch die Vorgänge auf Cuba gehören, einzumischen, wird von amerikanischer Seite darauf hingewiesen, daß Bürger der Union sehr wichtige Privatinteressen auf der Insel haben, die durch die Ohnmacht der spanischen Regierung, den Aufstand zu unterdrücken, fortwährend verletzt werden.

Der durch den anarchistischen Verbrecher Angiolillo ermordete frühere Conseilpräsident Canovas del Castillo hätte unzweifelhaft jede Einmischung der Vereinigten Staaten rückhaltlos zurückgewiesen, gerade wie er für das Anerbieten der „guten Dienste" des Präsidenten Cleveland ebenso höflich wie bestimmt dankte. Die conservative Partei in Spanien verfügt jedoch seit dem jähen Tode Canovas' auch nicht über eine einzige Persönlichkeit, die eine auch nur annähernd ebenso kraftvolle Politik durchzuführen vermöchte. Hat doch selbst der Marschall Martinez Campos, der Vorgänger des Generals Weyler im Obercommando der Expeditionstruppen auf Cuba, die Einführung von Reformen befürwortet, die in einer früheren Phase des Aufstandes sich im Sinne der Beruhigung hätten wirksam erweisen können, nunmehr aber ihren Zweck wohl verfehlen würden. Hierzu kommt, daß die conservative Partei, die bereits bei Lebzeiten Canovas' gespalten war, so daß der Führer der conservativen Dissidenten, Silvela, sich an der Obstructionspolitik der Linken betheiligte, kaum in der Lage wäre, die Regierung in nachdrücklicher Weise zu unterstützen. Unter diesen Umständen konnte es nicht überraschen, daß der nach der Ermordung Canovas' mit der Leitung des Cabinets betraute frühere Kriegsminister General Azcarraga der Königin-Regentin das Entlassungsgesuch des gesammten Ministeriums überreichte. Hierbei kam auch in Betracht, daß die Stellung des Ministers des Auswärtigen, Herzogs von Tetuan, ganz unhaltbar geworden war, seitdem er nicht mehr bei einer so energischen Persönlichkeit, wie Canovas del Castillo es war, Deckung finden konnte. Der Zwischenfall im Senate, bei dem der Minister des Auswärtigen ein Mitglied dieser parlamentarischen Körperschaft thätlich beleidigt hatte, war gerade die Veranlassung geworden, daß die Liberalen unter der Führung Sagasta's sich von allen parlamentarischen Arbeiten zurückzogen und in dieser negativen Weise Obstruction trieben, der sich die conservativen Dissidenten anschlossen, während einflußreiche Mitglieder der Conservativen von der strengen Observanz wie Romero Robledo von einer Wiedervereinigung der Parteigruppen der Rechten nichts wissen wollten. Der Ausweg, einzelne Minister, insbesondere den Herzog von Tetuan, aus der Regierung „auszuschiffen", mußte gleichfalls verfehlt erscheinen, da diese dann nur eine weitere Schwächung erfahren hätte.

Die Königin-Regentin von Spanien, deren Tact und Umsicht sich bereits oftmals bewährt haben, zog jedenfalls, nachdem sie mit mehreren politischen Persönlichkeiten in Berathung über die innere Lage getreten war, aus dieser die richtige Consequenz, indem sie den liberalen Parteiführer Sagasta mit der Neubildung des Cabinets beauftragte. Allerdings steht zu befürchten, daß die Entwicklung der Verhältnisse auf Cuba in einer der spanischen Herrschaft ungünstigen Weise auch durch das Zugeständniß der Autonomie, das sich auf dem politischen Programm der liberalen Partei befindet, kaum noch verhindert werden kann. Vorausgesetzt selbst, daß die Wünsche der Vereinigten Staaten von Amerika, die Ordnung und den Frieden auf Cuba wieder hergestellt zu sehen, ernstlich gemeint sein sollten, sind doch in der Union selbst ebenso wie auf der großen Antille sehr zahlreiche Elemente vorhanden, die von einer solchen Beruhigung der Insel gar nichts wissen wollen. Die Unionsregierung braucht kein einziges Kriegsschiff abzusenden; sie kann vollständig auf das Aufgebot von Bundestruppen oder Milizmannschaften verzichten, wenn sie es nur geschehen läßt, daß Scharen von Flibustiern die amerikanischen

Häfen verlassen und die Reihen der Aufständischen verstärken, während diesen zugleich Munition und anderes Kriegsmaterial zugeführt werden darf. Alles dies würde in großem Stile geschehen, sobald der Congreß im December die Aufständischen als kriegführende Partei anerkennen und dieser Beschluß die Genehmigung des Präsidenten der Vereinigten Staaten finden sollte.

Sehr bald wird sich eben zeigen müssen, ob die von der neuen spanischen Regierung zu machenden Zugeständnisse irgend welchen praktischen Erfolg haben. Dagegen erscheint ausgeschlossen, daß es dem Oberbefehlshaber auf Cuba gelingen könnte, durch militärische Erfolge in absehbarer Zeit dem Aufstande ein Ende zu bereiten, zumal da die spanischen Expeditionstruppen nicht so sehr durch offene Kämpfe wie durch klimatische Krankheiten, insbesondere das gelbe Fieber, decimirt worden sind, so daß bereits wieder neue Truppensendungen beabsichtigt werden, die die Bereitstellung weiterer Credite erheischen. Wird doch gemeldet, daß den Beamten auf Cuba ihre Gehälter seit sechs Monaten nicht ausgezahlt worden sind. Andererseits erfordert die Unterhaltung der Expeditionstruppen auf der großen Antille, sowie auf den Philippinen sehr beträchtliche Summen, die aufgebracht werden müssen. Obgleich bei den letzten Anleihen der Patriotismus und die Opferwilligkeit der Spanier sich in außerordentlichem Maße bewährten, so daß diese Anleihen mehrfach überzeichnet wurden, kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß endlich der Augenblick kommen wird, in dem die Leistungsfähigkeit des Landes erschöpft ist. Auch muß vor Allem in Betracht gezogen werden, daß die Verlustlisten des cubanischen Expeditionscorps täglich wachsen, und daß die in Mitleidenschaft gezogenen Familien im Mutterlande sich immer mehr auflehnen. Allerdings berichteten die Blätter regelmäßig über patriotische Kundgebungen, die sich in den spanischen Häfen bei der Abfahrt neuer Verstärkungen abspielten; allein es braucht nur auf die Vorgänge hingewiesen zu werden, die vor einiger Zeit in Aragon stattfanden, um zu erhärten, daß im Volke selbst eine ganz andere Strömung sich geltend macht. Damals verweigerte der stellvertretende Gouverneur von Zaragoza die Erlaubniß zur Abhaltung einer Frauenversammlung, in der gegen weitere Truppensendungen Verwahrung eingelegt werden sollte. So war auch der Schreiber dieser Zeilen bei wiederholten Reisen in Spanien in den letzten Jahren Augenzeuge ergreifender Volksscenen, bei denen Eltern von ihren nach Cuba geschickten Söhnen in dem Bewußtsein Abschied nahmen, daß sie einander wohl nicht wiedersehen würden. Zuweilen gelangte allerdings auch ein gewisser Humor der Verzweiflung zum Ausdrucke wie bei den jungen Mannschaften, die auf einer der Stationen zwischen Granada und Sevilla die verschiedenen Wagenclassen musterten, während Einer spottete: „Ob wir in der dritten oder der ersten Classe fahren, dem Tode gehen wir doch entgegen.“ Als dann der Bahnhof verlassen wurde, setzte der Alte, der zuvor mit einem der Jünglinge abseits gestanden hatte, sich nieder, hüllte sich in einen alten Shawl und weinte bitterlich. Solche Augenblicksbilder, deren Zeuge zugleich ein nach Spanien und Portugal entsandter Maler wurde — er hatte den Auftrag, hervorragendere Künstler zur Beschickung der Berliner Ausstellung zu veranlassen — haften fest in der Erinnerung und wirken in ihrer Schlichtheit überzeugender als die officiösen spanischen Siegesbulletins. In die Presse dringen aber nur selten solche Klagen, da es zumeist die ärmere Bevölkerung ist, die nach Cuba und den Philippinen gesendet wird.

Inzwischen wird die „Perle der Antillen“ immer mehr verwüstet; zahlreiche neue Plantagen werden zerstört, so daß für eine lange Reihe von Jahren die Erträgnisse und die Steuerkraft der Insel eine wesentliche Einschränkung erfahren müssen. Mit Recht wird daher die Frage aufgeworfen, ob die Behauptung eines so problematischen Besitzes im richtigen Verhältnisse zu den gebrachten Opfern steht. In Spanien gilt es aber zunächst bei allen Parteien als Ehrensache, auf Cuba nicht zu verzichten, und es ist bezeichnend, daß die Karlisten selbst erklären, sie würden der gegenwärtigen Regierung so lange keine Schwierig-

keiten bereiten, wie es sich um die Unterdrückung des Aufstandes und die Zurückweisung einer ausländischen Intervention handelt. Die Regierung Alfonso's XIII., in dessen Namen die Königin-Regentin Marie Christine das Scepter führt, muß also jetzt bereits mit den von Seiten der Karlisten drohenden Gefahren für den Fall rechnen, daß es wider Erwarten noch gelingen sollte, die Schwierigkeiten der cubanischen Angelegenheit aus dem Wege zu räumen. Daß die Karlisten in Nordspanien, insbesondere in den baskischen Provinzen, einen großen Anhang und eine umfassende Organisation aufweisen, ist in Madrid sehr wohl bekannt. Allerdings fehlt es im karlistischen Feldlager selbst nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß aus persönlichen Gründen nicht Don Carlos, sondern dessen Sohn Don Jayme, der am 27. Juni 1870 geborene „Prinz von Asturien" als König von Spanien ausgerufen werden soll.

Wie zuversichtlich der Karlismus bereits auftritt, erhellte aus dem Vorgehen des Bischofs von Malorca, der unlängst den Finanzminister im Ministerium Azcarraga excommunicirte und die Excommunication von den Kanzeln verkünden ließ, weil Navarro Reverter über Staatseigenthum, dessen Nutznießung von der Kirche beansprucht wurde, in durchaus gesetzlicher Weise verfügte. Vergebens intervenirte der päpstliche Nuntius in Madrid, indem er den Bischof aufforderte, von der Publication der Maßregel Abstand zu nehmen, und es war bezeichnend, daß die Regierung, anstatt ohne Zögern den Kirchenfürsten in seine Schranken zu verweisen, Ausflüchte machte. Allerdings wurde gemeldet, daß diplomatische Schritte beim Papste Leo XIII. erfolgen sollten; allein es verlautete zugleich, daß der Finanzminister, der lediglich die Rechte der Staatsgewalt gewahrt hatte, aus dem Ministerium ausscheiden würde. Dieser Mangel an Entschlossenheit mußte den ungünstigsten Eindruck machen, so daß auch die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika sicherlich aus einem so energielosen Verhalten die Schlußfolgerung gezogen hätte, sie brauche keine besonderen Rücksichten auf eine Regierung zu nehmen, die im eigenen Lande die offenkundige Auflehnung ihrer Bürger gegen das Staatsgesetz nicht zurückzuweisen im Stande wäre. Erschwerend mußte die Thatsache erscheinen, daß Papst Leo XIII. als ein Freund des Königs Alfonso's XIII. und der Königin-Regentin gilt, wie er denn auch bisher alle Versuche, ihn für die Sache des Don Carlos zu gewinnen, mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen hat. Für die spanische Regierung lag also gar keine Veranlassung vor, den Bischof von Malorca mit einer dem Staatsinteresse schnurstracks zuwiderlaufenden Schonung zu behandeln. Der neue Conseilpräsident Sagasta wird allerdings clericalen Ausschreitungen gegenüber die Hoheitsrechte des Staates besser zu wahren wissen. Aber auch er darf sich nicht verhehlen, daß das Land sich in einer ungemein kritischen Lage befindet, die rasche und gewichtige Entschließungen erheischt. Von diesen wird nicht bloß die zukünftige Stellung Spaniens abhängen, sondern es steht auch die Dynastie auf dem Spiele, da auf der einen Seite der Karlismus wühlt, auf der anderen die Republikaner trotz der Spaltung im eigenen Feldlager und trotz des Mangels an leitenden, ihres Ziels klar bewußten Persönlichkeiten einen Ansturm auf die gegenwärtigen Institutionen versuchen könnten.

Literarische Rundschau.

Aus dem badischen Schwarzwald.

[Nachdruck untersagt.]

Im Paradies. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. Mit einer Ansicht von Hofstetten. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Der badische Volksschriftsteller Pfarrer Dr. Hansjakob kehrt alljährlich in sein heimathliches Kinzigthal zurück, um Frühlings- und Herbsttage in dem Dörfchen Hofstetten ob Haslach zu verbringen. Das kleine Thal, an dessen Ende Hofstetten liegt — „waldige Berge, an ihren Gehängen üppige Saatfelder und blumige Matten, von einem lustigen Bächlein durchzogen, bilden es" — nennt er sein Paradies. Es ist die Stätte seiner Jugend und der ruhige Hafen seines Alters, „der Ort, wo ich leben und sterben möchte, wenn ich könnte, wie ich wollte." Das Bild dieses Paradieses ziert das Bändchen Tagebuchblätter, das vor uns liegt. Es ist keiner von den Glanzpunkten des Schwarzwaldes, und darum eben zum Glück noch nicht von Fremden überlaufen. Aber es ist eine liebliche Idylle mit dem ernsten, großen Hintergrund dunkler Waldberge. Hansjakob kennt hier jeden Menschen und jeden Stein, er lebt mit den Bauern von Hofstetten und von den zahlreichen auf den Hängen zerstreuten Einzelhöfen und mit den Bürgern von Haslach als einer der Ihren, während er die Fremden flieht, die sein Stillleben stören könnten. Er kennt diese Menschen nicht bloß vom äußeren Umgang her, sondern er versteht ihr inneres Leben und lebt es bis in die letzte Faser mit. Und so ist sein Verhältniß zur Natur dieses Erdenwinkels nicht unser allgemeines Gefallen an einer schönen Landschaft, und auch mehr als die Freundschaft des Kindes zu den Dingen, mit denen es aufgewachsen ist. Hansjakob lebt mit seinem Volk, und die Quellen, aus denen die Seele des Volkes sich erfrischt, sind auch die Quellen seiner Poesie! Die Blumen vor den Hütten, die geschmückten Bildstöckle am Weg, die Sträuße hinter den Ohren beim Kirchgang, die alten Trachten, die Strohdächer der alten Holzhäuser und der glänzende Ruß ihrer Balken, die Sitten und Gebräuche bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, die Sympathie mit der Thierwelt, vor Allem aber das Verhältniß des Landmannes zu seinem Feld, auf dessen Ertrag er bei aller sauern Arbeit ruhig und geduldig hoffen muß, sind ihm unerschöpfliche Themata der Schilderung und Betrachtung, der Mahnung und Warnung. Die Religion ist die zweite Quelle dieses Volksthums. „Der Bauer pflügt und säet und ist thätig vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, weiß aber nicht, ob und was er erntet. Er muß das alles anderen, höheren Kräften überlassen. Es steht der Gewinn, der Segen seiner Arbeit in Gottes Hand. Er wartet daher in Geduld und gläubigem Vertrauen auf Gott, was die Ernte ihm bringen möge. Daher ist das Landvolk auch fromm, das ist von Geduld und Gottvertrauen getragen." Hansjakob's größter Schmerz sind die Gefahren, die die Poesie und die Religion des Volkes bedrohen. Ein großer Theil dieses Tagebuches eines Frühsommeraufenthaltes in Hofstetten ist diesen Gefahren gewidmet. Hansjakob ist kein Schönfärber. Ungeschminkte Schilderungen des Kinzigthäler Bauern- und Kleinstädterlebens haben ihm Freunde im Süden und Norden unseres Vater-

landes erworben. Er weiß viel Liebes und Schönes von seinen Bauern zu sagen, zeigt aber den Einbruch des modernen Lebens in ihre stillen Bäche an sehr vielen Stellen, besonders wo er vom jüngeren Geschlecht zu reden hat. Als langjähriger Stadtpfarrer in Freiburg i. Br. kennt er auch die Zustände der Bevölkerung einer rasch heranwachsenden größeren Stadt. In diesem Buche hat er Erfahrungen des Landes und der Stadt niedergelegt. Das Leben der Bauern in und um Hofstetten gibt ihm Anlaß, sie selbst und ihre Umgebungen zu schildern, wie sie ihm in den Wochen seines Aufenthaltes nach einander entgegentreten. Die Armen und Kranken sind noch besser bedacht als die Reichen- und Kräftigen. Die Schicksale Hinausgezogener, Zurückgekehrter, Verschollener lassen den Blick über das Thal hinaus schweifen. Die heutige Stellung der Geistlichen, Lehrer, Beamten, Aerzte, der Industrie, der Presse, der Literatur zum Volk wird an so manchem Erlebniß, so mancher sinnigen Beobachtung gezeigt und ohne Schonung und Vorurtheil geprüft. Der Leser theilt wohl nicht alle Ansichten Hansjakob's, aber er muß sie achten und wird durch manches scheinbare Paradoxon zur Prüfung landläufiger Behauptungen angeregt. Hansjakob's Ansichten haben immer tiefe Wurzeln in der Erfahrung und im dichterischen Mitempfinden.

Der Tagebuchschreiber verbirgt sich durchaus nicht hinter dem Reichthum seiner Beobachtungen und Betrachtungen. Er offenbart sich uns als eine merkwürdige Entwicklung zartester Besaitung, die zur Schwermuth neigt, auf dem Boden bäuerlicher Derbheit und Geradheit, der ein Zug von bäuerlichem Culturmißtrauen nicht fehlt. Er fragt in diesem Buche, wie es komme, daß er gern gelesen wird: „Ist's, weil ich die Wahrheit sage? Oder ist's, weil sie fühlen, daß es Schmeichler am wenigsten gut mit ihnen meinen? Oder ist's, weil ich ein guter, dummer Kerl bin? Oder essen sie nach dem vielen Zuckerbrot, das ihnen die Romanzeitungen und Theaterstücke serviren, wieder zur Abwechslung gern ein Stück Schwarzbrot, gebacken vom einstigen Beck-Philipple von Hasle?" Der Leser wird wohl nicht geneigt sein, diese Fragen zu verneinen, aber die ganze Antwort wird er in den Theilantworten nicht finden. Hansjakob sagt unzweifelhaft die Wahrheit und schmeichelt nicht, er ist eine gute Seele voll Mitgefühl mit den Schwachen und Armen, den Kindern und Greisen, und was die Dummheit anbetrifft, so geben wir ihm wenigstens zu, daß er Mensch wie wir und außerdem ein eigensinniger Alemanne ist. Aber daß er ein dem Erzeugniß seiner väterlichen Backstube vergleichbares Schwarzbrot darbiete, bestreiten wir. Hansjakob ist ein vielerfahrener, weit gereister Mann, der Bücher über Italien, Frankreich, Belgien und Holland voll origineller Beobachtungen geschrieben hat, er ist Kunstkenner und war einst Politiker. Socialpolitiker ersten Ranges ist er heute noch; wenn auch sein Name auf keiner Congreß-Tagesordnung erscheint, so haben doch, wie wir zufällig erfahren, selbst gelehrte Nationalökonomen nicht verschmäht, aus seinen Schilderungen des Handwerker- und Bauernlebens im Schwarzwald zu lernen. Die Verbindung dieser Eigenschaften mit jener Liebe zur Natur und zur Heimath, mit der Freude und dem Mitgefühl am Kleinen machen den Reiz der Hansjakob'schen Schrift aus.

Vielleicht läßt folgende kleine Scene, die wir aus dem „Paradies" herausheben, die Eigenart seiner Darstellung ahnen: „Ein altes Männlein schritt von den Wäldern um den Hühnersedel des Wegs daher und auf uns zu. Ich glaubte eine Bettlerfigur aus einem niederländischen Genrebild des siebzehnten Jahrhunderts auf mich zukommen zu sehen, so echt sah das Männlein aus. Ein greiser Kobold mit rothen Bäcklein, weißem Ohrenbart und so zufriedenen Mienen, als wenn die Welt umher sein eigen — steckte in einem über und über mit Flickplätzen besäeten leinenen Kittel, in eben solchen Hosen und in schweren Bundschuhen. Auf dem Haupt aber saß ein hoher Filzhut, wie ihn die Bauern des Kinzigthales noch zu meiner Knabenzeit trugen. Ueber den Rücken trug er an einem Stock seine Habe in ein Taschentuch gebunden und noch ein paar alte Stiefel. Mich freute das Männlein mehr, als wenn mich ein Feld-

marschall in Gala hier oben begrüßt hätte. Ich lud ihn ein, an unserem Mahle theilzunehmen, und fragte nach seinem Woher und Wohin. Er ist zu meinem Vergnügen ein Kinzigthäler, aus dem Prinzbach, und wandert seit mehr als fünfzig Jahren auf den Höhen zwischen Elz-, Kinzig- und Schutterthal hin und her und dient bald dem, bald jenem Bauern „um's Essen und um's Geliege (Nachtlager), und hie und da am Suntig a paar Pfennig uf d' Hand." Eben kommt er von den ‚dürren Höfen' unter dem Hühnersedel; auf dem obern ist er diese Nacht um Gotteswillen im Quartier gelegen und jetzt auf dem Weg hinab ins Kinzigthal. Im Prinzbach hilft er jedes Jahr einem Bur ‚Erdäpfel setzen', und der wartet seiner. ‚'s isch schön da oben,' meinte er, ‚im Sommer wie im Winter, und es ist keine Stund im Tag und in der Nacht, wo ich nicht schon hier durchgelaufen bin.' Er zeigte uns dann noch den Weg zum Hühnersedel und schied mit einem ‚Vergelt's Gott!' und ‚Behüet Euch Gott!' wie ein Mann, der nichts zu wünschen hat. Mich erfaßten wieder einmal Bewunderung und Neid über einen Glücklichen, dessen Glück in der zufriedenen Armuth besteht."

Schelling's Odyssee-Uebersetzung.

[Nachdruck untersagt.]

Die Odyssee. Nachgebildet in achtzeiligen Strophen von Hermann von Schelling. München und Leipzig, H. Oldenburg. 1897.

Wenn ein Mann, der im Dienste der Themis ergraut und zu der höchsten Staffel ihrer Würden emporgestiegen ist, wie der frühere preußische Justizminister Herr von Schelling, die Muße seines Alters dem Vater Homer widmet und in den Wettkampf, der so Viele gelockt hat, um die würdigste Verdeutschung der Odyssee eintritt, so wird man sich nicht leicht einer sympathischen Regung entschlagen können. Und wenn er weiter statt des technisch verhältnißmäßig leicht zu handhabenden Hexameters die kunstvolle, aber auch schwierige Form der Stanze wählt, in der Hoffnung, der Klangfülle des Originals dadurch um so näher zu kommen, so kann es an gespanntem Interesse, wie dieser Versuch gelingen werde, wenigstens in engeren Kreisen nicht fehlen. Aber freilich liegt in dieser Spannung auch schon ein Moment des Zweifels. So gewiß die Stanze durch Ariost und Tasso und so viele andere Meister den Anspruch gewonnen hat, als die typische Form des romantischen Kunstepos zu gelten, ein so gewaltiger Sprung ist es, auch die naive Schlichtheit, die ungekünstelte Anmuth des Volksepos in dies prunkhafte und anspruchsvolle Gewand zu hüllen. Fast möchte man sagen: Je vollendeter und tadelloser ein solches Prachtkleid in Schnitt und Farben ausfällt, um so fremdartiger und beengender wird es dem frischen Naturkinde stehen, während eine nachlässigere und minder stilgerechte Behandlung den Widerspruch zwischen Inhalt und Form vermindern könnte. Denkt man dabei an die freiere Gestaltung, die Schiller in der Bearbeitung der „Aeneis" oder Wieland im „Oberon" den Achtzeilern in Reim und Rhythmus gegeben haben — beide übrigens in Kunstepen, wo es also keinesfalls erforderlich gewesen wäre —, so ist dieser Satz in der That alles Ernstes aufrecht zu erhalten, und Herr von Schelling hätte vielleicht mehr Aussicht gehabt, sein Ziel zu erreichen, wenn er dem Vorbilde Schiller's gefolgt wäre. Besteht die größere Freiheit, die sich der Uebersetzer nimmt, dagegen nicht in der Abschwächung der strengen Gesetzmäßigkeit der strophischen Architektonik, sondern in der Vernachlässigung der Reinheit des Reimes und der Sprache, so kann sie freilich kein Verdienst in Anspruch nehmen und die bezeichnete Wirkung nicht erzielen; im Gegentheil: sie fügt dann zu dem ungemilderten Widerspruch zwischen Inhalt und Form auch noch das Gefühl des Gegensatzes, den jede nicht peinlich saubere Behandlung einer vornehmen Stilart erzeugen muß. Ohne nun leugnen zu wollen,

daß unter den reichlich zweitausend Strophen der Schelling'schen Odyssee sich auch viele durchaus correcte und tadellose finden, wird man doch das Mißbehagen, das der Mangel an Glätte und Feilung hervorruft, nicht immer überwinden können. Unreine Reime (Gebieter, hinwider — Gitter, Widder — steigen, reichen u. s. f.), der Gebrauch von Flick- und Füllworten dem Reim zu Liebe („der Heimath Schollen", „des Mahles Prangen" u. s. f.) oder zur Dehnung des Verses („Jetzt strebte Telemach den Kopf zu neigen Hin zu Athene" u. dgl.), die Verwendung gesuchter Ausdrucksweisen („Bis ihm die Jugendzeit ergrüne" u. s. w.), die übrigens in einem Kunstepos oft eher erträglich wären — alles das sind Mängel, die man gern in höherem Maße vermieden sähe, als es geschehen ist. Freilich wird ein billiger Beurtheiler nicht vergessen dürfen, daß die Umwandlung von Hexametern in Stanzen Schwierigkeiten mit sich bringt, die der Uebersetzer eines im Original in Stanzen verfaßten Gedichtes nicht zu überwinden hat. Dieser findet jede Strophe, die er als geschlossenes Ganzes wieder geben soll, als geschlossenes Ganzes vor. Das hexametrische Gedicht dagegen zerfällt in Abschnitte von beliebig wechselnder Länge. Etwa fünf bis sechs Hexameter füllen einen Achtzeiler aus. Umfaßt nun der durch den Sinn gegebene Abschnitt nur drei oder vier Hexameter, oder erstreckt er sich umgekehrt auf sieben, acht, neun, so muß der Uebersetzer entweder durch eine veränderte Gliederung des Periodenbaues einen Ruhepunkt für das Strophenende suchen — und das ist zumeist das geeignetste Mittel —, oder er muß sich ein Hinübergleiten der einen Strophe in die andere erlauben (was nur in sehr seltenen Fällen erträglich ist), oder er muß als poetischer Prokrustes das Original je nachdem dehnen oder pressen und läuft dabei Gefahr, es zu verwässern oder zu verstümmeln. Herr von Schelling hat den Kampf mit diesen Schwierigkeiten wacker aufgenommen und sie gewiß an vielen Stellen beifallswürdig überwunden, aber der undankbare Leser (und vollends der Kritiker) empfindet es naturgemäß weit lebhafter, wenn der Erfolg unbefriedigend ist, als wenn keine Dissonanz mehr ihn an das siegreiche Ringen des Uebersetzers erinnert. So müssen wir denn in der That die auf richtige Selbsterkenntniß gegründete Aeußerung Schelling's in seiner Vorrede bestätigen: er darf nicht erwarten, durch seine Bearbeitung den Besitzstand zu erschüttern, den die Uebersetzung von Voß seit mehr als einem Jahrhundert behauptet hat; aber auf eine achtungsvolle Schätzung hat seine Arbeit trotz ihrer Schwächen gerechten Anspruch, und manchem Leser kann sie vielleicht die Schönheiten des Originals, wenn nicht im Ganzen, so doch in einzelnen Theilen, näher bringen, als es Voß oder einem seiner Nachfolger möglich gewesen ist.

Y. Z.

Ferdinand Gregorovius.

In den von Siegmund Münz herausgegebenen Briefen von Gregorovius an die Gräfin Ersilia Lovatelli, welche Franz Xaver Kraus im Octoberheft dieser Zeitschrift in so anmuthender Weise zur Anzeige brachte, könnte eine Stelle ein oder den anderen Leser der „Deutschen Rundschau" befremdet haben: der Satz, in welchem (S. 147) Gregorovius von dem Fürsten Bismarck sagt: er „wird immer der ‚große Hund' sein". Irre ich nicht, so liegt dabei ein in der deutschen Uebersetzung nicht wiederzugebendes Wortspiel zu Grunde. Gregorovius wird im italienischen Original geschrieben haben: sarà sempre il „Can grande". Er dachte dabei an Can grande della Scala, den mächtigen Beherrscher von Verona, das Haupt der Ghibellinen, den Freund und Schützer Dante's, dem der Dichter im 17. Gesange des Paradiso, V. sechsundsiebzig ff., die berühmten Terzinen gewidmet hat.

Hermann Hüffer.

φφ. **Satura.** Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Uebertragung von Hugo Blümner. Leipzig, B. G. Teubner. 1897.

Diese Auswahl (zehn Satiren des Horaz, drei des Persius, fünf des Juvenal) ist vortrefflich geeignet, gebildete Leser mit der römischen Satire bekannt zu machen, die, ursprünglich eine zwanglose Plauderei über beliebige Gegenstände verschiedenster Art, sich erst spät auf eine bald scherzhafte, bald streng rügende Behandlung sittlicher und socialer Gebrechen und Schäden beschränkt hat. Daß die Satiren des Horaz und Juvenal sehr lesenswerth sind (ob die des Persius, wird für die dem Alterthum fern Stehenden Geschmackssache sein), dürfte von Niemandem bestritten werden. Doch die Zahl Derer, die vom Gymnasium die Lust und die Fähigkeit mitbringen, sie im Original zu lesen, ist bereits sehr viel kleiner als vor fünfzig Jahren und wird in Kurzem (dank der sogenannten Gymnasialreform) eine verschwindend kleine geworden sein. Bis jetzt gab es aber nur eine lesbare Uebersetzung, die der horazischen Satiren von Wieland; alle übrigen (zum Theil ohne die Originale unverständlich) sind verfehlt durch das Streben nach zu großer Worttreue und die Beibehaltung des Hexameters, der im Deutschen die nachlässig schlendernde Gangart nicht annehmen kann, die diese halb poetische, halb prosaische Zwittergattung erfordert, und immer etwas Exotisches oder doch Steifes, Gezwungenes und Pedantisches behielt (was nicht am Wenigsten von F. A. Wolf's Uebersetzung der ersten Satire des Horaz gilt). Blümner's Auswahl füllt daher eine Lücke in unserer Uebersetzungsliteratur aus. Mit Recht ist er wieder zu den von Wieland gewählten fünffüßigen Jamben zurückgekehrt, und die meisten Leser werden ihm Dank wissen, daß er den Reim hinzugefügt hat, den das moderne Ohr in Versen (abgesehen vom Drama) ungern entbehrt. Der Ton der „Muse der Prosa", wie Horaz die Muse der Satire nennt, ist durchweg gut getroffen, und die Lösung der nicht leichten Aufgabe, die Uebersetzung so zu gestalten, daß sie keines Commentars bedarf, sehr wohl gelungen; kurze Fußnoten reichen völlig hin, um den Leser über unbekannte Dinge und Personen zu belehren. Die Auswahl ist so getroffen, daß die inhaltlich interessantesten Gedichte gewählt sind; unter den Satiren des Juvenal durfte die sechste (von den Lastern, Schwächen und Thorheiten der Frauen) nicht fehlen, trotz ihrer für das moderne Schicklichkeitsgefühl anstößigen Derbheiten. Auch damit kann man nur einverstanden sein, daß Horaz am meisten berücksichtigt ist. Eine zweckmäßige literarhistorische Einleitung über die römische Satire ist vorausgeschickt. Die Ausstattung ist hübsch; jedem Stück ist als Vignette eine Abbildung eines passend gewählten antiken Bildwerks oder Gemäldes vorgesetzt.

ρ. **Italien.** Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. Fünfte Auflage. Mit Lebensnachrichten über den Verfasser. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1896.

Ein Buch von Hehn und eins, das hier bereits in fünfter Auflage vorliegt, bedarf keiner Empfehlung weiter, aber jeder neue Leser, den wir ihm etwa noch zuführen, wird uns dankbar dafür sein. Hehn hat Italien geliebt, man möchte fast sagen, bis zur Ungerechtigkeit, wenn er im Vergleich zur dortigen die nordische Natur „öde, karg und unsauber" (S. 54), den Menschen des Nordens „ein schwankendes, gebrochenes Geschöpf" nennt (S. 73). Aber vielleicht muß man Italien so lieben, um es so schildern zu können. Wo Hehn aus der eigenen Empfindung heraus urtheilt, scheint er in der That manchmal von seinem Temperament sich hinreißen zu lassen; wo er dagegen an Gegebenes anknüpft und in ebenso gelehrter als geistreicher Weise weiterführt, überrascht er nicht minder durch außerordentliche Belesenheit als durch die Feinheit, mit der er seine Collectaneen belebt und beseelt. Nur ein Forscher und Sammler mit einem zugleich so ungemein ausgebildeten ästhetischen Gefühl hat ein Buch von so grundlegender Bedeutung schreiben können, wie die „Culturpflanzen", dem nicht wenige Capitel in dem hier angezeigten gleich zu stellen sind, wie z. B. das über Sprachen — die romanischen Sprachen „sind ein in den Schoß der Natur zurückgenommenes Latein" (S. 196). Desgleichen die Bemerkung, daß, je geringer der Sprachsinn, er sich desto mehr mit Empfindungslauten — und in der geschriebenen Rede, könnte man hinzufügen, mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen — hilft. Hehn's Stärke ist das historisch-linguistische Element, das er mit Meisterschaft beherrscht, wie es ja auch im Titel seines Hauptwerkes namentlich betont worden. Treffend bezeichnet Hehn als das Vorrecht der italienischen Kunst, daß in ihr der realistische Stil unmittelbar mit der Idealität zusammenfalle (Pro populo Romano, S. 106): das gilt ebenso noch von den jüngeren Malern Italiens, die schön bleiben, auch wo sie „Veristen" sind. Ob es aber wirklich ganz der Wahrheit entspricht, daß nicht gerade in diesem von der Natur so sehr gesegneten Lande, das zugleich vielfach das Land des größten Elends und solcher, aus demselben entspringenden Krankheiten, wie der Pellagra ist, der Mensch sich „unter der Peitsche der Noth krümmt" und die Faulheit die „gütige Göttin" ist, die ihm seine Gesundheit erhält? (S. 79.) Wir meinen, daß es nicht nur die „Bücher- und Zeitungsschreiber" sind, die das Gegentheil behaupten, sondern Italiens beste Freunde, die auf Abhülfe dringen. — Daß die Eisenbahn eine „amerikanische Erfindung" (S. 109), kann doch kaum gesagt werden, und ebenso wenig, daß das Wort „lützel" (klein) ganz untergegangen sei (S. 183): wir haben es noch in zahlreichen mit „Lützel" beginnenden deutschen Ortsnamen, es lebt nicht nur im englischen little, sondern auch im Plattdeutschen und dem norddeutschen Dialektwort „lüttch" fort — „ein lüttcher Mann", ein kleiner Mann. Auch über die sehr vielen Druckfehler des sonst vortrefflich ausgestatteten Buches hätten wir ein Wort der Klage. Doch was bedeuten alle diese Kleinigkeiten gegen den dauernden Werth, den es beanspruchen darf?

βλ. **Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers** (1825—1860). Von Sir Joseph Crowe. Ins Deutsche übertragen von Arndt von Holtzendorff. Berlin, Mittler & Sohn. 1897.

Der Name Crowe erweckt zunächst die Erinnerung an die Kunstforschungen, die der Verfasser der vorliegenden Lebenserinnerungen im Bunde mit seinem italienischen Freund Cavalcaselle so viele Jahre hindurch und mit so großem Erfolge betrieb. Der vorliegende, von seinem Freund Max Jordan mit einem einleitenden Wort versehene, aus dem Englischen übersetzte Band zeigt ihn in einem ganz besonders anziehenden Licht. Mr., später Sir Joseph Crowe, am 20. October 1825 zu London geboren und in Paris, wo sein Vater als Journalist für englische Blätter thätig war, erzogen, begann seine Laufbahn als Kunstjünger im Atelier von Paul Delaroche. Er wurde kein Maler, allein was er damals lernte, bewahrte ihn vor der Gefahr, die Kunst nur von der theoretischen Seite aus zu beurtheilen. Mit neunzehn Jahren nach London übergesiedelt, folgte er seinem Vater in die Redactionsbureaux des „Morning Chronicle" und der „Daily News", von welchen er mit heitrem Sinn die komischsten Eindrücke behielt. Gründliche Studien, reiche Sprachkenntnisse, Jugendlust am Wandern und eine ungewöhnliche geistige wie physische Leistungsfähigkeit fanden sich mit der Zeit durch den Journalistenberuf nicht befriedigt. Er verdankte ihm eine genaue Kenntniß der europäischen Verhältnisse und die Routine, die ihm später zu gute kommen sollte. Aber er trennte ihn von der Kunst, und so kam es, daß er eines schönen Tags mit seinem Freunde Cavalcaselle, einem jungen italienischen Flüchtling, mittelloser noch als er selbst, die Studien über die niederländische Malerei begann. Der Krimkrieg führte ihn als Reporter auf die Schlachtfelder des Ostens, im Auftrag der „Illustrated London News". Im Jahre 1856 erschienen die „Ersten niederländischen Maler" von Crowe und Cavalcaselle, „ein Compagniegeschäft, das niemals gelöst wurde". Im Jahre 1857 ging Crowe nach Indien. Zwei Jahre später war er Timescorrespondent während des italienischen Feldzugs. Mit der darauffolgenden Mission in Deutschland, die seine glänzende Berichterstattung im Cityblatt lohnte, schließt der vorliegende Band. Crowe hatte die europäischen Verhältnisse und viele der leitenden Persönlichkeiten aller Länder kennen gelernt. Er selbst blieb sich immer gleich. Weder Ueberarbeitung noch Krankheiten und Beschwerden aller Art vermochten seine Laune zu trüben oder seine Feder aufzuhalten. Seine Schilderungen sind gründliche Geschichtsstudien und dabei eine oft erheiternde, immer fesselnde und höchst interessante Lectüre. Leider ist dieses liebenswürdige Selbstporträt unvollendet geblieben. Im Jahre 1860 bricht es ab, ohne daß es dem Verfasser vergönnt gewesen wäre, seine Thätigkeit als Consul in Leipzig und seine diplomatische Mission bei Abschluß verschiedener Handelsverträge, sowie seine kunsthistorischen Arbeiten aus späteren Jahren zu besprechen. Nach der Lectüre seines Buchs verstehen wir den Nachruf seines treuen deutschen Freundes, der ihn uns schildert „als den wahrhaft gebildeten Mann, dem der Humor um Stirn und Lippen spielte, geruhig, fest, in Uebereinstimmung mit sich selber; klug ohne Falsch — a good fellow —, in allen Sätteln gerecht, ein zuverlässiger Freund".

βλ. **Le Roi de Rome** (1811—1832). Par Henri Welschinger. Paris, Librairie Plon. 1897.

Der Verfasser hat, seiner Gewohnheit entsprechend, fleißig in den Archiven gesucht, die ihm in Wien sowohl als in Paris zugänglich gemacht wurden, bevor er die Arbeiten seiner Vorgänger Meneval, Montbel, Prokesch u. s. w. für die Geschichte des Königs von Rom, Herzogs von Reichstadt verwerthete. Die Ausbeute, die seine Mühen lohnte, ist dennoch eine verhältnißmäßig kleine geblieben. Von dem in seiner Blüthe hingerafften Sohne Napoleon's hat die Geschichte wenig zu berichten. Um dennoch einen dicken Band von fast 500 Seiten herzustellen, hat Welschinger zum Auskunftsmittel gegriffen, die Zeitgeschichte, die in den meisten Fällen gar nichts mit dem Gegenstande seiner Biographie zu thun hat, aufs Weitläufigste zu erzählen. Das ganze Capitel über 1813, der Wiener Congreß, die Intrigue von Fouché, Talleyrand und Metternich, die ausführliche Erzählung von Napoleon's Ende, die Revolution von 1830 gehören in diesem Umfang nicht hieher, ebensowenig als der salbungsvolle Schluß. Dagegen ist es nicht möglich, eine Biographie des Herzogs von Reichstadt zu verfassen, ohne zugleich eine Anklageschrift gegen seine Mutter, Marie Luise, Kaiserin von Frankreich, Herzogin von Parma, Gemahlin des Grafen Neipperg, zu schreiben. Alle Vorwürfe, die Welschinger gegen sie anhäuft, sind wohlverdient. Eine beschränktere, herzlosere Frau hat selten die Historiker beschäftigt. Man sucht vergebens nach lichten Punkten in diesem Charakter, nach Entschuldigungsgründen für eine so frivole Immoralität. Welschinger citirt die „Wellington Dispatches", nicht aber das interessante, von Lord Stanhope herausgegebene kleine Buch „Conversations of the Duke of Wellington", worin S. 233 gesagt ist, Marie Luise habe über den Herzog gegen einen Ungenannten geäußert: „The Duke of Wellington little knows the service he has done me by winning the battle of Waterloo!" Und Wellington fügt hinzu: „The fact is, she was then with child by Neipperg — whom she afterwards married; and if Napoleon had prevailed, she would have had to return to him in that state." Diese Aeußerung macht alle Commentare überflüssig. Der melancholische junge Mann, der, in den Tuilerien geboren, zu Schönbrunn am 22. Juli 1832 mit einundzwanzig Jahren starb, ist nicht nur am ungeheuren Schicksal seines Vaters zu Grunde gegangen: nach den Aufzeichnungen seiner Freunde, Prokesch's vor Allen, zu schließen, hat er den Schmerz durchgelitten, von einer unwürdigen Mutter verlassen worden zu sein. Daß Napoleon sie wirklich geliebt hat, ist wohl

das stärkste Argument für den Nimbus des Blutes und der Geburt. Als die Geschichte noch einmal im Zeichen der Napoleoniden stand, griff sie auf das Geschlecht der geopferten Gattin, die keinen Erben geboren hatte, zurück. Mit Marie Luise verglichen erscheint Kaiserin Josephine fast in verklärtem Licht.

φ. **Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reiches und der Einzelstaaten** (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwölfte Ausgabe. Mit 18 Porträts, einer Flaggen-, 5 Wappen- und 2 Ordenstafeln. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staats-Handbuch. 1897.

Handbücher dieser Art entfalten ihre Eigenschaften erst mit zunehmenden Jahren, wenn sie von dem wachsamen Verstande eines tüchtigen Herausgebers besorgt werden. In jedem neuen Jahre wird Entbehrliches ausgeschieden, Erhebliches ergänzt, die Brauchbarkeit gesteigert, die Zahl der Mitarbeiter und ihrer Quellen erweitert, dabei doch der Umfang des Ganzen verhältnißmäßig nicht sehr vergrößert. Sehr zweckmäßig ist die Aufforderung, die sich auf der Rückseite des Titelblattes findet, welche jeden Leser zum freiwilligen Mitarbeiter macht, indem sie erklärt, daß Berichtigungen, Vorschläge u. s. w. der Herausgeber mit Dank (Hohenhainstein bei Eisenach) entgegen nimmt. Eine hübsche Zugabe sind die — im neuen Jahrgange wieder zahlreicher gewordenen — Porträts, welche neben den üblichen fürstlichen Persönlichkeiten namentlich die Bildnisse deutscher Oberbürgermeister enthalten. Dieselben sollen den Anfang einer Porträtsammlung deutscher Bürgermeister zunächst der größeren Städte bilden, denen sich nach und nach auch die Porträts der Bürgermeister der Mittelstädte anschließen werden. Möchte das Staats-Handbuch auf seinem Wege fortfahren und fernere Freunde sich werben.

δ. **Das Telegraphen-Strafrecht nach der deutschen Gesetzgebung.** Von Dr. Otto Dambach, Wirkl. Geheimer Rath und Professor der Rechte an der Universität zu Berlin. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, Richard Schoetz. 1897.

In dem vorliegenden Werke, dessen erste Auflage im Jahre 1871 im „Gerichtssaal" (Band XXIII, S. 241 ff.) und sodann als Sonderabdruck auch im Jahre 1872 im Enslin'schen Verlage erschienen ist, hat der Verfasser, der seit fünfunddreißig Jahren Justitiarius der preußischen bezw. der Reichs-Telegraphenverwaltungen ist und bei der Ausarbeitung des Telegraphengesetzes vom 6. April 1872 und der Strafgesetzbuchs-Novelle vom 13. Mai 1891 amtlich mitgewirkt und beide Gesetze im Reichstage als Bundescommissar mit vertreten hat, eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende systematische Darstellung der auf das Telegraphenwesen bezüglichen strafrechtlichen Bestimmungen gegeben, wie sie in gleicher Vollständigkeit bisher in keinem Lehrbuch des Strafrechts vorhanden ist. Den strafrechtlichen Verhältnissen, welche durch den telegraphischen Verkehr hervorgerufen werden können, entsprechend, hat der Verfasser sein Werk in fünf Abschnitte eingetheilt, welche 1. Die Vergehen gegen das Telegraphen-Regal, 2. Die Vergehen gegen die Telegraphen-Anlagen, 3. Die Vergehen in Betreff der von der Telegraphen-Verwaltung ausgegebenen Werthzeichen (Telegraphen-Freimarken), 4. Die Vergehen der Telegraphen-Beamten und sonstigen mit der Beaufsichtigung oder Bedienung des Telegraphen beauftragten Personen (Fälschung von Telegrammen und Verletzung des Telegraphen-Geheimnisses) und 5. Die Vergehen, welche mittels des Telegraphen verübt werden, behandeln. Den Inhalt dieser einzelnen Abschnitte hat der Verfasser mit seiner bewährten Sachkenntniß und wissenschaftlichen Gründlichkeit geradezu musterhaft bearbeitet, und damit ein Werk geschaffen, welches auch vermöge seiner steten Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Verkehrslebens als praktisches „Lehrbuch" des Telegraphen-Strafrechts nicht nur für Juristen und Telegraphen-Beamte, sondern auch für den Techniker und das gesammte Publicum überhaupt von dauerndem Nutzen und Interesse sein wird. — Um aus dem reichen Inhalt des Werkes nur einen praktischen Punkt hervorzuheben, so hat der Verfasser die bisher sehr bestrittene Frage, welche Anlagen nach §§ 317 ff. St.G.B. als „zu öffentlichen Zwecken dienende" und damit geschützte Telegraphen-Anlagen anzusehen sind, praktisch dahin gelöst, daß er als solche Telegraphen-Anlagen alle diejenigen Anlagen bezeichnet, welche zum allgemeinen Gebrauche vorhanden sind oder zum unmittelbaren Nutzen des Publicums dienen. Der Verfasser erklärt demgemäß alle Reichs-, Staats- und Eisenbahntelegraphen, welche dem Gebrauche durch das Publicum gewidmet sind; alle Eisenbahn-Betriebstelegraphen und alle sonstigen Telegraphen durch §§ 317 ff. St.G.B. geschützt, welche unmittelbar dem Nutzen und Interesse des Publicums dienen (Feuerwehr-Telegraphen, Telegraphen der Deichverbände 2c.). Telegraphen, welche Privatpersonen für ihren eigenen Gebrauch in Fabriken u. dgl. anlegen lassen, insbesondere auch Telegraphen in Staats- und Dienstgebäuden sind dagegen nicht durch die §§ 317 St.G.B. geschützt. Hervorgehoben mag noch werden, daß das Reichs-Postamt nach den Mittheilungen des Verfassers auch die Stadt-Fernsprechstelle eines Privattheilnehmers als eine im Sinne der §§ 317, 318 St. G. B. zu öffentlichen Zwecken dienende Telegraphen-Anlage angesehen hat, wie dies auch vom Reichsgericht in einer vor Kurzem ergangenen Entscheidung (Entsch. in Straff. Bd. XXIX, S. 244) anerkannt worden ist. — Der vom Verfasser selbst erstrebte Zweck seiner Arbeit, eine möglichst „solide Darstellung" des deutschen Telegraphen-Strafrechts zu geben, ist in jeder Beziehung erreicht, und auch die Hoffnung des Verfassers, daß sein Werk ein brauchbarer Baustein zu einem künftigen Gebäude des Welt-Telegraphenrechts sein möge, wird sicher in Erfüllung gehen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ambrosius. — Gedichte von Johanne Ambrosius. Ausgewählt von Prof. Karl Weiß-Schrattenthal. Zweiter Teil. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann. 1897.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 26. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Bartels. — Gerhart Hauptmann. Von Adolf Bartels. Weimar, Emil Felber. 1897.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner, S. J. Bis zur 10. Lieferung. Freiburg i. Br., J. C. Herder. 1897.

Berg. — Der Uebermensch in der modernen Literatur. Ein Capitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Leo Berg. München, Leipzig und Paris, Albert Langen. 1897.

Bericht über die Rudolf Mosse'sche Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen zu Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin für die Zeit vom 1. April 1895 bis 31. März 1897, erstattet vom Director Dr. Heinitz. Berlin, Rudolf Mosse. 1897.

Bettelheim. — Anzengruber. Von Anton Bettelheim. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898.

Bettex. — Mann und Weib. Von F. Bettex. Erweiterter Abdruck aus des Verfassers „Natur und Gesetz". Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1897.

Beyer. — Fräulein Gêne. Tragikomödie in einem Aufzuge nebst Prolog und Epilog: „Die Nachbarn". Von Max Beyer. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Bikeles. — Zwei philosophische Essays. Von Dr. Gustav Bikeles. Lemberg, im Verlage des Verfassers. 1897.

Brocherel. — Alpinismo di Giulio Brocherel. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Bußler. — Hiob und Prometheus, zwei Vorkämpfer der göttlichen Gerechtigkeit. Ein Vergleich von Dr. phil. Erich Bußler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Cagno. — Il libro d'oro della vita. Di Manfredo Cagno. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Caspar. — Die Seele des Menschen, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Mit einer Anleitung zur Wahrnehmung des seelischen Äther-Lichts und einer Tafel über die Lichtformenwelt der Seele. Ein Buch für Alle von F. R. Caspar. Dresden, Selbstverlag des Verfassers.

Chervillon. — Terres mortes. Théboide-Judée. Par André Chervillon. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1897.

Collignon. — Geschichte der griechischen Plastik. Von Maxime Collignon. Bis zur fünften Lieferung. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer. Strassburg, Karl J. Trübner. 1897.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1898. Herausgegeben von Otto Braun. Achter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Dahn. — Ebroin. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1897.

Duboc. — Das Ich und die Uebrigen. (Für und wider M. Stirner.) Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschritts. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand. 1897.

Duboc. — Ein zeitgemäßes Vorwort zu meiner „Psychologie der Liebe". Von Julius Duboc. Dresden, Hellmuth Hentler. 1898.

Ernst. — Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Zweiter Band. Hamburg, Conrad Kloß. 1897

Frapan. — In der Stille. Novellen und Skizzen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Fucini. — Le veglie di Neri. Paesi e figure della campagna toscana. Di Senato Fucini. Sesta edizione. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Geiger. — Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Germanistische Abhandlungen. Begründet von Karl Weinhold. Herausgegeben von Friedrich Vogt. 14. Heft: Des armen Hartmann Rede vom Glouven. Eine deutsche Reimpredigt des 12. Jahrhunderts. Untersucht und herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Breslau, M. & H. Marcus. 1897.

Grisebach. — Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche nach der Handschrift εἰς ἑαυτον. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898.

Grundzüge für eine endgültige Lösung der Nationalitätenfrage in Österreich. Ideen und Betrachtungen eines Patrioten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein. 1897.

Gutbier und Herrmann. — Verzeichniss zum Museum der antiken Sculptur, in Original-Photographien zusammengestellt von Dr. Paul Herrmann und Adolf Gutbier. Dresden, Adolf Gutbier. 1897.

Hagen. — Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich von Adolf Hagen. Dr. A. Harpf's Leobener Buchdruckerei. 1898.

Heimfelsen. — Kleine Erzählungen von J. Heimfelsen. Zürich und Leipzig, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz". 1897.

Heine. — Unterwegs. Novellen von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Hellenbach. — Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppelnatur des Menschen. Von L. B. Hellenbach. Zweite Aufl. Leipzig, Oskar Mutze. 1897.

Helm. — Der grollende Achill. Ein heroisches Drama, frei nach Homer's Ilias von W. Helm. Schleswig, Julius Bergas. 1897.

Hoffmann. — Allerlei Gelehrte. Humoresken von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Huch. — Aus dem Tagebuche eines Höhlenmolchs. Von Rudolf Huch. Zweite Auflage. Leipzig, H. Haessel. 1897.

Huxley. — Sociale Essays von Thomas H. Huxley. Berechtigte deutsche Ausgabe, mit einer Einleitung von Alexander Tille. Weimar, Emil Felber. 1897.

Jensen. — Luv und Lee. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Weimar, Emil Felber. 1897.

Joret. — Les Plantes dans l'Antique et au Moyen-âge. Histoire, usages et symbolisme. Première partie. I. Par Charles Joret. Paris, Librairie Émile Bouillon. 1897.

Joseph. — Das Heidenröslein. Von Eugen Joseph. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Kaeding. — Häufigkeits-Wörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Siebente und achte Lieferung. Steglitz bei Berlin, Selbstverlag des Herausgebers. 1897.

Keats. — Poems by John Keats. Illustrations by Robert Anning Bell with an Introduction by Walter Raleigh. London, George Bell and sons. 1897.

Kerner. — Das Kerner-Haus und seine Gäste. Von Theobald Kerner. Mit dem Bildniß und Facsimile Justinus Kerner's nebst anderen Porträts und Illustrationen. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Kerner. — Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Facsimiles. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Kirchbach. — Das Buch Jesus. Die Urevangelien. Neu nachgewiesen, neu übersetzt, geordnet und aus den Ursprachen erklärt von Wolfgang Kirchbach. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1897.

Koester. — Gedichte von Hugo Koester. Saarbrücken, Commissionsverlag von Klingebeil & Pröller.

Koester. — Gott. Ein lyrisch-episches Gedicht in drei Gesängen von Hugo Koester. Saarbrücken, Commissionsverlag von Klingebeil & Pröller.

Koester. — Wider den Türken. Gedichte für Armenien und Kreta. Von Hugo Koester. Zweite Ausgabe. Saarbrücken, Commissionsverlag von Klingebeil & Pröller.

Kricheberg. — Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild von E. Kricheberg. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1897.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit er-

gänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Fünfter Halbband. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1897.

Land. — Von zwei Erlösern. Roman von Hans Land. Berlin, Verlag der Romanwelt. 1897.

Lingg. — Dramatische Dichtungen von Hermann Lingg. Gesammtausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Magirus. — Herzog Wilhelm von Württemberg, k. u. k. Feldzeugmeister. Ein Lebensbild von Adolf Magirus. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1897.

Majersky. — Eine Frühlingsfahrt durch Italien und Tunis, Algerien und Paris. Von Adalbert von Majersky. Mit 4 chromolithographischen und 15 Crayondruck-Tafeln, 22 Vollbildern und 12 Textabbildungen nach photographischen Originalaufnahmen. Frankfurt a M., Gebrüder Knauer.

Marcks. — Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Leipzig, Duncker & Humblot. 1897.

Meyer. — Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde von Dr. Wilhelm Meyer. Erstes Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Meyer. — Sport und Schule. Von H. Th. Matth. Meyer. Bielefeld, A. Helmich.

Mongré. — Sant' Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Von Paul Mongré. Leipzig, C. G. Naumann. 1897.

Mueller. — Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes. Von M. v. Mueller. Erster Band. Basel, Friedrich Emil Perthes aus Gotha. 1897.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Von Sophus Müller. Neunte und zehnte Lieferung. Strassburg. Karl J. Trübner.

Neisser. — Die Entstehung der Liebe. Zur Geschichte der Seele. Von Karl Neisser. Wien, Carl Konegen. 1897.

Nover. — Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Von Professor Dr. Jakob Nover. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Oelwein. — Die Erbsünde. Ein Mysterium in drei Abtheilungen. Von Arthur Oelwein. Wien, Carl Konegen. 1897.

Oeri. — Die attische Gesellschaft in der neueren Komödie der Griechen. Vortrag von Dr. J. Oeri. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Padovan. — Le creature sovrane. Del Adolfo Padovan. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Paetel. — Die Organisation des hessischen Heeres unter Philipp dem Großmütigen. Von Dr. Georg Paetel. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Possanner. — Baron Gnackerl. Eine Wiener Geschichte aus dem 19. Jahrhundert. Von Dr. E. v. Possanner. Zwei Bände. Wien, Carl Konegen.

Pressensé. — Geneviève. Von Madame de Pressensé. Deutsch von Hedwig Kahl. Reutlingen, Fleischhauer & Spohn. 1898.

Prutz. — Aus des Grossen Kurfürsten letzten Jahren. Zur Geschichte seines Hauses und Hofes, seiner Regierung und Politik. Von Dr. Hans Prutz. Berlin, Georg Reimer. 1897.

Reuling. — Das Stärkere. Ein Schauspiel in drei Aufzügen von Carlot Gottfried Reuling. Berlin, Eduard Bloch.

Richter. — Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der „Rechte der Frau". Von Helene Richter. Wien, Carl Konegen. 1897.

Robert-tornow. — Gedichte von Walter Robert-tornow. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung. 1897.

Römer. — Wer hat den Frieden? Roman von Alexander Römer. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Ruth. — Drei Losungsworte. Erzählung von M. v. Ruth. Dresden, E. Pierson. 1897.

Salis-Marschlius. — Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's. Von Dr. Meta von Salis-Marschlius. Leipzig, C. G. Naumann. 1897.

Salus. — Gedichte von Hugo Salus. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Schrader. — Scherz und Ernst in der Sprache. Vorträge im allgemeinen deutschen Sprachverein, gehalten von Dr. Herman Schrader. Weimar, Emil Felber. 1897.

Schüssler. — Die Lösung der socialen Frage. Von Hugo Schüssler. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1897.

Schwarz vom Rammbach. — Kridavana. Eine social-politische Dichtung von Schwarz vom Rammbach. Dresden, E. Pierson. 1897.

Seeck. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1897.

Le Soudier. — Bibliographie française. Recueil de catalogues des éditeurs français accompagné d'une table alphabétique par noms d'auteurs et d'une table systématique. Par H. le Soudier. Six vols. Paris, H. le Soudier.

Spielhagen. — Faustulus. Roman von Friedrich Spielhagen. Drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1898.

Spielhagen. — Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1898.

Stanislas. — Abseits! Neue Gedichte von A. Stanislas. Leipzig, Gustav Körner.

Steiner. — Goethe's Weltanschauung. Von Rudolf Steiner. Weimar, Emil Felber. 1897.

Steinhausen. — Entsagen und Finden. Drei Geschichten von Heinrich Steinhausen. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Stona. — Buch der Liebe. Von M. Stona. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Wien, Carl Konegen. 1897.

Storm. — Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Storm. — Theodor Storm's sämmtliche Werke. Neue Ausgabe. Erste bis fünfte Lieferung. Braunschweig, George Westermann.

Stromer. — Neues spanisch-deutsches Wörterbuch. Auf Grund des Wörterbuches der königlich spanischen Akademie von Th. Stromer. Berlin, F. A. Herbig. 1897.

Tauber. — Strandgut. Roman von Sigmund Tauber. Dresden, E. Pierson. 1897.

Verfassung, „Die, als die Quelle des Nationalitätenhaders in Österreich. Studie eines Patrioten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein. 1897.

Vogt u. Koch. — Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt u. Prof. Dr. Max Koch. Mit 126 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich u. Holzschnitt, 2 Buchdruck- u. 32 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Volkmann. — Was Blumen erzählen. — Was man einst war. Von Lothar Volkmann. Düsseldorf, Ewald Blasius. 1898.

Wachler. — Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste. Eine Streitschrift von Ernst Wachler. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich. 1897.

Wassermann. — Die Schaffnerin. Die Müßigen. Novellen von Jacob Wassermann. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1898.

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1897.

Wittenbauer. — Jung Unnutz. Schelmenlieder von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Carl Konegen. 1897.

Zabel. — Im Reiche des Zaren. Büsten und Bilder aus Rußland von Eugen Zabel. Berlin, Ferd. Dümmler. 1898.

Zenker. — Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen. Von Ernst Victor Zenker. Wien, A. Hartleben. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Am der Heimath willen.

Novelle

von

Walther Siegfried.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Eine Viertelstunde westlich von Altachen zog ein schöner Fluß vorbei. Er kam aus dem Alpengebiet hernieder, und vom Zufluß zahlreicher, kräftiger Bäche genährt, durchströmte er breit und in stolzen Windungen diese blühende Gegend des schweizerischen Mittellandes. Weit hinter den letzten der blaudämmernden Höhenzüge im Norden erreichte er dann den Rhein, mit dem sich seine Wasser vereinigten und weiter zogen, zum Land hinaus, bis ins ferne Meer.

Seit denkbaren Zeiten war das ein gefahrloses Wasser gewesen. Nie, selbst in den heftigsten Unwettern, hatte der Fluß seine Ufer verheert. Gesegnete Gefilde, stolz ragende Wälder und blinkende Dörfer säumten ihn, und ehrwürdig grüßten von ihrer sanften Anhöhe die grauen Thürme und hohen Giebel von Altachen herüber.

In der Chronik dieser alten Stadt freilich wäre zu finden gewesen, daß vor Zeiten einmal, im sechzehnten Jahrhundert, nach einem unerhört schneereichen Winter zu Lenzbeginn die ganze Gegend bis herein an den Fuß der Stadt vom Flusse verwüstet und in einen einzigen See verwandelt worden war. Auch das mächtige steinerne Mitteljoch der Brücke, die den Verkehr der Stadt mit den Dörfern der jenseitigen Landschaft vermittelte, hatte, in ein Wappenschild gemeißelt, eine Erinnerung daran getragen. Die verwitterte Inschrift meldete, daß die Wiedererbauung dieser Brücke mit lauter massiven Granitpfeilern nach eben jenem Unglück im Jahre 1581 erfolgt sei. Aber Chronik und Steinschrift waren lange schon vergessen. Und nun war die Brücke heute, am letzten Augusttage, nach mehr als dreihundert Jahren noch einmal gefallen, hinweg gerissen von rasenden Fluthen und deren wilder Beute.

Seit einem Monat hatte im Lande der Regen nicht mehr aufgehört. Die Kornfelder waren reif zur Ernte gewesen, als er gegen Ende Juli begann. Seitdem war das Einbringen unmöglich geblieben. Jeden Tag führten die Winde neue, graue Wolkenzüge heran, und nach seltenen helleren Stunden strömte es jedesmal nur trostloser hernieder. Bedrohlich schwollen auch die zahmsten Bäche an. Von den näheren und ferneren Hügeln und Waldbergen hörte man im Westwind ihr ungewohntes Rauschen bis herunter zur Stadt. Schlimmer und schneller noch hatten in den südwärts gelegenen oberen Landestheilen die Bergwasser zugenommen, und von Tag zu Tag besorgter waren mit der beunruhigten Landbevölkerung auch die Altacher hinaus gewandert an den Fluß, das unheimliche Steigen zu verfolgen.

Da kam in die lang anhaltende Regenkühle gestern plötzlich Südwind und dumpfe Schwüle.

Gleißend hatten die Schneeberge aus den zerfetzten Wolken auf Augenblicke wieder einmal fern herüber geblickt; darauf hatte sich die Erde verfinstert, und ein schwarzer Wolkenschweif war, tief hernieder hängend, thalabwärts gekrochen. Die Nacht brach unter Sturm herein, und mit fürchterlichen Wolkenbrüchen aller Orten hatte die Morgenfrühe des heutigen Tages dem Thal die Katastrophe gebracht.

Tosende Schwälle wälzte jetzt der Fluß heran. Seine Ufer begann er zu zerfressen. Von Hunderten aufopfernder Hände war muthig durch bange Stunden Alles versucht worden, was Menschenkraft dem Unheil entgegensetzen konnte. Aber die Naturgewalt war mächtiger gewesen. Gegen Mittag hatten die Wogen ihre Schranken gesprengt, einen Theil des Dammes zerrissen und das herrliche Thal weithin in eine gelb-graue, wallende Wasserwüste verwandelt. Seitdem standen die Menschen ohnmächtig da und verfolgten klagend das furchtbare Schauspiel dieser Wassersnoth.

Es mochte jetzt um Sonnenuntergang sein. Ein schwefelfarbener Lichtstreif, flüchtig durch die schwarzen Wolkenbänke des Westens blitzend, ließ wenigstens ahnen, daß das Gestirn dort eben hinuntersank. Aber immerzu wuchs noch die grauenvolle Zerstörung.

Auf allen höher gelegenen sicheren Uferpunkten, auf jeder zugänglich gebliebenen Erderhöhung des Geländes hielt sich in dichten Knäueln das Volk und schaute hinaus.

In einer der vordersten Ansammlungen stand ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren, der, in Trauer gekleidet, seinen Mantel fest über der Brust zusammenhielt. Seine kühnen Züge mit dem etwas herausfordernden Ausdruck erschienen von der Erregung der Stunde aufs Höchste angespannt. Den ganzen Morgen hatte auch er mitgearbeitet da draußen, hatte gehofft und gefürchtet, hatte dann die Uebermacht des Elementes wachsen sehen und mit Entsetzen nach dem Dammbruch den Kampf aufgeben müssen. Achtlos ließ er jetzt die Regengüsse auf sich nieder peitschen und starrte nur unbeweglich vor sich hin, in die unaufhaltsame Verwüstung.

Es war Erni Baldwin, der Sohn eines vor wenigen Tagen begrabenen Bürgers der Stadt. Als er eben in den Ferien zu Hause geweilt, war ihm der Vater plötzlich vom Schlage weggerafft worden.

Einsam hatte sich der Verwaiste noch gestern in den Flußauen da drunten ergangen, des jäh entrissenen Vaters gedenkend, der voran gegangenen Mutter und der glücklichen, von ihrer Liebe getragenen Jugendzeit. Und unter ihren traurigen Regenschleiern waren ihm die altgewohnten Stätten ringsum vorgekommen wie treu mit ihm klagende Vertraute. Denn Erni Baldwin war innig mit seiner Heimath verwachsen.

Und jetzt — da! Das Herz schnürte sich ihm zusammen ob dem Furchtbaren dieser Verheerung. Seine Blicke forschten thalaufwärts, wo eben ein Wolkenschleier sich theilte, und suchten, den Ufern des Flusses folgend, diesen Punkt und jenen. Aber sein Angesicht verzog sich schmerzvoll über dem, was er schaute.

Die ganze Landschaft erschien ja völlig fremd! Der gewohnte Fernblick zu den Alpen ohnehin durch Nebelwände verhüllt, und die Vorberge belagert von grauen Wolkenheeren, die, ewig wechselnd, ewig sich erneuernd, in schreckhafter Schnelle einher jagten, sich senkten und immerfort noch entluden auf das triefende Land. Aber auch die schönsten der Waldstände, die vordem das blaue Wasserband besäumt hatten, fand er nicht mehr. Die mußte die rasende Stromgewalt weggefegt haben. Das waren wohl die Massen gewesen, die, Baum auf Baum einher polternd auf den schweren Wogen, als wilde Zerstörungswerkzeuge Schreck und Verderben flußabwärts ins Stadtgebiet getragen und um Mittagszeit jene Brücke zertrümmert hatten? Selbst die grünen Buschinseln, die er weiter oben suchte, waren verschwunden, und längs den zerrissenen Linien des Flußufers vermochte er kaum noch die vormaligen Einläufe der Bäche zu erkennen. Von großen Steinen gesäumte Sandwüsten bezeichneten ungefähr die Stellen, während die Wasser, die heute als tobende Ströme heran stürzten, Alles mitreißend, was sie unterwegs fanden, ihr Bett gesprengt hatten und in flacher Ueberspülung frei hinaus strömten, Wiesland und Waldbruch verschlämmend und sich zuletzt breithin mit den Fluthen des Flusses vereinigten.

Traurig wandte Baldwin seine Augen nach der anderen Uferseite. Aber wo gestern Kornfelder und Matten des Schnitters und Mähers bei wiederkehrendem Sonnenschein geharrt hatten, war jetzt alles Land bedeckt von den Wogen, mannstief und tiefer; und aus der schauerlichen Wasseröde sahen die Gehöfte mit Giebeln und Baumkronen nur noch wie dunkle Inseln hervor. Kähne mit schreienden Menschen fuhren um diese Unglücksstätten, und Baldwin sah Gestalten auf den Dächern stehen und sich verzweifelt gebärden.

Bebende Ungeduld erfaßte ihn. Er konnte doch nicht so dastehen, zuschauen und keinen Arm rühren! Zugreifen, nur irgendwo anfassen und helfen mußte er! Aber die Boote waren schon mit Menschen überfüllt und überdies jede Verbindung dort hinüber abgeschnitten. Denn wogend und schaukelnd trieb gerade aus jener Richtung, vom Sturm gejagt, unabläßig ein wildes Durcheinander unnennbarer Dinge zu seinen Füßen heran. Und ein Entsetzensschrei erscholl aus der Menge hinter ihm, so oft, näher geschwemmt, wieder eine Beute der grausigen Fluth erkennbar wurde. Drei Menschenleichen waren im Laufe des Nachmittags schon gelandet worden.

Schönes ertrinkendes Vieh, Pferde mit zerstoßenem Schädel und jämmerlich blökende Schafe mußte man zwischen den Trümmern von Ställen und Brücken weiter treiben lassen; Feldthiere und einzelne flügellahm gewordene Vögel schwammen schreiend inmitten von Hausrath und Hanfbündeln vorüber. Jammer und Ekel mischte sich bei solchem Anblick auf den erbleichenden Menschengesichtern, denen zugleich der Wind feucht-scharfe Dünste entgegenjagte, Geruch von Tod und Schlamm, über die Wasserfläche daher.

„Hätte man denn wirklich nicht darauf kommen können, die Möglichkeit eines Unglücks wie dieses vorauszusehen und ihm vorzubauen mit stärkeren Sicherungen?“ grübelte Baldwin, in all' diese Schreckniſſe blickend.

Man hatte sich eben zu sorglos auf die Ausgleichung der Wassermassen durch jenes tiefliegende Busch- und Röhrichtgebiet dort droben verlassen, des Oberrieds, dessen Eigenthümlichkeit auch ihm von seinen Knabenjahren her wohlbekannt war, wo er sich mit den Kameraden darin die Pfeifen geschnitten. Jedesmal in Hochwasserzeiten hatte sich die Fluth wie in ein von der Natur geschaffenes Ableitungsbecken dort hinein vertheilt, und war der Fluß dann gesunken, so floß auch das Wasser des Oberrieds ruhig wieder zurück.

Dieser bequemen natürlichen Schutzeinrichtung weitere künstliche hinzuzufügen, hatte man im verhängnißvollen Gefühl völliger Sicherheit versäumt. Jetzt war das Niebedachte da, eine entsetzliche Katastrophe, wie der Feind in der Nacht.

Während Baldwin noch so in Gedanken stand, störte ihn eine Stimme, die in einiger Entfernung hinter ihm schon lange zu hören gewesen war und jetzt lauter darauf los redete. Er horchte hin und verstand, wie da Jemand eben die Schutzarbeiten darlegte, die längst hätten gemacht werden sollen, und dabei mit einer fachmännischen Einsicht breit wurde, die Baldwin in diesem grauenvollen Augenblicke, wo es zu Allem zu spät war, wie Hohn berührte. Er wendete sich heftig um und erkannte in dem Redenden den städtischen Bauverwalter Rackold. Seine derbe Gestalt ragte aus einer Anzahl älterer Männer hervor, Räthe der Stadt, die da hinten ihren Standort genommen hatten und ihm schweigend zuhörten.

Was der Bauverwalter sagte, war richtig; aber warum hatte er sich nicht früher hervorgethan mit diesen weisen Rathschlägen? Er stand schon mehrere Jahre auf seinem Posten, und sein Beamtenehrgeiz war stadtbekannt. Hielt er das nun für die geeignete Stunde, sich bei seinen Vorgesetzten ins Licht zu rücken?

Ein tiefer Unwille erfaßte Baldwin. Ihm fiel die Chronik ein. Die Alle hatten sie gelesen, auch Rackold mußte sie gekannt haben, und da standen sie nun, keines Aufhaltens, keines rettenden Gedankens fähig, und ließen sich von Dem, der sich zu allermeist schwerer Unterlassungssünde hätte bewußt sein müssen, schwülstige Weisheit vortragen! Baldwin war es, als müßte er ihnen, wie sie da standen, die gräßlichsten Vorwürfe ins Gesicht schleudern.

Er war unwillkürlich näher getreten und sah den immerzu Redenden voll unverhohlener Mißbilligung an, was Jener schließlich bemerkte und,

betroffen von der zornigen Musterung des jungen Menschen, mit einer Miene erwiderte, die zu fragen schien: Wer ist denn Der da? Und es entstand ein Augenblick, wo die beiden Männer sich mit ihren Blicken maßen wie mit scharfen Waffen.

Jetzt wandte sich Baldwin hinweg. Aber kaum war ihm das Weiterkommen möglich. Denn immer dichter, unzählbarer hatten sich hinter ihm und drüben und an dritten Punkten die Menschenscharen zusammengedrängt, dunkle Völkerinseln in der gelben Wasserwüste, gemahnend an die alte Menschheit inmitten der steigenden Sintfluth. Bald sah er sich gezwungen, in der unbeweglichen Masse wieder stehen zu bleiben und zu warten, bis eine neue Verschiebung stattfände. Schauervoll war inmitten dieser Schulter an Schulter gepferchten Menge die Todtenstille. Keiner sprach ein lautes Wort, während verloren schrille Rufe durch das Windesbrausen herüber gellten, bald Schreie aus einer eben überströmten nahen Gärtnerei, dann wieder kurze Befehle der Rettungsmänner von einem versinkenden Anwesen weit draußen.

Verdammt zur grausamsten Unthätigkeit, hörten es die Hunderte und Hunderte ringsum an.

Baldwin ward die Lage unerträglich. Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Eine jähe Empörung ergriff ihn. Diese hülflose Ohnmacht einer Riesenmenge Menschen der Naturgewalt gegenüber, der rohen Zerstörungswuth der Elemente, brachte ihn zur Verzweiflung. Sie beleidigte sein Kraftgefühl und demüthigte ihn.

In schmerzlicher Wuth bahnte er sich gewaltsam einen Weg aus dem Menschenhaufen und sprang, einmal draußen, von unaufhaltsamer Gewalt fortgetrieben, über Steine und durch schmale Furten davon, die Menschenrudel umgehend, nach einsamen Stellen. In seinem Innern geschah etwas Entscheidendes für sein Leben. Mit fragloser Gewißheit erstand seine Bestimmung in ihm.

Bis jetzt hatte er nichts Sicheres ergriffen. Schwankend durch vielseitige starke Begabung und eines reich bemittelten Vaters Sohn, hatte er schon durch zwei Jahre bloß allgemein grundlegende Fächer und technische Wissenschaften betrieben. Jetzt plötzlich, wie mit Flammenschrift vorgezeichnet, stand seine Aufgabe vor ihm, sein Lebenswerk: er mußte all' das studiren, sammeln, erringen, mußte Uebung und Erfahrung darin an allen Orten der Welt zusammen suchen, was ihn in den Stand setzte, seine Heimath vor diesem furchtbaren Verhängniß auf ewig zu retten. Das konnte er, das mußte er, es war in ihm; in dieser Stunde hatte er sich erkannt!

Er schlug den Weg nach der Stadt ein, während bereits die Dämmerung langsam hernieder sank und über Fluß und Menschenscharen draußen eine fahle Düsterniß breitete.

Da wurde er, schon in der Nähe der Thore, plötzlich durch laute Rufe aufgeschreckt und sah einige ihm entgegen kommende Frauen entsetzt nach einer Richtung hindeuten. Er folgte ihrem Winken und fand alsbald, wohin sie wiesen. Drunten lag, von einem schmalen Seitenarm des Flusses umzogen, der zum Kanal ausgebaut und mit einer starken Schleuse absperrbar war, die

Hammerschmiede des Meisters Honysen. Von der Straße aus konnte man Haus und Gelände übersehen.

Dorthin hatte das Unglück soeben auch den Weg gefunden.

Standhaft hatte die geschlossene Schleuse den ganzen Tag ausgehalten und den Wassern den Einlauf verwehrt. Der Schmied hatte sie innerhalb mit mächtigen Balken verrammt, und es war zu hoffen gewesen, daß sie so bei ihrer geringen Breite dem Drucke des Flusses zu widerstehen vermöge. Aber vor einer Viertelstunde hatten die Fluthen dort Uferhöhe erreicht, ihre Trümmerlasten auch seitlich geworfen, und die Schleuse war geborsten. Ein unermeßlicher Schwall hatte sich gegen das unselig tief zwischen hügeligen Gärtchen und Obstwiesen drunten am Wasserarm eingebaute Hammerschmiedshaus geworfen, so rasend, daß, ehe Honysen und seine Familie Zeit gefunden hatten, nur Alles im Stich zu lassen und zu fliehen, das Gebäude von brausenden Fluthen und hoch aufspringenden Holzmassen umspült war.

Baldwin stürzte hinunter, die hügeligen Gelände über dem Wasser entlang rennend, und fand schon Gärtchen und Wiesenhänge mit herbei geeilten schreckensbleichen Menschen besetzt. Bereits waren von dem Ansturm der Wasser um das Haus her auch die letzten der vorhandenen Vorkehrungen von Menschenhand zu Grunde gerichtet.

Etwas hinterhalb des Anwesens war ein zweiter stark gefestigter Einlaß gewesen; von dem sah Baldwin bereits nur noch die zwei gemauerten äußersten Pfeiler stehen. Ihre feste Verbindung mit dem Ufer vermochte sie einstweilen noch zu halten. Aber um so gehetzter schoß die Wasserfluth zwischen ihnen hindurch und suchte ungeduldig mehr und mehr auch schon einen Weg drum herum, die Ufer auswühlend. Mit fürchterlicher Kraft jagte auf dem Rücken dieser durchschießenden Wogen die endlose Masse des Treibholzes daher und umtanzte mit wildem Gepolter das Gebäude. Durch die eingerannte Thüre fletschten die Wellen, schlugen durch die verlassene Schmiede über Amboße und Werkbänke hin, rissen mit schauerlichem Lärm die schweren Eisengeräthe von den Wänden und spritzten geschwärzt wieder zu den zertrümmerten Fenstern heraus.

An ein Entrinnen war für die Bewohner nicht zu denken. Machtlos herunter schauend, stand der Schmied an einem Fenster des oberen Stockwerkes, an einem anderen seine Frau mit den Kindern, in Todesangst vergehend. Der mächtige Mann selber war weiß vor Verzweiflung. In seinen Händen hielt er ein Bündel Seile, doch was halfen ihm die! Sollte er die Seinen tragend retten? Er starrte forschend hinab. Das Wasser würde ihm bis an den Hals gehen, die wirbelnden, über einander schießenden Balken und Bäume würden ihn erschlagen. Wie er auch überlegte — er sah sich dem Untergang überantwortet. Denn diesem Anprall hielt das alte Gebäude, in dem seit denkbaren Zeiten die Honysen gelebt und ihr Gewerbe betrieben hatten, nicht lange mehr Stand. Blieb er also mit den Seinen, so gingen sie mitsammt ihrem Hause zu Grunde; stiegen sie hinab, so lange es dermaßen tobte, so waren sie vollends verloren.

Erni, das übersehend, suchte weiter vornhin zu gelangen, von Entsetzen getrieben.

Ueber die Köpfe weg entdeckte er jetzt drüben an den beiden Pfeilern eine Anzahl herbei eilender Männer, und unter der Leitung eines erregt umher weisenden Befehlshabers begannen die alsbald in gefahrvoller Arbeit den Versuch, das Aergste noch aufzuhalten.

Baldwin drängte weiter, weiter, wo er die Vorderseite des Hauses mit den Eingeschlossenen an den Fenstern und zugleich die Stelle des Einlasses mit dieser Hülfsmannschaft dort hinten zu übersehen bekam, und hier verstand er jetzt deutlich die Befehle, die der Leitende durch das Brausen und Dröhnen den Anderen zuschrie. Jetzt wandte Jener den Kopf. Es war Rackold, der auf die Kunde vom Durchbruch der Hammerschmiedschleuse herüber geeilt war. Und Baldwin sah, wie auf seine Weisung die Männer sich anstrengten, mit langen Haken die Hölzer loszumachen, die sich quer vor die Pfeiler legten und größere Stauungen zu verursachen drohten. Wenn die herantreibenden Trümmer einzeln daher fuhren, schien der Bauverwalter weniger Gefahr für das Haus zu befürchten, als wenn angesammelte Massen sich plötzlich gleichzeitig wieder lösten und gemeinsam gegen die unterwühlte Hammerschmiede stießen.

Baldwin suchte selber dorthin zu gelangen, um mitzuhelfen. Sich mühsam durchzwängend, hoch erhobenen Kopfes immer wieder nach den arbeitenden Männern hinblickend, kam er schließlich vornhin an den Rand der Gartenhöhe. Aber hier entdeckte er, daß es von dieser Seite gar keinen Zugang mehr gab zu Jenen hinüber. Gleichzeitig stieß er mit dem Fuß an das große Fischerboot Honysen's, das losgerissen daher schwimmend, von Einigen hier ans Land heraufgezogen worden war. Er stutzte und betrachtete es einen Augenblick sinnend. Konnte das denn nichts helfen? Aber er mußte sich sagen, daß Niemand im Stande wäre, es hinüber zu bringen durch diesen Aufruhr von wirbelnden, jagenden, aufschnellenden Gewalten.

Das tiefere Niedersinken der Dämmerung fing an, sich als weiteres Schreckniß bemerkbar zu machen. Immer beängstigendere Trümmer schossen bei den Männern drüben vorbei. Das massiv gezimmerte Gehäuse eines daher treibenden Ziegenstalles, das zwischen den Wehrpfeilern nicht gleich ungehindert durchkam, warf die Fluth kurzweg mit einem mächtigen Aufschwall hoch drüber hinein, und mit lautem Krach flog es gegen die Hauswand, daß Jeder den Athem anhielt, die Wirkung des Anpralls zu erwarten. Doch noch konnten weiter Baum um Baum und Scheiter und Balken daran hin poltern, Minuten und neue Minuten lang, bis sich nach dem Anrennen eines schweren zugespitzten Baubalkens oben wirklich der erste Riß durch die Mauer vollzog. Ein paar Ziegel glitten herab — aber noch hatte das Entsetzen der Menschen darob kaum seinen Schrei gefunden, da wiesen zahllose Hände nach der Schleuse, einen neuen Schrecken ankündend. Den Kanal herab kam ein erster der gewaltigen, weithin durch ihre großen, rothen Farbzeichen kenntlichen Eichenstämme vom städtischen Lagerplatz, die etwas höher am Gelände aufgestapelt gelegen hatten und jetzt von den Wassern auch erreicht worden waren. Dieser und noch ein paar solcher — das erkannten Alle — dann waren Haus und Bewohner verloren.

Erni Baldwin, dies Alles erschauend, schnellte empor und stürzte sich, alle Gefahr übersehend, ganz vorn hinab an den Rand des schäumenden Wassers. Seine Augen funkelten. Noch ahnten die Honyfenleute drüben nichts von dieser letzten Bedrohung, die von hinten her kam, sahen nur das gesteigerte Entsetzen in den Gebärden der Untenstehenden. Da war der mächtige Eichbaum den Schleusenpfeilern nahe. Baldwin verschlang mit glühenden Blicken jede Wendung des Ungethüms. Es trieb schräg, immer schräger, schoß jetzt gerade auf einen gestauten Block los, stieß daran, die nachdrängenden Trümmer prallten in seine Seite, und im nächsten Augenblick legte sich der Baum quer vor die beiden Pfosten. Hoch spritzte ein Wasserstrahl über Land.

Rackold schrie den Männern zu, den Stamm schleunig zu lösen, ehe weitere kämen, und schon schlugen sie ihre Haken ein, als eine andere Stimme donnernd befahl: „Lasset liegen!“ Erni Baldwin war es, der in dieses Augenblickes Zufall die einzige Möglichkeit einer Rettung begriffen hatte. Eine Abwehr sah er wenigstens für Minuten da. Der Eichbaum hielt den nächstfolgenden Hölzern Stand, staute sie auf, so lange die zwei Pfeiler das aushielten. In Kurzem mußten diese freilich überwältigt sein, ihre Verbindung mit dem Lande zerstört, und dann brach rettungslos die Vernichtung über die Schmiede herein. Das war also die letzte Frist!

Die Männer, aufschauend nach dem gebieterischen Ruf, ließen los; Rackold warf sich herum und schleuderte zornige Blicke nach Demjenigen, der da Gegenbefehle herüber zu schreien sich vermaß, und in dem er jetzt den gleichen jungen Baldwin wieder erkannte, der ihn schon vorhin am Flußufer in aller Stummheit so beredt herausgefordert hatte.

Aber noch bevor etwas Weiteres an dem Eichbaum geschehen konnte, sah man über das von Treibholz augenblicklich frei gewordene Wasser den kühnen Jüngling mit zwei Männern das Boot dem Hause zusteuern. Mit Stangen stießen sie es vorwärts.

„Ein Seil!“ schrie Baldwin, als sie wenigstens auf Wurfweite dem Gebäude nahten. Honyfen, sogleich begreifend, band es um einen der steinernen Fensterstöcke und warf das Ende hinab. Mächtig zogen die drunten jetzt an und zwangen so das Boot durch die Wogen. Nach Baldwin's weiterer Weisung ließ der Schmied darauf aus einem nächsten Fenster die Seinen an einem zweiten Seile herab; sie kamen Alle glücklich ins Boot. Bange folgten die Menschen am Hügel dem Vorgang, so gut sie ihn in der immer tieferen Dämmerung zu erkennen vermochten.

Als Letzter stand jetzt aber noch Honyfen im Hause. Doch das Schifflein war voll; drei Männer, eine Frau und vier Kinder — es war nicht mehr möglich, ihn mitzunehmen. So löste er auf Baldwin's Befehl das erste Seil los und gab es mit ins Boot, das alsbald vom Ort stieß und sich schwankend und beängstigend mühselig, nur unendlich langsam gegen das Ufer bewegte. Keiner wagte zu sprechen. Vom Lande wurde mit Stangen und Haken auf das Fangen des Seiles geharrt.

Da schrieen von der Schleusenstelle die Männer verzweifelt um Beschleunigung: „Neue Stämme! Schnell! Schnell! Alles hin!“

Die Menschenschar vorn antwortete mit dem Geschrei zu Honysen hinüber, daß er sich schwimmend noch rette. Der stürzte sich in die gelbe Fluth und arbeitete sich mit übermenschlicher Anstrengung hinter dem Boote drein. Jetzt, jetzt konnte Baldwin den Menschen sein Seil zuwerfen. Alles schrie, Alles wollte ziehen. Zwei Männer warfen von der Seite dem weiter entfernten Schmied eine angebundene Leiter ins Wasser, die er eben mit ein paar verzweifelten Zügen erreichte. Noch einige Sekunden, und Boot und Mann waren wirklich am Land.

In diesem Augenblicke schlug die heran gelangte neue Eiche die Schutzwehr sammt den Pfeilern durch. Breit strömten die gestauten Fluthen und Bäume auf das Haus, und unter furchtbarem Krachen stürzte der obere Theil des Gebäudes zusammen. Eine Staubwolke verhüllte im nächsten Augenblick Wasser und Menschen. Der gerettete Honysen sank mit den Seinigen auf die Knie, und ein einziger Riesenschrei der Erlösung ging durch das Volk am sicheren Ufer.

II.

Im Besuchszimmer eines alten Herrenhauses am Rathhausplatze saß am andern Morgen Erni Baldwin und wartete auf die Rückkehr des Hausherrn, der als leiblicher Vetter seines Vaters sein letzter naher Verwandter und zugleich sein Pathe war. In der nächsten Viertelstunde mußte er von seinem Morgenspaziergange zurückkehren.

Auf des jungen Mannes überwachtem Gesicht lag ein stiller, entschlossener Ausdruck, trotzdem er, innerlich aufgeregt vom Harren, sich mit Mühe in diesen Wänden ruhig hielt. Manchmal erhob er sich und ging auf und ab in dem behaglichen Raume. Eine Weile betrachtete er jetzt die bekannten Familienbildnisse an den Wänden. Dann schaute er durch das Fenster hinab auf den Rathhausplatz, wo überall Menschen beisammenstanden und sich, ihren lebhaften Gebärden nach, neue Einzelheiten von der Unglücksstätte draußen zu erzählen schienen. Er blieb eine Zeit lang, die Stirn gegen die Scheiben gelehnt, so stehen, dann setzte er sich wieder in seinen Stuhl und schloß die Augen. Das Herz war ihm schwer von großen Dingen, für die er hier Lösung zu suchen gekommen war.

Die vergangene Nacht war eine von denen für ihn gewesen, die fortan im Leben als Marksteine zählen. Denn als gestern die furchtbare Spannung seines Wesens unter den gewaltigen Eindrücken der unmittelbaren Gegenwart nachgelassen hatte, als er aus seiner Entrückung in jene kühnen Höhen erwacht war, wo ihn mit übermächtigem Muß die Erkenntniß seiner Kraft und seiner Aufgabe zu einem unumstößlichen Entschluß geführt hatte, da war er, gleichsam jäh herabstürzend, erst wieder zur Besinnung gekommen über die grausame Wirklichkeit seiner jetzigen Lebensverhältnisse.

Er war ja aus eines reichen Mannes vergöttertem Sohne plötzlich eine Doppelwaise beinahe ohne Vermögen geworden. Der Reichthum, aus dem der Vater gelebt hatte und ihn ausbilden wollte, rührte nicht von der Familie Baldwin her. In jüngeren Jahren hatte der Vater als ein leichtlebiger

Patriciersohn leider in unbesonnenen Schuldenstreichen das Meiste von seiner Erbanwartschaft voraus verthan, und Erni verblieb heute bloß noch ein Theil jenes Restes, der von Baldwin'scher Seite dann noch ins Haus gekommen war, als Besitz. Und das war blutwenig.

Das große Vermögen, das bisher das Haus erhalten, stammte vielmehr von des Vaters erster Frau, Seline Kynberg her, und ging sammt dem zweiten Theil des Baldwin'schen Geldes auf deren Sohn Christoph, Erni's älteren Stiefbruder über, einen armen Idioten, der freilich von seinem ungeheuren Mehrtheil nie einen Genuß haben konnte. Denn seit Jahren lebte er in Anstalten da und dort versorgt, geistig völlig verblödet, aber leiblich robust, so daß er voraussichtlich ein langes Leben haben konnte. Erni's eigene Mutter aber, des Vaters zweite Frau, hatte wohl alle Vorzüge besessen, nur den einen nicht: mit irgendwelchen irdischen Gütern gesegnet zu sein. Was ihm somit verblieb, reichte, nachdem er es in vergangener Nacht überrechnet hatte, nicht einmal aus, ihn durch die Zinsenerträgnisse so lange sorgenfrei zu erhalten, bis er seine Studien vollendet und sich eine Stelle mit eigenem Erwerb geschaffen hatte; und selbst wenn er das Haus verkaufte, das er mit Christoph gemeinsam geerbt, so reichte der halbe Erlös davon auch nicht zu dem, was ihm vorschwebte. Er hielt es also für gerathener, es sich vor der Hand zu erhalten, und mußte darum schon für die nächsten Jahre einen Theil seines Kapitals zu Hülfe nehmen. Für alle weiter ausgreifenden Pläne aber erkannte er, seiner Begabung und seinem Wollen zum Trotz, die Hände vollständig gebunden. Es gab keine Täuschung, es war so: er war für seine Umstände mittellos, er, der Fähige, — und der Idiot, der zeitlebens keinen Gebrauch davon machen konnte, besaß den Reichthum des Hauses, der alle Wege zu erschließen, allen Plänen zur Ausführung zu helfen im Stande gewesen wäre.

Verzweifelt war Erni in den ausgestorbenen Zimmern seines Vaterhauses herumgeirrt, von dieser furchtbaren Thatsache niedergeschmettert. Er wollte es immer nicht fassen, dies Wirkliche, diese widersinnigste Constellation des Schicksals. Er ersann das Mögliche und das Unmöglichste zu einem Ausgleich. Aber mit Christoph, dem Bruder, dem Erben, war kein Bruderwort zu reden, und der Vormundschaftsbehörde war es gesetzlich benommen, ihm von dessen Kapital etwas herauszugeben. Es gab also rechtlich keine Lösung. Da hatte er sich ein Herz gefaßt im Bewußtsein seiner großen und guten Sache. Er würde den Pathen Abegg um die Sicherung seiner Studienzeit und alles Dessen bitten, was er für nothwendig erkannte, um an sein Ziel zu gelangen.

Der Stadtrath Abegg war ein kinderloser, für sich allein lebender Wittwer, früher Theilhaber eines noch jetzt blühenden Handelshauses der Stadt und nun, da er seit Jahren von den Geschäften zurückgezogen lebte, nur noch in öffentlichen Aemtern und Wohlfahrtseinrichtungen mitthätig, zwar weniger aus Neigung, als aus einer Art Verpflichtungsgefühl der öffentlichen Meinung gegenüber, seine Muße einigermaßen nutzbringend anzuwenden. Denn er galt, wie er selbstgefällig wußte, als einer jener durch Geburt und Lebensführung gleich untadeligen Biedermänner alten Schlages, die noch die soliden Begriffe der vorigen Generation in allen Dingen verkörperten, und war eine Stütze

aller conservativen und kirchlichen Bestrebungen. Daneben war es Erni bekannt, daß er in seinem wenig nach außen gekehrten Reichthum vom Vater sehr hoch taxirt worden war, so daß er als Pathenkind, wenn er schon diesen großen Schritt über sich gewann, ohne Zagen die nachgesuchte Hülfe dieses Verwandten reichlich bemessen, ausreichend für die gesammte Ausbildung feststellen und, wie dies seiner Natur einzig erträglich war, mit dem einmaligen Besuche als sofortigen Gesammtvorschuß erbitten durfte.

Wußte er es doch überdies nicht anders, als daß zwischen dem Pathen und ihm von je ein freundliches und sicheres Verhältniß des Wohlwollens und Zutrauens bestehe. Denn wenn er den etwas absonderlichen Verwandten auch nicht eben häufig zu sehen bekommen hatte, so war er doch von klein auf von ihm bei den üblichen Gelegenheiten und Jahrestagen stets mit werthvollen Geschenken und gemessen artigen Worten bedacht worden. Daß nichtsdestoweniger sein lebenslustiger Vater und Alles, was mit ihm zusammenhing, dem unfreien Manne insgeheim fortwährend ein Aergerniß gewesen war, das konnte er freilich nicht ahnen. Es gehörte zu den ortsüblichen Erfordernissen eines tadellosen Ansehens, alle Familienbeziehungen, und geschähe es auch nur mit der größten Ueberwindung, nach außen alle Zeit in den besten Formen zu erhalten. Und so war es von dem Vetter Abegg nie versäumt worden, in dem von der Sitte bemessenen Zeiträumen mit dem Baldwin'schen Hause die verwandtschaftlichen Besuche zu wechseln.

Aber hinter dieser sorgfältig gewahrten Außenseite hatte bei dem frühverwittweten säuerlichen Manne eine fast gereizte Abneigung gegen Erni's Familie bestanden, deren Wurzel nicht ganz der Nahrung eines uneingestandenen Neides entbehrte. Der Vater Baldwin war eben im Gegensatze zu seinem Vetter Abegg ein rechter Lebenskünstler gewesen und hatte mit einer so selbstverständlichen Freiheit gewußt, sich zeitlebens sein Loos durch alle Fährlichkeiten und Schicksalswendungen immer wieder aufs Glücklichste zu gestalten, daß der Pathe solch' eine Geschicklichkeit zur Lebensfreude mit einer Art sittlicher Empörung betrachtete.

In der Jugend hatten die beiden Vettern trotz ihrer Verschiedenheit in nahem Verhältniß gestanden. Aber je merklicher sich Baldwin zu seiner leichtlebigen Art auswuchs, desto engherziger suchte ihn der Andere mit Zurechtweisungen und Vorwürfen zu bevormunden, bis deren völlige Nutzlosigkeit seine Freundschaft allmählich in eigentlichen Widerwillen verwandelte. Der unverwüstlich heitere, gutartig sorglose Sinn Baldwin's dagegen hatte all' das Schelten und Schulmeistern dem Vetter Abegg als bloße Sonderlichkeit gedeutet und keine Stunde nachgetragen. Er war seine Wege weiter gegangen, während sich der Andere schließlich darauf versteift hatte, nie wieder seine mißbilligende Meinung über des flotten Aufgegebenen Thun und Lassen zu äußern.

Alles war Diesem zum Guten ausgeschlagen. Sogar als seine Familie, seiner Jugendstreiche satt und in der Befürchtung, ihn bei seiner kostspieligen Lebensweise schließlich verschuldet zur Last zu bekommen, ihm eine reiche Ehe als Versorgung aufgezwungen hatte, war er von dem Mißverhältniß, das sich

daraus ergab, schon nach Jahresfrist wieder erlöst worden. Jene Seline Kynberg war der letzte Sproß eines alten Geschlechtes der Stadt gewesen, aber bei all' ihrem Reichthum und ihrer vornehmen Erziehung ein schwächliches, unbegabtes Wesen voll langhin vererbter und gesteigerter Eigenthümlichkeiten. Das Kind, das sie geboren, war der Idiot, und bald nach dessen Geburt war sie ausgelöscht. Dann hatte der lebensvolle Baldwin nach kurzem Wittwerstand seine nunmehrige Unabhängigkeit benützt, eine zweite Frau nach seinem Sinne zu heirathen, jenes jugendfrische, kraftvolle und glänzende, aber arme Mädchen, das Erni's Mutter geworden war. Und mit dieser hatte er sich Jahre des frohesten Daseins geschaffen, bis sie ihm vor kurzer Zeit im Tode voran gegangen war. Fröhlich hatte er den alten Jugendgenossen seiner Zeit zur Gevatterschaft geholt, als ihm sein zweiter Sohn, Erni, geboren worden.

Als später jedoch das freie und frohmüthige Wesen des Hauses auch in die Erziehung dieses Knaben überging, als der Pathe Abegg mit seinen engen Ideen und dem Mangel an Verständniß für die Jugend, wie er kinderlosen Leuten leicht eigen ist, Alles übertrieben, Vieles frevelhaft fand, was in den Jahren des Heranwachsens dem frischen, geraden Wesen des Jungen ohne Bedenken an Freiheiten zugestanden wurde, da war er unwillkürlich dahin gerathen, auch Alles, was dieser treiben mochte, griesgrämig und scheel anzusehen.

Das kläffende Bellen eines Hündchens, das aus dem hohen Steinflur des Hauses heraufschallte, ließ Erni in seinem Stuhl die Augen wieder öffnen. Von der Stimme der Haushälterin hörte er dem heimkehrenden Pathen seinen Namen nennen, und nach einigem Hin- und Herlaufen trat der Hausherr ins Zimmer, das Gesicht geröthet, den Athem geräuschvoll vom Treppensteigen. Er war ein Mann an den Sechzigen, wohlgenährt und wohl conservirt. Seine weißen Hände, an denen er beim Sprechen unabläßig kribbelnd die fehlerlose Glätte der Nägelränder zu prüfen pflegte, und sein sorgfältig kurz gehaltener grauer Kranzbart um das rasirte Gesicht gaben der Erscheinung ein Gemisch von Patricierart, die auf sich hält, und von kleiner, ängstlicher Pedanterie.

Mit einer etwas verlegenen Umständlichkeit hieß er Erni wieder seinen Platz einnehmen und sprach ihm vor Allem angelegentlich seinen Glückwunsch aus zu der Geistesgegenwart, mit der ihm, wie er soeben auf seiner Morgenpromenade vernommen, gestern die Verhütung eines schrecklichen Unglücks gelungen sei.

„Unsern Bauverwalter wird das Elaborat hierüber im Morgenblatt freilich nicht grün gegen Dich stimmen," fügte er hinzu. „Potz tausend ja!"

Erni horchte auf.

„Der Redaktor Steck, als abgewiesener ehemaliger Mitbewerber Rackold's um das Amt, hat sich ja aus dieser herrlichen Gelegenheit ein wahres Fest gemacht, einmal sein neidisches Müthlein an dem alten Rivalen auszulassen. Er preist Dich auf Kosten des Bauverwalters. Während er es dessen verfehlten Maßnahmen zuschreibt, daß einen Augenblick das Eintreten der schwersten Katastrophe unvermeidlich geschienen, rühmt er Deinen schnellen sichern Blick, der grade das Entgegengesetzte als richtig erkannt habe, und betont mit

spürbarer Absichtlichkeit den Laien in Dir, der durch glückliche Verhinderung der fachmännischen Mißgriffe sechs Menschen das Leben rettete. Natürlich hört man auf allen Straßen davon reden."

Erni schüttelte ungehalten den Kopf. „Wie widerlich!"

„Aber," fragte jetzt blinzelnd der Alte im Kranzbart, „was bringt Dich zu so früher Stunde zu mir?"

„Ich komme, Sie um eine große Güte anzusprechen, Vetter," antwortete Erni ohne Umschweife und trug nun dem Pathen in der einfachen Art seiner unbefangenen Natur seine Pläne und seine Bitte vor. Er setzte ihm den Vorbereitungsgang zu seinem späteren Wirken auseinander, wie er ihn für nöthig erkannt und sich zurecht gelegt hatte, und erklärte zum Schluß, wie er es als ein Haupterforderniß erachten müsse, daß er nach Vollendung seiner wissenschaftlichen und technischen Studien, die er im Nothfall ja aus seinen eigenen Mitteln hätte bestreiten können, mehrere Jahre auf Reisen bleibe und sich an verschiedenartigen Wasserbauunternehmungen praktisch mitbethätige. Dies sei aber auf kürzere Zeit an den einzelnen Orten und Aufgaben nur Solchen möglich, die in der glücklichen Lage seien, sich als Volontäre dort anzubieten. Und eben dazu müßten die Mittel, die er selber nicht besitze, vollgenügend bereit liegen, ehe er den ganzen Bildungsgang unternehmen könne.

Er entwickelte das Alles, in seiner klaren Folge von jetzt bis zum Ziel, aus seiner Begeisterung für die hohe Sache heraus mit einer so schönen Wärme, einer Durchdachtheit, Klarheit und Hingabe, daß es seiner kraftvollen Empfindung gar nicht möglich schien, es könnte Jemand da nicht Schritt halten. Und so hatte er auch gar nicht beachtet, daß während all der Zeit sein Zuhörer ohne eine Miene von Antheilnahme gelassen in seiner Manie fortgefahren war, mit den Fingerspitzen über die Nägel hin und her zu fühlen. Erleichtert, froh und sicher wartete Erni vielmehr, als er jetzt mit seiner Darlegung zu Ende gekommen, der Gegenäußerung des Pathen.

Da bemerkte er, daß dessen Augen, statt ebenfalls zu leuchten, unstät und verlegen an den Wänden herum suchten. Eine Weile blieb es unerklärlich still; und Erni stieß wie an einen Steinklotz an die Entdeckung, daß es eine Sorte Menschen geben könne, die im Stande wären, einem Gedanken- und Gefühlsdrang wie dem seinigen nicht zu folgen, oder aus irgend welchen Gründen mit einer freudigen Zustimmung zu zaudern.

„Ja," nahm schließlich der Stadtrath mit einer unfreien Stimme das Wort, „die Sache ist freilich ganz schön und gut, so wie Du sie da in Deinem phantasievollen ersten Anlauf siehst. Aber sage mir nun auch, wie bist Du so über Nacht zu dem Muth gekommen, gerade Dir dieses außerordentliche Unternehmen zuzutrauen? Die Aufregung eines Tages wie des gestrigen, mein Sohn, bringt noch in manche Köpfe die sehnlichsten Wünsche und Pläne zur Abhülfe, und wohl Jeder theilt heute Dein löbliches Wollen, nach dieser schrecklichen Ueberraschung zu einem Sicherungswerke mit den Andern zusammenzustehen. Aber aus was soll ich entnehmen, daß zu dieser ungeheuren Aufgabe auf einmal gerade Du der Mann seiest oder werden könnest, daß Dir dazu plötzlich eine besondere Anlage und Befähigung zu Gebote stehe, von der

meines Wissens noch bis gestern weder Du selber noch sonst irgend Jemand etwas entdeckt zu haben schien?"

Erni fand keine Worte.

„Du darfst es mir nicht verargen," fuhr der Pathe fort; „aber wenn man um so ernste geschäftliche Dinge angegangen wird, muß man die Freiheit haben, auch seine Bedenken vorzubringen. Du hast, nicht wahr, bis jetzt doch noch keine Gelegenheit gehabt, Garantien hervor treten zu lassen, daß Du irgend einer ungewöhnlichen Lebensaufgabe gewachsen seiest? Du lebtest lediglich Dein jugendliches Herrenleben, gar lustig und wie mir schien, bis jetzt höchst unbesorgt um die Zukunft, obwohl Dein Vater eigentlich sich und Dir hätte rechtzeitig sagen sollen, daß der fatale Fall möglich sei, der nun leider eingetreten ist."

Erni biß sich auf die Lippen.

„Ueber Deine bisherigen Studien kann ich kein Urtheil haben. Lebenspflichten irgend welcher Art hattest Du noch so viel wie keine zu erfüllen. Du selber hast Dich daran also noch gar nicht erproben können. Wie willst Du daher, daß ich von gestern auf heute plötzlich mit Dir glauben soll, Du seiest der Mann zu solchen Thaten, wie Du sie Dir da in einem begeisterten Augenblick aufbaust?"

Erni brauchte einen Augenblick, sich dieser illusionslosen Sachlichkeit gegenüber zurecht zu finden. Aber er fühlte deutlich, zu erklären war da nichts, hier gab es nur ein Glauben.

„Es ist richtig, Vetter," antwortete er ruhig, „ich habe Ihnen keine jener Garantien zu bieten, die Sie da nannten, und ich muß darum meine Bitte in eine Frage umkehren. Wollen Sie mir das erforderliche Darlehen als Vertrauensbeweis zugestehen und mir damit die Möglichkeit bieten, das wenigstens zu versuchen, an was ich fest glaube? Nicht für mich sollen Sie jetzt mehr thun, was ich Sie zu thun bat, sondern für die große Sache, die ich vertrete, und ich will mich nicht eine Stunde als der Eigenthümer, sondern nur als der Verwalter der anvertrauten Summe fühlen."

Der alte Herr rückte, fühlbar in die Enge getrieben, auf seinem Stuhle hin und her. „Das Geld — das Geld ist es nicht allein, was mir in Betracht kommt, Vetter Erni, sondern Du führst mich selber eben auf den andern Punkt. Ich bin von jeher gewohnt, an allen Dingen, zu denen ich die Hand reiche, auch die moralische Seite in Erwägung zu ziehen, und da kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich eine große Versuchung darin erkenne, wenn ich just Dir, der Du einmal bisher nur an sorgloses Leben, an lustige Gesellschaft und viel Geld durch die Generosität Deines Vaters gewohnt warst, die gewünschte Summe ohne Weiteres aushändige. Die Begeisterung von heute für Deine Sache kann auf dem langen Wege bis zum Ziel, der Dir Schritt um Schritt erst auch die Mühen und Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens zeigen wird, noch arg abgekühlt werden. Und wer steht Dir und mir gut, daß Du dann, sofern Du Dich sorglos gestellt weißt, nicht auf Abwege geräthst? Du wärest nicht der Erste und nicht der Schlimmste, der durch materielle Unabhängigkeit in seinen Studienjahren zur Entgleisung gekommen ist."

Mit steigendem Erstaunen hatte Erni zugehört.

„Diese Gefahr bleibt aber völlig ausgeschlossen," fuhr der Pathe fort, „wenn ich Dich bei den knapperen Mitteln belasse, wie sie Dir die Vorsehung selber nun einmal anzuweisen für richtig befunden hat. Wenn Du der Mann wirklich bist, Deine weitfliegenden Ideen zu verwirklichen, dann habe ich die Ueberzeugung, daß Du es trotz Deiner eingeschränkten Verhältnisse, ja, ich sage es frei heraus, sogar viel wahrscheinlicher erreichst, als wenn Du unbehindert über Geld verfügst."

Mit Erni ging es wie im Kreis herum. Der absolute Zweifel an der Echtheit seiner plötzlichen Wendung zu tiefem Lebensernst, die totale Unempfindlichkeit des besitzenden Philisters für die Wärme, Größe und Klarheit seines dargelegten Vorhabens machte ihn einen Augenblick selber an sich und seiner Willensstärke zweifeln. Aber nur einen Augenblick, — dann geschah etwas Seltsames in ihm. Er schüttelte auf einmal wie geistesabwesend den Kopf und winkte dem Pathen wortlos heftig mit der Hand ab. Ihm war plötzlich in seinem unverrückten Hinsehen auf das erkannte Ziel seines Lebens wie einem Traumwandelnden, der über schwindlige Dächer und schwache Rinnen unaufhaltsam einem Orte zustrebt und hinzugelangen auch fähig ist, wenn ihn nicht der Schrei eines verständnißlosen Aufweckers um seine unerklärliche Kraft bringt.

Als solch' einen gefahrvollen Schrei empfand er urplötzlich die Bedenklichkeit dieser Alltagsseele mit ihrer Loth- und Quentchenmoral und ihren schnöden, vertrauenslosen Möglichkeitsrechnungen. Und inmitten der kaltherzigen Nüchternheit, die ihn herabzerren wollte, fühlte er, wie unter einer plötzlichen Erleuchtung, vom gebieterischen Selbsterhaltungstrieb des erwachten Genies geschickt, eine trotzige Kraft in sich aufflammen. Ihn zog etwas Mächtiges eilig fort von hier, den Mißklang der Stunde übertönte laut ein fernes, helles Rufen. Und wie um dieser aufrauschenden Musik in seinem Innern hingegeben zu folgen, hatte er jene instinctive Gebärde der Abwehr gemacht.

Er stand auf, und den Stuhl noch einen Augenblick in der Hand haltend, trat er ganz nahe an den verblüfften Verwandten hin.

„Sie könnten also glauben, Vetter, daß Angesichts einer solchen Lebensaufgabe, die man sich unter einem Eindruck wie dem gestrigen gestellt hat, ein Mensch um des elenden Geldes willen, das ihm zur Verfügung gestellt wird, seitab gleiten und sich in leichtfertigem Lebensgenuß verlieren kann?" Sein Gesicht war schmerzlich verzogen vom Gefühl, wie schmählich er in seiner Ehrlichkeit gekränkt sei.

Herr Abegg war ebenfalls aufgestanden, und ihm schien, er sollte jetzt etwas Milderndes sagen, sein Mißtrauen entschuldigend motiviren. Er schüttelte, sichtlich betreten, den Kopf, ohne gleich Worte zu finden, und veranlaßte Erni, sich nochmals einen Augenblick zu setzen.

„Du mußt mich zu verstehen suchen," lenkte er ein, „ich sehe die Welt eben länger als Du. Ich will Dir heute auch aufs Wort glauben, was Du mir von Deinen lobenswerthen Vorsätzen dargelegt hast. Aber vom Wollen bis zum Vollführen, das wiederhole ich, und Du wirst noch dran denken,

liegt mehr, als Du mit Deiner Jugend kennst und wenn —." Hier stockte er; eine Blutwelle war ihm ins Gesicht geschossen.

Wagte er etwas nicht zu sagen, was ihm noch auf die Lippen gewollt hatte? Erni wartete, und sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an.

Den bemerkte der Andere, und von der unbeugsamen Haltung des jungen Mannes geärgert, fand er plötzlich jenen aufgeblasenen Offenheitsmuth, den kleine Naturen Bittstellern gegenüber so leicht finden, wenn diese fühlen lassen, daß sie nicht willens sind, sich durch die Ungunst der Situation ein Geringstes von ihrer Würde abdemüthigen zu lassen.

Auf das philisterhafte Gesicht des Stadtraths war ein Zug von kleinlicher Bosheit gekommen: „— Und wenn ich bei meinen moralischen Bedenken Dein leichtes Blut in Betracht ziehe," rief er, „so weiß ich wohl, was ich damit meine! Es braucht darin nicht einmal ein persönlicher Vorwurf für Dich zu liegen, — Du hättest es ja nicht gestohlen; Dein Vater —"

Erni war aufgesprungen und stieß mit einem Ruck seinen Stuhl an die Wand. Sein Gesicht verzog sich in Wuth und Weh. Aber er fand alsbald seine Beherrschung wieder.

„Guten Morgen denn, Vetter!" brachte er noch hervor, dann faßte er kräftig die Thüre und eilte, ohne sich halten zu lassen, ins Freie.

Er lief hinaus vor die Stadt in der vormittäglichen Regenkühle.

Sein Vater! sein Vater, mit dem liebewarmen, sonnigen Herzen, mit dem beglückenden Temperament, die nicht alt geworden, nicht verledert waren, wie die der Andern, die ihn dem Sohne als mitempfindenden Freund erhalten hatten, nicht nur als Fürsorger und Lenker, — dieser Vater mißfällig genannt vom Munde eines Mannes dieser Sorte! Das also war die Welt, die er jugendlang als die solide, wohldenkende hatte bezeichnen hören! Auf die hatte er sein Geschick abstellen wollen? Nun dankte er der Fügung, die ihn gleich bei der ersten Berührung deren ganze Schwunglosigkeit und Jämmerlichkeit hatte kennen lernen lassen. Jetzt war er ihr wenigstens noch nichts schuldig geworden. Wie viel erwünschter gleich von vornherein diese gänzliche Absage, diese klare, harte Entdeckung vom rechnenden Alltag, als wenn Mißtrauen und Hemmung erst später allmählich aufgetaucht wären, wenn er schon mitten in den Studien gesteckt hätte, unterstützt vom Gelde solcher Menschen, denen er es bei seiner Art dann ohne Besinnen hätte zurückschleudern müssen!

Nach dieser Erfahrung, das war ihm fraglos klar, stand er allein und nur allein auf sich selbst.

Er lenkte seine Schritte der Flußgegend zu, als läge jetzt dort seine Zuflucht. Vereinzelt erblickte er im weiten Gebiete Menschen, damit beschäftigt, aus dem während der Nacht stark zurückgegangenen Wasser allerlei Habseligkeiten aufzufischen, weiter drüben Arbeiterscharen, die die angeschwemmten Trümmer und Hölzer zu Haufen an trocken gewordenen Punkten aufstapelten.

In den buschigen Auen zunächst unterm Ufer schien es einsamer. Dorthin wandte er sich.

Ein furchtbarer Kampf hob jetzt in des jungen Mannes Inneren an. Er war eine grundgute, ehrliche Natur, aber in sein Wesen war seit gestern und

heute eine neue Macht getreten, die stärker als alles Andere in ihm, Erni ihre eigenen, neuen Bahnen wies. Von Stund ab konnte er sich, wie jeder Mensch von außergewöhnlichen Gaben, nicht mehr verkennen. Er wußte seine Bedeutung und seine Mission. Und da er, von heiligem Ingrimm angefeuert, im erregten Dahingehen jetzt seiner Phantasie die Zügel schießen ließ, that sich, einem erschlossenen Springquell gleich, eine Fülle von Conceptionen auf, die ihn fort riß aus allen Hemmnissen und Schranken. Gedanke reihte sich an Gedanke; er erschaute klar jeden Schritt, wie er gethan sein mußte, um zum letzten, höchsten Ziele zu führen. Und überall rief es laut die Bedingung: Mittel! große Mittel!

Er war in ein dichtes Erlengehölz unterm Flußufer getreten; dahin hatten die Wasser nicht gespült. Auch Menschen waren nicht allzu nahe. An diesem dämmerigen Ort hielt er sich, auf und nieder schreitend, wohl eine Stunde verborgen. Dann lag der Lebensplan, in seinen Nothwendigkeiten punktweise entworfen, vor ihm. Ja, ja! er sah jetzt Alles genau daliegen. Nach der vollendeten Ausbildung vom fertigen Manne eine erste That, ein entscheidender Schlag, der ihm das unbedingte Vertrauen seiner Mitbürger gewänne!

Er würde der Stadt neues Trinkwasser geben! Das war ein Bedürfniß, das schon allzulange der Erfüllung harrte. Ungenügende Quellenfunde hatten bis jetzt die Gemeinde immer wieder abgehalten, für ein ungewisses Unternehmen die großen Kosten zu wagen. Nach dem gestrigen Unglück würde die heimgesuchte Stadt vollends nicht sobald mehr den Muth finden, die Lasten für neue Versuche auf sich zu nehmen. Erni hingegen war zuversichtlich, das benöthigte Wasser zu finden. Er hatte es von jeher geliebt, mit seinen Kameraden seine geologischen wie alle übrigen angesammelten Naturkenntnisse in der lebendigen Schöpfung anzuwenden und zu üben, und so glaubte er aus langen Beobachtungen abfließender Bäche und besonderer Gesteinsverhältnisse an einem gewissen Ort im nahe gelegenen Berggelände reichliche Quellen verborgen zu wissen. Auf sein eigenes Wagniß und mit seinen eigenen Mitteln würde er diese freilegen, fassen, und eine kühne Wasserleitung durch das oft darauf angesehene Gebiet bauen, bis her zur Stadt. Mit diesem einen Factor würde Altachen, das bisher so auffällig und hartnäckig von gewissen Epidemien heimgesucht gewesen war, gesund; das stand ihm fest.

Hätte dies erstaunliche Unternehmen nun den Glauben an seine Fähigkeit begründet, so würde die Vaterstadt ihm das fertige und erprobte Wasserwerk abnehmen, und jetzt würde er mit seinem zweiten, dem Hauptwerke, vor die Landesregierung treten: mit dem groß anzulegenden Flußbauproject, das das heimische Gebiet auf alle Zeiten vor neuen Katastrophen rettete.

Das Alles konnte sein, Alles — Alles! wenn er nur das Vermögen seines Hauses zur Benutzung bekäme. Niemand aber geschähe damit der geringste Abbruch. Denn das arme stumpfe Lebewesen, das er Bruder nannte, war nicht fähig, auch nur einen Tag anders, besser, zu vegetiren als bisher, wo der Vater die Nutznießung des Vermögens gehabt und für Christoph's Versorgung ein bestimmtes Jahrgeld bezahlt hatte.

Erni trat vor das Gehölz hinaus und warf einen spähenden Blick umher. Die Männer, die zuvor drüben gearbeitet hatten, waren jetzt alle fort; es mußte um ihre Mittagstunde sein. Er war also völlig allein.

Wie eine schwarze, tausendgestaltige Masse stiegen jetzt winkende, lockende, warnende, sich bekämpfende Gedanken aus dem feuchten Dämmerschatten vor ihm auf. Er griff sich an die Stirn. Eine angstvolle Hast überkam ihn. Er ging wieder ein paarmal im Innersten des Gehölzes auf und ab, wo es am dichtesten und dunkelsten war. Dann stieg er die Uferböschung empor, mit seinem Stocke wüthend das Gestrüpp zu seiner Seite köpfend.

„Ein Vergehen am Gesetzesbuchstaben, ja!“ murmelte er vor sich hin, „am todten, am gedruckten Recht vielleicht! Aber kein Unrecht vor dem Gerichte der gesunden Vernunft, und keine Benachtheiligung irgend eines lebenden Wesens! Eine Quelle unendlichen Segens im Gegentheil, wenn ich den Muth hätte, es zu thun!“

Christoph's Vermögen in seinen Händen! — das stand ihm jetzt da als eine Lösung, die ihm der Menschenverstand gebieterisch als Forderung zu zeigen schien, während die Dinge, wie sie lagen, vor ihm in ihrer Widersinnigkeit zum Himmel schrieen.

Er war auf die Uferhöhe gekommen. Schwerfällig zog der Fluß zu seinen Füßen, die Hochfluth war überall verlaufen; ringsum lag in Todesschweigen und Verwüstung das heimgesuchte Land. Eine Strecke weit schritt er, bald stockend, bald schneller dahin; aber als erfülle ihn der Geist des Ortes mit übernatürlichen Kräften, als ströme heute aus der bloßen Berührung seines Fußes mit dieser mißhandelten Heimatherde eine furchtbare Besiegungskühnheit in seine Arme, in sein Haupt, so trieb es ihn in immer mächtigerem Ausschreiten thatglühend flußaufwärts, drohend zu den drohenden Bächen an den schwarzen Waldufern, und von da muthbringend wieder abwärts zu den klagenden Bildern der zerrissenen Dämme und zerstörten Felder. Mußte er nicht mit eigener Naturgewalt kämpfen gegen diese andere, grausame Naturgewalt, seine Fäuste brauchen, erobern, Stück um Stück, und überwinden, und das Bezwungene ketten auf ewig in mächtige Bande!

Der Strom gurgelte höhnisch zu seinen Füßen. Erni bog sich hinab, verfolgte, wie die Wellen da und dort noch brockenweise das Ufer wegfraßen, wie Scholle um Scholle von der fruchtbaren Erde der gierigen Schlammfluth verfiel.

Ein Feigling! wenn er sich zurückhalten ließe durch die Erbärmlichkeit jenes unsinnigen Hindernisses. Unwürdig erkannte er sich, den gewaltigen Ruf zu hören, wenn er den Muth nicht fände, ihm über alle Hemmnisse der Welt hinweg blindlings zu folgen.

Sein Entschluß war gefaßt. Das Wie war eines so kühnen und erfinderischen Geistes geringere Sorge.

Von den Thürmen tönten die Mittagsglocken herüber, in der Ferne sah er die Scharen der Männer herankommen, die an ihre Räumungsarbeit zurückkehrten. Da wandte er sich stadtwärts. Diese einsame Stunde hatte ihre Aufgabe erfüllt.

III.

Jahr um Jahr ging ruhig über die schöne Gegend von Altachen dahin. Das zweite Jahrzehnt nahte sich seinem Ende seit jenen denkwürdigen Augusttagen.

An einem milden Septembersonntag saß in späterer Nachmittagsstunde auf der luftigen Gartenterrasse des Wirthshauses zum Alpenblick, hoch droben am Berghang über der Stadt, eine fröhlich plaudernde Menge im kühlen Schatten beim Wein, über sich das köstliche Blätterdach der niedrig geschnittenen alten Lindenbäume, unter sich friedsam die ruhende Stadt und draußen die duftige Landschaft.

Der bäuerliche Wirth, eine hagere biderbe Erscheinung, in blendend frischen Hemdärmeln, dem seine gestickte schwarze Feiertagsweste und das altmodisch geknüpfte Zipfelhalstuch von gleicher Farbe etwas ehrenfest Wohleingesessenes gaben, ging geruhsam mit seinen Schoppenfläschchen und Brottellern zwischen den Tischen hin und her, da eine freundliche Anrede erwidernd und dort in knapper Höflichkeit einen Gast begrüßend. Drüben besorgten seine zwei stattlichen, frischen Töchter das Auftragen der kalten Speisen und des berühmten Sonntagsgebäckes, um dessetwillen viele Altacher Familien ihre Sonntagsspaziergänge gerne in dem altväterischen ländlichen Wirthshause beschlossen, während durch die offene Thüre die Mutter sichtbar war, wie sie an einem behäbigen Speiseschrank im Hausgang eifrig Portionen herrichtete. Ein kräftiger Luftzug strich von Zeit zu Zeit vom Wald herab über die Terrasse, die nachsommerliche Wärme angenehm kühlend, und ließ den klaren Wasserstrahl eines kleinen, inmitten der Tischreihen plätschernden Springbrunnens lustig nebenaus in die Tropfsteine stäuben, mit denen er umbaut war.

Alles erging sich in Gespräch und Lachen, und nur wenn sich zuweilen von wohltönenden Frauenstimmen oder kräftigem Männergesang an einem Tische ein Lied erhob, wurde es mit dem frohen Geräusch und Gläserklang ringsum eine Weile still, und Jeder horchte aufmerksam zu. War es aber eines der Lieder an das Vaterland oder die Natur, die Jedem im Lande aus Schule und Haus geläufig sind, so sang die ganze bunte Versammlung, wie sie der Sonntag von den nachmittäglichen Spaziergängen oder aus der Stadt herauf hier gegen Abend zusammengeführt hatte, die letzten Strophen gemeinsam mit.

An einem der äußersten Tische gegen das Thal, zunächst der mit Wein überwachsenen Brüstung, saßen zwei einzelne Bürgersmänner, der Drechslermeister Benz und der alte Hammerschmied Honysen und wiesen in eifrigem Reden mit den Fingern nach verschiedenen Punkten der Landschaft hinaus. Man war hier hoch genug, um nicht nur die Stadt und das ganze Thalgebiet zu übersehen, sondern auch über dem Rücken der Waldberge die Alpen in langer, zusammenhängender Kette vor sich zu haben. In der stillen, schimmernden Silberbläue dieser Stunde schwammen sie dort erst in unbestimmten Linien am Horizont, während aus den näher gelegenen Tannenhügeln aufsteigend, die mannigfaltigen Formen zerstreuter Waldgehöfte ihr Leben in die Landschaft zeichneten und drüben, flußaufwärts, ein mittelalterliches Schloß, das dem

Nachbarbezirk noch heute den Namen gab, mit den Schattenrissen seiner Thürme und Mauern den stummen Zauber seiner Geschichte in den herbstlichen Thalfrieden mischte.

„Was ist nur dort jenes Glänzende?“ fragte Benz seinen Nachbarn, „gradaus, etwas hieher dem Gyrensteiner Burgfelsen am Ufer.“

„Das ist die große eiserne Regulirvorrichtung für den Einlauf des Gyrentobelbaches.“

„Richtig! jetzt find' ich mich wieder zurecht“, sagte Benz, „aber das Zweite, weiter drin im Land?“

„Welches? — dort die nächste schwarze Stelle vom Glänzenden weg? Das ist ja der obere Schleusenbau für die drei Kanäle.“

„Natürlich!“ rief der Drechsler, „bin halt lange nicht mehr da oben gewesen, und wenn ich so drunten herumgehe und mir an den Sonntagen das Neue zusammen studire, so hab' ich doch nie so die Uebersicht aufs Mal, wie von hier. Ja ja, die sechsjährige Arbeit hat etwas zu Stande gebracht! Das fließt ja nun Alles, wie man es braucht und haben will, und was ich merken konnte, kann man sich auf Alles verlassen wie auf ein Uhrwerk.“

„Gott Lob und Dank, ja,“ stimmte der Schmied bei, „das sind jetzt andere Zustände als vor siebzehn Jahren!“ Und still vor sich hinabschauend, bewunderte auch er ein neues Mal das ungeheure Werk da drunten, das er seit seiner Vollendung schon so oft in allen Theilen studirt und wieder studirt hatte.

„Guten Abend, ihr Meister! Darf ich Euch den Schoppen wieder füllen?“ unterbrach die Beiden der herantretende Sohn des Hauses, der ihre gleichzeitig leer gewordenen Fläschchen bemerkt hatte.

„Ei schau, der Jakob!“ begrüßte ihn der Schmied. „Bist wieder daheim eingerückt?“

„Gestern Abend!“ antwortete der schmucke junge Mensch, der, wie sein Vater, nach ländlichem Brauche seine sonntäglich frischen Hemdärmel mit keinem Rocke bedeckt hatte und nun, da er eben aus seinem ersten Militärdienst zurückkehrte, in dieser blendenden Weiße doppelt sonnverbrannt aussah.

„Hat's warm gemacht fürs Vaterland auf den Landstraßen und Stoppelfeldern, he, Bürschlein?“ neckte Honysen väterlich den jungen Krieger.

„Manchmal schon, Meister Honysen, bin's aber gewohnt!“ lachte Der aus seinen stattlichen Reihen frischer Zähne und schritt mit seinen Fläschchen dem Hause zu, wo der Vater sie ihm abnahm und ihn nach dem Springbrunnen wies, weil dort einige Gäste die Wasserkünste zu sehen verlangten.

Der Springbrunnen war der Stolz der alten Wirthsleute vom Alpenblick, und seit ihnen von Herrn Baldwin auch noch verschiedene Einsätze dazu geschenkt worden waren, mit denen man den Strahl in mannigfachen Wasserkünsten abwechseln lassen konnte, war der Vater oder der junge Jakob jeden Sonntag genöthigt, den Gästen mit deren Vorführung ein Vergnügen zu bereiten.

Als denn auch heute dies Schauspiel schon eine ganze Weile unter dem fröhlichen Beifall der Umsitzenden gewährt hatte, wurde die Aufmerksamkeit der beiden Meister an ihrem entfernten Tische plötzlich durch allgemeines Ge-

schrei und Gelächter ebenfalls dahin gelenkt, und sie sahen die vordem so andächtige Zuschauerschaft mit drolligen Sprüngen nach allen Seiten auseinanderstieben. Eine Vorrichtung für Einzelstrahl hatte, da der Hahn zu schnell und stark geöffnet worden war, das Wasser hoch in das Lindendach spritzen lassen und von dort weitum über alle Zuschauer ergossen.

Gläser und Teller im Stich lassend, waren zuerst die Frauen geflohen, und überall sah man sie nun in sicherer Entfernung mit ihren weißen Taschentüchern die Tropfen von den Bändern und Blumen ihrer Sonntagshüte abtupfen.

„Es ist nicht so schlimm!" rief der Wirthssohn einem hübschen jungen Weibchen zu, das besonders eifrig seinen Kopfputz trocknete; „wir haben ja bald Herbst, Frau Arber, und dann haben die Sommerhüte ausgedient!"

„Ich habe die meinen immer zwei Jahre!" erwiderte die handfeste kleine Frau schlagfertig.

Der Wirth und die Töchter waren mit reinen Tüchern herbeigeeilt und sorgten unter viel Gelächter und spaßhaften Vorwürfen der genetzten Gäste dafür, die Sitzbänke und Tische alsbald wieder in Ordnung zu bringen.

„Hat das einen Trieb!" bemerkte ein junges Studentlein dem Wirthe, „und doch liegen wir hier schon so hoch!"

„Da müssen Sie sich drob wundern, nicht wahr, junger Herr?" sagte der Wirth. „Ja, ja, die Sache ist eben mit Verstand gemacht. Früher war's auch nicht so; da hätten wir einen Springbrunnen schön bleiben lassen."

„Freilich! und nicht nur solche Pläsirwasser," warf der dabei stehende Bauer vom nahen Spitalgut ein, „nicht einmal die Trinkbrunnen waren vormals in heißen Sommern gespeist. Was hatten wir da oft für Noth hier am Berg oben. Aber als der Baldwin hinter die neue Wasserversorgung ging, da ist gleich an Alles gedacht worden, und er hat Unsereinen auch nicht vergessen. Da haben bei den Quellen am Guggerberg immer höhere und noch höhere gesucht werden müssen, bis man die alleroberste hatte, und die gab dann diesen mächtigen Druck. Jetzt vermag der Blickwirth freilich leicht seine Gastung zu spritzen," fügte er mit einem gutmüthigen Augenzwinkern hinzu und wies auf sein vertropftes Sonntagsgewand.

Die Bänke waren jetzt getrocknet, und die Wirthstöchter luden wieder zum Sitzen ein. Die kleine Frau Arber aber erklärte, nicht wieder in die Nähe dieser heimtückischen Einrichtung zurückkehren zu wollen, und sah sich nach Plätzen an einem sicherern Orte um.

Ihr Mann, ein helläugiger schlanker Altacher, der drunten einen rührigen Handel mit landwirthschaftlichen Geräthen betrieb, kam ihr alsbald zu Hülfe und winkte auch ihren zurückstehenden Gästen, nachzufolgen, einer jung verheiratheten Schwester seiner Frau und deren Mann, die auf einer kleinen Herbstreise mit dem Mittagszuge zu Besuch angekommen und von ihnen auf diesen Luftort geführt worden waren.

Der Tisch der beiden Alten draußen zeigte den gesuchten freien Platz, und Fritz Arber trat grüßend heran, zu fragen, ob er sich mit den Seinen zu den Meistern gesellen dürfe. Die rückten an die Bankenden hinaus, und nach der

etwas trockenen Begrüßung, und nachdem sie vernommen, daß die Fremden ein Schwager der Arber'schen, ein Büchsenmacher Gay aus der welschen Schweiz und seine Frau seien, fuhren sie bald wieder in ihrer sonntäglichen Ueberschau weiter.

Sie waren in ihrem Gespräch bei den mannigfachen baulichen Veränderungen, die sie da aus der Vogelschau in Altachen in Ausführung sahen und folgten eben dem Fluge eines Storches, der aus dem Röhricht des Oberrieds nach der Stadt zurückkehrte.

„Das wird auch sein letztes Jahr auf der städtischen Kornscheune sein," meinte Benz; „wenn er im Frühling wieder kommt, wird er sie wohl nicht mehr finden."

„Glaube kaum!" stimmte Honyfen bei. „Mit dem Anlegen der grünen Plätze kommen sie noch vor dem Winter bis zu jener Stelle, und dann muß das alte Gerümpel fallen."

„Ist kein Schade," sagte der Andere. „Sonst aber muß Jeder zugeben, daß bei all der Bauerei keinem einzigen alten Hause was geschehen ist, wenn es werth war, stehen zu bleiben."

„Ja," nickte Honyfen, „da sieht aber auch der Director Baldwin zuerst drauf."

„Wer hätte gedacht," fuhr der Drechsler fort und zeigte nach einem Punkt hinab, „daß dort hinter dem Gipsmühle-Thor, wo meines Gedenkens noch die Schutthaufen und Seilerbahnen in Bergen und Thälern lagen, einmal ein solcher schön ebener Stadtpark zu stehen käme! In den zweieinhalb Jahren ist ja bereits all das Unebene dort ausgeglichen, und die andere Hälfte braucht gewiß keine weiteren zwei Jahre mehr."

„Das muß ja bis im Mai nächsten Jahres überhaupt vollendet sein!" warf der neu gekommene Tischgenosse Arber ein.

„So, so?"

Die junge Fremde, die den Meistern zunächst saß und ebenfalls noch über die Brüstung in die Stadt hinunter sehen konnte, hatte verfolgt, was die Männer besprochen, und fragte jetzt, ob denn da rings um die ganze Stadt herum dieser angefangene Park gezogen werde?

„Freilich, freilich!" bestätigte mit merkbarem Bürgerstolz der Drechsler. „Seht, überall wo Ihr die geebneten Stellen bemerkt, sollen in Zukunft die schattigen Anlagen sich hinziehen. Und zwischen der Stadtkirche und dem Schützenthor, wo die große Lücke ist, und dort bei der zweiten, gegen die Flußseite hin, da sind alte Häuserstöcke herausgebrochen und kommen ebenfalls grüne Plätze mit Bäumen zu liegen, mitten in die Stadt."

„Wer macht denn das Alles, und wer zahlt so was?" fragte die junge Frau.

„Du bist, wie mir scheint, keine fleißige Zeitungsleserin," lachte Arber. „Das ist doch weit herum gekommen. Unser Flußbaumeister macht es, der berühmte Baldwin, von dem Du ja schon genug gehört haben wirst. Das ist ja ein Genie, auf das das ganze Land stolz ist! Der kann Alles, was er will, und wenn an einem seiner Werke der letzte Streich gethan ist, steht

er immer schon wieder mit einem andern, erstaunlicheren da. Der hat uns zuerst unsre neue Wasserleitung gemacht, dann den Flußbau, und als der fertig war, rückte er, es mögen so vier Jahre her sein, mit dem Project einer zeitgemäßen Umgestaltung von Altachen heraus, und mit dem kühnen Antrag, jene große Erbschaft, die die Stadt zuvor von dem letzten der Herren von Attishofen gemacht hatte, gleich hiefür zu verwenden."

„Ja, was macht Euch denn Der noch Alles!" sagten die Welschen bewundernd.

„O, Der versetzte uns auch noch die Berge, wenn es dem Lande nützte", versicherte gemüthlich prahlend der alte Drechslermeister, und Honysen brummte vergnügt: „Man möcht's verreden, meiner Seel! Denn was Der anrührt, geräth wohl, und drum lassen wir ihn machen, so viel ihm einfällt."

„Dann muß man ihm nur ein recht langes Leben wünschen," meinte der Büchsenmacher Gay. „Ist er denn noch bei guten Jahren?"

„Der wird erst Vierzig," antwortete Arber; „wir sind vom gleichen Jahrgang. Erni Baldwin ist mein Schulgenosse gewesen, wir haben auch unsern Rekrutendienst zusammen gemacht und sind heute noch grade so gute Kameraden wie damals."

„Wo hat er das Alles studirt?" fragte sein Schwager, und Arber, in ehrlicher Begeisterung für seinen großen Jugendfreund, erzählte ihm gern genug ein Weiteres.

„Ueberall war er, überall ist er hingereist, wo es was zu lernen gab. Beim Panama-Kanal war er, später bei den Donaubauten; in Deutschland draußen beim Nordostsee-Kanal, ein paar Monate auch hierzulande bei der Rhein-Correction und wieder bei den Wildbachverbauungen, und was weiß ich noch wo überall."

„Und hatte zuvor schon das ganze andere Fach studirt, die Trinkwasserwerke aller Arten," ergänzte Benz. „Der ist über fünf Jahre seines Lebens fort gewesen, nur um Kenntnisse zu sammeln."

Mehr und mehr mußte Arber von dieses merkwürdigen Schulkameraden Lebensgeschichte berichten, und als er nun auf das große Unglück vor siebzehn Jahren zu reden kam, nahm ihm Meister Honysen das Wort ab und schilderte dem welschen Landsmanne und den jungen Frauen, die selber auch keine Altacherinnen waren, mit Wärme, wie durch die Besonnenheit des damals erst Zweiundzwanzigjährigen sein und aller Seinen Leben erhalten geblieben sei.

„Vielleicht könnte ich ihm ebenso viel verdanken," fügte Benz hinzu, „hätten wir ihn früher gehabt. Meine erste Frau und ihr Kind sind mir am Typhus gestorben. Wären wir damals schon mit unserm guten Wasser versorgt gewesen, ich mein' immer, sie könnten noch am Leben sein. Denn seitdem ist's mit dieser Plage vorbei. Der Baldwin hat die Ursache damals ganz richtig heraus gefunden. Das war, wie er just in Altachen anfing, freilich mit dem Glück, bei seinen jungen Jahren schon ein großes verfügbares Vermögen zu besitzen. Beide Eltern waren schon todt, und sein einziges Geschwister, ein blödsinniger Bruder, noch während seiner Studienjahre in einer Anstalt gestorben. Als er nun bei der Heimkehr von seinen langen Reisen ein Ingenieur

geworden war und wieder in das alte Baldwin-Haus an der Klosterhalde einzog, holte er alsbald die Genehmigung ein, nach Quellen suchen zu dürfen und auf seine eigenen Kosten eine gesündere Wasserleitung für Altachen zu bauen."

„Da muß er freilich Geld gehabt haben!" warf der Büchsenmacher ein.

„Schwer Geld," bestätigte Benz, „aber er hat es von je auch den Andern zu Gute kommen lassen. Drei Quellen hat er dann auch wirklich zu Tage gefördert, dort an der Berglehne drüben, und anderthalb Jahre später hatten wir unser reines Trinkwasser. Mit einem Fackelzuge wurde damals dem jungen Meister gedankt. Nach der Probezeit eines weiteren Jahres ging dann die Leitung bereits in den Besitz der Stadt über. Inzwischen trat er mit seinem zweiten Vorhaben ans Licht, mit der großen Sache, auf die er, scheint es, im Stillen alle die Jahre her schon seinen ganzen Haupteifer verwendet hatte. Er wollte unsern Fluß verbauen. Stadt- und Landregierung hatten zwar ihrerseits seit der großen Ueberschwemmung auch schon eifrig an Schutzarbeiten herum projektirt, aber noch kam Baldwin gerade zeitig genug, um mit seinem Plane durchzudringen, der merkwürdig einleuchtend war und dabei, wenn man alle Hülfsquellen nach seinem Vorschlag vereinigte, auch zu erschwingen. Den Glauben der Bevölkerung an seine großen Fähigkeiten hatte er sich durch das gründliche Gelingen seiner ersten Unternehmung gewonnen. Jeder traute ihm nun auch das Neue zu, und bei der Abstimmung ging seine Eingabe fast ohne Widerspruch durch. Volle sechs Jahre hat die Durchführung gedauert. Schaut nur da hinunter, man kann zum Theil die Spuren der vorgenommenen Veränderungen heut' noch erkennen. Ueberall, wo Ufertheile höher liegen als das flache Land, sind sie innerhalb mit den Steinquadern ausgemauert, die so weiß heraufleuchten und außen mit den mächtigen Dammbauten gesichert. Das Schwierigste war aber, wie er das Gefälle des Flusses regulirt hat, und in allen Zeitungen stand, wie Der das merkwürdig verstanden habe. Auch die Bäche haben jetzt durch das ganze Gebiet herab so weit und tief berechnete Bette, daß sie selbst bei den stärksten Wolkenbrüchen nicht mehr schaden werden, und die Einläufe können je nach dem Wasserstande durch besondere Schleusenvorrichtungen geregelt werden, die Baldwin erfand."

Die kleine Gesellschaft hatte sich von den Bänken erhoben und stellte sich an der Brüstung auf, die jungen Frauen ihre Arme beschaulich auf die Schultern ihrer Männer legend, um das Alles zu betrachten und sich nun von dem alten Hammerschmied auch noch schildern zu lassen, wo und wie denn damals der Fluß seine Verheerungen hatte anrichten können, worauf sie in verdoppelter Bewunderung für den Schöpfer dieser jetzigen Sicherheit ihre Blicke lange auf der Herrlichkeit des abendlichen Geländes verweilen ließen.

Wahrlich, wie jetzt so die milde Herbstabendsonne friedsam die Stadt da drunten beschien, die stillen hochragenden Giebelmassen umglänzend, hier freundlich hinabdrang in feiertäglich ruhende Gassen und graue Höfe, dort leis angeherbstelte Baumkronen sanft übergoldete und hoch auf der uralten Stadtkirche das Kreuz erfunkeln ließ — wie draußen Thal und Hügel in stiller seliger Fruchtfülle prangten, und als stolzer erhabener Schutzwall fern die Alpen

herüber schimmerten, nun bereits vom ersten Hauch der Abendröthe angeglüht — Sonntagsfrieden und reiches Genügen, wohin man sah, — da hätte Keiner für möglich gehalten, daß dieser glückselige Schweizergarten einst über Nacht zur Wüste werden konnte.

Nur zögernd kehrte Eines ums Andere an den Tisch zurück.

„Und jetzt," fragte Gay, „wo bei Euch Wasser und Fluß in Ordnung sind, geht der Allerweltsmeister also auch hinter die Stadt?"

„Jawohl," erwiderte Arber; „Viele meinten zwar schon, er werde es sich auf den Lorbeern zweier solcher Erfolge nun wohl sein lassen. Die horchten aber, als es eines Tages hieß, beim Stadtrath liege ein Gesuch: der Attishofen'schen Erbschaft dadurch den schönsten allgemeinen und bleibenden Nutzen für Altachen zu sichern, daß man aus diesen reichen Mitteln der Stadt und ihrer nächsten Umgebung eine durchgehende Umgestaltung verschaffe, nach den besten Erfahrungen und Grundsätzen der modernen Zeit für Gesundheit, Luft und Licht, und diesem Gesuche, das von Baldwin gestellt sei, liege auch schon ein vollständiger Entwurf von seiner Hand bei."

„Da gab's freilich Feuer in verschiedene Dächer!" lachte Benz.

„Das allerdings," gab Arber zu, „aber schließlich hat er doch auch diesen Plan glücklich zum Beschluß gebracht, und nicht nur das, sondern die Stadt schuf sogar für ihn eine besondere, an seine Person geknüpfte Stelle eines städtischen Umbaudirectors. Die ist ihm auf zehn Jahre zugesichert, während er seinerseits die Bedingung stellte, daß er frei bleiben solle, die persönliche Weiterleitung nach dem dritten Jahre zu kündigen und einem Vertreter zu übertragen, wenn er dies ohne Nachtheil für das Unternehmen für möglich erkenne. Denn er will sich, wie er dies begründete, unbehindert halten, seine Kräfte neuen Plänen zu widmen, wenn er sich zu solchen gedrängt fühlen sollte."

„Allen Respect vor Euch Altachern," sagte der Büchsenmacher Gay, der mit wachsendem Interesse zugehört hatte. Er war in seinen Lehrjahren lange in der Fremde gewesen, hatte die verschiedensten Länder mit offenen Augen gesehen und die heilige Ueberzeugung zurückgebracht, daß die heimischen Zustände trotz Allem immer wieder die besten seien von allen. Darum entflammte jede neue Gelegenheit, wo er sich besonderer Lichtseiten im Heimathlande bewußt ward, seinen warmblütigen Patriotismus leicht zu stolzen Worten.

„Das stellt ja der Intelligenz und Weitsichtigkeit Eurer Bürgerschaft ein hohes Zeugniß aus, daß sie einer so seltenen Kraft auch entsprechend seltene Rechte und Freiheiten verschafft hat! Wo, ich möchte fragen, wäre es in einem andern Lande denkbar, daß ein junger Mann in den Dreißigen über alle andern Köpfe hinweg sogleich an die volle Macht zur Ausführung seiner großen Pläne in öffentlichen Diensten gelangte, bloß weil seine überlegene Begabung festgestellt ist? Welche Bollwerke von Rücksichten auf höheres Dienstalter, vorgerücktere Stellung und dergleichen unglückliche Anrechte müssen da vorgehen und den wesentlichen Betracht auf Fähigkeit hintandrängen, wo ein starres Beamtenthum nur nach büreaukratisch steifen Regeln stufenweise aufwärts rutschen darf! Bis da die Mumien alle vorweg befördert und wieder mit

Alter oder Tod abgegangen sind, muß eine junge Kraft verschrumpfen und verdorren; und wenn sie endlich dran kommt, ist sie längst selber um Frische und Freude und ihre einstige Spannkraft gebracht."

„Nun, nun," meinte Arber, „ganz ohne verschnupfte Gemüther ist es auch hier nicht abgelaufen."

„Der Bauverwalter natürlich!" spottete Honyfen.

„Ja, haha — dem ist der Flußbaumeister freilich auch schlimm genug ins Gäu gekommen," gab der alte Drechsler zu, „als er auf einmal noch Stadtbaudirector wurde. Der hatte sich seit nahezu zwanzig Jahren in allen städtischen Sachen als der alleinige Herrgott betrachtet, und nun kriegte er da den großen Baldwin über Nacht aufs Genick! Bitter, bitter! Ich meine, wenn er könnte, er brächte ihn am liebsten um!"

„Heimtückisch genug wär er!" sagte Arber.

„Dafür halt' ich den Rackold auch," stimmte der Drechsler bei.

„Rackold? sagen Sie, — Rackold? — das muß doch der Onkel der Frau Blandine Römer sein?" fragte Frau Gay.

„Ja wohl!" bestätigte Honyfen. „Die ist das Kind von Rackold's verstorbener Schwester, der Wittwe des deutschen Zeichnungslehrers Eberthal. Der Bauverwalter hat das Mädchen seinerzeit zu sich nehmen müssen, als die Mutter im Auslande traurig zu Grunde gegangen war. Eine tüchtige Frau! Alle Achtung ihrem Andenken! Sie hat sich nach dem Tode ihres Mannes Jahre lang durch Stundengeben da und dort mit ihrem Kinde redlich durchzubringen gesucht. Dem Rackold war dann der Zuwachs der Waise allerdings eine harte Sache zu seinen eigenen sieben Stück Kindern."

„O, Der hat sie auch so schnell wie möglich wieder von seinem Tische weggeschafft!" warf Frau Arber ein. „Man hat hier damals nicht mit Unrecht gesagt, er verheirathete seine Nichte so blutjung — sie war ja noch nicht neunzehnjährig, — bloß um sie wieder los zu sein. Ihr Mann war ein Landsmann von uns," wandte sie sich an ihre Schwester Gay, „Du hast ihn wahrscheinlich auch gekannt und von ihm gehört; Du warst ja damals noch zu Hause: der Ulrich Römer aus der Stiftsgasse?"

„Nur zu wohl hab' ich ihn gekannt und weiß ich die traurige Sache; drum wollte ich mich eben erkundigen, als mich der Name Rackold drauf brachte, wie es wohl der jungen Frau jetzt in ihrem Wittwenstande gehe. Die war ja so unglücklich geworden in jener Ehe, daß sie bei uns in der ganzen Stadt bedauert wurde. Verwandte ihres Mannes sind mir befreundet. Die haben hinein gesehen und sich geäußert, die junge Frau sei ihnen gerade vorgekommen wie eine gemarterte Heilige. Sie habe immer aufs Neue versucht, ihren Mann lieb zu haben und ihm ein gutes häusliches Leben zu schaffen. Aber zum Dank hat er sie mißhandelt. Er war halt so ein Wittwensöhnchen, das zu früh zum Erben gekommen war und Geld und Kraft schon vertrunken und verthan hatte, als ihm diese schöne Altacherin in die Augen stach und er sie zu heirathen bekam. Nach wenigen Jahren war die arme Frau völlig zerschlagen und stumpf. Und als ihr gar noch ihr Kind starb, das einzige, das sie hatte, da glaubte man allgemein, sie müsse rein den Ver-

stand verlieren. Es ist auch kaum mehr ein Wort über ihre Lippen gekommen, und wer weiß, ob es nicht wirklich so geendet hätte, wenn dann ihr Mann nicht unerwartet zu Grund gegangen wäre. Da sah sie sich wenigstens von dem schlechten Menschen erlöst. Jetzt muß sie, so viel man bei uns weiß, wieder hier leben."

„Ei was, so? Hab' sie noch gar nie zu sehen bekommen," sagte Honyßen, der sich des schönen Mädchens wohl erinnerte und mit theilnehmendem Kopfschütteln der Erzählung der Frau Gay zugehört hatte.

„O doch, man sieht sie schon zuweilen," berichtigte Frau Arber, „wenn auch nicht oft; immer allein und bis vor Kurzem schwarz gekleidet. Sie wohnt — ich weiß jetzt nur nicht grade wo, aber jedenfalls nicht bei Rackolds."

„Natürlich! sie hat eben um jene Zeit, als ihr Mann starb, die letzte Verwandte, die sie hier noch außer dem Bauverwalter hatte, beerben können," erklärte Fritz Arber. „Es war wohl nicht viel mehr als ein altes Häuschen, was ihr Die hinterließ, aber es ist ein ganz gemüthliches Wohnen dort und ein ordentlicher Garten dabei. Weißt Du, Frau, das Giebelhäuschen neben der Arbeitsschule in der Bibergasse; hinten geht es auf das Gartensträßchen hinaus. Dabei muß sie doch noch zu leben haben; denn sie haust jetzt ohne weitern Verdienst dort drin. Ich habe sie ein paar Mal an der Gartenmauer oben sitzen sehen. Noch immer eine weltsschöne Person!"

„Da hört!" lachte seine Frau. „Uebrigens ist sie auch noch jung genug. Die kann schon noch einen Zweiten, Bessern kriegen!"

„Möcht's ihr gönnen!" nickte Benz und fügte schnippisch hinzu: „Der Rackold wird ihr diesmal wenigstens um einen Solideren schauen! Vielleicht fischt er dann doch endlich einen Ruck Geld in die Verwandtschaft. Hab' jetzt schon einmal so was tönen hören; 's wär aber ein bißchen ein Alter, dem sie gefiele! Doch wird sie wohl dem Onkel Bauverwalter für alle neuen Machenschaften die Thüre weisen; sie soll ihm ohnehin ins Gesicht die Schuld gegeben haben an ihrem ersten Unglück."

„Recht so!" sagte der Schmied; „damals war sie ein minderjähriges Kind und Rackold ihr Vormund, heute weiß sie ihr Theil vom Leben und ist frei; da hat sie ihm nichts mehr nachzufragen!"

Von der Terrasse war schon vor langer Zeit der letzte Sonnenstrahl verschwunden, und über der eifrigen Unterhaltung hatte Niemand an der Tafelrunde darauf geachtet, wie sich die übrige Gesellschaft allmählich gelichtet und die frühe Herbstdämmerung sachte eingestellt hatte.

Jetzt bemerkte es Arber, als sich in der Nähe neuerdings eine Familie ziemlich geräuschvoll von den Wirthsleuten verabschiedete.

„Aber Frau!" rief er und zog die Uhr, „da bleiben wir in der guten Gesellschaft immerzu sitzen und denken gar nicht mehr an eine Zeit! Und drunten erwarten uns Viere die Eltern in einer halben Stunde zu dem Hasen, den ihnen der Herr Schwager da mitgebracht hat."

„Potz Sapperment ja!" meinte der Drechsler, „da wird es auch für uns Zeit! Es dunkelt ja schon völlig, und wir brauchen so wie so länger den Berg

hinunter, als die jungen Leut! Für alte Beine ist dieser Weg nicht räthlich nächtlicher Weile."

„O, es gibt Mondschein, Meister Benz," tröstete Frau Arber und zeigte nach dem Waldrücken hinter dem Wirthshause, wo über den schwarzen Tannenwipfeln auch wirklich schon der Vollmond herauf schwamm.

Die beiden Paare wünschten gute Heimkehr und waren bald in den dämmernden Wiesenhängen verschwunden, während die Meister trotz ihrer Rüstigkeit sich gemächlich Zeit ließen.

Es war heute auch noch ein wonniges Gehen durch diese abendliche Septemberluft. Mit stillem Funkeln standen schon die Sterne überm Thal, unten glitzerten hundertfach die Lichter der Stadt, und vom Fluß her ging im erfrischenden Windhauch ein kräftiges Rauschen. Singend zogen eine Strecke weiter drunten die beiden Schwägerpaare dahin, und einen Augenblick hielten jetzt die Alten an, dem vierstimmigen Liede nachzuhorchen, zu dem sich die Stimmen der muntern Schwestern und ihrer Männer aufs Glücklichste fügten.

„Unsre Berge lugen
Uebers ganze Land,
Von dem Rhonethale
Zu des Rheines Strand.

Und in allen Gauen
Mahnt ihr heller Schein,
Sich des einen, schönen
Vaterlands zu freu'n.

Gegen unsrer freien
Berge mildes Licht
Kehren tausend Hütten
Froh ihr Angesicht,

Und an Feiertagen
Steiget man empor
Zu den heitern Hügeln,
Singt den Schweizerchor.

Laßt, so lang' die Berge
In die Thäler schau'n,
Wachsen Freiheitsliebe,
Redliches Vertrau'n.

Und zu edeln Thaten
Lust und Einigkeit,
Daß des Vaterlandes
Sich der Brave freut!"

Bei der Endstrophe des wohlbekannten Heimathliedes begann Benz, der mit seinen sechzig Jahren noch unentwegt dem Männergesangverein der Stadt angehörte, mit einem wohltönenden Baß die Unterstimme leise mitzusingen, also, daß zum Schluß der letzte Ton des fernen Liedes da droben warm wie tiefer Glockenton ausklang.

Ein freundliches Brummen bezeugte Honyſen's Wohlgefallen, und nun erſt ließen ſie wieder das Geräuſch ihrer feſten Tritte auf dem ſteinigen Wege ertönen, der ſie im Zickzack bald abwärts die Stadt, bald aufwärts das Flußthal vor ſich ſehen ließ.

Der Mond zog jetzt ſchon hoch über ihnen dahin, und bei einer nächſten Wendung thalaufwärts ſahen ſie in ſeinem hellen Scheine plötzlich den Fluß mit dem ganzen Netzwerk ſeiner Seitenbäche und Nebenkanäle aus dem ſchwärzlichen Lande aufglänzen, wie einen rieſengroßen, ſilbern auf ſchwarz gemalten Plan.

„Ei, ſieh nur," rief Benz, ſeine Schritte anhaltend, und wies dem Genoſſen das überraſchende Bild. Staunend verfolgten ſie die blinkenden Linien und halfen ſich gegenſeitig die ſchimmernden Bänder erklären, um dann wieder die überraſchend eindrückliche Ueberſicht des Ganzen zu genießen, in dieſer gleichſam vom Himmelsglanz geſchaffenen ſtillen Apotheoſe eines kühnen Menſchenwerkes.

„Wer ſo etwas gemacht hat," ſagte im Weitergehen ehrerbietig Honyſen, „der, meine ich, muß auch gut ſchlafen."

IV.

Durch die weit geöffneten hohen Fenſter im erſten Stock des Gebäudes, worin das ſtädtiſche Umbau-Amt untergebracht war, ſtrömte die friſche, durchſonnte Morgenluft in die hellen Arbeitsräume. Es war ein ſchönes Herrenhaus aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, mit edlen Verhältniſſen und maßvoll erwogener Zier, das ehedem eine freie Lage gehabt, aber ſpäter von anderen Bauten ſo umgeben und dadurch in ſeinem Charakter geſchädigt worden war, daß die Nachkommen des Erbauers es ſchließlich verlaſſen hatten und der vornehme Hirzenhof von der Stadt billig angekauft wurde, um ſeitdem zu wechſelnden Zwecken verwendet zu werden.

In zwei Vorſälen, die noch unverändert die herrlichen Eichengetäfel und Stuckdecken der Entſtehungsepoche zeigten, war das techniſche Perſonal mit der Ausführung von Einzelplänen beſchäftigt, während in einem inneren Gemache, dem ehemaligen Privatcabinet des Herrn vom Hauſe, Erni Baldwin's hohe Geſtalt ſichtbar war und ſeine klare Stimme tönte. Ruhige, reiche Malerei, von der Zeit goldig gedunkelt, ſchmückte in dieſem Raume Wände und Decke.

Ein junger Mann, Baldwin's perſönlicher Gehülfe, ſtand vor einem Pult über den Terrainplan der Stadtumgebung gebeugt, und ſein Herr gab ihm, auf- und abſchreitend, von Zeit zu Zeit in beſtimmtem Tone, wie man wohl einem Schreiber Gedanken dictirt, Anmerkungen, die er an die betreffenden Stellen einzeichnete.

Mit reſpectvoller Bemühung, möglichſt geräuſchlos aufzutreten, bewegte ſich indeſſen ein alter, abſonderlich ausſehender und ſchwerfällig in den Knieen einher ſchwankender Aufwärter in den Zimmern herum, von Tiſch zu Tiſch, in den Händen zwei Flaſchen, aus denen er mit größter Behutſamkeit jeden der Angeſtellten an dieſem Montagmorgen wieder mit ſchwarzer und rother Tinte friſch verſah. Eine große Beſchränktheit, mit ebenſo großer Gutmüthig-

keit gepaart, sprach aus seinem welken, von hundert Runzeln und Fältchen durchzogenen Gesicht, und wenn er beim Einen und Andern der Herren ein Wort laut werden ließ — denn leise konnte er gar nicht reden — so geschah dies in einer schwerfälligen, undeutlich lallenden Sprache.

Als er jetzt auch in das Zimmer des Chefs eintreten wollte, setzte ihm dieser schon an der Schwelle still und freundlich die Hand mit gespreizten Fingern auf den alten Kopf und ließ ihn mit einer kräftigen Drehung ganze Wendung machen, worauf Sami Gaberthüel ebenso still den Rückzug antrat, und über den von Niemandem bemerkten Wink tröstlich vor sich hinlachend, durch die Vorsäle davon trollte.

„Nun hätten wir die vier ersten Abtheilungen des Parkringes fertig durchgegangen," sagte der junge Mann, vom Plan aufschauend. „Ich finde nichts mehr, was zu erörtern wäre, und in der Ausführung ist auch kein Hinderniß mehr gemeldet worden, als jene große Esche, die vom vormals Schaffnauer'schen Garten immer noch dasteht und nach Ansicht des Herrn Bauverwalters unmöglich erhalten bleiben könne, weil sie mitten in dem neuen Wege stehen würde."

Baldwin hielt seine Schritte an und schüttelte mit ärgerlichem Erstaunen den Kopf.

„Dann wird man drum herumgehen; ein Fahrweg ist es ja nicht! Umgehauen wird kein einziger Baum, solange es noch irgend eine Lösung für sein Weiterbestehen gibt; lassen Sie sich das für den ganzen Plan strengstens gesagt sein! Weiter!"

„Nun," fuhr der Gehülfe fort, „kommen wir nach Abschluß dieser vierten und vor Beginn der sechsten Parkparcelle zu dem Zwischenterrain, worüber später das Bindeglied der fünften führen wird, deren vorgemerkter Flächenraum aber zur Zeit noch fast vollständig von dem alten Kirchhof eingenommen ist. Sie haben hier angeordnet, Herr Director, daß auf die dreißig Jahre, in denen gesetzmäßig der Friedhof noch unberührt zu bleiben hat, ein vorläufiger einfacher Verbindungsweg zur nächsten sechsten Parcelle hindurchzuführen sei. Es bleibt uns aber hiezu außerhalb der Kirchhofmauer als verfügbares Terrain nur noch ein schmaler Streifen von sieben Metern."

„Notiren Sie eine Entfernung des Weges von der Mauer von drei Metern, eine Wegbreite von zwei Metern und einen äußeren Grenzstreifen von den übrig bleibenden zwei Metern! Ich habe das mündlich am Samstag bereits an Ort und Stelle so angeordnet."

„Drei Meter von der Mauer?" erlaubte der Angestellte sich, seinen Chef aufmerksam zu machen — „es ergäbe sich hierdurch eine starke Abweichung dieser Weglinie von der vorhergehenden und der nachfolgenden! Die drei Wegstrecken treffen nämlich nur dann in ununterbrochener Fortsetzung aufeinander, wenn wir diesen provisorischen Verbindungsweg unmittelbar an der Mauer hinleiten."

„Dort sind dreimal Mauerpfeiler vorhanden," wendete Baldwin ein, „die an ihrem Fuße über einen Meter weit vortreten; eine Wegverschiebung ergibt sich also ohnehin; einstweilen lassen Sie es drum bei drei Metern Entfernung."

Einer der draußen zunächst sitzenden Techniker war jetzt aufgestanden, unter die Thüre getreten und unterrichtete Baldwin davon, daß diese Pfeiler am Samstag auf Anordnung des Bauverwalters Rackold, dessen städtische Arbeiter die Baldwin'schen Pläne ausführten, weggebrochen worden seien, und daß er gestern beim Vorüberspazieren den Weg bereits in gerader Fortsetzung unter der Mauer ausgesteckt gesehen habe.

Baldwin fuhr auf. Eine heftige Erregung hatte ihn erfaßt. Einen Augenblick stand er in Gedanken, ging dann ins nächst anstoßende Gemach, das sein persönliches Schreibzimmer war, kam aber alsbald wieder zurück und befahl seinem Gehülfen, unverzüglich auf jene Arbeitsstelle zu gehen und für die Umsteckung des Weges zu sorgen. Den Herrn Bauverwalter Rackold bitte er her.

Als dieser erschien, führte er ihn in jenes innerste Gemach und schloß die Thüren seiner beiden Räume.

„Ich höre soeben," sagte Baldwin mit unverhohlenem Unwillen, „daß Sie am Samstag die Stützpfeiler der Kirchhofmauer haben wegbrechen und den Weg unmittelbar der Mauer entlang anlegen lassen, nachdem ich am Morgen doch selber diese Frage dort studirt und aufs deutlichste anders entschieden hatte. Sie werden es genau meinem Plan entsprechend in Ordnung zu bringen haben!"

„Das war unumgänglich!" erwiderte gereizt der Bauverwalter, der bei aller strengen Sachlichkeit ihrer sonstigen Verhandlungen einen so kurzen Ton nicht gewohnt war. „Die Wege wären sonst nicht auf einander getroffen, und ich habe —"

„Es war anders von mir bestimmt," schnitt ihm Baldwin das Wort ab, „und Sie haben es willkürlich so gemacht!"

„Ich habe Ihre Anordnung bloß von den Arbeitern erfahren," gab Rackold zurück, „denen Sie da zum ersten Male persönliche Weisungen brachten, Herr Director. Wäre ich da gewesen, so hätten wir uns vorher verständigen können."

„Diese Anordnungen liegen allein in meiner Bestimmung und Verantwortung," berichtigte Baldwin streng; „dies erste Mal wird aber zugleich der Anfang der ferneren Regel sein; denn ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen ein entscheidendes Wort zu reden."

Rackold hob den Kopf, als wäre er begierig, eine undenkbare Ueberraschung entgegen zu nehmen. Vor des Andern durchdringendem Blick und unerbittlich festem Ausdruck senkte er ihn aber wieder ein Weniges.

„Ich erkläre Ihnen heute," nahm Baldwin das Wort, „daß ich die schonende Stellung, die ich Ihnen gegenüber in den zweieinhalb Jahren unserer gemeinsamen Arbeit festgehalten habe, von Stund ab aufgebe. Die Billigkeit gebot mir, als ich damals mit meinem Stadtproject neben Sie in Ihren bisher allein inne gehabten Wirkungskreis trat, Ihre Gefühle zu begreifen und ihnen Rechnung zu tragen. Daß es nur die Sache war, die mich daherführte, hatte ich Ihnen nicht erst zu erklären. Aber Sie haben reichlich zu merken bekommen, wie ich bemüht war, die Competenzen unsrer beiden

Aemter streng getrennt zu halten und vor der Oeffentlichkeit jederzeit den Eindruck zu verhüten, als gäbe es zwischen Ihnen und mir, wo der Eine der Entwerfende, der Andere gemäß seinem bestehenden städtischen Amt der Ausführende war, fortan eine erste und eine zweite Stelle. Ich habe — und das konnte in unzähligen Fällen nur mit der äußersten Selbstbezwingung geschehen — mich bis jetzt grundsätzlich enthalten, in die praktische Durchführung der Einzelheiten persönlich einzugreifen; ich wandte mich immer nur an Sie selbst, um Ihnen vor Ihren Untergebenen die volle Autorität zu wahren. Sie haben das schlecht belohnt, Herr Bauverwalter!"

Rackold wollte sich in die Brust werfen. Baldwin schnitt ihm jede Einrede ab.

„Wir werden heute von keinen Einzelfällen reden; ich habe Ihnen meinen Entschluß jetzt nur im Großen zu eröffnen, und Sie haben hiebei keinerlei schonenden Bedacht auf Ihre Verletzlichkeit mehr von mir zu erwarten. Es handelt sich um Biegen oder Brechen."

Rackold schoß unbemerkt einen stechenden Blick auf Baldwin.

„Ich stelle Ihnen also die Bedingung, daß Sie von jetzt ab nicht nur jede meiner Angaben genau, ohne die geringste eigene, abweichende Unterdisposition durchführen, sondern daß Sie auch meine persönliche Beaufsichtigung zuzulassen haben, und daß es mir offen steht, auf den Arbeitsplätzen eigene Anordnungen vorzunehmen, wenn irgend die Sache es mir zu erfordern scheint."

„Dann kann ich gehen!" brauste Rackold auf. Aber seinem Tone fehlte das Ueberzeugende.

„Diese Frage liegt bei Ihnen," gab Baldwin kalt zurück.

Der Bauverwalter ging betroffen einige Schritte nach der Wand zu, Baldwin den Rücken kehrend.

„Ueberdenken Sie die Sachlage bis zum Abend!" warf ihm dieser hinüber. „Daß ich auf der Forderung beharre, ist unabänderlich; daß ich so weit gekommen bin, daran rechnen Sie allein sich selber die Schuld zu. Können Sie sich allenfalls nicht zur Einwilligung entschließen, so habe ich die Sache aus der Stille unsrer persönlichen Verhandlung der öffentlichen Entscheidung der Behörde anheimzugeben. Ich erwarte Ihren Entschluß vor Nacht."

Rackold nahm den Hut und empfahl sich finster.

Der Anlaß, der diesen ernsten Zusammenstoß der beiden Männer herbeigeführt hatte, mochte dem Davongehenden geringfügig erscheinen; insgeheim wußte er wohl, daß es nur der letzte Tropfen gewesen war, der ein längst volles Maß seiner schleichenden Schuld zum Ueberlaufen gebracht hatte. Haß war ja sein ganzes Empfinden gegen Baldwin gewesen von jeher, und unter dem listig gewahrten Schein ungetrübter amtlicher Beziehungen hatte er ihn im Versteckten angefeindet und gehemmt, wo er irgend Gelegenheit erspähte.

Konnte es anders sein, wo ein Mensch vom Schlage Baldwin's mit einer kleinlichen, ehrsüchtigen Durchschnittscreatur in einem Wirkungskreise zusammenstieß!

Rackold sah in dem Andern nichts als einen Verdränger, der kühn und spielend zugleich, erprobtes arbeitsvolles Verdienst zu verdunkeln gekommen

war. Hatte er ihm, dem Manne in Amt und Ansehen, nicht schon als flaumbärtiger Jüngling den Weg gekreuzt? Und seither? Nicht genug, daß sein unerhörtes Glück bei all' seinen Unternehmungen im Gebiete des Wasserbaues alle anderen Fachleute in Stadt und Land, die vordem auch etwas gegolten, in Schatten stellte; was brauchte er nun gar noch in das fremde Fach herüberzugreifen und in den Angelegenheiten, die von jeher Sache der Bauverwaltung gewesen waren, Alles auf den Kopf zu stellen!

Als ob es zu den Dingen, die jetzt ausgeführt wurden, einen Baldwin gebraucht hätte! Glaubte man, ihm selber wäre das nicht auch eingefallen, daß man mit viel Geld die Stadt so verschönern könnte? Das hätte er längst ebenfalls vorzuschlagen gewußt, wenn er die Dreistigkeit dieses Menschen besessen hätte, der Alles als festes Project daherbrachte, was ihm durch den Kopf fuhr, und dazu seinen unbegreiflichen persönlichen Einfluß ausnützte, alle Welt nach seiner Geige tanzen zu machen.

Rackold's dumpfem Geist, vom Haß noch kurzsichtiger gemacht, war es niemals möglich gewesen, das Wesen des Ueberlegenen in Baldwin's Schöpfungen zu erkennen, weil für ihn nichts Mühsames darin zu entdecken war.

Baldwin's Genialität hatte als Besonderheit eine merkwürdige Gabe: die von je dagewesenen und gewohnten Dinge angesichts eines gestellten Problems so anzusehen, als sähe er sie zum allerersten Mal, und Eigenthümlichkeiten der Bodenbeschaffenheit, Naturerscheinungen und örtliche Bedingungen, die alle Welt bisher ja auch gesehen hatte, ohne je daran etwas knüpfen zu können, plötzlich in ihrer Bedeutung als Anhaltspunkte für die gegebene Aufgabe zu erkennen. Worauf er sie frischweg benutzte und dadurch vor den Augen der Anderen seinen Plänen eine erstaunliche Selbstverständlichkeit gab. Diese hatte sogar bei den Flußbauten in ihrem glücklichen Rechnen und Wirken mit der örtlichen Natur manchmal so ausgesehen, als ob hier überhaupt kein vermittelnder Menschengeist dazwischen gestanden, sondern Baldwin unmittelbar im Namen der Natur gehandelt hätte, ja, als wirkte in seinen Werken bloß die Natur selber zweckmäßig fort.

Darum kam Rackold fast jede Lösung einer Aufgabe durch Baldwin nur als Columbusei vor, erbärmlich leicht und wohlfeil, und die Größe keiner Leistung vermochte ihn zu besiegen, weil er dies überall wiederkehrende Zugreifen auf das geschickt erkannte Vorhandene für nichts anschlug, während das doch dem Genie ebenso allein angehört, wie das Erfinden aus der Tiefe des schöpferischen Geistes. Und so war er von jedem neuen Erfolge berührt, als hätte Baldwin ihn gradewegs um diesen bestohlen.

Als dann Baldwin in der späteren unmittelbaren Berührung mit ihm das Bestreben zeigte, durch unablässige Beobachtung der weitestgehenden Rücksichten ein gedeihliches Zusammenwirken zu ermöglichen, da war dem Mißtrauen des hämischen Gegners dies Wesen der größeren Natur wiederum unverständlich geblieben. Je offener Baldwin in allen Dingen gradaus ging und in Denken und Thun sich nicht verstellte, desto unerklärlicher war er dem Andern, und wenn er gelegentlich nach seiner frischen Art eine glückliche Maßregel Rackold's, die gut gelungene Lösung einer fachlichen Schwierigkeit rückhalt-

los anerkannte und pries, so suchte der Bauverwalter nur mit um so eifrigeren verdächtigenden Spitzfindigkeiten nach der geheimen Absicht, die den großen Herrn dabei hatte leiten mögen. Und er vergalt ihm Solches unverbesserlich mit allen Schnödigkeiten eines ränkevollen Neides.

Während er Alles, was Baldwin gemeinsam mit ihm berieth, zu billigen und anzunehmen schien, war er in seiner fressenden Ehrsucht hinterrücks fortdauernd bemüht, sich nach außen doppelt unabhängig aufzuspielen. Indem er vor der Behörde schlau den Schein wahrte, als ob er allen Anweisungen des Directors entspräche, gönnte er sich die heimliche Genugthuung, wo immer sich die Möglichkeit bot, mit willkürlichen Verbesserungen vor den Augen seiner Untergebenen recht eigenmächtig zu verfahren.

Eine erste Warnung hierob war schon einmal nach Jahresfrist von Baldwin ausgegangen, in der klügsten Bemessenheit nochmals auf Rackold's bessere Einsicht rechnend. Seither war es bloß heimlicher, aber nicht minder frech weiter gegangen, und der Bauverwalter hatte sich ein wahres System herausgebildet, dem glücklichen und raschen Fortschreiten der Baldwin'schen Unternehmungen verborgene Gegenminen zu legen, und durch perfide Winkelzüge manche Ideen des Verhaßten in der Ausführung ungeschickt erscheinen zu lassen, bis Dieser gründlich aus dem Vertrauen seiner geraden Denkweise herausgerissen wurde und sich zum Aufgeben der letzten Geduld gezwungen sah.

Dies bald dreijährige versteckte Kriegführen war zudem um so frevelhafter, als Rackold dabei wissentlich seine Amtsstellung gefährdete, auf die er doch, als auf seinen bitter nöthigen Brotkorb, angewiesen war. Denn er lebte mit seiner zahlreichen Familie noch immer in der gleichen Armuthei.

Und so konnte auch am Abend die Antwort des in die Enge getriebenen Mannes nur ein nothgezwungenes Zugeständniß sein.

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart[1]).

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Das „naturwissenschaftliche Zeitalter", so hat einmal Werner Siemens in einem berühmt gewordenen Vortrage unsere Zeit genannt, und unzählig oft ist ihm das Wort nachgesprochen worden; noch heute pflegt man es wie eine selbstverständliche Wahrheit zu wiederholen. Die gesammte Cultur unserer Epoche sieht er beherrscht, ja herauf geführt durch die Macht der mit der Naturwissenschaft verbündeten Technik. Unzerstörbar nennt er ihre Triumphe, unversiegliche Quellen nicht nur des Wohlstandes, sondern des inneren Glückes und der idealen Güter; er möchte dem „neuen Zeitalter der Menschheit" ewige Dauer verheißen. Und gewiß war Niemand berechtigter als er, sich zum Lobredner der Allianz zwischen Naturerkenntniß und Technik zu machen, von der er die Berechtigung seines Ausspruches herleitete. Jeder Knabe kann die wunderreichen Wandlungen nennen, welche die über die Natur gewonnene Herrschaft seit siebzig Jahren herbeigeführt hat: das sociale wie das politische Leben sind dadurch auf das Tiefste beeinflußt worden; und der Name des genialen Technikers, der alle seine Erfindungen auf einem tief dringenden Studium der Naturkräfte aufgebaut hat, wird jeder Zeit mit der Geschichte unserer Epoche verbunden bleiben. Aber so formulirt und begründet muß jene Bezeichnung dennoch als einseitig und übertrieben bezeichnet werden. Ich will nicht wiederholen, was dagegen kürzlich von berufenster Seite, von Wilhelm Waldeyer eingewandt worden ist[2]), daß auch das Jahrhundert der Newton und Linné, der Lavoisier und Laplace Bahnbrecher in der Naturwissenschaft gehabt hat, ja, daß gerade die Disciplinen, welche heute die höchsten Triumphe in der Umwälzung der Technik feiern, damals zum Range

[1]) Eine Rede, gehalten bei der Eröffnungsfeier des neuen Lehrjahres im Victoria-Lyceum zu Berlin am 10. October d. J. Anfang und Ende wurden gekürzt.

[2]) In der Festrede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28 Januar 1897.

einer Wissenschaft erhoben wurden. Ich will von meiner Seite aus jenen Anspruch auf Alleinherrschaft bestreiten und behaupte vielmehr, daß die historischen Wissenschaften an Umfang wie an Wirkung den Wettstreit mit denen von der Natur in keiner Weise zu scheuen haben.

Denn niemals war die Lust, in den weiten Räumen der Vergangenheit umher zu wandeln und sie uns gegenwärtig zu machen, größer als heute. Es gibt keine Geisteswissenschaft, welche nicht bemüht wäre, sich ihrer Entwicklung bewußt zu werden und alle ihre Ziele in Zusammenhang zu bringen mit dem Gange der Jahrhunderte, die sie durchmaß. Jurisprudenz, Nationalökonomie und alles Wissen vom Staate wie alle Zweige der Theologie sind mit historischer Forschung unterbaut. Die Aesthetik und die Künste selbst wollen sie nicht mehr entbehren. Und unsere Philosophen, so weit sie nicht bei den Naturforschern in die Lehre gehen und auf ihrem Wege der Empirie in die Geheimnisse des Seelenlebens einzudringen versuchen, sind heute mehr darauf aus, ältere Systeme zu studiren, als eigene aufzustellen. Die Systematik ist, ich will nicht sagen verdrängt, aber ganz durchsetzt mit Historie, also mit einer Betrachtungsweise, die an sich dem systematischen Denken abhold ist und zunächst jedenfalls zersetzend darauf einwirken muß.

An Umfang unserer Studien könnten wir uns daher mit unseren Rivalen sicherlich messen. Es fragt sich nur, ob wir gleich viel gewonnen und gewirkt haben wie sie, und ob wir ein Anrecht haben, uns auf unserem Boden ebenso sicher zu fühlen.

Nicht alle Zeiten haben an die Möglichkeit des historischen Erkennens geglaubt. Das Wort von der fable convenue ist erst im vorigen Jahrhundert geprägt worden. Die römische Weltanschauung, die mächtigste vielleicht der Gegenwart, erkennt es überhaupt nur so weit an, als es ihrem Willen und Horizonte nicht widerstreitet; tausend Federn setzt sie täglich in Bewegung, um Dogma und Historie mit einander in Einklang zu bringen, und, wo sie auseinander gehen, den Vorrang ihres Glaubens zu erweisen. Aber auch in unserem Lager gab und gibt es bis in die Reihen der Fachgenossen hinein Skeptiker genug, welche der Historie den Anspruch auf vollwerthige Gewißheit absprechen. Vor Allem die politische Geschichte hat von je her unter dieser Ungunst zu leiden gehabt. Denn, so sagen die Zweifler, und die Römlinge helfen wacker mit, wir seien allzu fest mit dem Parteigetriebe unserer Tage verwachsen, um uns darüber zu erheben; das Augenblicksleben mit seinen Leidenschaften und Interessen trübe unseren Blick, und erst die Zukunft könne die Unklarheiten und Fehler unserer Beobachtung ergänzen.

Wäre dem so, so würde jeder Anspruch, der Systematik die Wege zu weisen, in sich zerfallen. Denn es ist gar nicht abzusehen, weshalb, was der politischen Historie verwehrt wird, anderen Zweigen historischer Kritik zuerkannt werden soll, zumal da die politische Geschichte sich an keinem Punkte von anderen Gebieten der Cultur loslösen läßt. Oder wie könnte etwa die moderne Kritik der Bibel alten und neuen Testamentes, ja des ganzen Dogmengerüstes der christlichen Kirchen im Stande sein, die Controle über die Behauptungen der Dogmatik auszuüben, wenn sie ihrer selbst nicht gewiß wäre.

Denn es läßt sich doch wirklich nicht sagen, daß die Consequenzen der kritischen Theologie an praktischer Bedeutung hinter der Betrachtung etwa der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert zurückstehen; gerade sie greift vielmehr am allertiefsten in die Weltanschauung jedes Einzelnen und in die gesammte Structur unserer Gesellschaft ein.

Hätten jene Skeptiker recht, so würde das Wort von dem „Geist der Zeiten" Wahrheit haben:

Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Es ist der zweifelnde und fast verzweifelnde Faust, dem es der Dichter in den Mund legt: seinem Famulus wirft er es entgegen.

Wie aber? Sollen wir die Sache des Pedanten vertreten, das flache Selbstbewußtsein, dem das Pergament der heilige Bronnen ist? Nun ja, es läßt sich eben doch nicht leugnen, daß es unserer Zeit ein großes Ergötzen macht, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen; und also können wir nur, wenn wir uns auf die Urkunden verlassen dürfen, dem höhnenden Urtheil des großen Grüblers, in dem schon Mephisto zu Worte kommt, mit Fug begegnen.

Und dennoch würde Goethe auch mit jenem Worte vielleicht Recht behalten haben, und wir brauchen nicht lange nach den Herren zu suchen, auf die es wie gemünzt erscheint. Oder was war es anders als eine Abspiegelung der Vergangenheit in der Herren eignem Geist, wenn die Romantiker den Nebelglanz des Mittelalters in Leben und Dichtung neu herauf führen wollten. Die neue goldene Zeit sehnten sie herbei „mit dunklen, unendlichen Augen, eine prophetische, wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende Zeit", und so schufen sie sich ein Gegenbild, eine phantastische Fata Morgana in den rauhen und finsteren Jahrhunderten der triumphirenden Kirche.

Doch auch aus anderen Zeiten würde es Faust an Beispielen nicht gefehlt haben, um einen Wagner zu widerlegen. Jahrhunderte hindurch war Herstellung der Antike das Schlagwort der gebildeten Welt. Niemals mehr als im Zeitalter Petrarca's und seiner Jünger, welche das Leben Griechenlands und Roms nicht bloß studiren, sondern nachbilden, ihr Jahrhundert und ihre Nation mit dem Leben der Alten beseelen wollten. Tausend neue Keime haben sie in ihre Zeit gesenkt, aber niemals erreichten sie, was sie wollten; sie konnten aus der Vermählung der Antike mit ihrem eigenen Geist nur ein Neues schaffen, und ihre Lust an dem Sinn und Leben der Alten entsprang nur wieder der Sehnsucht nach Befreiung aus der Stickluft ihrer Tage, verkündete das Erwachen der modernen Nationen. Mit Faust's Argument bekämpften sie die Scholastik, die dem Geist des Alterthums das eigene hippokratische Gesicht unterstelle. Aber wenn sie dem Aristoteles der Hierarchie ihren Plato entgegensetzten, so verschwand auch ihnen wieder die Lichtgestalt des hellenischen Denkers in dem mystischen Nebel neuplatonischer Ideen, die sie selbst in dem Dunstkreise mittelalterlicher Weltanschauung festhielten. Und so mögen wir durch die Jahrhunderte vorwärts schreiten und rückwärts — immer begegnet uns dies Gleichsetzen und Verwechseln von Gegenwart und Vergangenheit und diese

Ohnmacht, das Abgestorbene in seiner Wesenheit zu begreifen. Nirgends waren die Elemente christlicher und heidnischer Ueberlieferung krauser gemischt und ihrer Eigenart mehr beraubt, als in der mittelalterlichen Kirche. Und doch machte gerade sie den Anspruch, den Willen der Gottheit, das Evangelium in seiner Ursprünglichkeit zu besitzen; in jedem Moment will sie es noch heute sichtbar machen, ja in der Hostie dem Gläubigen greifbar und schmeckbar geben. Sie will den Geist Christi verkörpern und gleicht doch nur dem Geist, den sie begreift.

Jedoch auch die Gegner des römischen Stuhls können sich aus diesen Stricken nicht lösen. Ein historisches Factum, die Erscheinung und die Lehre Christi, ist die Basis ihres Glaubens. Darin suchen sie ihre Rechtfertigung, und alle ihre Angriffe gegen Rom gipfeln darin, daß sie den Herrn und sein Wort richtiger zu begreifen meinen. Alle Secten, die in der Kirche aufgetreten sind, lassen sich in diesem Cirkel beschreiben. Sie Alle verwenden Fausten's Argument: als Zuthaten späterer Jahrhunderte bezeichnen sie die römischen Abweichungen, mag es Dogma oder Verfassung betreffen; der Herren eigener Geist soll ihren Widersachern ausgetrieben, das Ursprüngliche hergestellt werden. Luther und alle Reformatoren geben sich nicht anders: das lautere Evangelium, so wie es aus Christi Mund und Gottes Geist in den heiligen Schriften offenbart Jedermann in dem Volke vor Augen steht, wollen sie aufs Neue verkündigen. Und doch, wer will es leugnen, daß sie Alle die Ueberlieferung mit Eigenem, ihrem Geist und ihrer Zeit Angehörigem versetzten? Ja, unser Herr Christus selbst, wenn er lehrt, daß er gekommen sei, um das Gesetz zu erfüllen und die Verheißungen der Propheten, und daß kein Tüttelchen vom Gesetze aufgelöst werden solle, oder die Juden nach der Heimkehr aus dem Exil, wenn sie von der alten Herrlichkeit Israels dichteten und träumten und nach Moses' Namen ein neues Gesetzbuch nannten — was thaten sie anders, als daß sie das Bild der Gegenwart mit all' ihren Zweifeln und Hoffnungen auf den Nebel der Vergangenheit projicirten! Alle Propheten aller Jahrhunderte haben so gehandelt: immer waren es die Väter, die Verstorbenen, die sie als Zeugen und Helfer anriefen. So that Jean Jacques Rousseau, da er den Jungbrunnen für das neue Leben jenseits aller Geschichte in einem reinen Zustand der Natur zu entdecken wähnte: niemals hat es ein traumhafteres Gegenbild aller Wirklichkeit gegeben; Alles will es vernichten, was zwischen dort und hier liegt; aus dem Schlamm der Civilisation will er die Marmorstatue des Kindes der Natur heraus holen.

Die Idee der Religion, der Kirche, des Staates, der Gesellschaft knüpfen sie an die Vergangenheit, ja an den Ursprung der Menschheit; aber der Zweck gehört immer der Gegenwart an: die kranke Zeit soll geheilt und die alte Welt wieder jung werden; des Räthsels Lösung wollen sie finden, den Gleichklang für alle Lebensdissonanzen, das Gesetz, das die Gewähr gibt auch für die fernste Zukunft.

Solche Fülle von Tiefsinn steckt in jenem Faustischen Worte. Das Größte, was die Menschheit geschaffen, stammt aus jenem Glauben, der die Zeiten verwechselt; dem tiefsten Bedürfniß des Menschenherzens ist er entsprungen.

Und so ist es eine der Hauptaufgaben für alle Historie, das Gespinnst dieser Gedanken auseinander zu reißen, welche die Generationen mit einander verknüpfen.

Wir setzen damit aber nur fort, was längst begonnen war. Denn immer noch hat die nachkommende Generation das historische Bild, das die vergangene schuf, umgestoßen oder doch völlig corrigirt. Das Interesse trieb ihre Kritik hervor; in dem Kampf gegen das Ueberlebte ergriffen sie auch diese Waffe. So tilgte das Christenthum den Pharisäerglauben aus, indem es den Gott der Juden in dem Vater der Menschheit wiederfand. So entwurzelte Luther den historischen Untergrund, den die römische Kirche ihren Lehren und Ansprüchen in allen Jahrhunderten errichtet hatte. Niemand hat je ihr trugvolles System fester angepackt und gewaltiger mit ihrer Fabelfülle aufgeräumt. Weit zurück tritt Alles, was die Humanisten vor ihm gethan haben. Sie hatten an den Eckfteinen nur gerüttelt: aus den Fundamenten hoben den Bau erst Luther's Bauernhände. Nicht die Intelligenz war es, welche den Fortschritt der historischen Erkenntniß bedingte: sondern die sittliche Kraft und die Energie eines neuen Lebensprincipes. Ihm folgte erst die Kritik und blieb doch zugleich in den Schranken, die jenes ihr setzte.

Und nicht anders in späteren Epochen. Das Zeitalter confessioneller Politik mußte absterben, bevor ein Pufendorf und Bolingbroke die Grundlinien der politischen Geschichte des modernen Europas entdecken konnten. Die Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Voraussetzungslosigkeit gegenüber Natur und Geschichte gehörte dazu, um eine objective Auffassung auch der Kirchengeschichte zu ermöglichen. Und wieder war es erst die Reaction der Romantik gegen die Ueberhebung der Aufklärung, welche die historische Größe der Kirche des Mittelalters verstehen lehrte und dem Verständniß für die Eigenart der wechselnden Epochen die Bahn brach.

Wie stehen wir nun zu dem Problem? Können auch wir nichts anderes, als die eben Verstorbenen kritisiren und vielleicht die Erkenntniß der Geschichte um die paar Linien unseres Horizontes weiterführen? Wird uns schon die nächste Generation von den Richterstühlen herunterstoßen, in denen wir uns heute breit machen, und unsere Schilderungen auch nur wieder zu Spiegelbildern unseres eigenen Geistes herabdrücken?

Lassen Sie mich, ehe ich antworte, zunächst einräumen, daß uns ohne Frage noch Vieles fehlt, und daß zukünftige Geschlechter Methode und Urtheil verschärfen und vertiefen werden. Das ist eine Concession, welche auch die Naturforscher ohne Bedenken ihren Nachfolgern machen werden. Danach aber halte ich jener Besorgniß entgegen, daß wir heute keine Nebenzwecke, keine besonderen Ideale verfolgen. Wir wollen nur berichten, wie wir zu dem geworden sind, was wir sind, und behaupten gar nicht, daß wir es besonders weit gebracht haben. Wir stehen der Vergangenheit gegenüber wie der Naturforscher der Pflanze oder den Perioden unserer Erdgeschichte, in denen er unsere Ursprünge bis zum Affen und unsertwegen noch weiter hinauf verfolgen mag. Wir wollen, so lange wir studiren, aus den alten Zeiten nichts heraufholen, was unmittelbar lebensgestaltend wirkt; wir wollen keine

Geister beschwören. Wir würden nicht zurückscheuen, den Schleier zu heben, und ginge es uns wie dem Jüngling zu Sais. So wenig wollen wir ein System und dogmatische Werthe, daß wir im Gegentheil alle Systematik auflösen und die Bedingtheit alles irdischen Wesens und Begehrens nachweisen. Wir wollen nichts als untersuchen und entdecken, Land gewinnen, wie es Faust als das befreiende Ende zielloſen Strebens begrüßte.

Und immerhin dürfen wir sagen, daß wir ein Stück Weges zurückgelegt und dort tiefgründigen Culturboden aufgedeckt haben, wo frühere Generationen nichts als den wogenden Nebel der Sage und das Gestrüpp verwirrter Ueberlieferung erblickten. Wie flach gemalt erschien das Bild der römisch-griechischen Cultur noch im vorigen Jahrhundert und wie eng der Rahmen, der es hielt, bevor Winckelmann's schönheitsdurstige Seele das Land seiner Sehnsucht, die Welt hellenischer Formen entdeckte! Damals hatten sich Römer- und Griechenthum in der allgemeinen Auffassung noch kaum von einander gelöst, ja die Griechen traten hinter Cicero und seines Gleichen weit zurück; und über Allem lag der matte Glanz der gleichen classischen Erhabenheit. Heute ist die Perspective auf das Alterthum durch Jahrtausende hindurchgeführt: jede Epoche hat ihre Stellung erhalten; tiefe Schatten zeigen sich, wo eine frühere Zeit nichts als Licht sah, und eine Fülle von Leben tritt hervor, wo sonst Alles im Dunkel lag. Troja und Mykene, Argos und Orchomenos sind uns nicht mehr bloße Stätten sagenvollen Glanzes, sondern wir sehen die Staaten und die Menschen vor uns, um deren Kämpfe die Sage der Hellenen ihre goldenen Fäden spann. Aus den Scherbenhügeln der syrischen Landschaften, wie aus den Urwäldern von Mexiko und Texas erheben sich uns wie aus Grabesdunkel verschollene Culturen. Und bis ins vierte Jahrtausend und weiter zurück können wir in den Mutterreichen unserer Bildung, am Nil und Euphrat, in Aegypten und in Assyrien, die vergangenen Geschlechter bei ihrem täglichen Leben und Treiben bis in das kleinste Detail, man kann sagen bis in Küche und Keller, beobachten.

In Allem aber dringen wir auf das Wesen, die Eigenart der Zeiten ein. Wir machen kaum den Anspruch, wie die Naturforscher, die „dauernden Gedanken", die Gesetze in der Erscheinungen Flucht nachzuweisen; nur das bunte Bild des Lebens in allen Jahrhunderten wollen wir abschildern. Aber gerade darum beginnt sich der Geist der Zeiten vor uns zu entschleiern.

An dieser Stelle merken wir recht, daß wir Historiker auch in der Wirkung unserer Gedanken sehr wohl den Rivalen an die Seite treten dürfen. Auch wir wollen so wenig wie sie „über den Erdkreis hinweg die Augen blinzend richten", und nur „was sich erkennen läßt, ergreifen". Wir zittern vor keinen Consequenzen, welche dies allseitige Antasten und Nachprüfen unserer Weltvorstellungen nach sich ziehen könnte. Es ist ein Anblick, an dem Mephisto beinah seine Freude haben könnte; vielleicht würde ihm sein Giftwort einfallen vom Bangewerden um unsere Gottähnlichkeit oder auch der ältere Spruch von seiner Muhme, der Schlange. Wir nagen an jeder Wurzel, wir rütteln an jedem Steinchen, das den kunstvoll verschlungenen Bau unserer Gesellschaft trägt. Keine Ueberlieferung, kein Glaube, kein Gesetz, keine Ur-

kunde, und trüge sie göttliche Siegel, ist vor unseren Spürnasen sicher. Wir graben und graben, wie die Lemuren gruben, als sie auf Faustens Geheiß die Kanäle zogen, um ihm von Neuem Land zu gewinnen; aber Mephisto war ihr Werkführer, und sie gruben dem Meister das Grab.

Wohl hören wir tausend Stimmen, einen lärmenden Chorus, Halt ein rufen. Ihre Weisheit besteht im Festhalten dessen, was steht, weil es einmal dasteht — sie nennen das conservativ. Aber soweit dabei nichts als Angst vor der Zerstörung das Wort führt, wird ihnen alles Geschrei wenig helfen. Denn unaufhaltsam schwillt die Fluth des Wissens empor. Und schon wächst sie mehr fast in die Breite als in die Höhe. Von den Massen wird sie als Machtelement begrüßt und erstrebt. Alle technischen Errungenschaften wirken nur dienend und verstärkend mit. Indem sie die Menge zusammenführen und die neuen Gedanken mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Erde verbreiten, wirken sie gleichsam wie Windstöße, welche mit immer stärkerer Gewalt die wogende Macht vorwärts treiben.

Vor der Wucht dieser Aufklärung tritt die des vorigen Jahrhunderts tief in den Schatten. Damals gab es nur einen kleinen Kreis von Wissenden, und die große Menge lebte in den gewohnten Bahnen des staatlichen und kirchlichen Lebens dahin; confessionell waren immer noch die Streitigkeiten, die sie etwa interessirten. Es waren, zumal in Frankreich, dem Mutterlande der Aufklärung, die Reichen und Vornehmen, „la bonne compagnie", welche die neue Bildung besaßen. Es war ein neues Vorrecht zu ihren alten, das Privileg des Witzes; und selbst die Wortführer wie Voltaire dachten lange Zeit nicht daran, der Menge, dem „Pack der Knechte und Mägde" den „Aberglauben" zu nehmen. Heute ist es eher umgekehrt: die harten Fäuste ergreifen und entzünden an den hin und her fahrenden Blitzen ihre Fackeln, und angstvoll sehen wir die Besitzenden und Gebietenden herbeieilen und zur Abwehr der feurigen Lohe ihre hölzernen Mauern besteigen.

Kein Zweifel, daß die nervöse Unruhe unserer Zeit, ihre Angst vor der Zukunft, ja das Gefühl seelischer Verarmung, welches weite Kreise zu ergreifen droht, zum guten Theil auf diese fortschreitende Kritik und Unterhöhlung aller unserer Ueberlieferungen zurück zu führen ist. Mit den Erfolgen der Naturerkenntniß finden wir uns viel leichter ab, denn sie berühren nicht so unmittelbar das Nervengeflecht der Gesellschaft, und lassen sich viel leichter ausmünzen, in politische und soziale Macht umsetzen als das historische Wissen. Auch sie fordern ungezählte Opfer, wie alles menschliche Schaffen zugleich Zerstörung ist, denn nur Gott schafft aus dem Nichts; aber man sieht doch bei ihnen wo und wie, und die ungemessenen Vortheile, die sie gewähren, lassen uns wohl vergessen, was sie vernichteten. An der historischen Aufklärung aber nehmen wir zunächst nur die zersetzende Kraft wahr, und nicht die unwägbaren Güter, denen sie nun doch vielleicht Raum verschaffen möchte. Kalt und scharf, gleichsam electrisch ist das Licht, das sie rings umher ausgießt. Die Romantik, welche das sagenwebende Dämmerlicht der Geschichte liebt, gedeiht nicht mehr in dem Plein air unserer Tage. Wo sie noch erscheint, ironisirt sie sich wohl selbst, wie bei Joseph Victor Scheffel, oder sie drapirt

sich mit dem erborgten Flitter religiöser Mystik und moderner philosophischer Ideen, wie bei Richard Wagner, oder verbündet sich direct klerikalen Tendenzen, wie bei dem Dichter von Dreizehnlinden. Unnatürlich und abstoßend wirkt sie, sobald sie sich in das grelle Tageslicht hinauswagt, wie bei den spiritistischen Frauengestalten Ibsen's in der trockenen Stubenluft seiner bürgerlichen Trauerspiele. Und so drohen, es ist schmerzlich genug zu sagen, vor diesem Hin- und Herleuchten in alle Winkel des Erdenlebens die guten Geister aus Phantasus' Reich zu entweichen.

Glücklich die naiven Zeiten, denen ein paar Motive aus der alten Kunst, Rundbogen oder Säule, genügten, um sie mit der eigenen quellenden Phantasie zu verschmelzen und so eine Kunst zu schaffen, welche, in sich abgeschlossen, das Können und Streben der Epoche zu einem vollen und klaren Ausdruck brachte. Heute sind unsere Architekten mit allen Epochen der Stilgeschichte vertraut, und unsere jungen Mädchen wissen schon über die Malerschulen Hollands und Italiens zu sprechen. Wir sammeln in unseren Museen die Kunstproducte aller Länder und Zeiten, von den Aegyptern und Assyrern herunter bis zu den Südseeinsulanern und Kaffern. Auch sind wir bewunderungswerth im Restauriren. Die Kirchen, welche unsere Väter unausgebaut ließen, stellen wir wieder her, so prachtvoll und harmonisch, wie sie nur je gedacht wurden. Wir sind unvergleichlich im Imitiren. Alle Stilgattungen wissen unsere Baumeister zu handhaben. Sie bauen gothisch und romanisch, im Stil griechischer Tempel und arabischer Moscheen, in deutscher und italienischer Renaissance, Barock und Rococo, wie es kommt, mit tiefer Kenntniß und oft vollendetem Geschmack und Formsinn; und ihnen nacheifernd füllen die Kunsthandwerker unsere Zimmer nach analogen Musterzeichnungen, wie es die wechselnde Mode mit sich bringt. Gewiß haben auch frühere Epochen, z. B. das achtzehnte Jahrhundert, überlieferte Formen verwandt, aber an der koketten Grazie des Rococo und an dem schwerfälligen Prunk der Barockkunst wird Jedermann leicht die Einheit und den Zusammenhang dieser Formen mit der Gesammtcultur ihrer Zeit herausfinden. Wo aber ist in der reich und glänzend entwickelten Architektur von heute der Typus, der dem Zeitcharakter entspräche? Ich wüßte es nicht zu sagen, man müßte ihn denn in der Stilvielheit, in der Eklektik selbst, welche das historische Studium hervorrief, entdecken wollen.

Kein dramatischer Dichter würde es heute wagen dürfen, die Zeiten und Menschen so durcheinander zu würfeln, wie es noch unsere Classiker oder gar Shakespeare ohne Sorge thaten. Es wäre für sie undenkbar, etwa den wackeren alten Haudegen, den Prinzen von Homburg mit seinem silbernen Stelzbein in einen traumwandelnden Heldenjüngling, oder den kinderreichen vlämischen Familienvater Grafen Egmont in einen jugendlich schönen Liebhaber, oder gar den buckligen und halb verrückten Sohn Philipp's II. in die Idealgestalt eines für Freiheit und Humanität schwärmenden Jünglings umzuwandeln — jeder Schuljunge würde sie auslachen. Nicht ohne Grund hat man die Geschichte die führende Muse Schiller's genannt. Aber genau besehen sind doch alle seine historischen Gestalten, selbst diejenigen seiner Prosawerke, Abspiegelungen der Vergangenheit in seiner eigenen Seele, die mit allen Fasern dem achtzehnten

Jahrhundert verknüpft war. Heute sind wir so historisch geschult, daß wir uns sogar die losen Scenen Shakespeare'scher Dramen nur unter ängstlichster Beobachtung der Costüme jener Zeiten gefallen lassen, in die sie der Dichter zufällig verlegt hat; und wir bemerken gar nicht, daß wir dadurch im Grunde den Riß zwischen dem Geist, der sie beseelt, und dem historischen Aufputz, in dem sie erscheinen, lediglich erweitern. In ihren eigenen historischen Dramen aber müssen unsere Dichter sich eben so sehr dem Geiste der abgeschilderten Epoche anschmiegen, wie ihren äußerlichen Umrissen.

Und so sehen wir, wie sie die modernen Geschichtsbücher zur Hand nehmen, oder gar die Quellen selbst studiren, und die Sprache der Vorfahren, falls die Geschichte in Deutschland spielt, nachahmen. Der Eine treibt die Annäherung an die Vergangenheit so weit, daß er ihr jeden Schleier abreißen und sie in naturalistischer Nacktheit hinstellen möchte; Andere wieder suchen patriotische Klänge wach zu rufen und die politischen Conflicte der Gegenwart den heroischen Gestalten der Vorwelt anzudichten; aber vor den Historikern von Fach findet Keiner rechte Gnade, und selbst die Recensenten können das Nörgeln nicht lassen und flicken ihnen ewig am Zeuge.

Wohin die Zeit mit ihrer Kritik gerathen wird, und ob noch einmal wieder Phantasie die mächtigen Flügel regen, Ruhe und Friede, *ein* Glück und *ein* Glaube in die zerspaltene Welt einkehren wird — wer will das sagen? Das hieße Probleme berühren, die jenseits unserer Aufgabe liegen. Wir wollen nur ergreifen, was sich erkennen läßt, und uns unserer Schranken bewußt bleiben. Doch bleibt in uns der Sehnsucht unnennbar schmerzliches Gefühl, und so bleibe uns denn auch die Hoffnung auf des Himmels schönste Tochter, die Erfüllung.

Nichts aber wäre thörichter, als wenn wir uns aus Angst und Sorge vor der Mühsal wegkehren und mit archaisirendem Gelüste trachten wollten, das Abgestorbene zu neuem Leben zu erwecken. Nur um so heftiger und lauter würde die Kritik hinter uns her geifern, und die Sorge wahrlich nicht von uns weichen. Wir würden uns selbst mit Unfruchtbarkeit schlagen. Denn die naive Zuversicht, mit der die Alten dichteten und schufen, würde dahin sein. Der Glaube an ihr Werk war es, der sie beseelte, und er allein half ihnen im Schaffen. Machen wir es wie Faust, der Greis gewordene, und rufen wir der Sorge zu, daß wir am rechten Orte sind. Wir wollen die Hand am Pfluge behalten und das Haupt nimmermehr wenden. So wird es einst nicht fehlen an Frucht und Schatten. Wir wollen unsere Straße ziehen, und sollten wir selbst das Land unserer Sehnsucht auch ewig nur von ferne schauen.

Die Hohe Tatra.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

XIV.

Gegen Abend hellte es sich vollständig auf. Die Sonne sank langsam gegen Westen, und ihre goldigen Strahlen streiften das Thal. Tiefe Schatten stiegen empor an den Bergen und zeichneten immer plastischer ihre bewegte Gestalt. Einzelne Wolken schwebten noch über den Gipfeln; sie schienen zu warten, daß der Abendpurpur sich über sie ergieße; in glühender Pracht senkten sie sich dann nieder auf die Grate und sahen, allmählich erblassend, der scheidenden Sonne nach.

Früh am anderen Morgen brachen wir auf, hatten eine Stunde später Kuźnice, das einstige Eisenwerk, schon durchschritten und stiegen durch Wald am steilen Abhang empor. Die Felsenmasse des Gewont zeichnete sich immer plastischer zu unserer Rechten. Bald erreichten wir die grünen Alpenwiesen und schritten nun wie auf sammetnem Teppich weiter. Plötzlich wurde der Blick nach Süden frei, und über hellen Trümmerstätten und dunklen Krummholzbeständen sahen wir dicht vor uns als höchsten Gipfel[1]) die Swinnica sich erheben und links neben ihr die steil emporstrebende Pyramide, des „Doms" (Kościelec), so genannt, weil sie gleich einer gothischen Kirche stolz über ihre Umgebung emporragt. Der Grat, den sie krönt, setzt sich nach Norden fort; durch ihn wird die Mulde, die zu unseren Füßen liegt, in zwei tiefe Thäler getheilt. Andere Gipfel folgen in östlicher Richtung auf einander: der steile Gemsenstein[2]), den die Gemsen oft erklimmen, den der Mensch aber nur zu besteigen vermag, wenn er ebenso gewandt wie die Gemse ist; die beiden Kuppen der Granaten, die bei Sonnenaufgang in rothem Lichte erglänzen; der „gelbe Fels"[3]), eine dreieckige Steinpyramide, gelb von den Flechten, mit welchen ihre Wände be-

[1]) 2304 Meter.

[2]) Kozi Wierch.

[3]) Żółta Turnia.

deckt sind, und dann weiter immer andere Berge, fast endlos im bewegten Bilde, zu einem mächtigen Amphitheater an einander gereiht. Stellenweise leuchten weiße Schneemassen an den Abhängen; wir ahnen die schauerliche Oede, welche in diesen granitnen Gipfeln herrschen muß, doch die Morgensonne vergoldet jetzt den nackten Stein und mildert die schroffen Gegensätze. Zu unseren Füßen ist es saftig grün; wir erblicken auch Sennhütten unten im Thale, an den Abhängen Hirten, weidende Ziegen und Schafe. Freilich ist es eine civilisirte Alp, die wir hier vor Augen haben, eine, die sogar schon Empfangsräume für Gäste hat. Um das Hirtenleben in den Centralkarpathen wirklich kennen zu lernen, muß man abgelegenere Theile derselben aufsuchen. Dort hat sich jenes Hirtenleben noch in seiner vollen Ursprünglichkeit erhalten, mit dem früheren Elend, aber auch in der früheren Ungebundenheit, an welcher die Bewohner dieser Berge leidenschaftlich hängen. Dieses Gefühl muß den Hirten über alle sonstigen Entbehrungen hinwegheben, denn in der That ist das Leben nicht leicht, das der Hirt in den Hochthälern dieses rauhen Gebirges zu führen hat. Abwechselnd wird er dort von Regen durchnäßt, von Schnee überschüttet, vom Hagel geschlagen und sieht sich der Gewalt der Elemente oft völlig preisgegeben. Denn vielfach findet er auf der Alp keinen anderen Schutz gegen die Ungunst des Wetters als einen vorspringenden Felsen. Auf mancher Alp fehlt es zwar nicht mehr an ausreichenden Sennen, doch häufig ist nur ein einziges Gebäude da, das nicht ausreicht, um die Hirten aufzunehmen. Dann schlafen sie den ganzen Sommer im Freien und halten dort jede Witterung aus. Vor einiger Zeit wußten einige Erforscher der Centralkarpathen noch über eine Alp zu berichten[1]), der jedes Gebäude fehlte, und wo auch der Sennvater (Baca) unter einem Felsenvorsprung schlief, der zur Tageszeit den Milchkessel zwar vollständig, des Nachts seinen Körper aber nur zur Hälfte deckte.

Etwa Mitte Juni, sobald der Schnee aus den Hochthälern schwand, und die Alpenwiesen ergrünten, fängt der Zug der Herden nach den Höhen an[2]). Die Dorfbewohner treiben ihre Schafe alsdann zusammen und zählen sie dem Sennvater vor, der nunmehr die Verantwortung für sie übernimmt. Er besprengt die Herde mit Weihwasser, um sie vor allem Uebel zu bewahren, macht das Zeichen des Kreuzes über den Weg und setzt sich nun unter dem Klang der unzähligen Kupferglocken, welche die Schafe am Halse tragen, ihrem Blöken und dem Gebell der Hunde in Bewegung. Der Sennvater, meist ein alter Mann mit langem, lockigem Haar, schreitet voran. Seine Hüften umfaßt ein breiter Gurt, auf dem große messingene Klammern und Knöpfe strahlen. An der Seite des Sennvaters hält sich sein Hund, ein schönes, mittelgroßes Thier, ganz weiß, mit langem Haar, die prächtig behaarte Fahnenruthe aufwärts gekrümmt über den Rücken tragend. Ihrem Herrn treu ergeben, sind diese Schäferhunde gegen Fremde freilich wenig freundlich, und es bringt

[1]) Am Böhmischen See, nach A. Wrześniowski, Tatry i Podhalanie. Denkschrift des polnischen Tatra-Vereins. Bd. III. 1882.

[2]) Vergl. hierzu die schon citirte Abhandlung von A. Wrześniowski und S. Witkiewicz, Na Przełęczy. 1891. p. 82.

geradezu Gefahr, sich in entlegeneren Theilen der Centralkarpathen nach Sonnenuntergang einer Senne zu nähern. Die Hirten, welche Juhasy genannt werden, sehen in ihren vor Schmutz fast schwarzen, in Fett getränkten Hemden und ihren wie Wachsleinwand glänzenden Hüten, den vom Wetter gebräunten, meist stark verbrauchten Beinkleidern und Röcken, den großen, wollenen, mit sehr langen Fransen besetzten Torniſtern nicht gerade sehr gesittet aus. Einige Pferde sind mit den nöthigen Geräthschaften und vor Allem dem Milchkessel beladen. So geht es auf steinigen Wegen durch Wälder und Gestrüpp zur Alp. Dort werden die Schafe in die Umzäunung getrieben und der Schutz vor dem „Bösen" nochmals vom Himmel erfleht. Der Sennvater streut über glühende Kohlen geweihte Kräuter und Harz, entblößt das Haupt, macht das Zeichen des Kreuzes, umschreitet dreimal von Westen gen Osten die Umzäunung, streut dann die Kohlen vor dieselbe und betet knieend mit den anderen Hirten.

Drei Tage später erscheinen die Besitzer der Schafe auf der Alp und bleiben dort den Tag über. Jeder melkt seine Thiere selbst und merkt dann mit Kerben an zwei gleichen Stäben die Höhe der Milchschicht in dem Melkgefäß an. Den einen Stab nimmt er mit nach Hause, den anderen behält der Sennvater auf der Alp. Bei der Abrechnung im Herbst wird das Melkgefäß so oft bis zur Höhe der am Stabe angebrachten Kerbe mit Wasser gefüllt, als das Schaf Wochen auf der Alp zubrachte. Das ganze Wasser wird gewogen und ein gleiches Gewicht an Käse vom Sennvater abgeliefert. Auch die Hirten erhalten vom Sennvater nur Käse als Lohn, und zwar hat jeder derselben für die etwa fünfzig Schafe, die er hütet, täglich einen Käse von bestimmter Form und Größe zu beanspruchen. Von dem Gesammtgewinn fällt auf diese Weise annähernd ein Drittel auf den Sennvater, zwei Drittel auf die übrigen Hirten. Dabei ist anzunehmen, daß jedes Schaf durchschnittlich zehn Pfund Käse im Laufe des Sommers liefert; doch kann in besonders günstigen Jahren diese Menge sogar bis über das Doppelte anwachsen. Das sind Jahre, in denen sich die Mühewaltung des Sennvaters wirklich lohnt. Denn seine Stellung ist voller Verantwortlichkeit, und nicht nur muß er die Hirten, über welche er patriarchale Gewalt ausübt, in Zucht halten, sondern auch auf das Sorgsamste über die Herde wachen. Erkrankt ein Schaf, so wird es zu ihm gebracht, und man erwartet, daß er einige thierärztliche Erfahrung besitze. Für ein verloren gegangenes Schaf leistet er vollen Ersatz, und stürzt eins vom Felsen, so hat er dessen Fell und getrocknetes Fleisch dem Besitzer abzuliefern. Er haftet für jedes Thier, das ein Bär zerriß oder ein Adler entführte. Kann er den Kopf des Opfers dem Besitzer vorlegen, so trägt er nur die Hälfte des Verlustes. Doch dürfen solche Vorfälle sich nicht wiederholen, da er das Vertrauen sonst einbüßte, das man auf ihn setzte.

Die Darstellung des Schafkäses vollzieht sich hier in recht ursprünglicher Weise. Durch ein Tuch, auf dem meist Krummholzzweige liegen, wird die Milch in einen großen Ständer gesiebt, worauf der Sennvater Lab hinzufügt. Nachdem er seine Arme gewaschen, taucht er sie in die Milch und holt

den geronnenen Käsestoff daraus hervor. Die schneeweiße Masse wird nun in einem Tuche aufgehängt, damit alle Flüssigkeit von ihr abfließe, dann in Formen gepreßt und erhält so die Gestalt kleiner Tonnen. Man taucht den so geformten noch weichen Käse schließlich für wenige Minuten in kochendes Wasser ein und hält ihn in heißen Rauch, damit er eine harte und feste Kruste bekomme und sich besser halte.

Ein Theil des Käsestoffes wird nicht zu festem Käse verarbeitet, vielmehr eingesalzen, in Kugeln geformt und so einige Tage sich selbst überlassen. Während dieser Zeit macht dieser Käsestoff eine bestimmte Gährung durch, wird hierauf zerrieben und liefert die Brinse (Bryndza), einen Schmierkäse von sehr scharfem Geschmack, der sich bei den Bewohnern der Karpathen und den Ungarn einer großen Beliebtheit erfreut.

Die Flüssigkeit, der man den meisten Käsestoff entzogen hat, wird unter Umrühren im kupfernen Kessel erwärmt und als süße Buttermilch genossen. Zuverlässige Beobachter berichten [1]), daß sowohl der Sennvater und die Hirten als auch die Hunde auf der Alp den ganzen Sommer ausschließlich von solcher Buttermilch leben. Dabei sehen die Leute gut aus und sollen unter Umständen an Körpergewicht sogar zunehmen.

Was nicht gleich als süße Buttermilch Verwendung fand, gelangt in Fässer, wird dort sauer und bietet so einige Abwechslung in der Nahrung.

Da auf der Alp jede Gelegenheit zu Ausgaben fehlt, sparen dort die Hirten ihren ganzen Lohn, freilich oft nur, um das, was sie oben verdienten, unten im Thal desto rascher durchzubringen.

Auf der hochgelegenen Alp zwischen steilen Felsen und Gehängen weiden nur noch Schafe und Ziegen. Die Ziegen sind naturgemäß gute Kletterer. Sie erinnern in dieser Beziehung an ihre Verwandten, die Gemsen, und da sie meist als freie Herdenthiere vom Menschen behandelt wurden, tagsüber ziemlich eigenmächtig umherstreifen durften und nur des Nachts unter Aufsicht standen, so sind sie auch intelligent, munter, launig, neugierig geblieben und neigen zu scherzhaften Streichen. Ganz anders das Schaf, so recht das Product andauernder Bevormundung und fortgesetzter Sclaverei, dumm und gleichgültig, unbeholfen und feige — nur noch ein Schatten seiner wilden Vorfahren, von denen ihm nichts als eine leidliche Anlage zum Klettern verblieben ist. Denn alle wilden Schafarten sind Gebirgsbewohner; ihre eigentliche Heimath liegt in den asiatischen Bergen, in denen sie meist bis über die Schneegrenze emporsteigen. In Regionen, die über siebentausend Meter hoch liegen, begegnen sie nur noch den Ziegen, denen sie dort auch an Scharfsinn, an Muth und an Kampfeslust gleichen. Ihre Charakterlosigkeit haben sie erst in der Cultur erlangt, wurden zugleich freilich auch friedfertig, harmlos und sanft. Da aber diese ihre guten Eigenschaften vornehmlich in ihrer Dummheit wurzeln, so ist es vielleicht nicht ganz zutreffend gewesen, sie als Sinnbild der Tugend hinzustellen [2]).

[1]) So August Wrzesniowski, weiland Professor der Zoologie an der Warschauer Universität, ein sehr eifriger Erforscher der Hohen Tatra.

[2]) Vergl. auch Brehm's Thierleben. Große Ausgabe. Zweite Auflage. Bd. III, S. 339.

Auf den tiefer gelegenen Weiden sieht man wieder Kühe und Pferde, begegnet auch häufiger als auf der hohen Alp den Sennerinnen. Das Leben wird leichter mit abnehmender Höhe, ist dort aber auch eines Theiles jener wilden Romantik beraubt, die den Hirten fesselt.

XV.

Wir begannen jetzt zwischen Krummholz abzusteigen und folgten dem Wege nach dem Schwarzen See, der dem Meerauge (Fischsee) an Größe kaum nachsteht und sicher zu den schönsten der Hohen Tatra gehört. Er verdankt seine Entstehung einer sich quer durch das Thal erstreckenden Stufe, die ihn zunächst auch den Blicken des nahenden Wanderers entzieht, bis er ihn dann plötzlich überrascht, wenn er diese Stufe betritt. So lag auch der See jetzt vor uns ausgebreitet, und in seinen dunklen, schwarzgrünen Gewässern spiegelten sich die ringsum aufsteigenden Berge. Unmittelbar umfaßt ihn von Westen der jäh abstürzende Kościelec, dessen Höhe fast ins Unbegrenzte zu wachsen scheint, weil zu den in den Himmel hineinragenden Felsenmassen sich ihr Bild in der Tiefe gesellt. Im Süden steigen die Spitzen des Gemsensteins (Kozi Wierch) und, gleich einem riesigen Krystall, die steilen Felsenwände des Granats auf. In zahlreichen Rinnen senken sich dort lange Schneestreifen zum Thale. Im Osten setzt sich vom Granaten aus eine zackige Kette bis zum gelben Fels fort, den ein steiler Felsendamm mit den Kościelec verbindet. Vom Kościelec stürzen zur rauhen Jahreszeit Granitblöcke in endlosen Massen in den See, schleudern dessen aufbrausende Fluth himmelhoch und verschwinden mit dumpfem Getöse in der Tiefe. Einst wird dieser See, wie so mancher schon vor ihm, aus dem Gebirge verschwinden und nur eine Trümmerstätte sein einstiges Bett bezeichnen. Doch bis sich das vollzogen hat, wird manche Menschengeneration noch vergehen. Denn auch jetzt noch hat der See unter dem Kościelec fast fünfzig Meter Tiefe, und immer noch verschwinden in ihm die mächtigsten Granitblöcke spurlos. Eine kleine Insel ragt aus seinen dunklen Fluthen hervor und belebt sie mit ihrem grünen Pflanzenschmuck. Was aber dem Bilde ein ganz besonderes Aussehen verleiht, das ist der Rahmen dunkler Krummholzkiefern, die den See umfassen. Man muß in der That die Centralkarpathen aufsuchen, um das Krummholz so typisch und landschaftlich wirksam ausgebildet zu sehen[1]). Es bietet einen Anblick von ganz eigener Art, von einem Effect, der wohl auch künstlerisch sich noch verwerthen ließe. Das Bild ist durchaus verschieden von demjenigen, das jedes andere Strauchwerk bietet, denn die Krummholzbestände bilden eine geschlossene Masse mit sanft welliger Oberfläche, ein sattgrünes Hügelland von ganz ungewohntem Ausdruck. Es heißt hier beim Volk, diese Föhre sei einst von Gott zur Zwergform erniedrigt worden, weil sie ihr Holz für das Kreuz Christi hergegeben habe.

---

[1]) Vergl. diese Zeitschrift, Jahrgang 1896, Bd. LXXXIX, S. 95. In den Alpen wird diese Kiefernart vornehmlich als Legföhre, in anderen Gebirgen auch als Zwergkiefer oder als Knieholz bezeichnet.

Wir blickten lange in den klaren Wasserspiegel, der, wenn ein Luftzug ihn kräuselte, mit zarten Schuppen von schillerndem Perlmutter sich zu schmücken schien. Die Sonne stand hoch am Himmel, und ihre Strahlen drangen tief hinab in den See, bis zu den granitenen Trümmern, an deren krystallenen Facetten sie in unzählige Funken zerstoben. Grelle Strahlenbüschel fielen in die Spalten der Berge, als wollten sie alle ihre Geheimnisse ergründen; in den Tiefen der Thäler fehlten alle Schatten.

Unser Weg folgte jetzt dem Ostrande des Sees zum Zawrat[1]); wir befanden uns auf einem der begangensten Touristenpfade in der Hohen Tatra, demjenigen, der von Zakopane zum Meerauge führt. Bald begannen wir stark zu steigen und waren nach kurzer Zeit über die Region des Krummholzes gelangt. Die Gegend nahm ein trostloses Aussehen an, das Gepräge einer öden Trümmerstätte. Ueber uns hingen wie Leichentücher lange Schneefelder von den Abhängen herab, was den traurigen Eindruck des Bildes noch steigerte. Doch wir brauchten uns nur umzublicken, um unten in der Tiefe die lachende Welt zu sehen. Da breitete sich das heitere Thal im üppigen Pflanzenkleid aus und der See schaute wie ein dunkles Auge klar zum blauen Himmel hinauf.

Ueberall sind in den Gipfeln der Hohen Tatra Schneefelder anzutreffen, und sowohl die Beobachtung als auch die Berechnung haben ergeben, daß die Schneegrenze für dieses Gebirge auf etwa 2300 Meter anzusetzen sei. Eine ganze Anzahl von Gipfeln ragt zwei- bis dreihundert Meter darüber hinaus und müßte unter einer ewigen Schneedecke ruhen. Daß diese dennoch fehlt, wird durch die Steilheit der Gipfel und ihren geringen Umfang bedingt. Dazu kommt, daß die Vertheilung der wässerigen Niederschläge über die Jahreszeiten eine Anhäufung großer Schneemassen in den Centralkarpathen nicht begünstigt. Im Gegensatz zu den Alpen ist hier der Winter weit trockener als der Sommer.

Dadurch geht freilich den Centralkarpathen ein hoher Schmuck verloren: es fehlen ihnen die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel und die in die Thäler sich hinabsenkenden Gletscher. Die an den Abhängen verstreuten Schneefelder vermögen diesen Mangel nicht zu ersetzen; auch decken sie zusammengenommen nicht einmal die Fläche eines Quadratkilometers[2]).

Wir erreichten die obere Thalstufe, den granitenen Damm, der den gelben Fels mit dem Kościelec verbindet. Vom Gemsenfels stürzen hier steil die Wände ab. Allseitig umgeben uns die Granitblöcke in wüstem Durcheinander. Die Schneefelder reichen bis zu uns heran. An ihren Rändern, dort, wo ihr absickerndes Wasser den Boden dauernd netzt, haben bunte Frühlingsblumen ihre Wohnstätte aufgeschlagen. Mit hellen Augen blicken sie in diese Welt der Zerstörung. Unwillkürlich fühlen wir uns von diesem Gegensatz ergriffen; er zaubert ein Bild verklärten Lebens in den Tod hinein. Wir fühlen uns wie beruhigt und wie besänftigt, denn wir ahnen, daß über den Trümmern

[1]) Auszusprechen: Sawrat.

[2]) Nach K. Grissinger, Die Schneegrenze in der Hohen Tatra. Verein der Geographen an der Universität Wien. Berichte über das vierzehnte Vereinsjahr 1888. Vergl. auch A. Rehmann, Tatry, p. 125.

dieser Gipfel, auch wenn sie einst alle zu Thale stürzen, lieblicher Blüthenschmuck versöhnend sich ausbreiten wird. Mit Freuden folgen wir jeder Offenbarung neuen, sprossenden Lebens aus dem todten Stein; sie klingt uns wie eine Frühlingsharmonie in den späten Sommer hinein. Hier ist es die Gletscherranunkel, die ihre weißen, rosig angehauchten Blüthen erhebt, dort sind es weiße, rothe und gelbe Steinbrecharten, dort wieder alpine Weidenarten, die an den kalten Fels ihre dunklen Blätter drücken. In dieser granitenen Oede liegt ein kleiner See, der fast einer gähnenden Oeffnung in dem ihn umrahmenden Schnee gleicht. Ich zog einst bei trübem Wetter an ihm vorbei; dunkle Wolken hingen damals wie Trauergewänder von den Felsen herab, Dämpfe entstiegen dem unheimlichen Gewässer — ich glaubte ein Bild aus Dante's Hölle zu schauen.

Wir stiegen höher; bald galt es mit den Händen anzugreifen, denn der Abhang wurde steil. An schwierigen Stellen fanden wir eiserne Ketten und Klammern vor, an denen wir uns emporziehen konnten. Ein wenig klettern muß man stets in der Hohen Tatra, wenn man in den Granit gelangt; nur an der ungarischen Seite sind stellenweise, selbst in Schutthalden und an Felsen, bequemere Wege angebahnt. Dank der Thätigkeit der Karpathenvereine kann man jetzt aber alle besuchteren Strecken der Hohen Tatra ohne eigentliche Gefahr begehen, wenn man nur schwindelfrei ist und über die nöthigen Kräfte verfügt. Früher war das freilich anders, und der Lemberger Professor Hacquet ertheilt 1795 dem Reisenden, der sich bis zu den Gipfeln dieser Berge hinauf wagen will, eine Fülle von Rathschlägen: „Ein Bergsteiger muß," so schreibt er, „in allen Fällen beherzt sein und keine Furcht vor hohen und jähen Abstürzen haben. Der sogenannte Schwindel entsteht aus Furcht; um von dieser befreit zu sein, ehe man noch hohe Gebirge besteigt, ist es gut, sich vorher auf hohe Thürme zu begeben und so stufenweise, theils auf freien Gerüsten, theils auf Dächern u. s. w. herumzuklettern, wodurch man sich dann um so leichter an das Bergsteigen ohne Furcht gewöhnen wird" [1]).

Diesen Anforderungen der Furchtlosigkeit glaubten wir allerdings einigermaßen zu genügen, ohne eine Probe unserer Schwindelfreiheit je zuvor auch auf Dächern abgelegt zu haben. Andere Bedingungen, die Hacquet an das Bergsteigen knüpft, hätten freilich nicht alle unter uns erfüllen können. „Ferner muß," so schreibt er nämlich, „ein Reisender nie beweibt sein, denn erstens liebt er seine Gattin, wie es der Stand erfordert, so verliert er bei der Trennung viel von seinem Muthe . . ., zweitens wagt ein Verheiratheter weniger, da er als Vater unmündiger Kinder sich nicht gern in Gefahr begeben mag und kann."

Hacquet, der ja auch sonst ein sehr praktischer Mann zu sein schien, empfahl, im steilen Gebirge keine Steigeisen, sondern Sandalen zu benutzen. Die Steigeisen seien, so meinte er, von Werth nur in Kalkgebirgen und auf

[1]) Hacquet's neueste physikalisch-politische Reisen in den Jahren 1794 und 1795 durch die dacischen und sarmatischen oder nördlichen Karpathen. Vierter Theil. S. 226. Nürnberg 1796.

Gletschern, hingegen nicht auf Granit und auf Sandstein. Seine Sandalen waren aus einem fingerdicken, in Oel getränkten und mit Darmsaiten genähten Strick verfertigt. Er schnallte sie mit Riemen an die Stiefeln. So behauptete er selbst auf glatten Felswänden nicht auszugleiten, wie das mit Steigeisen leicht geschehe.

Nicht ganz ohne Mühe erreichten wir endlich den Grat, eine schmale Einsattelung, die in 2173 Meter Höhe zwischen der Świnnica und dem Gemsenstein (Kozi Wierch) sich erstreckt und den Namen Zawrat führt. Der Eindruck, den man hier empfängt, ist überwältigend. Hierher hätte Byron den Manfred versetzen sollen. Besser als die Gegend um die Jungfrau hätte diese seiner Stimmung entsprochen: „Die Geister, die ich rief, verlassen mich — die Zauberworte, die ich lernte, täuschten mich — wo ich Heilung hoffte, da fand ich nur Qual!“

Es ist ein majestätisch düsteres Bild, großartig in seiner Erhabenheit, schreckenerregend in seiner Wildheit. Kaum glaubt man noch auf demselben Planeten sich zu befinden, so groß ist der Gegensatz zu der heiteren, bewohnten Welt in der Tiefe. So still, so starr, so todt wie hier muß es auch auf dem Monde sein.

Ueber dem tiefen Thale, jenseits des Bergrückens, der es im Süden begrenzt, steigt die Pyramide des Kriwán empor. Sie beherrscht mit ihren gewaltigen Massen dort das Bild. Mit Schneefeldern verbrämte Gipfel reihen sich dem Kriwán an und schneiden mit steilen Gipfeln und scharfen Graten in den klaren Himmel ein. Fast endlos folgen sie in östlicher Richtung auf einander, um dort mit der Gerlsdorfer Spitze abzuschließen, die im unsicheren Blau der weiten Ferne schwindet. Die ganze Tatrakette mit ihren schartigen Mauern und Zinnen entfaltet sich vor den Augen des Beschauers und wirkt mit der ganzen Macht ihrer eigenartigen Gestaltung auf ihn ein. Unfern zu seiner Rechten blickt er zu den Felsenmassen der Świnnica auf. Dort sieht er die Gebirgskette sich in zwei Arme theilen, und vor ihm gähnt die Tiefe, welche diese gewaltigen Arme von einander trennt. Aus ihrem Grunde leuchtet in blaugrünem Schimmer, von goldig-gelben Granittrümmern umrahmt, einer der fünf „polnischen Seen“ ihm entgegen. In seiner Nähe steigen nur nackte Felsen auf, kalt und starr, durch abwärts sickernde Wasserfäden mit dunklen, welligen Streifen gezeichnet. Es ist, als hätten riesige Schlangen sich von den Höhen niedergelassen, um den frechen Eindringling zu schrecken, der sie in ihrer Ruhe stört. Hier und dort gleiten einzelne Sonnenstrahlen an den schlüpfrig-feuchten Granitflächen zur Tiefe hinab, brechen sich an ihnen und übergießen sie mit metallenem Glanze. Die unendliche Fülle von Luft und von Licht berauschte schließlich unsere Sinne, und wir scheuten uns fast, hinab in den Abgrund zu schauen.

Und doch ist uns so wohl in diesen lichten Höhen; wir fühlten uns allem Irdischen wie entrückt; es ist, als beherrschten wir den unendlichen Raum. Jeder Athemzug läutert unser Blut, mindert das Gewicht, das unseren Körper an den Boden fesselt. Und statt hinab zur Tiefe wenden wir uns ostwärts zu den steilen Felsen, denn noch höhere Gipfel ziehen uns an. Der

Weg führt am Abgrund zur Świnnica. Da gilt es freilich schwindelfrei zu sein, denn man folgt oft schmalen Vorsprüngen an fast senkrechten Wänden und sieht in endlose Tiefen. Oben auf der steilen Spitze der Świnnica[1]) haben nur wenige Menschen Platz. Die Aussicht reicht über alle Bergketten, weit nach Galizien und in das ungarische Land hinein. In den Thälern vermag man dem mäandrischen Lauf der Bäche zu folgen und glaubt noch fernhin in der Ebene ihre Bahnen zu erkennen. Denn die Luft ist so klar, daß der Blick die Unendlichkeit zu umfassen wähnt, und es ist ihm, als müsse er über alle Lande das weite Meer erreichen, nach dem auch alle jene Tropfen sich sehnen, die von den feuchten Felsen dieses Gebirges unaufhörlich zur Tiefe sinken. — „Dieser breite Berg dort im Nordwesten," sagt der älteste unserer Führer, „ist die Babia Góra, der höchste Berg der Beskiden. Das Wetter bleibt schön, denn sein Gipfel ist ohne Wolken." Andere Wetterzeichen hatten sich uns schon am Morgen günstig erwiesen. Von den in den Feldern angelegten Feuern war der Rauch gerade in die Höhe gestiegen; die Spinnen hatten ihre Netze in der Höhe der Kräuter und in den Zweigen der Büsche angelegt, während sie an der Erde spinnen, wenn es regnen soll; ja unser Führer behauptete sogar, am Kartoffelkraut seien die Blätter aufwärts gerichtet gewesen, während sich dieselben vor dem Regen senken[2]).

Inzwischen hatten andere Führer an einer geschützten Stelle unterhalb des Gipfels uns Thee zubereitet. Jeder polnische Führer in der Hohen Tatra ist mit einem kleinen Kessel ausgerüstet, versieht sich bei Zeiten mit dem nöthigen Wasser und sammelt trocknes Holz unterwegs für das Feuer. Wir brauchten uns nicht zu beeilen, denn die Aussicht auf schönes Wetter gab uns den Entschluß ein, die Nacht im Freien zuzubringen. Wir wollten nur bis zur Krummholzregion hinabsteigen, dort ein Lager aufschlagen und die Romantik dieser Berge so bis zum letzten Zuge auskosten.

XVI.

An einem nicht zu fernen Abhang tauchte ein Rudel Gemsen auf. Das versetzte unsere Führer in große Aufregung, denn die Leidenschaft zur Jagd ist diesen Menschen angeboren, und nichts wird ihnen so schwer, als ihr jetzt zu entsagen. Das Erscheinen der Gemsen veranlaßte bald Gespräche über Jagd und Jagdabenteuer, über das Leben und die Sitten dieser Thiere.

Solange die Gemsen[3]) rücksichtslos in der Hohen Tatra verfolgt wurden, hielten sie sich nur in den Gipfeln dieses Gebirges auf, in Höhen, die meist zweitausend Meter überstiegen. Sie lebten zwischen den Felsen auf schwer zugänglichen Stellen. Nur die älteren Böcke, die ausschließlich zur Brunstzeit bei den Rudeln weilen, trieben sich einsam in der Krummholzregion herum. Jetzt, wo die Gemsen durch Jagdgesetze wirksam geschützt werden,

[1]) 2304 Meter hoch.

[2]) Vergl. sonstige Angaben über Volksmeteorologie in der Hohen Tatra in den Denkschriften des polnischen Tatra-Vereins. Bd. VIII. 1883.

[3]) Vergl. hierzu: M. Nowicki, Kozica, Przegląd Polski. Dritter Jahrgang. 1868. S. 230. — Brehm's Thierleben. Dritte Auflage. Bd. III, S. 267.

steigen auch die Geisen tiefer hinab, und ihre Zahl hat so zugenommen, daß man fast bei jedem Ausflug ganzen Rudeln derselben begegnet. Ihrem Ursprung nach gehören die Gemsen zu den Waldantilopen, und ihre eigentliche Wohnstätte ist somit der obere Waldessaum. Wie die meisten anderen Antilopen ist auch die Gemse ein Tagthier. Sie ruht des Nachts, es sei denn, daß heller Mondschein sie zum Nachtwandeln verlockt. In der Morgendämmerung geht sie auf Aesung. In den Alpen pflegt sie dabei abwärts zu steigen und sich schließlich im Schatten eines Baumes oder Felsens auszustrecken, um wiederzukäuen. Gegen Mittag steigt sie langsam bergan, tritt am Abend nochmals auf Aesung und legt sich nach Eintritt der Dämmerung zur Ruhe nieder. Dazu wählt sie meist Stellen aus, welche eine weite Umschau gestatten, und von denen sie auch frei in die Tiefe blicken kann. In der Hohen Tatra pflegen die Rudel die Nacht an den Orten zu verbringen, an denen sie am Tage geweidet haben und verlassen ihn erst, wenn die Nahrung zu Ende geht. Im Winter ziehen sie hinab in den oberen Wald. Dort dienen ihnen als Nahrung die eingetrockneten Gräser und Kräuter, und wenn der Schnee den Boden gedeckt hat, graben sie sich aus ihm auch Moose und Flechten hervor. Bei sehr tiefem Schnee wissen sie sich mit Bartflechten, den Zweigenden der Bäume und Sträucher zu begnügen, benagen auch wohl in der Noth die Rinde der Bäume. Zur Sommerzeit fehlt es ihnen nicht an zarten Gräsern und saftigen Kräutern; sie bevorzugen die Gemswurz (Doronicum austriacum und hirsutum) und die Muttern (Meum mutellina). Ihre höchsten Leckerbissen sind die Stengel der Habichtskräuter (Hieracis) und der graublätterigen Pestwurz (Adenostyles albifrons), während sie deren Blätter verschmähen, sie abbeißen und zur Erde fallen lassen. Während der Brunstzeit, die von Mitte November bis Anfang Dezember währt, finden die heftigsten Kämpfe zwischen den Böcken um den Besitz der Geisen statt. Ein zweiter Bock wird vom ersten im Rudel nicht geduldet, und jedesmal beginnt der Kampf wieder, wenn ein neuer Nebenbuhler erscheint. Der Besiegte muß weichen, doch in einiger Entfernung bleibt er stehen und wirft begehrliche Blicke nach dem Rudel. Der Sieger sieht ihm nach mit funkelnden Augen und stößt vor Wuth ein dumpfes Grunzen aus. Durch diesen Sieg des Muthigeren, Gewandteren und Stärkeren erreicht die natürliche Zuchtwahl eine Erhaltung und Steigerung der vortheilhaften Eigenschaften bei der Art. Dem Sieger selbst kann zu große Eifersucht aber unter Umständen verderblich werden. Die Wilddiebe in der Hohen Tatra nutzten sie aus, indem sie sich in ihren braunwollenen Rock einhüllten, in bestimmter Weise ein weißes Tuch um den Kopf banden und sich gebeugt, auf Händen und Füßen, dem Rudel nahten. Dann stutzte der Bock, der einen Rivalen zu wittern meinte, und lief ihnen oft, von Leidenschaft geblendet, zum Schuß entgegen.

Wenn sich das Rudel zur Ruhe legt, verbleibt mindestens eine Gemse stehend auf der Wache und hält Umschau nach allen Seiten. Glaubt sie etwas Verdächtiges zu vernehmen, so warnt sie das Rudel durch einen dumpfen Pfiff, der nicht so durchdringend ist wie der des Murmelthieres; der Jäger weiß beide genau zu unterscheiden.

Bei der großen Wachsamkeit der Gemsen gelingt es dem Jäger nicht leicht, sich denselben auf Schußweite zu nähern, und er muß alle List anwenden, um dies zu erreichen. Die schwer zugänglichen Stellen, auf welchen die Gemsen sich aufhalten, zwingen ihn, steile Felsen zu erklimmen oder daran hinabzusteigen, wobei er nicht selten in Lebensgefahr geräth. Doch das alles erhöht für ihn nur den Reiz dieser Jagd und steigert seine Neigung bis zur Leidenschaft. Um den ersehnten Standort zu erreichen, krallt er sich ein in den Fels mit den Nägeln, faßt die Vorsprünge des Steines mit den Zähnen, bis er plötzlich bemerkt, daß er weder vorwärts noch rückwärts weiter kann, so wie schon vor vierhundert Jahren Kaiser Maximilian, als er auf der Martinswand sich verstieg. Einer unserer Führer erzählte, wie er einst beim Abstieg, da ein Stein unter seinen Füßen nachgegeben hatte, an den Händen aufgehängt über dem Abgrund schweben blieb, und wie ihm im Entsetzen die Welt zunächst ganz roth erschien, dann farbige Kreise vor seinen Augen zogen. Auch wissen die Jäger, hier wie in den Alpen, von der Zugkraft zu erzählen, die ein fallender Stein an gefahrvollen Stellen auf den Menschen ausübt. Der Schwindel ergreift ihn; es ist, als müsse er dem Stein nachstürzen. Da gäbe es nur ein Mittel, sich zu retten: man müsse, sobald man des rollenden Steines gewahr wird, das Gesicht zum Felsen wenden.

In der Morgendämmerung späht der Jäger nach den Gemsen, indem er zu den Gipfeln emporsteigt, denn er weiß, daß vor Sonnenaufgang, so wie auch am Abend, der Wind von den Gipfeln zum Thale abwärts weht, daß die Gemsen ihn somit nicht wittern können, wenn er sich unter ihnen befindet. Nach Sonnenaufgang beginnt der Wind bald aufwärts zu blasen, und so muß er denn höher als die Gemsen steigen, um unentdeckt zu bleiben. Wunderbare Dinge weiß der Gemsenjäger von dem Geschick dieser Thiere zu erzählen. Sie sollen im Stande sein, von unglaublicher Höhe herabzuspringen und über Spalten zu setzen, die sieben Meter weit klaffen. Sie verstehen es, an fast senkrechten Wänden niederzugleiten, werfen dabei den Kopf und den Nacken nach rückwärts, stemmen sich an den Fels und verlegen das Gewicht ihres Körpers auf die Hinterbeine. Bei so schwieriger Bahn vermögen sie noch mit ihrem Rumpf und ihren Beinen zu steuern, so daß sie wellenförmige Linien am Felsen beschreiben. Da die Gemsen zu Scherz und Spiel sehr aufgelegt sind, so kann man sie auch überraschen, wie sie zu ihrem Vergnügen auf Schneefeldern abwärts rutschen. Eine Gemse folgt alsdann der anderen, und ist sie unten angelangt, so klettert sie wieder in die Höhe, um das Spiel von Neuem zu beginnen.

Die Gemsen fürchten weder das Rind noch Hirsche und Rehe und finden sich nicht selten in deren Nähe ein. Für Ziegen empfinden sie sogar eine gewisse Zuneigung und gesellen sich oft zu diesen; die Schafe flößen ihnen hingegen Widerwillen ein, und sie meiden sogar längere Zeit die Weiden, auf welchen sich Schafe aufgehalten haben.

Es kommt, wenn auch nicht mehr häufig, in der Hohen Tatra vor, daß ein Rudel Gemsen seinen Nachwuchs vor einem Adler schützen muß. Sobald die Geisen desselben gewahr werden, treiben sie alle ihre Jungen zusammen

und decken sie, sich dicht aneinander schließend, mit dem eigenen Körper. Der zum Angriff sich anschickende Adler hebt seine Flügel in die Höhe, streckt seine Beine abwärts und gleicht dann einem Menschen, der eine Last vom Boden aufnehmen möchte. Mit einem ganzen Walde von Hörnern wird er empfangen. Die Geisen suchen ihn abzuwehren und stoßen zugleich jämmerliche Klagetöne aus. Der Angriff des Adlers bleibt meist erfolglos; weit leichteres Spiel hat er, wenn es ihm gelingt, eine vom Rudel verschlagene Geis mit ihren Zicklein zu überraschen.

Ueber Adler wußten unsere Führer auch sonst noch Manches zu berichten. Man sehe es ihrer stolzen Haltung, ihrem strengen Blick, ihrer mächtigen Bewaffnung an, daß sie zur Herrschaft im Reiche der Lüfte geboren seien[1]). Sie verachten jeden feigen Hinterhalt und jede schwächliche List. Sie greifen im offenen Kampfe an und erringen den Sieg durch Kraft und Muth. Bei ihrem Anblick werden die Thiere vor Schreck wie gelähmt. Der Adler umkreist im Flug das ausersehene Opfer, stürzt plötzlich, laut rauschend, auf dasselbe herab und versenkt seine mächtigen Fänge in dessen Körper. So wird mancher Hase, manch junges Reh erbeutet. Die Steinadler (Aquila fulva chrysaetos) sind die vornehmsten Vertreter ihrer Sippe in den Centralkarpathen. Sie stellen mit Vorliebe den Hasen nach, greifen nur lebende Thiere an und berühren ungern ein Aas. Oft spähen sie einem jagenden Habicht oder Falken nach, holen ihn ein, wenn er eine Beute erfaßte, und entreißen ihm diese. Der Adler erfrischt sich gern durch ein Bad, da es ihm aber dann schwer wird, aufzufliegen, schwingt er sich auf einen benachbarten Baum und schüttelt dort das Wasser von seinem Gefieder ab. Dann sieht man ihn mit seinem mächtigen Schnabel jede Feder einzeln kämmen und schließlich davon schweben. Im Frühjahr kreisen die Paare über dem Gebirge im blauen Aether. Immer höher steigen sie, als wollten sie die Sonne erreichen. Plötzlich ziehen sie ihre Flügel ein und stürzen, den Lerchen gleich, abwärts auf ihren Horst. Die mit grauem Wollflaum bedeckten Jungen findet man meist nur in Ein- oder Zweizahl im Horst; sie haben unverhältnißmäßig große Köpfe, gekrümmte Schnäbel, dicke Beine und sehen geradezu abstoßend aus. Ihre Gefräßigkeit übersteigt alle Maße; die Eltern sind aber aufs Zärtlichste bemüht, ihnen reichliche Nahrung herbeizuschaffen.

In den Reisern, aus welchen der Adler seinen Horst erbaute, miethet nicht selten ein frecher Sperling sich ein. Ob den Besitzern des Nestes seine Anwesenheit unbekannt ist, oder ob sie geneigt sind, ihn als Gast zu dulden, läßt sich schwer entscheiden. Sicher ist, daß der Sperling in seinen Schlupfwinkel sich verkriecht, wenn er die alten Adler nahen sieht. Sind diese abwesend, so sucht er den Horst nach Nahrung ab und schert sich dabei wenig um die jungen Adler, die mit den Schnäbeln nach ihm schnappen; ihnen weiß er leicht zu entweichen. Mit den jungen Adlern verläßt auch der Sperling sein Nest. Da aber die Adler denselben Horst mehrere Jahre hinter einander

[1]) Nach Alexander Rembowski, Kazimierz Wodzicki, jako myśliwy. Warszawa 1891.

bewohnen, so stellt sich auch der Sperling darin übers Jahr zu geeigneter Zeit wieder ein.

Ich konnte meinerseits unseren Führern mittheilen, daß in südlichen Ländern sogar Schildkröten von den Adlern in die Lüfte entführt werden. Die Schildkröten sind aber mit einem harten Knochenpanzer versehen, in welchen sie im Augenblicke der Gefahr alle äußeren Gliedmaßen zurückziehen. Dann vermag der Feind ihnen nicht beizukommen. Das sei, so wird erzählt, dem Adler wohl bekannt; er lasse daher die Schildkröten aus großer Höhe auf Steine hinabfallen, damit ihr Panzer sich zertrümmere. So entstand einst auch die Fabel, daß der berühmte Dichter Aeschylos von einer herabfallenden Schildkröte erschlagen worden sei. Das Orakel habe ihm vorausgesagt, daß er an einem bestimmten Tage durch ein herabstürzendes Haus ums Leben kommen werde. Um diesem Schicksal zu entgehen, verließ er an jenem Tage die Stadt und zog ins freie Feld, wo er nur das Himmelsgewölbe über sich hatte. Auf die Festigkeit desselben setzte er sein Vertrauen, doch ein Adler, der eine Schildkröte trug, hielt den kahlen Schädel des Dichters für einen Stein und ließ die Schildkröte auf ihn niederfallen. Da nun der Panzer der Schildkröte als Haus gelten kann, so war das Orakel erfüllt: ein Haus hatte den Dichter erschlagen. Diese über Aeschylos' Ende weit verbreitete Fabel fand selbst bei unseren Führern wenig Glauben; weit mehr imponirte ihnen die andere alte Sage, die ebenfalls bei Plinius[1]) Aufnahme gefunden hat, daß der alte Adler seine Jungen prügle, wenn sie nicht in die Sonne schauen wollen. Blinzeln die Jungen dann, oder schreien sie gar, so werden sie aus dem Nest geworfen. Denn der Adler mag eine verkommene Brut nicht erziehen; nur die hält er für seine wahren Kinder, die der Sonne ins Antlitz zu blicken vermögen.

Dann kam das Gespräch auf die Raben, und unsere Führer behaupteten fest, jene seien noch schlimmere Räuber als die Adler. In entlegenen Theilen der Centralkarpathen gäbe es Raben von außerordentlicher Größe, die wohl sehr alt sein müßten. In der That gab der Graf Wodzicki[2]) schon an, es seien ihm so große Raben in der Hohen Tatra begegnet, daß sie wie Vögel der Legende ausgesehen hätten. Der Rabe —, es handelt sich dabei um den echten Raben, den Kolk- oder Edelraben (Corvus corax) mit gleichmäßig schwarzem Gefieder — ist so schlau wie ein Affe, so grausam und gierig wie ein Wolf. Er ist behend und witzig und verfügt über ein bei Vögeln ganz ungewohntes Gedächtniß. Wo es Vortheil bringt, zeigt er sich vorsichtig, durchtrieben und überlegt, entwickelt aber auch, falls nöthig, sehr großen Muth. Sieht er einen Menschen nahen, so betrachtet er ihn zunächst ganz genau, schließt auf dessen Absicht und handelt dementsprechend. Er kennt genau das Gewehr und auch die Entfernung, auf die es trägt. Er läßt sich selten beschleichen, es sei denn, daß seine Gefräßigkeit ihn verleitet, unvorsichtig

[1]) C. P Plinii secundi Historia mundi Liber X. III, 2.

[2]) Auch Brehm bezieht sich wiederholt auf Angaben des Grafen Wodzicki und rühmt dessen treffliche Beobachtungsgabe. Das hier Mitgetheilte ist vornehmlich dem schon citirten Werke von A. Rembowski über Kasimir Wodzicki als Weidmann entnommen.

zu werden. Sonst sind seine Sinne so scharf, daß er jeder Gefahr sich zu entziehen weiß. Er vermag schon aus der Ferne angeschossenes Wild von unversehrtem zu unterscheiden und verliert es nicht mehr aus den Augen. Er stürzt sich auf das Opfer, sobald es gefallen, und ruft, nachdem er selbst sich sattgefressen, seine Gefährten zu dem Mahle herbei. Noch schleppt sich mühsam das wunde Thier, und schon sind die Raben über den Gipfeln der Bäume versammelt und singen ihm mit ihrer heiseren Stimme ein schauerliches „de profundis“. Auch der Rabe sucht sein Opfer durch die Angst zu lähmen. Er umkreist es, schlägt auf dasselbe ein, rauscht mit dem Gefieder und krächzt ohne Ende. Mancher Hase, manches Rebhuhn erstarren so vor Angst, daß sie nicht mehr zu fliehen vermögen. In der Luft läßt der Rabe auf Fang sich nicht ein, denn fliegt er auch rasch, so ist er doch im Flug nicht gewandt. Dem Hasen lauert er auf und stürzt auf ihn herab, wenn er seinen Schlupfwinkel verläßt; oft setzt er sich ihm auf den Rücken, schlägt die Krallen ihm ins Fleisch und hackt mit dem Schnabel los auf seinen Kopf.

Seinen einmal auserkorenen Gefährten bleibt der Rabe das ganze Leben treu. Als einjähriger Jüngling trifft er die Wahl und ändert nie mehr seinen Sinn. Stets auch bleibt er bei dem nämlichen Horst, den er sorgsam erhält und verziert. Denn alle bunten Läppchen oder glänzenden Gegenstände, die er erlangen kann, trägt er in sein Heim und schmückt damit dessen Ränder. Daß Eltern, welche unnatürlich hart ihre Kinder behandeln oder sie gar verlassen, als Rabeneltern bezeichnet werden, ist ganz unberechtigt. Bei den wirklichen Raben kommt so etwas gar nicht vor. Dafür sorgt ausreichend die Zuchtwahl, daß eine Verfälschung der Instincte, durch welche die Erhaltung der Art gefährdet wird, unter natürlichen Verhältnissen sich nicht ausbilde. Erst die menschliche Cultur machte das Widernatürliche möglich. Die echten Rabeneltern sind einfach verleumdet worden; sie umgeben ihre Jungen mit ausgesuchter Sorgfalt. Und schön sind diese Jungen eben nicht, vielmehr wahre Ausgeburten der Hölle und so gefräßig, daß die armen Eltern trotz aller Anstrengung kaum deren Heißhunger zu stillen vermögen. Wehe den Thieren einer Gegend, in welcher viele solche hoffnungsvolle Rabenkinder das Licht der Welt erblickten. Bei Nahrungsmangel wagt der Rabe sich sogar an den Horst des Adlers heran, schlürft dessen Eier aus und schleppt seine Jungen fort. — Man muß den Verstand und die Umsicht der alten Raben bewundern, wenn sie ihre Jungen, deren Schnäbel noch weich und deren Nägel noch schwach sind, auf die Wiesen und Aecker geleiten, ihnen die Regenwürmer, Schnecken und kleinen Frösche vorweisen und sie lehren, wie man dieselben fängt und verzehrt. Später wird der Unterricht auch auf Mäuse, Maulwürfe und junge Hasen ausgedehnt. Dabei bleiben diese nimmersatten Thiere stets mager; keine Spur von Fett setzt an ihrem Körper an. Es ist, als verzehre sie ein inneres Feuer, als laste auf ihnen ein Fluch, der sie zu ewiger Magerkeit verdammte.

Die Zeiten, da Bären und Luchse großen Schaden in den Beständen der Hausthiere und des Wildes anrichteten, sind auch für die Centralkarpathen schon vorüber. Die Luchse sind dort jetzt ganz vernichtet, und auch die Bären

gehen ihrem endlichen Untergange entgegen. Schon im Jahre 1879 wurde ihre Gesammtzahl auf nur etwa fünfzehn Stück abgeschätzt. Die älteren Hirten wissen freilich noch von ihren einstigen Kämpfen mit dem Bären zu erzählen, und wir hätten noch manche Geschichte dieser Art hören können, wäre nicht die Zeit zum Aufbruch gekommen. Denn die Sonne hatte sich bereits gegen Westen gesenkt, und ihre Strahlen erreichten das Thal nicht mehr. Die Gipfel warfen lange veilchenblaue Schatten über die Berglehne; es dämmerte schon in der Tiefe.

XVII.

Wir steigen am steilen Abhang herunter und setzen unseren Weg in dem Thal der Fünf-Seen zwischen Felstrümmern fort. Im Dämmerlichte des nahenden Abends nimmt dieses Bild der Zerstörung noch düsterere Töne an. Die Seen gleichen großen Stahlspiegeln mit starren Rahmen von Stein. Die zackigen Felsengrate beschauen sich ernst und still in den glatten Flächen.

Die gestürzten Granitblöcke sind mit Flechten bedeckt, die dem Block dicht angeschmiegt sind und an demselben scharf umschriebene Flecke bilden. Die runden, braunschwarzen, fast dachziegelartig gelappten Scheiben gehören zu Parmelia Fahlunensis; die runden, grauen Polster mit zackigem Rande sind Gyrophora proboscidea; die fast citronengelben Krusten werden Rhizopogon geographicum genannt. Sie alle bewohnen mit Vorliebe die hohen Berge und stellen dort die ersten lebenden Wesen vor, die auf dem nackten Stein sich ansiedeln. Wie gering sind aber auch ihre Ansprüche! Sie begnügen sich mit jenen Spuren mineralischer Substanz, die als Staub ihnen zufliegt, oder die sie aus dem Stein herauszulösen vermögen, und schöpfen im Uebrigen ihre Nahrung aus der Luft. Denn jede solche Flechte, wie sie auch gefärbt erscheine, schließt in ihrem Innern grüne Zellen ein, die befähigt sind, im Lichte die Kohlensäure der Luft zu zersetzen. Bei trockenem Wetter werden die Flechten hart und spröde; man kann sie fast zu Pulver zerreiben; jedes bißchen Wasser macht sie wieder weich und biegsam, und sie setzen ihre Entwicklung dann weiter fort. Der starre Scheintod wechselt mit thätigem Leben bei ihnen ab; freilich kann bei so kärglicher Ernährung auch ihr Wachsthum nur ein sehr beschränktes sein, und Flechten von größerem Durchmesser sind hochbejahrte Greise ihres Geschlechts. Die Flechten waren heute trocken, ihre Färbung daher ohne einen Schimmer von Grün. Das Grün mischt sich hingegen in ihre Färbung, sobald sie wieder feucht werden. Dann scheinen nämlich die inneren grünen Zellen durch die äußeren Schichten des Körpers hindurch, während letztere ganz undurchsichtig werden, sobald sie ihr Wasser verlieren. Diese Einrichtung bringt den Pflänzchen Vortheil. Sie schützt ihre grünen Zellen im trockenen Zustand, wo sie doch nicht zu assimiliren vermögen, vor den nachtheiligen Folgen zu starker Belichtung. Werden durch Wasserzufuhr die Lebensvorgänge von Neuem ermöglicht, so hat sich auch die Durchlässigkeit der oberen Gewebe für Licht eingestellt. Jetzt ist dieses Licht den grünen Zellen aber auch erwünscht, da nur mit dessen Hülfe in ihrem Innern die Kohlensäure der Luft zersetzt, die Ernährung der Pflanze somit vollzogen

werden kann. Die selbständigen Organismen, die wir Flechten nennen, sind aus der Vereinigung von Pilzen und Algen, Vertretern zweier verschiedener Abtheilungen des Pflanzenreichs hervorgegangen, und bilden ein merkwürdiges Beispiel des Zusammenlebens von Organismen, einer Genossenschaft mit gegenseitiger Förderung[1]).

Ueberall, wo zwischen den Felstrümmern sich auch nur eine Spur von nahrungspendendem Boden findet, ist derselbe von blühenden Pflanzen besiedelt. Da streckt die Gemswurz ihre gelben Sterne, die Campanula ihre blauen Glocken, die Alpennelke ihre rothgewimperten Kronen dem Lichte entgegen.

Doch bald gelingt es nicht mehr, die lieblichen Kinder der Flora in den Spalten der Granitblöcke zu unterscheiden; auch ihre leuchtendsten Blüthen sind erloschen. Es wird dunkel am Grunde des mächtigen Felsenamphitheaters, und nur die dasselbe beherrschenden Gipfel schimmern noch in rosigem Lichte. Doch auch sie erlöschen nach einander und hüllen sich in fahle Töne ein. Die Welt scheint sich in der Dämmerung zu erweitern; die Berge weichen auseinander. — Wir folgen jetzt dem Nordrande des „Großen Sees", des größten und tiefsten in der Hohen Tatra. Die Nacht zieht ihren schwarzen Schleier über die Erde; wir eilen, um unser Nachtlager zu erreichen; denn wir wünschten erst jenseits des Sees, an der Schutzhütte zu rasten, die nach dem verdienten Erforscher der Hohen Tatra, dem polnischen Geologen Zejszner, ihren Namen führt.

Mit eigner Kunst verstehen es noch die älteren polnischen Führer, in der Hohen Tatra ein Lager im Freien herzurichten. Eine etwas geneigte Bodenfläche wird ausgewählt, von allen Steinen befreit und mit frisch gefällten Aesten der Fichte oder Bergföhre bedeckt. Liegt die Waldesgrenze nicht fern, sind Heidelbeersträucher und Grasnarben von dort zu erlangen, so werden diese zwischen die Nadelholzzweige eingefügt und eine Decke schließlich über das elastische Lager gespannt. Einzelne Führer wissen die Zweigenden des Krummholzes in aufrechter Stellung so dicht an einander zu reihen, daß ein kunstvolles Polster entsteht, auf dem es sich fast besser ruht, als in einem Bette. Ein großes Feuer wird in nächster Nähe angelegt, und trocknes Holz zum Vorrath auch für die Nacht gesammelt. Denn die Luftwärme sinkt des Nachts in diesen Höhen oft beträchtlich, und wir mußten bei so klarem Himmel einer starken Abkühlung gewärtig sein.

Wir stärkten uns an dem mitgebrachten Mundvorrath und legten uns auf unsere Lagerstätten nieder; die Führer setzten sich im Kreis um das Feuer. Es war dunkel; die Sterne funkelten am Himmel im klaren Lichte der Höhen. Wie ein schimmernd weißer Streifen wölbte sich über uns die Milchstraße. Die Nadelholzzweige knisterten im Feuer und verbreiteten einen würzigen Duft. Unsere Leute plauderten vergnügt mit einander; in der Ferne hörte man das Rauschen des mächtigen Wasserfalles, der sich aus dem Großen See

[1]) Vergl. diese Zeitschrift, 1891, Bd. LXVII, S. 198: „Die Wechselbeziehungen der Organismen".

in das Thal der Rostoka ergießt. Der rothe Schein der Flammen beleuchtete grell die Führer und zeichnete scharf auf dunklem Grunde ihre Gestalten. Die ausgeprägten Züge dieser Männer gewannen noch an Ausdruck in diesem Helldunkel. Es war wie ein Rembrandt'sches Bild. — Ich fühlte mich müde, konnte aber nicht schlafen, lag da mit offenen Augen und träumte. Meine Phantasie bevölkerte das Gebirge mit seltsamen Gebilden; das ferne Rauschen des Wasserfalles fügte sich allmählich in die Klänge einer monotonen Melodie. Ich strengte den Blick an, um die umgebenden Gegenstände zu unterscheiden, doch sie flossen in unbestimmten Formen zusammen, die meine Sinne verwirrten. Nur der Saum der Berge hob sich etwas deutlicher ab von dem gestirnten Himmel, und im Schein der lodernden Flammen tauchte für Augenblicke, ganz in der Nähe, ein alter Baumstamm aus dem Dunkel der Nacht hervor. Der Sturm hatte ihn seines Wipfels beraubt; er hob daher zwei Aeste aufwärts und glich so einem finstern Gespenst, das stumm seine Arme zu den Sternen reckte. Die Gespräche am Feuer waren verstummt, die Führer hatten sich am Boden ausgestreckt und schliefen. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer derselben und warf neue Zweige in den glimmenden Herd. Dann entlockte er ihm neue Flammen, die flackernd emporstiegen und grelle Streiflichter auf die Umgebung warfen; man hörte das brennende Holz knistern; dann wurde es wieder dunkel und still. Nur der Wasserfall sang unaufhörlich seine monotonen Weisen. Da begann der Himmel im Osten erst schwach, dann immer stärker zu leuchten; ein magisches Licht ergoß sich über die Gipfel der Berge; es senkte sich immer tiefer hinab in das Thal, zeichnete die Umrisse der Felsen und Klüfte, zog immer näher an uns heran und verscheuchte auch von unserem Lager die Schatten der Nacht. Der Mond trat hervor über den zackigen Grat und setzte seinen einsamen Lauf fort am Himmelsgewölbe. Einsam schritt er weiter, denn in seiner Nähe erloschen die blitzenden Sterne, löste die leuchtende Milchstraße sich wie Nebel auf. Bald aber begann es in den Tiefen der Seen zu flimmern und zu leuchten, als wären die Sterne, die am Himmel schwanden, in ihre Fluthen hinabgestürzt. Oder waren es die versunkenen Schätze, die zu dieser Geisterstunde dort in der Tiefe glänzten? Was ich für das Rauschen des Wasserfalles hielt, war vielleicht nur der Gesang der Nixen, welche diese Schätze am Grunde der Seen wachend umkreisen! Mit diesem Traumbilde schlief ich ein. — Als ich die Augen wieder öffnete, leuchteten die Gipfel der Berge bereits im goldigen Sonnenlicht. In meiner Nähe flatterten mehrere Wasserpieper[1]) (Anthus aquaticus) und stießen ihre fröhlichen Rufe „Zgipp, zgipp" aus. Auch auf diese kleinen munteren Bewohner der Krummholzregion muß doch diese Gebirgswelt eine besondere Anziehungskraft ausüben, da sie immer wieder dahin zurückkehren. Den Winter haben sie in Italien oder in Griechenland unter einem milden Himmel zugebracht, und doch ergriff sie im Frühjahr von Neuem die Sehnsucht nach ihrer nordischen Heimath, nach ihrer Krummholzwiege in dem rauhen, öden Gebirge.

---

[1]) Sie sind dunkel-olivengrau auf der Oberseite, grau-weiß-fleischröthlich verwaschen an der Unterseite.

XVIII.

Aehnliche Eindrücke, wie wir sie von Norden kommend am Zawrat empfangen hatten, stürmen auf den Wanderer ein, der von Süden aus den polnischen Kamm überschreitet. Wie mit einem Zauberschlag eröffnet sich auch dort vor ihm die ganze mächtige Granitwelt der Centralkarpathen in ihrer vollen, wildromantischen Eigenart.

Die Erreichung dieses Zieles ist dem Reisenden jetzt sehr leicht gemacht, dank der erfolgreichen Thätigkeit der Section Schlesien des ungarischen Karpathenvereins.

Man steigt von Schmecks oder von Weszternheim im Felkerthal empor durch Fichtenwald, dann zwischen geschlossenen Krummholzbeständen. Höher hinauf bildet das Krummholz nur noch getrennte Gruppen und Einzelbüsche und erlischt schließlich vollständig. Man wandert nunmehr über blumenreiche Matten, auf welchen der Schritt wie im weichen Teppich verhallt. Dann finden sich Steinmassen in den Wiesen, sie nehmen zu, der Rasen schwindet, und es stellt sich schließlich das öde Trümmerfeld der Höhen ein.

Die obere Grenze des Waldes ist in den Centralkarpathen meist scharf gezogen[1]); sie fällt durchschnittlich in 1545 Meter Höhe. Der obere Wald wird ausschließlich von Fichten gebildet; die Buchen, Kiefern und Tannen haben in 1260 Meter Höhe schon aufgehört. Auch den Fichten wird es an der oberen Grenze des Waldes schwer, ihr Dasein noch zu fristen. Sie drängen ihre Aeste aneinander und bleiben klein. Manch todter Baum ragt, seines Nadelschmuckes beraubt, in die Lüfte; zahlreiche Stämme haben ihre Wipfel eingebüßt oder halten sich, zu Krüppeln verunstaltet, am Boden. Der Zuwachs an Holz ist in dieser obersten Waldgrenze so gering, daß man wohl zwanzig bis dreißig Jahresringe in Aesten abzählen kann, deren Dicke kaum zwei bis drei Centimeter erreichte. Im Gegensatz zu diesem kümmerlichen Leben, das der obere Waldsaum führt, steht die Ueppigkeit, mit der in tieferen Regionen der Wald sich entwickelt. — In Wäldern, die am Abhang wachsen, schließen sich die Kronen der Bäume weniger dicht zusammen als in den Wäldern der Ebene. Es kann daher mehr Licht den Boden erreichen, und Blaubeeren und Heidelbeeren gedeihen üppiger darauf. Ist der Bestand etwas dichter und die Feuchtigkeit entsprechend groß, so gesellen sich zu jenen Pflanzen Farne und Moose in ungewohnter Fülle und Größe. In diesen Wäldern ist auch das Fettkraut (Pinguicula vulgaris und alpina) gemein, das mit seinen Blättern kleine Thiere fängt[2]) und aus seinen klebrigen Blattrosetten zierliche, langgestielte, veilchenblaue oder weiße, langgespornte Blüthen entsendet. Da sind auch schon Alpenglöckchen (Soldanella alpina) anzutreffen, die den Wanderer dann weiter hinauf bis in die Gipfel der Berge begleiten[3]). Das Alpenglöckchen ist auffallender Weise diejenige Gebirgspflanze, die an den Abhängen

---

[1]) Vergl. zu dem Folgenden Bolesław Kotula, Distributio plantarum vascularum in montibus tatricis. 1889—1890, und Antoni Rehmann, Tatry. 1895.

[2]) Vergl. diese Zeitschrift, 1896, Bd. LXXXIX, S. 220.

[3]) Daselbst S. 102.

der Centralkarpathen über den breitesten Vegetationsgürtel verfügt. Der verticale Abstand der tiefsten und höchsten Stellen, an welchen sie vorkommt, beträgt nicht weniger als 1673 Meter. Man freut sich jedesmal wieder beim Aufstieg, wenn man die schönen, violetten, niedlich bewimperten Glöckchen dieser Pflanze wiedersieht, denn sie gehört unstreitig zu den anmuthigsten Erscheinungen der alpinen Flora. So auch kann man in der oberen Waldregion schon dem Brandlattich der Berge (Homogyne alpina) und seiner nahen Verwandten, der weißen Pestwurz (Petasites albus) begegnen. Freilich sind diese Gewächse längst abgeblüht, doch ihre großen Blätter fallen um so mehr auf. Ueppige Gräser schießen überall, wo der Wald gelichtet ist, in reicher Artenzahl zu bedeutender Höhe empor; zwischen ihnen leuchtet das blaurothe Weidenröschen, und auch das üppig entwickelte Greiskraut (Senecio nemorensis) erhebt dort seine duftenden Blüthenköpfchen. Die weißen Sterne der großen Maßliebe (Leucanthemum vulgare) drängen sich überall hervor, und von zahlreichen Stellen aus lockt die Himbeere mit ihren dunkelrothen Früchten die Bewohner des Waldes; stellenweise bemerkt man auch die Flockenblume der Berge (Centaurea montana), die ihre kleineren, violetten Scheibenblumen und größeren himmelblauen Randblumen in einem effectvollen Köpfchen vereinigt zeigt. Sie übertrifft nicht nur an Größe, sondern wohl auch an Schönheit ihre bescheidenere Schwester, die Kornblume der Felder.

Zum Hochgenuß steigert sich der Eindruck, den dieses üppige Vegetationsbild auf den Wanderer macht, wenn es ihm vergönnt ist, in einen Urwald einzudringen. Und Urwälder gibt es noch an verschiedenen Stellen der Centralkarpathen; ja man braucht sie nicht einmal in abgelegenen Theilen des Gebirges zu suchen. Ihr Anblick kann uns oft ganz unerwartet überraschen. Denn in Wäldern, die auf steilen Abhängen wachsen, lohnt sich in diesem Gebiete das Fällen der Bäume noch nicht, es sei denn, daß in nächster Nähe ein Wasserlauf zur Verfügung steht, auf dem man die Stämme abwärts flößen kann. Sonst bleibt der Wald sich selbst überlassen und entwickelt sich weiter in der ursprünglichen Eigenart. Sein Boden ist dann mit dichten Moospolstern und riesigen Farnen überzogen, und man empfängt bei jedem Schritt den Eindruck üppiger Kraft und strotzender Gesundheit, ungeachtet auch modernde Leiber mächtiger Waldriesen den Weg versperren. Denn auch aus diesen todten Stämmen sproßt neues Leben in Fülle hervor, und überall treibt frisches Grün aus ihrem zerfallenden Körper. Eine Generation wächst so empor auf der anderen, und es ernährt der Urahn zuletzt noch mit dem eigenen Leibe die kommenden Geschlechter. Stolz breitet der Mutterstamm seine Aeste über den Nachwuchs aus, der seinem Samen entsproßte. Dann bricht er vor Alter zusammen oder wird vom Sturme zu Boden geworfen und schafft so endlich den ersehnten Raum für das neue, nach Licht und Luft ringende Geschlecht. Da gibt es einen heftigen Kampf unter den Nachkommen, denn es sind ihrer viele, die jetzt ihre Krone dort entfalten möchten. Doch nur für wenige ist Platz, und die stärksten bleiben Sieger.

Eine weihevolle Stille herrscht in diesem Wald, die das Gemüth des Wanderers zur Andacht stimmt. Der geheimnißvolle Zauber, der in Ursprüng-

lichem liegt, ergreift ihn. Er fühlt sich näher dem innersten Wesen der Dinge. Dann verlieren sich seine Gedanken in weit entlegene Zeiten, und lang Vergessenes wird ihm lebendig. Nun schreckt er bei jedem unverhofften Knistern der Aeste, bei jedem unerwarteten Rauschen der Blätter zusammen. Es ist, als müßte aus dem Dickicht des Waldes ihm plötzlich eins jener Urthiere entgegentreten, die einst diese Berge bewohnten, und drohend fragen, warum er es in seiner Ruhe störe. — Da plötzlich, in der That, erblicken wir ein Wesen, das uns so unheimlich dünkt, daß wir entsetzt zur Seite springen. Wüßten wir nicht, daß es Schlangen von diesem Aussehen in der Hohen Tatra nicht gibt, wir würden es für eine solche halten. Indem wir uns dem grauen Gebilde nahen, stellen wir auch seine wahre Natur alsbald fest. Der an zwei Meter lange, stellenweise fast handbreite Streifen wird aus Millionen von Larven des Heerwurms (Sciara militaris) gebildet. Schwerfällig und langsam kriecht das ganze Heer dahin, nicht rascher als eine Schnecke. In solcher Menge finden sich diese Larven nur selten beisammen, daher uns ihr Anblick wohl überraschen konnte. Das Volk sieht den Heerwurm stets mit Schrecken und knüpft an sein Erscheinen abergläubische Vorstellungen. Je nachdem er sich aufwärts oder abwärts bewegt, bedeutet er Krieg oder Frieden, Mißwachs oder fruchtbare Ernte, Tod oder ersehntes Glück. — Die blassen Maden haften mit schleimiger Oberfläche aneinander und scheinen daher wirklich einen einzigen Körper zu bilden. Indem jede Made weiter kriecht, bewegt sich das ganze Heer. So sucht es sich den passenden Weideplatz aus. Dort verwandeln sich die Maden in Puppen, aus welchen nach acht bis zwölf Tagen schwarze Mücken hervorgehen, die wegen ihrer Farbe Trauermücken genannt werden.

Wie in den Alpen, so greift auch in den Centralkarpathen der Fichtenwald wirkungsvoll in die Landschaft ein. Seine dunklen Massen setzen sich gegen das helle Grün der Matten und die grauen Töne des Granits ab und steigern überall den Contrast. Sie bringen Leben und Bewegung in das Bild. — Wie todt ist der Abhang ohne diesen Schmuck! Wo er seines Waldes beraubt wurde, erscheint er matt und fahl; seine ästhetische Wirkung ist dauernd verkümmert, sein Boden verurtheilt zu unfruchtbarer Dürre.

Aus der wonnevollen Frische des Waldes gelangt der Wanderer oft unvermittelt auf eine grüne Wiese. Rings umschließt sie der dunkle Fichtensaum. Solche in dem Bereiche der Wälder gelegenen Matten der Centralkarpathen pflegen ausnehmend fruchtbar zu sein. Ist der Abfluß des Wassers erschwert, dann freilich bildet sich an ihrer Stelle ein Hochmoor aus. Von Torfmoosen, Seggen, Schachtelhalmen dicht bewachsen, bietet es einen gleichförmigen, nicht gerade fesselnden Anblick dar. Auf üppigen Matten hingegen mischt sich in anmuthigster Weise die Flora der Tiefe mit derjenigen der Alpenregion. Da fällt durch ihre großen, gelben Blüthenköpfchen die Hypochaeris uniflora bereits auf, deren Gattungsname, ins Deutsche übertragen, freilich nur die weniger schmeichelhaft klingende Bezeichnung „Ferkelkraut" ergibt. Das schöne, orangerothe Hieracium aurantiacum, das in der Nähe wächst, führt zu Deutsch schon eine vornehmere Benennung, die auch zu dem rothgoldenen Tone seiner

Blüthen besser paßt. Es heißt Habichtskraut. Wie die Vorliebe der Schweine für manche Ferkelkräuter diesen den Namen verschafften, so sollen nach Plinius die Habichtskräuter ihr Epitheton ornans den Habichten verdanken, die mit dem Safte der Hieracien ihre Augen stärkten. Zu diesen beiden Compositen gesellen sich manche andere auf den grünen Matten im Waldrevier, auch schon eine Gemswurz (Doronicum austriacum) und sonst noch viele großblüthige Pflanzen. Reizvoll durch ihre Färbung, anziehend durch ihren lieblichen Duft, erfreuen uns dort auch ganz besonders die zahlreichen Orchideen.

Dem Laufe der Bäche in der Waldregion folgen grau-grüne Erlen (Alnus incana) und silbergraue Weiden (Salix cinerea). Als weniger gewohnte Pflanzenform fällt zwischen ihnen das Buschwerk der deutschen Tamariske (Tamarix germanica) auf. Da läßt man sich auch wohl verführen, einige Zweige dieser „deutschen Cypresse" abzuschneiden, um sich an ihrem wahrhaft cypressenartigen Wuchs zu erfreuen. Die schlanken Sprosse dieser Pflanze sind mit kleinen, bläulich-grünen Blättern dicht besetzt und tragen lange Aehren kleiner, rosenfarbiger Blüthen. — Mit dem abwärts fließenden Wasser des Baches wanderte auch manche Hochgebirgspflanze zu Thal, und der Botaniker ist überrascht, ihr in so tiefen Regionen bereits zu begegnen. Freilich ist dort ihr Dasein oft nur ephemer, denn sie verlangt zum dauernden Bestande das klare Licht der Höhen.

Wo der Abhang innerhalb der Waldregion so steil wird, daß Fichten ihn nicht mehr zu besiedeln vermögen, da gelingt es noch der schlesischen Weide, der Birke und der Eberesche, sich an demselben fest zu klammern und ihn mit ihrem Laubdach zu überwölben. Auf Kalkfelsen findet sich dann auch, freilich nur selten, der Mehlbeerbaum (Sorbus Aria) ein, dessen eiförmige, große, doppelt gesägte, an der Unterseite weiße Blätter und scharlachrothe Früchte das besondere Wohlgefallen der Bergbewohner erwecken. Sie erklären diesen in der That anmuthigen, mäßig hohen Baum für den schönsten ihrer Berge, nennen ihn Mukinia und sind stolz, wenn es ihnen gelingt, ihn an ihrem Hause aufzuziehen.

Fast überall in den Centralkarpathen folgt auf die obere Waldgrenze der Krummholzbestand. Er reicht bis über 2000 Meter hinauf. Auch die weiße Birke wagt es, höher als die anderen Waldbäume empor zu steigen, und sucht sich im dichten Buschwerk des Krummholzes einen bescheidenen Platz. Man begegnet in diesem Buschwerk auch der blau-grünen Arve, die auf Kalk nur selten ist und sich vorwiegend an die Südseite der Centralkarpathen hält. Sie war wohl einst weit häufiger in diesem Gebirge, doch ihr Holz hatte das Unglück, die Begierde des Menschen zu reizen, und so wurde sie allmählich fast ausgerottet. Denn aus ihrem wachholderähnlich duftenden Holze fertigte man mit Vorliebe Kisten und Schreine an. Es hieß von diesem Holze wie einst von dem nordafrikanischen „Citrum" (Callitris quadrivalvis) in Rom[1]), daß es Motten und andere Thiere verscheuche. Auch für Schnitzarbeiten war das Arvenholz in den Karpathen beliebt, weil es sehr gleichmäßig entwickelte

[1]) Streifzüge an der Riviera, S. 37.

Jahresringe besitzt und, nachdem es eine Zeit lang im Wasser gelegen, sich leicht schneiden läßt. — Mit dicht gedrängten Zweigen erheben sich die Arven über das Krummholzgebüsch. Meist ist ihr Stamm nicht gerade, sondern verbogen, ihre Krone verstümmelt und zerfetzt; denn der Sturm rast wild über diese Höhen und rüttelt mit Gewalt an dem ihm die Stirn bietenden Baume. Zwischen den Zweigen und Aesten der Arve siedeln sich Flechten an, und auch diesen gewährt sie noch Schutz.

Einst hat der Krummholzgürtel fast lückenlos den Granit der Centralkarpathen umfaßt und den Zugang zu den Gipfeln bedeutend erschwert. Daher auch die Handaxt und nicht der hohe Bergstock hier zum Begleiter der Bergbewohner wurde. Mit ihr bahnten sie sich ihren Weg. Wie schwer es aber war, durch Krummholzbestände zu dringen, das hat auch der schwedische Botaniker Georg Wahlenberg erfahren, als er im Jahre 1813 die Karpathen bereiste. Er bezeichnet sie als undurchdringlich und für den „neugierigen" Botaniker höchst beschwerlich. Sie böten dem Vordringen zwar andere Schwierigkeiten als die Llanos der Tropen dar, doch seien die in ihnen zu überwindenden Hindernisse keinesfalls geringer[1]). Trotz des widerwärtigen Krummholzes wußte übrigens Wahlenberg seine Karpathenreise zu einer äußerst fruchtbaren zu gestalten, und das Ergebniß war eine Flora dieses Gebirges[2]), die auch heute noch als ein classisches Werk in hohem Ansehen steht. — Eine blumenreiche Alpenwiese, die man oberhalb der Krummholzregion im Felker Thal erreicht, ist dem schwedischen Forscher zu Ehren „Wahlenberg's Garten" genannt worden.

Stellenweise trifft man in der Krummholzregion auch noch kleine Fichten an, dort freilich in Buschform dem Boden angedrückt. Nicht selten ist in diesen Beständen der würzige Zwergwachholder (Juniperus nana), der an den niedergebogenen Aesten seine schwarzen, blau bereiften Scheinbeeren empor hebt. Die weiße Birke und die Eberesche erscheinen alsbald nur noch in verkrüppelter Gestalt; vereinzelt zeigt sich in Strauchform auch die schlesische Weide und zwischen den Krummholzbüschen versteckt, oft in großer Menge, die Preißelbeere.

Die Krummholzregion ist das Land der Alpenweiden, das Gebiet der „Hale". Auf diesen Alpenweiden verbringen die Herden den Sommer, und ihre Entfernung von allen festen Wohnsitzen bewirkt es, daß sich das Nomadenleben der Hirten in so ursprünglicher Form dort noch erhalten hat.

Im Inneren der Krummholzbestände ist der Artenreichthum der Pflanzen nicht groß; vorwiegend wird der Boden in denselben von Torfmoosen (Sphagnum) oder von Haarmoos (Polytrichum) überzogen, deren dichte Polster

[1]) Ich verdanke auf Wahlenberg bezügliche Notizen dem Herrn Dr. Juel in Upsala, der das Manuscript der Selbstbiographie Wahlenberg's auf der Universitätsbibliothek in Upsala, außerdem das „Biographische Lexikon öfver namnkunnige Svenska män", Upsala 1852, verglichen hat. Wahlenberg's Schilderung seiner Karpathenreise umfaßt sechs Seiten in der gedruckten Biographie desselben, enthält im Uebrigen kaum Angaben, die nicht schon in dem Tractatus, den er seiner Karpathenflora vorausschickte, vorhanden wären.

[2]) Flora Carpathorum principalium. Göttingen 1814.

keine Mitbewerber dulden. Die Alpenwiesen hingegen prangen in reichem Pflanzenschmuck. Sie sind ausnehmend üppig, und ihre Fruchtbarkeit, trotz so langer Ausnutzung, bis jetzt noch unerschöpflich. Sie bieten vor Allem eine Fülle von Grasarten, die der Hirt sehr schätzt. Hier wie in den Alpen wird auf solchen Weiden auch die Muttern (Meum mutellina) als Futterkraut gern gesehen; zur Verzierung der grünen Fläche trägt aber die Bergnelkenwurz (Geum montanum) überall mit ihren großen, gelben Blumen bei; ihr schließen sich zahlreiche Habichtskräuter und andere Compositen an, und auch der große Würgerenzian (Gentiana asclepiadea) streckt aus dem Rasen seine dunkelblauen Blüthen oft hervor. An besonders üppigen Stellen stellt sich der giftige, dunkelstahlblaue Eisenhut (Aconitum) ein, seltener die goldgelbe Trollblume (Trollius europaeus), die der Hirt für eine besondere Zierde seiner Berge hält, auch der große, weiße, sturmhutblätterige Hahnenfuß (Ranunculus aconitifolus) und viele andere Pflanzen in bunter Blumenpracht, eine Weide auch für das Auge.

Was nun die Alpenwiese an Pflanzenschmuck bietet, ist bei alledem noch nicht die Flora des Hochgebirges. Doch auch diese findet in der Krummholzregion bereits ihre typischen Vertreter, Pflanzen mit gedrungenem Wuchs, dem Boden angedrückten Zweigen, kleinen Blättern und großen, auffallenden Blüthen. Man muß nach solchen Pflanzen aber an steilen Abhängen suchen. Felsen erklimmen, um sie zu finden, die Geröllhalden nach ihnen durchforschen. Da bleibt reicher Lohn nicht aus, und ein Strauß großer, leuchtender Alpenblumen ist bald beisammen. Den Botaniker wird hier schon manche seltene Hochgebirgspflanze erfreuen, seine Ausbeute auf Granit freilich etwas bescheidener als auf Kalkstein bemessen sein.

Aus dem Krummholzgürtel gelangt man in die starre Region des Gebirges, die den Eindruck des Todten auf Jeden macht, der sie betritt. Denn es fehlen ihr alle Bäume und Sträucher, alle jene Gewächse, die aus der Ferne schon für vorhandenes Leben zeugen. Und doch ist auch in dieser Region eine jede Spur nahrhaften Bodens mit Pflanzen bedeckt, deren Lieblichkeit durch den Reiz des Gegensatzes gehoben wird. Denn nichts ist so schön als Einöde, welche blüht. — Aus jeder Felsenspalte und jeder Vertiefung im Gestein, welche etwas Schutz und ein wenig Erde diesen anspruchslosen Wesen gewährten, strecken diese ihre großen Blüthen hervor, die noch klarer, noch heller hier zu leuchten scheinen. Da finden sich die typischen Alpengewächse, darunter manche große Seltenheit, auch einige wenige Arten, die nur diesem Gebirge angehören. Der Botaniker wird nicht müde, die Abhänge nach ihnen zu durchsuchen, selbst auf die Gefahr hin, wie der Gemsenjäger sich zu versteigen. An manchen Stellen senken sich dichte Rasen von Alpenpflanzen wie kleine hängende Gärten über einen feuchten Fels und bezaubern den Beschauer schon aus der Ferne durch ihre Blüthenfülle. In das klare Licht der Höhen allseitig getaucht, durch abwärts rieselndes Wasser zu üppiger Entwicklung angeregt, drängen sich die Blüthen aneinander und wetteifern in dem glänzenden Schmelz ihrer Farben. Wir vermissen freilich auch manche der uns in Höhenregionen der Alpen lieb gewordenen Pflanzen in diesem

Gebirge und suchen vergeblich eine der vielen duftigen Garben (Achilleen) oder die Edelraute (Artemisia mutellina) in den Spalten des Gesteins zu entdecken.

Wirkungsvoll umwindet ein bunter Blumenkranz auch das weiße Schneefeld, und unwillkürlich fühlen wir uns ergriffen im Anblick dieses mächtigen Triebes, der selbst um das kalte, erstarrte Element neues Leben hervor zu zaubern vermag. Alle diese zarten Gewächse, sie blühen hier mit Hast und mit Eile, denn ihre Stunden sind gezählt, ihr Dasein ist nur kurz bemessen, und neue Schneemassen verwehen sie bald. Und mancher Keim schlummert noch unter der eisigen Decke, sehnsuchtsvoll den Sommer erwartend, der für ihn noch immer nicht kam.

Das Schneefeld in diesem Gebirge vermag so wie in den Alpen sich manchmal auch zu röthen, und Millionen mikroskopisch kleiner Pflanzen (Sphaerella pluvialis)[1]) wärmen sich dann auf demselben im Sonnenschein.

Die Gesammtzahl der Gefäßpflanzen (Phanerogamen und Gefäßkryptogamen), welche in den Centralkarpathen gefunden worden sind, beträgt annähernd zwölfhundert Arten; darunter gibt es etwa 260 echte Gebirgspflanzen, die in das ebene Land nicht hinabsteigen und an die hohen Regionen der Berge sich halten. Zahlreiche Moose in allen Farbentönen, vom hellsten Grün bis zum dunkelsten Braun, gesellen sich dort zu den höher organisirten Gewächsen, und mit Recht wird der Moosreichthum der centralkarpathischen Flora gepriesen[2]). Ueberall drängen sich auch die Flechten zwischen die anderen Pflanzenformen ein. Die zierlichen, grauen Säulenflechten (Cladonien), die glänzend braunen isländischen Flechten (Cetraria islandica), welche fälschlich als isländisches Moos bezeichnet werden, und ihre nahen Verwandten, die gelblich-weißen Schneeflechten (Cetraria nivalis) wetteifern da mit einander. Viele scheibenförmige Flechten haften selbst in den höchsten Gipfeln des Gebirges noch am nackten Fels. Auf der 2635 Meter hohen Lomnitzer Spitze, die Wahlenberg so sorgfältig durchsuchte, fand er den weißen Gletscher-Hahnenfuß (Ranunculus glacialis), einige Rasen des kalten Enzians (Gentiana frigida) und des moosartigen Steinbrechs (Saxifraga bryoides), kleine Grasnarben der zweizeiligen Seslerie (Sesleria disticha) und des schlaffen Rispengrases (Poa laxa). „Aber," fügt Wahlenberg hinzu, „Gyromia und andere Flechten bedeckten alle Steine und ertheilten dem ganzen Gipfel eine recht dunkle Färbung." Mit nicht geringer Anstrengung war dieser botanische Ausflug des schwedischen Botanikers nach der Lomnitzer Spitze verbunden gewesen, denn nur auf Händen und Füßen kletternd vermochte er den Berg zu erklimmen; kein anderer Berggipfel, fügt er in seinen Tagebüchern hinzu, habe ihm beim Besteigen auch nur halb so viel Mühe verursacht. — Der polnische Botaniker Boleslaus Kotula, der sich große Verdienste um die Erforschung der centralkarpathischen Flora erwarb, sammelte auf dem höchsten

[1]) Vergl. diese Zeitschrift, 1896, Bd. LXXXIX, S. 102.

[2]) T. Chałubiński, Enumeratio muscorum frondosorum Tatrensium, Pamiętnik Fizyjograficzny. T. VI. 1886. p. 3. Die Zahl der bisher in den Centralkarpathen gefundenen Laubmoose läßt sich auf circa 400, der Lebermoose auf 130 schätzen.

Gipfel der Hohen Tatra, der Gerlsdorfer Spitze, in 2663 Meter Höhe, noch dreizehn Arten offenblüthiger Pflanzen. Damit war der höchste Punkt, auf dem Alpenpflanzen in diesen Breiten noch zu gedeihen vermögen, selbstverständlich nicht erreicht, wie denn pflanzliches Leben auch auf den höchsten Gipfeln unserer mitteleuropäischen Gebirge noch möglich ist. Daß man dort keine Pflanzen findet, verschuldet allein der ewige Schnee, denn an einzelnen schneefreien Stellen hat man selbst am Finsteraarhorn in Höhen von 4000 bis 4270 Metern solche noch blühend sammeln können [1]).

Im Durchschnitt steigen in den Alpen, die südlicher und westlicher gelegen sind, die einzelnen Pflanzenarten um mehrere hundert Meter höher als in den Centralkarpathen empor. Dieser Unterschied [2]) ist bedeutender für die Bäume als für die Stauden, was sich wohl aus dem Umstande erklärt, daß die Bäume an eine bestimmte Dauer der Vegetationszeit gebunden sind, um ihr Holz auszureifen, während die relativ hohe Wärme der Sommermonate in den Centralkarpathen die Entwicklung der Stauden beschleunigen und somit ihre Vegetationszeit verkürzen kann.

Von den die Centralkarpathen bewohnenden Hochgebirgspflanzen finden sich die meisten auch in den Alpen vor. Da nun jene Hochgebirgspflanzen heute auf die Gipfel der Berge, gleichsam wie auf Inseln, beschränkt sind, so läßt sich die Uebereinstimmung, die sie zeigen, nur aus ihrem einstigen Zusammenhang erklären. Dieser bestand auch thatsächlich während der Eiszeiten [3]), und erst nachdem die Temperatur unseres Erdtheils wieder zu steigen begann, zogen sich diese Pflanzen aus der Ebene in die Gipfelregionen der Berge zurück, auf die verschiedenen Gebirgsketten sich vertheilend. Die Centralkarpathen weisen zahlreiche Hochgebirgspflanzen auf, welche auch den Sudeten zukommen, und nicht minder groß ist die Uebereinstimmung, die sich bei Vergleich ihrer Flora mit derjenigen der arktischen Gegenden ergibt. Die Zahl der den Centralkarpathen und den Sudeten gemeinsamen Arten würde wohl noch größer sein, als sie in Wirklichkeit schon ist, wenn nicht die geringe Erhebung der Sudeten das Fortbestehen zahlreicher Hochgebirgspflanzen in denselben unmöglich gemacht hätte. Das eingehende Studium der centralkarpathischen Flora und ihr Vergleich mit den Floren anderer europäischen Gebirge führte zu dem Ergebniß, daß in der Zusammensetzung dieser Flora das alpine und sudetische Element überwiegt, während das boreal-arktische erheblich zurücksteht [4]). Die Centralkarpathen haben daher wohl nie in einer so unmittelbaren Beziehung zu dem hohen Norden wie die Alpen gestanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach dehnte sich während der Eiszeit ein mächtiger Wald nördlich von den karpathischen Gebirgen aus, der die Wanderung der karpathischen Pflanzen nach Norden, der arktischen nach Süden hinderte und ihre Vermischung nicht zuließ. Hingegen vollzog sich wohl zu derselben Zeit

---

[1]) Vergl. diese Zeitschrift, Jahrgang 1896, Bd. LXXXIX, S. 102.

[2]) Nach Kotula, l. c.

[3]) Vergl. diese Zeitschrift, Jahrgang 1896, l. c., S. 223.

[4]) F. Pax, Ueber die Gliederung der Karpathenflora. Jahresberichte der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur; Sitzung der botanisch-zoologischen Section 5. März 1896.

die Vereinigung der aus den Alpen, vielleicht auch aus den Sudeten, nordwärts vorrückenden Pflanzen mit der arktischen Flora. Jene Uebereinstimmung somit, welche auch die Pflanzenwelt der Centralkarpathen mit der arktischen Flora zeigt, dürfte nur durch Vermittlung der Sudeten und der Alpen zu Stande gekommen sein. An einer Vermischung der Flora dieser Gebirge während der Eiszeit ist schlechterdings nicht zu zweifeln.

Seit der vollzogenen Trennung der europäischen Hochgebirgsfloren in den auf die Eiszeit folgenden Perioden sind in den Centralkarpathen einige neue Pflanzenformen entstanden. Auf ihren recenten Ursprung wird zum mindesten aus dem Umstande geschlossen, daß sie allen anderen Gebirgen fehlen. Solche örtliche Pflanzenformen bilden interessante Belege für die langsame Veränderung der Arten. Die endemischen Pflanzenarten der Hohen Tatra weisen auf sehr verschiedenen Ursprung hin. Einerseits scheinen sie aus verwandten Arten sich entwickelt zu haben, die den Alpen, den Sudeten, ja selbst den Pyrenäen entstammten, andererseits wohl aus Pflanzen tieferer Regionen des eigenen Gebirges, die sich in dem Maße veränderten, als sie zu größeren Höhen emporstiegen. Die Trennung der abgeänderten Form von ihrer Ursprungspflanze vollzog sich wohl durch das Schwinden der Zwischenglieder. Diese pflegen ja durch natürliche Zuchtwahl beseitigt zu werden, weil sie dem Mitbewerb der fortgeschritteneren Entwicklungsformen nicht gewachsen sind. So dürfte die Gebirgs-Esparsette (Onobrychis alpina) der Centralkarpathen aus Esparsetten der tieferen Regionen hervorgegangen sein.

Während man sich im Felkerthal am Pflanzenreichthum in Wahlenberg's Garten erfreut, vernimmt man von Zeit zu Zeit schrille, pfeifende Töne. Bald scheinen sie aus bedeutender Entfernung zu kommen, bald aus großer Nähe; man späht nach ihrer Ursache, und doch will es nicht gelingen, diese zu entdecken. Da plötzlich wird man einer Anzahl von Murmelthieren ansichtig, die in dem Augenblicke, wo man sich ihnen zeigt, pfeifend in ihren Erdlöchern verschwinden. — Die Murmelthiere sind im Felkerthale häufig, und ihre Zahl nimmt in den Centralkarpathen überhaupt wieder zu, seitdem empfindlichere Strafen ihre Zerstörung ahnden. Will man Murmelthiere längere Zeit beobachten, sie in ihren Spielen gar belauschen, so muß man äußerst vorsichtig verfahren, da diese Thiere sehr wachsam sind. Sie sonnen sich gern; sie suchen daher meist südliche Abhänge für ihre Wohnungen aus. Sie graben hoch im Gebirge eine kleinere Höhle, die sie im Sommer benutzen, und im Thale eine weit größere, in der sie den langen Winter verschlafen. Nur wenn ihnen die Gegend ganz sicher erscheint, verlassen sie ihre Höhle; erst kommen die Alten, dann folgen auch die Jungen nach. Sie bleiben in der Nähe der Wohnung und weiden dort Gras und andere Stauden ab; dann spielen sie mit einander, machen Männchen und liegen Stunden lang ausgestreckt in der Sonne. Sobald aber eines dieser Thierchen etwas bemerkt hat, das ihm verdächtig erscheint, pfeift es tief und laut durch die Nase, und in einem Augenblick ist die ganze Gesellschaft verschwunden. — Für den langen Winterschlaf müssen sie die nöthigen Nahrungsstoffe im Körper aufspeichern, damit es an Kraftquellen für die Unterhaltung des Lebens dann

nicht fehle. Daher wird während des kurzen Sommers nach Möglichkeit gefüttert, und die Körperfülle, welche das Thierchen zur Herbstzeit erlangte, zeigt deutlich an, daß es seine Zeit nicht verloren hat. — Sobald die ersten Fröste sich einstellen, hören die Murmelthiere auf zu fressen, trinken aber noch viel, um auch für die erforderliche Flüssigkeitsmenge im Körper zu sorgen. Dann beziehen sie die geräumige Winterhöhle, die sie mit weichem Heu sorglich ausgepolstert haben. Der lange Zugang zur Höhle wird verstopft, und alle Mitglieder der Familie lagern sich nun, dicht aneinander gedrängt, zum Schlafe. In todesähnlicher Starre ruhen also diese Thierchen, ohne ihre Lage zu verändern, mehr als sechs Monate lang. Die Wärme ihres Körpers ist auf etwa 10° C., diejenige Temperatur, welche annähernd auch in der Höhle herrscht, gesunken. Sie athmen kaum merklich, nur etwa fünfzehnmal in der Stunde, verbrauchen demgemäß auch die verfügbare Substanz ihres Körpers nur langsam. Trotzdem sind sie ganz abgemagert, wenn sie im nächsten Frühjahr die Höhle verlassen, ein Schattenbild dessen, was sie im Herbst waren.

Früher stellte man den Murmelthieren in der Hohen Tatra sehr stark nach und grub sie, besonders im Herbst, aus, nachdem sie ihre Winterwohnungen bezogen hatten. Im Besonderen hatte man es auf das Fett dieser Thiere abgesehen, welches als Universalmittel gegen alle Leiden galt. Kein Bergbewohner wollte dieses Fett unter seinen Hausmitteln missen und auch heute noch dichtet er ihm wunderthätige Eigenschaften an.

An Nahrung fehlt es den Murmelthieren in dem üppigen Felkerthale nicht. Bis zu dem oberen Rande begleiteten uns dort die Alpenpflanzen. Selbst auf dem polnischen Kamm, in fast 2200 Meter Höhe, konnten wir uns schöner Blüthen in Fülle erfreuen, und in kurzer Zeit hatten wir zahlreiche weiße Gletscherranunkeln, die ährenförmigen Trauben der rosenrothen Moorkönige (Pedicularis verticillata), den in violett-rothen Köpfchen prangenden Alpen-Schärtling (Saussurea alpina), die gelbe, großblüthige Bergnelkenwurz (Geum montanum) und nach einigem Suchen auch den orangegelben karpathischen Baldgreis (Senecio abrotanifolius, subsp. carpaticus) beisammen.

Doch wir wandten uns diesen lieblichen Gebilden erst zu, nachdem unsere Blicke über die weiten Fernen geschweift waren. Im Norden erstreckte sich vor uns das grüne Poduplaski-Thal, und über ihm reihten sich Felsen an Felsen, bis zu jenen steilen Gipfeln im Westen, unter denen auch die Swinnica stolz ihr Haupt erhebt. Im Süden breitete sich der „Lange See" vor uns aus, und über ihm thürmten sich die steilen Massen der Gerlsdorfer Spitze, des mächtigsten Riesen der Hohen Tatra, empor und schienen mit ihrem Doppelgipfel das Himmelsgewölbe zu stützen. In der Ferne lag in goldigen Nebel getaucht das Zipser Land, und über ihm wölbte sich wieder der Boden und stieg zur niederen Tatra auf, um in halb verwischten Umrissen violetter Höhenzüge endlich zu erlöschen.

XIX.

Dort, wo das „Weiße Wasser" dem romantischen Poduplaski-Thal schäumend sich entwindet und mit dem rauschenden Fischseebach zusammentrifft, stoßen auch die Wege auf einander, die von Norden und von Süden zum „Großen Fischsee" führen, aus dem jener Bach abwärts eilt. Der See, von den Bergbewohnern kurzweg „das Meerauge" genannt, wird als die Perle der Hohen Tatra gepriesen und mit Stolz stets genannt, wenn es gilt, die Schönheit dieses Gebirges zu feiern.

Von der Vereinigungsstelle beider Ströme führt der Weg langsam aufwärts am Fischseebach durch schönen Wald. Von allen Seiten ragen granitne Felsmassen über die Gipfel der Tannen empor. Sie rücken so nahe zusammen, daß man immer wieder glaubt, das Ende des Weges zu erreichen, bis plötzlich von der höchsten Thalstufe aus die weite Aussicht über den großen See sich eröffnet. Man war auf diesen Anblick vorbereitet, hat ihn lange erwartet, und doch taucht das Bild jetzt so unvermittelt auf, daß man der Ueberraschung sich nicht erwehren kann.

Es dunkelte schon, als wir vor nahezu einem Vierteljahrhundert zum ersten Male die Thalstufe über diesem See erreichten. Tiefe Schatten hatten sich bereits über die Wasserfläche gelagert, und fast schwarz umsäumten die Fichten und Krummholzbestände das Ufer. Drohend schienen die steilen Granitwände den See zu umlagern; zu fast unbegrenzter Höhe thürmten sie über einander sich auf. Ihre zackigen Umrisse zeichneten sich in scharfen, kalten Linien am blassen Himmel, und nur ihre höchsten Gipfel leuchteten noch schwach in dem letzten Schimmer der schwindenden Abendröthe. Das Bild war ergreifend durch seine erhabene Wildheit. Ein großes Feuer brannte am Ufer des Sees und steigerte noch diesen Eindruck. Dunkle Gestalten bewegten sich um dasselbe in ausgelassenen Sprüngen; man meinte einen Kriegstanz der Indianer zu schauen, denn wie solche schwangen auch diese Tänzer ihre Waffen über den Köpfen. Ein französischer Tourist, der sich uns angeschlossen hatte, griff scherzend nach seinem Kopf, um nicht scalpirt zu werden.

Doch jener Tanz, den wir sahen, war nur ein Freudentanz, die dunklen Gestalten keine Indianer, sondern Führer aus Zakopane, die der polnische Arzt Chałubiński stets in großer Zahl auf seine Ausflüge mitzunehmen pflegte. Auch fehlte bei seinen Ausflügen niemals die einheimische Musikkapelle, und deren Töne genügten, um die Górale auch nach angestrengtem Tagemarsch zum Tanz zu bewegen. Jetzt war der „Räubertanz" an der Reihe, der in Musik und Aufführung an die alten, romantischen Räubertraditionen dieser Berge anknüpft. Die Tänzer umkreisten das Feuer langsam oder rascher, je nach dem wechselnden Rhythmus der Musik; sie schnellten empor in die Lüfte, duckten sich zur Erde nieder, warfen sich zur Seite und führten mit steigender Begeisterung immer verwegenere Sprünge aus. Zugleich fuhren sie mit ihren Handäxten durch die Lüfte, schlugen sie gegen einander wie im Scheingefechte und stießen jauchzende Rufe aus.

Seitdem jener große Freund der Górale, der Arzt Chałubiński, nicht mehr lebt, bekommt man nur selten noch ein solches Schauspiel zu sehen, wenn auch die Freude am Tanz ungeschwächt in jenen Bergbewohnern fortlebt.

Bei unserer diesmaligen Bergwanderung erreichten wir das Meerauge noch vor Abend. In der grünen, glänzenden Wasserfläche spiegelte das Gebirge sich so scharf, die Felsmassen der Höhen gingen so unmerklich in das Bild der Tiefen über, daß Wirklichkeit und Schein nur Eins zu bilden schienen, sich geheimnißvoll ergänzend und durchdringend. An drei Seiten steigen die Granitfelsen empor aus dem See, fassen ihn in ihre starren Arme, tauchen ihr Haupt stolz in die Wolken. Im Süden sind es die Felswände der Mengsdorfer Spitze, die sich fast senkrecht erheben, und der steile „Mönch" hält an ihnen Wacht. Im Westen senken sich die Bergmassen des Miedziane[1]) zum See hinab. Im Osten steigt eine Steinmauer zweihundert Meter empor und bildet den Damm, hinter welchem sich die Gewässer des Schwarzen Sees sammeln. Unzählige Cascaden stürzen an dieser Mauer zum Meerauge hinab, und über ihr ragen die scharfen Gipfel der Meeraugspitze[2]) hervor. Der Felsenkranz schließt mit den zwölf Aposteln ab, die andächtig aus steiler Höhe zu dem grünen See niederschauen. In allen Schluchten lagert Schnee, und seine weißen Massen spiegeln sich scharf und starr in der Tiefe wider. Dünne Wasserfäden entströmen den Schneefeldern, ziehen silberne Furchen in das Gestein und eilen leise murmelnd hinab zum See. Dieser aber ruht in weihevoller Stille; es kräuselt ihn auch nicht der leiseste Windhauch. Nur hin und wieder schnellt sich eine Forelle empor aus der krystallenen Fluth und sinkt in sie wieder zurück. Doch die erschütterte Fluth legt sich in Wellen, und in kreisförmigen Bahnen schwingen diese fort, als wollten sie einander ereilen.

Außer Forellen birgt das Meerauge auch Lachse, und diese seine Bewohner sind es, die ihm den Namen des Großen Fischsees verschafft haben. Denn in allen anderen Seen am nördlichen Abhange der Centralkarpathen fehlen jegliche Fische, und auch am südlichen Abhange hat nur der Csorber- und der Poppersee solche aufzuweisen.

Einst glaubte man vom Meerauge, daß es in unmittelbarer Verbindung mit dem Meere stehe. Man hatte, so hieß es, aus seinen Tiefen die Reste von Schiffen auftauchen sehen, die im Adriatischen Meere untergegangen waren. Balken, die man für Theile eines solchen Schiffes hielt, schaffte man unter der Regierung des Königs Stanislaus August nach Warschau, um sie im Königlichen Schlosse dort auszustellen[3]). Mit den bekannten Gesetzen der Physik stand eine Annahme wie diese freilich schon damals im Widerspruche; doch der Hang zum Wunderbaren ließ das Unmögliche möglich erscheinen. Thatsächlich reicht die Tiefe des Meeresauges nicht unter fünfzig Meter, und zwar nur in dessen Mitte, während man an den Rändern die Granitblöcke, die am Boden lagern, durch die klare Fluth durchschimmern sieht.

[1]) Wäre mit Kupferberg zu übersetzen.

[2]) Polnisch „Rysy".

[3]) Ludwik Zejszner, Podhale, północna pochyłość Tatrów. Biblioteka Warszawska. 1849. I. p. 541.

Das geräumige Schutzhaus am See ist dem verdienten Erforscher der Centralkarpathen, dem Geologen und einstigen polnischen Unterrichtsminister Stanislaus Staszic zu Ehren Staszic-Haus genannt worden. Staszic hatte im Jahre 1804 die Centralkarpathen bereist, damals auch die Lomnitzer Spitze und den Kriván bestiegen und in einem umfangreichen Werk die geologischen Verhältnisse jenes Gebirges vorzüglich geschildert[1]).

Bei Morgengrauen traten wir am nächsten Tage vor das Haus. Der See schlief noch gehüllt in dunkle Schatten. Da plötzlich loderte es auf in den Gipfeln der Berge, und eine Spitze entzündete sich nach der anderen. Sie glühten erst wie Eisen, dann wie leuchtendes Gold; endlich wurden sie strohgelb, und lange zitternde Strahlen suchten längs der scharfen Graten und den schartigen Kämmen ihren Weg. Ueber den dunklen See lief ein leiser Schauer; es kräuselte sich seine Oberfläche — er erwachte. Heller wurden nunmehr seine Fluthen, er öffnete sein blaues Auge und blickte empor zu den leuchtenden Gipfeln. Immer tiefer senkten sich die Lichter abwärts an den Bergen; die steilen Felsen bekamen Farbe und Gestalt; das Licht modellirte sie mit Künstlerhand und löste in bewegte Formen auf die zuvor scheinbar glatten Flächen. Endlich glitt ein Sonnenstrahl bis zum See hinab und schien sich in seine Fluthen zu versenken.

Wir setzten auf einem Floß über den See und stiegen an der Felswand, zwischen Krummholz und Arven, zum Schwarzen See empor. So nennen diesen oberen See die Górale, während er in Reisehandbüchern meist als das eigentliche Meerauge gilt. Seine Fluthen sind schwarz, und schaurig-wild erscheinen die ringsum aufragenden, mit langen Schneestreifen verbrämten Felsen. Abgestürzte Schneemassen schwimmen oft, die Trauer im Bilde noch steigernd, auf dem schwarzen Wasser. Das ganze Thal ist mit Granitblöcken überschüttet, und nur der Querriegel, auf den wir zunächst gelangen, zeigt spärlichen Pflanzenwuchs. Wir blicken von dort hinab. Das Meerauge liegt zu unseren Füßen; dunkelblau in der Mitte, mit lichtgrünem Rand, so recht das leuchtende Auge in dem glänzenden Gefieder eines Pfaues.

Die Meeraugspitze ragt unmittelbar über den Schwarzen See empor. Man muß noch neunhundertundzwanzig Meter höher steigen, um, nicht ganz ohne Mühe, in drei bis vier Stunden diesen Gipfel zu erreichen. Zunächst folgt man nördlich und östlich dem Ufer des Sees, dann geht es weiter hinauf über Felsblöcke, über Geröll und Steine. Man gelangt in eine steile Rinne, die sich schließlich kaminartig verengt und ganz dunkel wird. Man muß von einem guten Führer begleitet sein und selbst auch nicht jeden Geschickes ermangeln. Eiserne Klammern helfen über die schwierigsten Stellen hinweg. Mit einer wirklichen Gefahr ist der Aufstieg nicht verbunden; leichter übrigens als an dieser Seite läßt er sich von Süden her ausführen. Schwindelfrei muß unter allen Umständen der Wanderer sein, der sich in die Gipfel der Hohen Tatra hinaufwagt. Ist er das nicht, so verleidet ihm, auch nach überstandenem Aufstieg, der Gedanke an den Rückweg den Genuß. Großartig ist aber der Eindruck, der ihn auf dem Gipfel der Meeraugspitze erwartet.

[1]) O Ziemiorodztwie Karpatów i inuych gór i równin Polski. Warschawa 1815.

In schauerliche Tiefen stürzen die Felswände des „Ganek“ [1]) östlich von der Meeraugspitze hinab. Hinter derselben steigt zu schwindelnder Höhe die Gerlsdorfer Doppelspitze auf. Weiter reihen sich alle die Gipfel aneinander, welche die Hohe Tatra im Osten beherrschen, ein Geschlecht gewaltiger Giganten mit granitner Stirn. Sie stehen beisammen im mächtigen Bogen, welcher weithin bis in die Béler Kalkalpen reicht. Südwärts erheben sich über die zackigen Grate, in gedrungenen, gesonderten Massen, wie Festungsruinen mit geborstenen Thürmen und zerfallenen Zinnen, die Tatra-Spitze, die Bastei, der Kriván und sonst noch alle die Gipfel, welche den Csorbersee umrahmen. Dann schließen sich im Nordwesten in trostloser Oede die nackten Berge an, die in dem Gipfel der Swinnica münden. Im Norden beherrscht die schlanke Dénesspitze, mit scharfem Gipfel nach dem Himmel weisend, das erhabene Bild. Darüber und dazwischen taucht der Blick weithin in die Ferne. Er verliert sich im Norden in den galizischen Bergzügen, die bläulich über grünen Flächen schimmern; im Süden ruht er auf den dunklen Wäldern, mit welchen die niedere Tatra ihre Höhen schmückt; im Westen endlich schweift er über die rundlichen Kuppen, die, in mild-welligen Ketten aneinander gereiht, in den Liptauer Alpen sich vereinigen. Hinter diesem Wellenmeer stand aber am Horizont, scharf umschrieben und unbewegt, eine hohe Wolkenmauer, leuchtend und blendendweiß, Bergen gleichend mit ewigem Schnee.

Von den vielen hochgelegenen Seen, die den Reiz der Hohen Tatra so wirkungsvoll steigern, zeigen sich nicht weniger als zwölf hier dem Blick erschlossen. — Ein unermeßlicher Schlund öffnet sich nordwärts zu den Füßen des Beschauers, und wenn er sich über ihn neigt, so ist ihm, als wenn alle Luftmassen des Raumes vibrirten; er fühlt, daß die Tiefe ihn anzieht; der Athem erstarrt in seiner Brust; unwillkürlich klammert er sich fest an den Felsen. Rostige Flecke zeichnen die steilen Wände, weiße Streifen durchfurchen den Abhang und glitzern wie krystallinisches Salz in der Sonne. Ganz unten leuchtet der Schwarze See wie geschmolzenes Blei und wirft glühende Lichtmassen gegen den Himmel. Neben ihm blickt unbewegt das klare Meerauge aus seiner granitnen Umfassung hervor. Die Froschseen, die Böhmischen Seen, der Eissee reihen sich im Osten und Norden aneinander; im Süden schimmert blau der Csorbersee, und jene leuchtende Fläche im Nordwesten, die flimmernde Strahlen aus weiter Ferne uns entgegensendet, das ist ein Theil jenes Sees, den wir am Zawrat zu unseren Füßen liegen sahen.

Man ist wie verwirrt von dieser Fülle des Geschauten, vermag es kaum zu ordnen und zum Gesammteindruck zu vereinigen. Auch später strengt die Einbildungskraft sich vergeblich an, das Bild wieder herzustellen, und dann sind es die nackten Felsmassen des wilden Ganek, die sich vor das geistige Auge drängen. Sie wachsen immer mächtiger an und füllen schließlich das Gesichtsfeld; also muß wohl der schauerlich erhabene Eindruck, den sie auf uns machten, am tiefsten unserem Geiste sich eingeprägt haben.

---

[1]) Würde in den Alpen etwa Kanzel genannt werden; für die wörtliche Uebersetzung von Ganek steht nur das Wort Balkon zur Verfügung.

Doch auch der todte Granitgipfel der Meeraugspitze ist nicht von allem Leben entblößt. Selbst die Gemswurz (Doronicum hirsutum) wagt sich noch zu demselben hinauf. Als wollte sie ihrem Namen Ehre machen, ist sie bis auf diese steilen Felsen, 2500 Meter hoch, den Gemsen gefolgt. Sie blieb dort nicht allein, denn auch der röthliche Hahnenfuß der Gletscher (Ranunculus glacialis), der blaue gestreifte Enzian (Gentiana frigida), das lieblich blaue Alpenvergißmeinnicht (Myosotis alpestris), einige Steinbrecharten und Gräser fanden sich bereit, dort in Vertiefungen und Spalten den Stürmen zu trotzen. Unterhalb des Gipfels ergänzten wir unsern Blumenschatz durch den fettglänzenden weißen Alpen-Hahnenfuß (Ranunculus alpestris), das winzige Ruhrkraut (Gnaphalium supinum) mit gelblich-weißem Köpfchen und die schöne, kriechende Nelkenwurz (Geum reptans) mit ihren leuchtend gelben, auffallend großen Blüthen [1]).

Während wir abwärts stiegen, tauchten leichte Nebel an den Gipfeln der Berge auf; bald waren wir von dichten Wolken umgeben, und als wir das Meerauge erreichten, begann es zu regnen. Große Wassertropfen fielen in den See und zeichneten seine Oberfläche mit verworrenen Ringen. Bald senkte sich der Wolkenschleier bis zur Seefläche hinab, und das zuvor so leuchtende Meerauge wurde matt und grau. Trüb und traurig schaute es jetzt empor zu den verschleierten Bergen.

XX.

Wir nahmen Abschied von der Hohen Tatra und wandten uns nach Norden. Wir wollten dem Lauf des Dunajec folgen, der seinen Weg sich nordwärts durchs Gebirge bahnt. Wir hatten an seiner Wiege im Thal von Kościelisko gestanden und wollten ihn auch bewundern, wie er als Jüngling mit Ungestüm den Klippenkalk der Pieninen durchbricht. Dieser Durchbruch der Pieninen birgt eine Fülle malerischer Bilder und ist auch wieder so eigenartig in seiner Wirkung, daß sich ihm kaum etwas Aehnliches an anderen Orten zur Seite stellen ließe. Wirklich schön wird die Wasserfahrt auf dem Dunajec aber erst vom Rothen Kloster an, daher es rathsam ist, sie dort erst anzutreten. Wir legten die Strecke bis dahin im Wagen zurück und rasteten dann am rechten Ufer des Flusses unter uralten Linden. An derselben Stelle mündet am Dunajec das Thal des heiligen Antonius, wo zwischen den Bäumen, ganz in der Nähe, das halb verfallene Rothe Kloster sich verbirgt.

Sein Ursprung reicht bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. Benannt wurde es nach den rothen Schindeln, die einst sein Dach bekleidet haben. Es wurde von Kokos, einem Sohn des Zipser Grafen Rycolph, im Jahre 1319 gegründet. Er hoffte durch diese That den Mord zu sühnen, den er an Friedrich, dem Sohne des Zipser Grafen Arnold, begangen hatte. Das Kloster wurde von Karthäuser-Mönchen bezogen. In Folge namhafter Schenkungen stieg dessen Wohlstand. Die Schätze, die man in seinen Mauern

[1]) Ueber auf der Tatraspitze gefundene Pflanzen vergl. Jahrbuch des ungarischen Karpathen-Vereins. Zehnter Jahrgang. 1884. p. XL.

verborgen wähnte, weckten bald fremde Habgier. So wurde das Kloster wiederholt überfallen und 1433, zu der nämlichen Zeit, in welcher die Hussiten das ganze Zipser Land verwüsteten, von Räubern ausgeplündert. Es erholte sich nie von diesem Schlag, da auch die Zeiten der Reformation seinem Gedeihen nicht mehr günstig waren, und hörte im Jahre 1563 zu bestehen auf, wurde aber um das Jahr 1705 als Camaldulenser Kloster mit dem Namen Eremus Conventus Montis Coronae von Neuem errichtet. Dieser Name gibt die Bedeutung der vier Anfangsbuchstaben an, welche heute noch an den Ruinen zu erkennen sind. Eine Verordnung Joseph's II. hob dann im Jahre 1787 die Camaldulenser, ebenso wie auch alle geistlichen Orden auf, die sich nicht mit Krankenpflege, Seelsorge oder Unterricht befaßten. Durch Schenkung gelangte das Rothe Kloster schließlich im Jahre 1820 in den Besitz des griechisch-katholischen bischöflichen Capitels von Eperies.

Unter jenen alten Linden am Ufer des Dunajec, die uns jetzt ihren dichten Schatten spendeten, mögen einst die Karthäuser-Mönche, später auch die Camaldulenser geruht haben. Der Ueberlieferung nach hätten diese Bäume schon ein Alter von tausend Jahren erreicht. Doch das Alter der Bäume wird in allen Sagen überschätzt, und wo die Feststellung desselben durch Abzählung der Jahresringe wirklich möglich wurde, haben sich stets weit geringere Werthe ergeben. In der That kann aber die Sommerlinde (Tilia platyphyllos) ein sehr hohes Alter erreichen und ihre Lebensdauer sich wohl bis über ein Jahrtausend erstrecken.

Das Floß, welches uns nach dem Badeort Szczawnica[1]) tragen sollte, war nunmehr bereit. Die Górale hatten eine Anzahl von Kähnen zusammengebunden, um es herzustellen. Auf je zwei Personen nehmen sie einen Kahn.

Zweimal durchbricht der Dunajec die Kalkmassen der Pieninen. Sein wild aufschäumendes Wasser bahnt sich in zahlreichen Windungen zwischen steil aufsteigenden Klippen den Weg. Der erste Durchbruch findet schon früher bei der Burg von Czorstyn statt. Dort ragen auf rothen Sandsteinfelsen über dem Dunajec die Ruinen jener Feste, die einst bestimmt war, die Grenze von Polen gegen Ungarn zu schützen. Es war die älteste Burg Polens, die schon im Jahre 1246 von dem polnischen Chronisten Dlugosz erwähnt wird. Kasimir der Große von Polen hatte sie bewohnt, und sie diente dann mehrfach polnischen Königen zum Aufenthalt. Besonders geschah das zur Zeit der Jagellonen, wo so innige Beziehungen Polen mit Ungarn verbanden. Auf der Burg Czorstyn war es auch, wo der kaiserliche Gesandte jene Summe ausgezahlt erhielt, für welche Sigismund 1412 die Zipser Städte verpfändet hatte, in Gold, 155,400 ungarische Ducaten. Im Jahre 1790 schlug der Blitz in die Burg ein, und sie ging größtentheils in Flammen auf.

Zwischen dem Rothen Kloster und Szczawnica bildet der Dunajec die galizisch-ungarische Grenze, weiterhin werden seine beiden Ufer wieder polnisch. — Die rasche Fahrt auf dem reißenden Fluß dauert nur anderthalb Stunden. Sie ist von Anfang bis zuletzt von außerordentlich malerischer Wirkung und

[1]) Schtschawnica auszusprechen.

phantastisch wie ein romantischer Traum. Pfeilschnell schießt das Floß über das aufbrausende Wasser, dann gleitet es ruhiger auf der geebneten Fluth. Mit neuer Hast eilt es einem Felsen zu, es ist, als müsse es an demselben zerschellen; doch mit rascher Wendung ändert es seinen Lauf und streift nur leise die steil aufsteigende Wand. Eine breite Felsmasse versperrt jetzt den Fluß; er scheint an ihr zu endigen, der Berg dort die Wellen zu verschlingen; doch neue Bahnen thun sich plötzlich auf, und das behende Floß stürzt in sie hinein. Schäumend überwälzen sich die Gewässer; das Floß streift nur die Kämme und setzt seinen Lauf gegen neue Hindernisse fort. Hier und dort wirft ein trotziger Fels das erzürnte Wasser zurück auf das Floß. Eiligst schöpfen es die Flößer aus den Kähnen, und leicht gleiten diese wieder über die Höhen der Fluth. Nackend und steil steigen die Felsen von allen Seiten empor und verengen die Bahn. Die Welle schwillt, und mit Ungestüm stürzt sie in die Schlucht.

Zunächst eilt der reißende Strom vom Rothen Kloster geradeaus, dem Kronenberg zu, als wollte er ihn durchbrechen; doch plötzlich öffnet sich westwärts die Bahn, und das Floß biegt in dieselbe ein. Da erhebt der Falkenstein seine Stirn stolz zum Himmel; seinen Fuß umspült ein krystallheller Bach, der sich zum Dunajec gesellt. Wie ein Adlerhorst thronte einst im Thal, dem dieser Bach entströmte, eine Burg auf hohem Felsen. Dichter Urwald verbarg sie vor den spähenden Blicken. Einige Trümmerreste bezeichnen noch ihre Stätte. Sie krönte den Konigundenfels, und in ihre Mauern flüchtete einst die Gemahlin des polnischen Königs Boleslaus, jene heilige Konigunde, die der Sage nach beim Andrange der Tataren das Volk der Berge nach dem Thal von Kościelisko geleitet hatte. Die „heilige Kinga", — unter diesem Namen verehrt sie heute noch das Volk, wurde nach König Boleslaus' Tode Priorin des Klosters Sancta Clara in Alt-Sandec, und als im Jahre 1259 unter der Regierung Leszko's des Schwarzen die Tataren zum zweiten Male Polen überschwemmten, suchte sie vor denselben, zugleich mit siebzig Nonnen, in dieser Felsenburg sich zu retten. Die Flüchtenden wurden von den Tataren verfolgt, doch alle Thäler hüllte ein so dichter Nebel ein, daß die Tataren die Burg nicht zu entdecken vermochten. Im Volk herrscht der Glaube, es hätten Engel einst diese Burg erbaut. Den Augen der Hussiten blieb sie aber doch nicht verborgen; sie eroberten und zerstörten sie, annähernd zu derselben Zeit, in welcher auch das Rothe Kloster geplündert wurde.

Endlos folgen die Felsen aufeinander zu den beiden Seiten des reißenden Flusses. Das Bild ändert sich bei jeder neuen Windung. Da plötzlich schien es uns, als hätte eine weiße Wolke über die Wasserfläche sich gelegt, und als müsse unser Floß bald in ihr verschwinden. Doch in der Nähe löste sich der Nebelballen in Myriaden von Eintagsfliegen auf. Es war wie ein Schneesturm, in den wir jetzt tauchten, ein Wirbel aus lebenden Flocken. Die nahen Ufer entschwanden dem Blicke fast gänzlich; das Floß wurde bald weiß wie von frisch gefallenem Schnee. Die Sonne, die zum Untergange neigte, warf ihre letzten Strahlen in diese lebende Wolke und hüllte in rosigen Schimmer den Hochzeitsreigen, den Myriaden schlanker Sylphiden über dem rauschenden

Wasser ausführten, und der das ganze Dasein dieser Wesen in sich einschließt. Sie wirbeln durcheinander bis zur Erschöpfung, den nächsten Sonnenaufgang werden sie kaum noch sehen. — Schon von Alters her waren diese ephemeren Wesen bekannt, die, wie Claudius Aelianus berichtet, zu kurz leben, um eigenes Unglück zu fühlen oder fremdes schauen zu können. Ja selbst jene Begierde, die der Hunger weckt, bleibt ihnen erspart; sie bedürfen während ihres kurzen Daseins nicht der Nahrung, könnten auch solche nicht zu sich nehmen, da ihre Mundwerkzeuge ganz unentwickelt und unter einem großen Kopfschild versteckt sind. Dagegen nehmen ihre großen Augen fast den ganzen Kopf ein; so können sie in der gegenseitigen Betrachtung völlig aufgehen. — Die prosaische Aufgabe der Ernährung fällt den Larven dieser Geschöpfe zu, und sie widmen sich derselben mit so großem Eifer, daß man sie als kleine Raubthiere bezeichnen kann. Diese Larven leben im Wasser, graben sich auch Gänge im Uferschlamm. Dann werden sie zum „Subimago" und beziehen das Land. Damit haben sie den Höhepunkt ihrer Entwicklung aber noch nicht erreicht, denn das Subimago ist plump, hat dicke kurze Glieder und wird von einer schlotternden, mißfarbigen Haut umhüllt. Doch es beeilt sich, diese Hülle abzuwerfen, zeigt sich nun als „Imago" in einer verklärten Gestalt, entfaltet die zarten Netzflügel an dem schlanken Leib und schwingt sich empor in die Lüfte. Die Haut bleibt wie eine Maske an dem Orte haften, wo die Sylphide ihre Befreiung fand. — Die milchweißen Sylphiden, die uns umschwärmten, werden Palingenia virgo genannt; es ist jene Art, welche die französischen Fischer an der Seine und Marne als „Manna" bezeichneten. Was von diesem Manna ins Wasser fällt, verschlingen die Fische als leckere Speise.

Rasch glitt unser Floß über die Wasserfläche, und doch blieben wir von der Sylphidenwolke umhüllt. Es war uns, als trieben wir einer noch unbekannten Gegend entgegen, als müßte plötzlich ein ganz neues Land aus dem Nebel vor unseren Blicken auftauchen. Wirklich war auch, als sich die Sylphidenwolke zu lichten begann, das Bild ganz verändert. Die Ufer hatten sich erweitert, unser Blick reichte in die Ferne und konnte über grüne Hügel und Berge schweifen. Am nahen Abhange, längs des „Ruthenischen Baches", der in den Dunajec mündet, wurden die Häuserreihen des Dorfes sichtbar, das dem heutigen Badeort Szczawnica den Ursprung gab. — Tausende von Besuchern versammeln sich hier alljährlich in der Hoffnung, an den kräftigen muriatischen Natron-Lithionquellen eine Linderung ihrer Leiden zu finden.

Wir mußten unsere Reise fortsetzen, und so wurden alle die großen Eindrücke, die wir in diesen Bergen empfangen hatten, alsbald zu Erinnerungen, die wir den anderen lichten Erinnerungen aus unserem Leben anreihten. Oft aber sehnen wir uns nach den himmelanstrebenden Graniten der Hohen Tatra zurück, und manchmal auch glauben wir im Traum wieder die blauen Seen und die leuchtenden Schätze zu schauen, die in ihren Tiefen verborgen liegen; haben wir doch, in mondheller Nacht, sie dort in geheimnißvollem Feuer funkeln sehen. Vielleicht geht es auch uns so, wie den Schatzgräbern in vergangenen Zeiten, und wir ziehen noch einmal aus nach der Hohen Tatra, um diese Schätze zu heben.

Zum achtzigsten Geburtstage Theodor Mommsen's.

(30. November 1897.)

[Nachdruck untersagt.]

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt.
Goethe.

Vor dreiunddreißig Jahren, in der Ostermesse 1854, erschien der erste Band der „Römischen Geschichte" von Theodor Mommsen. In den beiden nächsten Jahren folgten der zweite und dritte Band und nach langer Pause 1885, mit Ueberspringung des vierten, der fünfte. Von den drei ersten Bänden sind bis jetzt je acht, vom fünften Bande vier stärkere Auflagen ausgegeben worden. Daneben erschienen Uebersetzungen ins Französische, Englische, Italienische, Russische, Polnische, Spanische und vielleicht noch andere Sprachen und zum Theil in mehrfachen Ausgaben. Dieser große äußere Erfolg des Werkes spricht um so beredter für den inneren Werth, als wenigstens in Deutschland gelehrte Werke, mit wenigen Ausnahmen, nur einen kleinen Leserkreis und einen noch kleineren Käuferkreis zu finden pflegen und die sogenannten höheren Gesellschaftsschichten bei uns eine engere Berührung mit der Gelehrsamkeit und den Gelehrten kaum als standesgemäß erachten. Und ein gelehrtes Werk ist Mommsen's „Römische Geschichte" allerdings, wenn auch in ihr auf jeden gelehrten Apparat, auf reichliche Citate, polemische Excurse, ja auch auf Anmerkungen unter dem Texte oder in einem Anhange fast ganz Verzicht gethan ist. Nirgends spürt der Leser Lampengeruch, nirgends den Staub der Folianten, noch den Schutt der trümmerhaften Ueberlieferung. Durch das Genie des Verfassers ist hier die Wissenschaft der Schönheit zugereift, zum Kunstwerk geadelt, und

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Und doch, welche heiße Arbeit, welche bis ins Kleine und Kleinste eingehenden Untersuchungen, welche schweren Zweifel über Eintheilung und Gruppierung des Stoffes und welche Verlegenheiten über die leidigen Lücken in der Ueberlieferung waren der letzten Formung und Fassung des Werkes vorangegangen! Das zeigen auch einzelne Aeußerungen in Briefen an den Ver-

leger. Da heißt es einmal: „Die Frau Historie ist so gründlich ‚mit Lücken versehen', daß das Flicken und Verdecken eine Kunst ist und eine Plage dazu;" und ein andermal: „Uebrigens bin ich fleißig am vierten Buche, welches ich gern fertig hätte, ehe ich das dritte an Sie abschicken muß; das zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat, ist eine schwere Kunst, und diese Ein- und Abschnitte machen mir manche Noth." Und als er den Schluß des Manuscriptes zum ersten Bande einsendet, schreibt er: „Endlich, endlich, endlich, mein lieber Freund, werden Sie sagen. Jawohl ist es arg, aber auch die Mühe war grenzenlos; man sieht es der Arbeit nicht an, was für Plage und Gewissensbisse darin stecken."

Nun gewiß, „rinnen muß der Schweiß, soll das Werk den Meister loben." Aber hier lobte es auch seinen Meister. Freilich fehlte es nach dem Erscheinen nicht an Gegnern, die im Einzelnen mannigfach andere Meinungen vertraten als Mommsen, und nicht an Nörglern, die durch Ausstellungen an Kleinigkeiten sich und anderen die Freude an dem großen Wurfe des Ganzen verdarben, aber im Allgemeinen war die Wirkung eine geradezu ungeheure. Die Wissenschaft der Geschichtschreibung hatte mit diesem Buche einmal wieder, wie selten, ihre Bedeutung für das Verständniß der Gegenwart dargethan. Die alte Zeit des römischen Reiches lebte vor dem erstaunten Blicke der Neuzeit und wirkte auf sie nicht nur belehrend, sondern zündend, und das politische Interesse wurde mit diesem Werke in so weiten Kreisen angeregt, wie kaum je vorher durch ein Buch, geschweige denn durch ein Buch der Gelehrsamkeit. Noch nie wohl waren die gewaltigen Charaktere Roms so scharf aufgefaßt und so in ihrer vollen Größe dargestellt worden, und noch niemals umgekehrt die falschen Größen in der römischen Geschichte, die, ohne groß zu sein, in der Geschichte bisher als groß gegolten hatten, so schonungslos in ihrer Hohlheit und Halbheit bloßgestellt worden. Der Geschichtsforscher scheute sich nicht, Partei zu nehmen und in lebhafter Leidenschaftlichkeit seine Liebe und seine Verachtung gegen die einzelnen hervorragenden Gestalten klar zum Ausdruck zu bringen. Aber sein Affect ist so beredt, so wahr, so sittlich ernst, daß der Leser fortgerissen wird in der Huldigung der großen Charaktere wie in der Mißachtung der Scheingrößen. Mit einem Schlage war der beim Erscheinen des ersten Bandes seiner „Römischen Geschichte" erst sechsunddreißigjährige Verfasser nicht nur als einer der ersten Gelehrten — als solcher galt er bei den Fachgenossen bereits widerspruchslos nach seinen bisherigen etwa hundertundfünfzig größeren oder kleineren Arbeiten — sondern auch als einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bewundernd anerkannt. Nannte doch noch jüngst der Engländer Lord Acton in seiner Eröffnungsvorlesung als Professor zu Cambridge am 11. Juni 1895 Mommsen und den inzwischen verstorbenen Treitschke die beiden größten Schriftsteller der Gegenwart.

I.

Theodor Mommsen wurde als das älteste Kind seiner Eltern am 30. November 1817 geboren. Der Großvater, Jens Mommsen, scheint in Hülthoft ein kleines Gehöft besessen zu haben, wie auch wohl die meisten Verwandten

dort oder in den umliegenden Orten ansässig waren. Auch der schlichte Landmann und Deichvogt Hans Momsen, der als Autodidakt in der Mathematik und Mechanik einen geachteten Namen gewonnen hat, wird vielleicht zu den Verwandten, wenn auch nicht in gerade aufsteigender Linie, gehört haben. Die Großmutter Marie, die Tochter des Pastors Johannes Stephanus Tychsen in Hersbüll, starb erst 1835 im einundachtzigsten Lebensjahre. Ihr ältester Sohn Jens, geboren den 24. Juni 1783, ein Zwillingskind, erwählte den Beruf seines mütterlichen Großvaters und wurde 1817 als Diaconus nach Garding berufen. Er war verheirathet mit Sophie Elisabeth Krumbhaar. Das Diaconat in Garding war eine dürftige Pfarrstelle. Neben dem Ertrage eines Pfarrackers von 9½ Hectar standen dem Diaconus nur ein Gehalt von 369,60 Mark unserer Währung und etwa 240 Mark an Accidentien zu. Da schlich die Sorge sogleich mit in den jungen Hausstand ein, zumal der Pfarrer Mommsen auch das Klima nicht vertragen konnte, vielfach kränkelte, und im Mai 1819 ihm ein zweiter Sohn geboren wurde, der in der Taufe den Namen Tycho erhielt. So war es denn begreiflich, daß der Diaconus in Garding sich bald um ein anderes, einträglicheres Pfarramt, in gesünderer Gegend des Landes gelegen, bewarb. Nach seinem Wunsche erhielt er 1821 das Diaconat in Oldesloe. Hier vermehrte sich die Familie noch um zwei Söhne und eine Tochter, von denen der eine Sohn früh gestorben ist. Auch hier waren die Einkünfte karg, bis dem Diaconus nach mehr als zwanzigjähriger Thätigkeit in Oldesloe die dortige erste Pfarrstelle übertragen wurde, die er bis zu seinem am 18. Februar 1851 erfolgten Tode gewissenhaft versehen hat. Gelegentlich seiner Versetzungs- und Beförderungsgesuche haben seine Vorgesetzten ihm einmüthig ein schönes Organ, treue Amtsführung, Bescheidenheit und einen friedlichen Sinn bezeugt. Von seiner Gattin habe ich nichts Näheres erfahren, und auch über die erste Jugendzeit der Kinder weiß ich nichts zu berichten; reich an kostspieligen Vergnügungen ist sie sicher nicht gewesen, zumal der Vater auch noch seine bejahrte Mutter und nach einem Unglück, vermuthlich einer Ueberschwemmung in den Marschgegenden, auch seine verarmten Geschwister unterstützte. So wird es für die beiden ältesten Söhne vielleicht eine Befreiung aus drückenden Verhältnissen gewesen sein, als sie gleichzeitig beide am 4. October 1834 in die Prima des Christianeums zu Altona aufgenommen wurden. Bereits nach einem Jahre traten beide in die Selecta über, in der sie bis zum April 1838 verblieben. Theodor Mommsen erhielt bei seinem Abgange das große Schröder'sche Stipendium, nachdem er am 6. April 1838 sich nach der Bestimmung des Stifters mit einer lateinischen Rede verabschiedet hatte, in der er die Vortheile, die das Gymnasium dem Vaterlande gewähre, darzustellen hatte.

Das königliche Christianeum, gegründet im Jahre 1738, war eine eigenartige Anstalt, ursprünglich ein sogenanntes Gymnasium academicum, d. h. ein Gymnasium, mit dem eine Selecta verbunden war, deren Schülern Facultätsvorlesungen geboten wurden. Die Zeit des Besuches dieser Selecta, in der übrigens den Schülern völlige studentische Freiheit vergönnt wurde, ward ihnen als Studienzeit angerechnet, und es genügte, wenn sie nur hinterher noch wenigstens ein Jahr hindurch eine Universität besuchten. Man wollte

in den kleinen Staaten, die keine eigene Universität hatten, die jungen Studirenden nicht zu früh ins Ausland schicken. Aus solchen akademischen Gymnasien haben sich später in einigen Städten selbständige Universitäten entwickelt, wie in Rinteln, Altdorf, Helmstädt, Duisburg, Olmnütz, Gießen, Straßburg, Erlangen, Innsbruck und andern. In Altona aber bewährte sich die Einrichtung auf die Dauer nicht, sie wurde schon 1771 aufgehoben, und nur als ein Rest des alten Gymnasium academicum wurde statt der Vorlesungen über Facultätswissenschaften die Selecta als eine Oberclasse beibehalten, in der schulmäßig nach festem Stundenplane unterrichtet wurde und nur neben dem Sprachunterricht noch Philosophie, Mathematik und die schönen Wissenschaften gelehrt werden sollten. Noch jetzt konnte aus der Prima der Uebergang zur Universität erfolgen, und die Schüler der Selecta erhielten bei ihrem Eintritt eine besondere lateinische Matrikel. Durch Uneinigkeit im Lehrercollegium, sowie durch ein ungebundenes Leben der Selectaner, das auch auf das Verhalten der anderen Schüler ungünstig einwirkte, verlor das Christianeum allmählich an Ansehen, bis es, als Eggers 1828 das Directorat übernahm, von Neuem aufblühte. Vor allen Dingen wurde jetzt von den Schülern fleißig gearbeitet, und sie fühlten sich wohl auf der Anstalt, so daß die meisten noch ein oder mehrere Jahre auch in der Selecta blieben.

Der Stundenplan umfaßte hier zwei Stunden Theologie, drei Stunden Cicero, zwei Stunden Horaz, zwei Stunden Tacitus, zwei Stunden lateinische Stilübung, drei Stunden Thukydides, zwei Stunden Sophokles, eine Stunde Griechisch, Grammatik und Schreiben, je eine Stunde Philosophie, Rhetorik, Physik und deutsche Literatur, drei Stunden Geschichte und je zwei Stunden Englisch, Französisch, Dänisch und Mathematik. Vielleicht das Beste aber: freiwillige, ernste Arbeit, lernten die Selectaner in dem 1828 von ihnen gestifteten „Altonaer wissenschaftlichen Verein", der Anfangs den Zweck verfolgte, die Mitglieder in der Interpretation lateinischer Schriftsteller zu üben. Später wurde der Arbeitskreis erweitert und namentlich auch auf das Gebiet des Deutschen übertragen. Es wurden Arbeiten über selbstgewählte Themata eingereicht und man las bei einer Tasse Thee die alten Schriftsteller, oder man hielt freie Vorträge, und die eingereichten Arbeiten wurden mit jugendlicher Frische und Schärfe kritisirt. Besonders freute man sich, wenn einmal, wie gewöhnlich bei den Stiftungsfesten, auch Director Eggers im Vereine erschien. Gerade Theodor Mommsen, der im Juni 1836 als Mitglied aufgenommen wurde, hat an den Sitzungen dieser jugendlichen Akademie sich lebhaft betheiligt. Ihm wurde die Auswahl der Schriftsteller übertragen, die gelesen wurden, und in diesem Verein soll auch seine Neigung zu dichten deutlich hervorgetreten sein. Noch heute bewahrt der nach manchen Unterbrechungen 1883 in der jetzigen Prima des Christianeums wiedererstandene Verein einen Sammelband der eingelieferten Arbeiten, unter denen sich auch drei von Mommsen's Hand befinden über die Themata:

1. Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie?
2. Genies sind nothwendige Uebel.
3. Warum schadet vieles Kritisiren?

Auch eine Bibliothek sammelte der Verein, und Mommsen hat für diese noch später manche seiner eigenen Schriften als einen freundlichen Gruß dankbaren Gedenkens übersandt.

Ostern 1838 bezog er die Universität Kiel als Studiosus der Rechte. Er scheint sich besonders den Professoren Burchardi, Osenbrüggen und Otto Jahn angeschlossen zu haben. Osenbrüggen war damals noch Philologe, aber seine Vorlesungen wie seine Schriften bewegten sich jetzt schon auf dem Grenzgebiete der Philologie und der Jurisprudenz, bis er 1842 als Docent des römischen Rechtes völlig zur juristischen Facultät übertrat, umgekehrt wie Mommsen, der, von der Jurisprudenz ausgehend, mehr und mehr sich der Philologie zugewandt und gerade durch die Beherrschung und Verknüpfung beider Wissenschaften seine großen Erfolge errungen hat. Bei Osenbrüggen trat die Philologie später ganz in den Hintergrund und seine Bedeutung reicht an die Mommsen's überhaupt nicht entfernt heran; aber das Verdienst ist ihm wohl zuzuerkennen, daß er in seiner anregenden Art zu lehren Mommsen gleich im Beginn seiner Studien zu der Erkenntniß geführt hat, ein erschöpfendes Verständniß des römischen Alterthums sei nur durch denjenigen zu gewinnen und zu erschließen, der in der Jurisprudenz wie in der Philologie gleich fest geschult sei. Als dann im Herbst 1839 Otto Jahn seine akademische Thätigkeit in Kiel mit einer Vorlesung über Juvenal begann, fand Mommsen die erwünschte Gelegenheit, sich tiefer in die Philologie einführen zu lassen.

Jahn, der nur um vier Jahre älter war als sein genialer Schüler, hatte in Berlin Böckh's Vorlesungen und Lachmann's Seminar besucht, und so konnte er nun seinen Schülern in Kiel die methodische Zucht Lachmann's und Böckh's großartige Auffassung von den Aufgaben und dem Zusammenhange aller Gebiete der Alterthumswissenschaften vermitteln. Von Böckh hatte er auch die Bedeutung der Inschriftenkunde verstehen lernen und unter seinem Einfluß schon früh die Neigung für diesen Forschungszweig gewonnen, die er noch in der Zeit seines Kieler Lehramtes auf Mommsen übertrug. Aber auch sonst sah sich dieser durch die sichere Detailkenntniß des römischen Lebens, die sein jugendlicher Lehrer in den Vorlesungen zu erkennen gab, reichlich gefördert. Ihm schloß er daher sich bald auf das Engste an.

Unter den Studirenden trat er damals besonders dem Dichter Theodor Storm nahe. Mit ihm dichteten die Gebrüder Mommsen — denn auch Tycho studirte in Kiel — um die Wette, und 1843 erschien in Kiel ihr „Liederbuch dreier Freunde". Auch später hat Theodor Mommsen gern gedichtet und 1879 Uebertragungen von Gedichten Carducci's mit seinem Schwiegersohn Ulrich von Willamowitz zusammen für Freunde im Druck erscheinen lassen. Auch die Uebersetzungen einzelner Stellen aus antiken Dichtern in seiner römischen Geschichte bekunden sein lebhaftes poetisches Talent.

Aber noch ein anderes Interesse verband ihn mit Theodor Storm. Beide faßten den Plan, gemeinsam die Sagen, Märchen, Sprüche und Volkslieder ihrer engeren Heimath zu sammeln. Als nämlich durch die Thronbesteigung des kinderlosen Königs Christian 1839 der Zeitpunkt in Aussicht stand, wo die Herzogthümer Schleswig und Holstein nach dem alten Erbrecht von Dänemark ge-

trennt werden mußten, und als nun in Kopenhagen um so eifriger ein Dänemark bis zur Eider oder gar ein dänischer Gesammtstaat gefordert und betrieben wurde, da regte sich gerade in Kiel eine entschlossene deutsche Opposition und Agitation. „Karl Samwer beleuchtete das Recht der Staatserbfolge in den Herzogthümern, Lorenz Stein suchte durch Journalartikel die öffentliche Meinung Deutschlands zu erregen, eine von Droysen entworfene Adresse protestirte laut und energisch gegen den neuerfundenen dänischen Gesammtstaat.“ In solcher Zeit erwachte auch unter den deutschen Studenten in Kiel ein lebhaftes vaterländisches Interesse, und so hatte die Sammlung der Schleswig-Holsteinischen Sagen, Märchen und Volkslieder auch für Mommsen und Storm eine politische, eine patriotische Tendenz. Schon waren sie lebhaft in der Arbeit, als sie hörten, daß Karl Müllenhoff, der mit ihnen in Kiel zusammen studirt hatte, denselben Plan verfolge. Man war bald einig, sich zusammen zu thun, und im November 1843 erließen die Genossen einen öffentlichen Aufruf mit der Bitte um Beiträge aus dem Munde des Volkes. Storm zog sich bald zurück, und Theodor Mommsen rüstete sich zur ersten italienischen Reise, so fiel die Redaction des Werkes Müllenhoff zu. Aber durch Mommsen's Organisationstalent waren ihm die Wege gebahnt und der Plan bis ins Einzelne ausgestaltet. Mommsen wußte eben große Aufgaben groß und energisch anzufassen, immer nur die Sache lag ihm am Herzen; fand sich, wie hier, ein Anderer, der sie eben so gut oder besser ausführen konnte, als er, so trat er bescheiden und ohne Eifersucht gern zurück. Er wußte seine Zeit und Kraft auch sonst zu verwerthen und war nie um wichtige Aufgaben verlegen. Von seinen Freunden unter den Studenten weiß ich außer Storm nur Hermann Carstens, den späteren Obergerichtsadvokaten in Altona, zu nennen, der Michaelis 1837 das Christianeum zu Altona verlassen hatte; aber er hat als Student in einem größeren, frohen, anregenden Kreise gestanden und mit seinen Freunden „solide, oder nicht, so wie es eben fiel,“ gearbeitet, gedichtet, für deutsche Art sich erwärmt und fröhlich getrunken, und wenn er die Summe seines Studentenlebens zog, so rief er: „Vivat Kiel!“

Die Arbeit stand im Vordergrunde, sie war sein eigentliches Leben und auf Grund der von ihm eingereichten lateinischen und deutschen Abhandlungen und einer eingehenden mündlichen Prüfung wurde ihm bei seinem juristischen Amtsexamen am 11. Mai 1843 cum unanimia der erste Charakter zuerkannt. Desgleichen erhielt er bei der Doctorprüfung am 8. November desselben Jahres den ersten Charakter und ausdrücklich wurde hervorgehoben, daß er sich bei der öffentlichen Disputation durch Gewandtheit und fließendes Latein ausgezeichnet habe. Zugleich wurde seine Bitte um eins der Reisestipendien, wie sie in anerkennenswerther Freigiebigkeit damals von der dänischen Regierung für gelehrte Zwecke gespendet wurden, von der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei warm befürwortet und später auch in Kopenhagen bewilligt.

Im Jahre 1844 trat Mommsen seine erste große Reise nach Italien und Frankreich an, von der er erst nach drei Jahren in die Heimath zurückkehrte. Ungefähr neunzig kleinere Abhandlungen fallen in diese Zeit und zeugen von seinem Fleiße und Scharfsinn, sowie von der besonderen Begabung, die oft

verstümmelten Inschriften zu entziffern und in ihrer Bedeutung für die Geschichte zu erfassen. Denn die Inschriftenkunde war jetzt der Mittelpunkt seiner Arbeit, und er sammelte die Inschriften des Königreichs Neapel, die dann in einem Foliobande als Vorläufer des großen „Corpus inscriptionum Latinarum" 1852 im Druck erschienen. Den Plan, nach der Sammlung der griechischen Inschriften nun auch die römischen zu sammeln, hatte Otto Jahn schon seit 1841 auf Anregung Savigny's vorbereitet und in langen Erörterungen mit der Berliner Akademie verhandelt; er hatte auf Mommsen's Hülfe bei der Ausführung gerechnet, jetzt legte er sie freudig in des jüngeren Freundes Hand allein und nahm in der Geschichte der Studien zur römischen Epigraphik für sich nur das Verdienst in Anspruch, in der Vorbereitung des Corpus so lange ausgehalten zu haben, „bis Theodor Mommsen in die Aufgabe eintreten konnte, die ein gutes Geschick ihm vorbehalten hatte."

Es galt nun, die gesammelten und sorgsam verglichenen Neapolitanischen Inschriften zu ordnen und zu erläutern, und diese Arbeit konnte auch in der Heimath geschehen. Der Dreißigjährige mußte auch daran denken, durch ein Amt sich ein festes Einkommen und eine sichere bürgerliche Existenz zu schaffen. So kehrte er 1847 in die Heimath zurück, wo die bewegte politische Zeit ihn veranlaßte, neben seinen gelehrten Arbeiten einige Zeit hindurch sich auch an der Redaction der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" zu betheiligen. Aber schon im nächsten Jahre wurde er als außerordentlicher Professor des römischen Rechtes nach Leipzig berufen, wohin bereits vorher Otto Jahn übergesiedelt war, der nun auch hier des Freundes warmer Fürsprecher wurde. In engster Gemeinschaft des Lebens und der Studien wohnten beide in Leipzig zusammen, und wiederum durch Jahn wurde Mommsen hier in einen so anregenden Freundeskreis eingeführt, daß diese Leipziger Jahre wohl als die Zeit seines frischesten Lebensgenusses zu betrachten sind. In diesem Kreise verkehrten die Gelehrten Jahn, Haupt, Danzel, Mommsen aufs Engste mit den Leipziger Buchhändlern Karl Reimer, der später Mommsen's Schwiegervater wurde, seinem als Goethekenner bekannten Schwager und Compagnon Salomon Hirzel, dem „trefflichen, ehrenhaften Kernmenschen" Georg Wigand und dem wissenschaftlich gebildeten und kunstsinnigen Dr. jur. Hermann Härtel. In einem biographischen Aufsatz über den früh verstorbenen Danzel hat Otto Jahn diesem Freundeskreise, in welchem neben ernstem Gespräch über Wissenschaft und Kunst auch frohes Necken und scharfe Kritik über Fragen der Tagespolitik ihren Platz fanden, ein Denkmal gesetzt. Das Beste im gegenseitigen Verkehr, was alle fest vereinigte, war die sittliche Energie, die jeder Einzelne auf seinem Arbeitsgebiet bethätigte, und die Wahrhaftigkeit, die unter ihnen herrschte, die weder kleinliche Empfindlichkeit noch eitle Sucht, vor den Andern zu glänzen, aufkommen ließ.

Jeder achtete aufrichtig die anderen Freunde und suchte ihre Interessen zur eigenen Bereicherung wie um des Freundes willen in ihrem vollen Umfange verstehen zu lernen, und so konnte, weil Jeder der Achtung und des Verständnisses der Anderen gewiß war, auch der Scherz in vollster Freiheit sich auslassen. Wer Mommsen auch nur oberflächlich kennt, der weiß, daß

der Witz und Sarkasmus zu seinem Wesen gehören, nur seine Freunde kennen daneben auch die Zartheit und Innigkeit seines Gemüthes. Er gibt es nicht Jedem preis, und oft genug dient ihm der scharfe sarkastische Spott gerade dazu, sein Gemüth vor der Welt zu verstecken oder die Gesinnung des Andern erst zu erproben. Das war nun freilich im Leipziger Freundeskreise nicht nöthig, hier waltete eben ein Behagen an Witz und Necken, „und die Kunst, seinen Nächsten zu schrauben, wurde mit eben so großer Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen." So groß war der Reiz ihrer geselligen Vereinigungen, daß Danzel auch an Leidenstagen sich nicht überwinden konnte, eine Einladung für den Abend abzulehnen. „Die geistige Erfrischung," sagte er, „sei ihm wichtiger, als die körperliche Ruhe." Er, der Jüngste aus der Tafelrunde, starb zuerst; heute ist von allen Theilnehmern nur noch Mommsen am Leben; aber die Erinnerung an die Leipziger Jahre und die Leipziger Freunde ist auch noch heute dem Greise bei aller Wehmuth eine geistige Erfrischung: es war die Zeit, die ihm das Gepräge gab, die Zeit der Entwürfe zu seinen großen Arbeiten, die Zeit, wo er zum Manne, zum Charakter erstarkte. Von sonstigen Freunden, die er in Leipzig außerhalb dieser Tafelrunde erwarb, sind vor Anderen Gustav Freytag und Julian Schmidt zu nennen.

Ich erwähnte schon, daß die Freunde auch den politischen Stürmen der Zeit nicht theilnahmlos zuschauten. Jahn, Haupt, Mommsen waren Mitglieder des für die damaligen Verhältnisse übrigens gemäßigten Deutschen Vereins. Aber obwohl sie den Radicalen nicht links genug waren und von ihnen lebhaft angegriffen wurden, so war von den Professoren immer schon genug mitgeredet und mitbeschlossen worden, was der damaligen sächsischen Regierung mißfiel, so daß sie ihnen den Proceß machte. Witzig schrieb Mommsen Jahrzehnte später in Bezug auf das Böse solcher politischen Mittelstellung in einem Briefe: „Sie sehen, wie weise die Natur den Menschen so angelegt hat, daß er sowohl von rechts wie von links gehauen werden kann." Die Folgen ihrer politischen Thätigkeit waren aber damals für die Freunde ernst genug. In erster Instanz wurden Haupt und Mommsen zu längerer Festungshaft in Hubertusburg verurtheilt, Jahn ab instantia freigesprochen; in zweiter erfolgte die Freisprechung aller drei, aber wiederum nur ab instantia. Die Regierung bediente sich ihres bei solcher halben Freisprechung zustehenden Rechtes und verfügte die Absetzung der drei Professoren „zum Besten der Universität", weil sie während des Maiaufstandes „öffentliches Aergerniß gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend aufgestellt" hätten. So löste sich denn auch bald der Leipziger Freundeskreis auf: Danzel war bereits am 9. Mai 1850 gestorben, Mommsen folgte 1852 einem Rufe an die Universität Zürich als Professor an der juristischen Facultät, Jahn siedelte 1853 zunächst nach München über und ging 1855 nach Bonn, und Haupt wurde 1853 nach Berlin berufen. Die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung, Reimer und Hirzel, theilten ihren Verlag, und der erstere zog Ende 1854 mit der Weidmann'schen Firma nach Berlin.

Nur wenige Jahre währte Mommsen's Aufenthalt in Zürich. Er fand auch dort manche Anregung und gute Freunde, namentlich traf er zu seiner Freude dort wieder mit seinem Lehrer Osenbrüggen zusammen. Aber in seinem Amte ward ihm nicht die rechte Befriedigung, wie ich aus einem Briefe Jahn's an Karl Reimer vom 13. November 1855 entnehme: „Daß es Mommsen in seinen Vorlesungen nicht glückt, thut mir sehr leid; ich glaube, er kann sich nicht genug zu den Leuten herunterlassen — das liegt in der Natur, nicht am Willen; aber es verstimmt ihn natürlich, keinen Erfolg zu sehen, wo er ihn anstreben muß." Vielleicht lag auch der Grund mehr noch in den „Leuten", den damaligen Züricher Studirenden, und naturgemäß war für Mommsen's Vorlesungen in der kleinen Universität auf eine größere Zuhörerzahl nicht zu rechnen. Um so eifriger widmete er sich seinen Arbeiten. Neben mannigfachen kleineren Aufsätzen namentlich auch über die Schweiz in römischer Zeit und die römischen Inschriften der Schweiz fällt in diese Zeit die Ausarbeitung der ersten Bände seiner römischen Geschichte. Die Anfänge und namentlich die Vorarbeiten zu dem Werke, das nach dem ursprünglichen Plane in drei Bänden die Zeit bis zum Untergange des weströmischen Reiches umfassen sollte, gehören freilich schon der früheren Zeit an, sonst hätte er schwerlich in dem am 1. October 1850 mit der Weidmann'schen Buchhandlung abgeschlossenen Vertrag zugesagt, den ersten Band Michaelis 1851 und die beiden weiteren Bände in Zwischenräumen von je drei weiteren Monaten einzuliefern, zumal er gleichzeitig noch den Vertrag über die Neubearbeitung des Becker-Marquardt'schen Handbuches vereinbart hatte. Aber da waren die Verurtheilung, der Tod des Vaters und später die Uebersiedelung nach Zürich mit dem nothwendigen Einarbeiten in die neuen Verhältnisse dazwischen gekommen. Und wie sehr ihn namentlich die Unsicherheit während des langwierigen Processes störte, und wie trübe er in die Zukunft sah, geht aus einem Briefe an die Verleger Reimer und Hirzel vom 8. November 1850 hervor. In diesem Briefe bat er, die beiden Verlagscontracte wieder aufheben zu dürfen: „Wissen wir es auch noch nicht genau, wie es mit uns werden mag, so zweifeln Sie doch daran gewiß so wenig wie ich, daß ich hier unterbrochen werde und damit nothwendig alle meine bisherigen Pläne. Die paar Monate, welche es hier noch währen kann, bedarf ich nothwendig, um das schon Begonnene nothdürftig zu beendigen und für den Druck während meiner Abwesenheit vorzubereiten, und im Käficht schreibe ich gewiß keine Geschichte, wenigstens keine, die ich Ihnen in Verlag geben möchte." Nun schrieb er einige Jahre später seine „Römische Geschichte" und nicht im Käfig, sondern in einem modernen Freistaate, der freilich wegen der Kleinheit des räumlichen Umfanges, seiner politischen Machtlosigkeit unter den europäischen Staaten und der Buntheit seiner Cantonalverfassungen keineswegs jener großen wunderbar einheitlichen römischen Stadtrepublik glich, die allmählich alle Länder der alten Welt sich einverleibte. Aber statt der gefürchteten dumpfen Gefängnißluft umwehte den Geschichtschreiber jetzt die freie Luft der ewigen Berge, und von ihrer leichten, reinen Aetherluft glaubt man allerdings einen frischen Hauch in seiner römischen Geschichte zu spüren.

1854 wurde ihm eine Professur an der juristischen Facultät in Breslau angeboten, und er folgte dem Rufe gern, nicht nur des größeren Wirkungskreises halber, sondern um den alten Freunden näher zu sein, und besonders weil er in Norddeutschland seine Heimath hatte und trotz der trübseligen politischen Verhältnisse auf Preußen seine vaterländischen Hoffnungen setzte, und diese standen bei ihm und damals vielen deutschen Männern allen Hoffnungen, die der Einzelne für sich hegte, weit voran.

Der abermalige Wechsel des Berufskreises brachte natürlich neue Störungen und Hemmungen mit sich. Aber trotzdem ging die einmal in den Rahmen gespannte Arbeit rasch von statten, und in den drei aufeinander folgenden Jahren 1854—1856 erschienen drei Bände der „Römischen Geschichte", die freilich nicht nach dem ersten Plane bis zum Untergange des weströmischen Reiches, sondern nur bis zu Cäsar's Tode reichten. Die Freunde und Fachgenossen staunten über den Fleiß und die Arbeitskraft des Verfassers. Als Otto Jahn seinem Verleger Reimer 1857 wieder einmal melden mußte, daß er an seiner geplanten Archäologie noch wenig habe thun können, schrieb er in bescheidenem Aufblick zu Mommsen: „Ich scheue die Anstrengung meiner Kräfte nicht, und ich bin in diesem Jahre wirklich fleißig gewesen, aber Mommsens können wir nicht alle sein."

Doch auch in Breslau war seines Bleibens nicht lange. Die Sammlung und Herausgabe der römischen Inschriften, welche die Berliner Akademie nunmehr in seine Hände legte, erforderte fast seinen Aufenthalt in der Hauptstadt und seinen Eintritt in die Akademie. Er lehnte daher einen Ruf nach München ab und zog zunächst als Mitglied der Akademie nach Berlin, wo ihm dann nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten bald auch eine philosophische Professur an der Universität übertragen wurde. Die Art der Schwierigkeiten erhellt wiederum aus einem Briefe Otto Jahn's an Reimer vom 14. August 1857: „Jetzt höre ich aber, daß Mommsen's Uebersiedelung nach Berlin eine abgemachte Sache ist, und da muß ich Ihnen doch gleich sagen, wie sehr ich mich mit Ihnen darüber freue. Ich habe von der Münchener Berufung und den Berliner Verhandlungen nichts Näheres gehört. Allerdings fürchtete ich, daß Mommsen zu rasch die Münchener Berufung gänzlich abgelehnt hätte; denn auf ein lebhaftes Gefühl für Anstand rechne ich in gewissen Kreisen nicht so sehr, aber nun scheint ja doch ‚die Vernunft der Dinge' wieder mächtiger gewesen zu sein, als Herr von Raumer. Man kann es sich freilich denken, daß es den Gerlachiden nicht einerlei ist, ob Mommsen römische Geschichte in Berlin oder Breslau liest. — Die Hauptsache ist freilich erreicht, daß er in seine Atmosphäre kommt. — Ganz abgesehen von allem persönlichen Interesse, das wir daran nehmen, ist es aber doch eine erfreuliche Erscheinung, daß ein ausgezeichneter Mensch noch heutzutage trotz aller Verkehrtheit und Schlechtigkeit nur durch seine Tüchtigkeit an seinen Platz kommt."

Mommsen hatte bereits 1854 die älteste Tochter seines Freundes Karl Reimer geheirathet. Da dieser gleich darauf nach Berlin übergesiedelt war, so war die Berufung nach Berlin also auch aus Familienrücksichten für Mommsen erfreulich. Leider aber starb Karl Reimer 1858 plötzlich. Die

vormundschaftliche Verwaltung der großen Weidmann'schen Buchhandlung bis zur Großjährigkeit des ältesten Sohnes des Verstorbenen aus zweiter Ehe, der sich dem Buchhändlerberuf widmen wollte, brachte Mommsen viel Arbeit. Zwar übernahm er die Vormundschaft nicht selbst, sondern bat im Namen der Familie Reimer den ihm bisher bereits oberflächlich bekannten Bankier Adalbert Delbrück, als Vormund einzutreten, aber naturgemäß holte dieser in allen Fragen, die den Verlag der Buchhandlung betrafen, Mommsen's Rath ein. Die gemeinsame Arbeit knüpfte zwischen beiden Männern eine enge Freundschaft. So weit auch ihre Berufsinteressen auseinander lagen, Einer lernte am Andern die großen Gesichtspunkte, die ideale Auffassung der Lebensaufgabe schätzen, und beide waren darin einig, daß weit über den praktischen und idealen Sonderinteressen jedes Standes die gemeinsamen vaterländischen und allgemein menschlichen stehen. Der Verkehr zwischen ihnen und ihren Familien wurde ein sehr reger. Viele Jahre hindurch hat Mommsen fast jeden Donnerstag, ehe er zur Akademiesitzung ging, in der letzten Zeit meist mit Sybel zusammen, sich als Mittagsgast in Delbrück's gastlichem Hause eingefunden. Das lebhafte, freie, ungezwungene Tischgespräch war für die Freunde eine Art geistiger Brunnen, besonders aber für Delbrück. Er war idealer gesonnen, als der Durchschnitt der Kaufleute, und fühlte sich in Sybel's und Mommsen's Interessenkreise, dem er nach seiner wissenschaftlichen Vorbildung auch Verständniß entgegenbrachte, gleichsam in eine freiere Sphäre gehoben.

Habe ich dieses Freundschaftsverhältniß, das durch die Verschiedenheit der Bethätigungskreise beider Männer eigenartig war, zufällig näher kennen lernen und ausführlicher darstellen können, so haben andere Freunde Mommsen's gewiß nicht minder herzliche und bedeutsame Beziehungen zu ihm gehabt. Unter seinen Berliner Berufsgenossen hat er, soweit ich Kunde habe, außer mit dem alten Freunde Haupt, namentlich mit Trendelenburg, Bruns, Rudorff, Beseler, Eck, Becker, Hercher, Bonitz, Bormann, Zeller, Helmholtz, Schöne, Conze, Sybel, Scherer, Harnack und in früherer Zeit auch mit Grimm und Treitschke in persönlich nahen Beziehungen gestanden, und aus der Zahl seiner Schüler ist vor Allem Otto Hirschfeld sein treuer Mitarbeiter und Freund geworden. Seine auswärtigen Freunde im deutschen Reiche und im Auslande kenne ich zu wenig, als daß ich auch nur die ihm nächsten alle nennen könnte. Aber er ist nirgends ein Fremder, und das Ausland, namentlich Italien, das ihn mit Stolz „il Teodoro nostro" nennt, weiß fast besser noch als Deutschland seine Bedeutung zu würdigen.

II.

Nach Haupt's Tode 1874 übernahm Mommsen das ständige Secretariat der Akademie, das er über zwanzig Jahre hindurch geführt hat. Und neben allen Aemtern und Arbeiten und neben dem regen Freundesverkehr blieb ihm immer noch Zeit, an allen geistigen Interessen der gebildeten Welt, besonders an Politik, Kunst und Literatur Theil zu nehmen, und von Goethe an, in den sich zu vertiefen er nie müde werden kann, sind schwerlich irgend bedeutsame Schriftsteller der belletristischen Literatur des Inlandes und Auslandes von

ihm ungelesen geblieben. Mommsen ist nicht nur gelehrt, er ist einer der vielseitig gebildetsten Männer unsrer Zeit. Alles um ihn her wirkt auf ihn ein, ja er empfindet, wie jeder geniale Mensch, die Eindrücke weit tiefer als andere Menschen. Aber Alles, was er von außen erfährt, weckt in ihm ein neues Leben, eine neue Form und eine productive Kraft, und eben dieses Kennzeichen des Genius, diese Energie des Leben schaffenden Gedankens, ist auch ihm als das Siegel der Macht von Gott auf die Stirn gedrückt. Er ist ein Künstler, der in der Wissenschaft das Todte bildend zu beseelen vermag. Als er das sechzigste Jahr bereits überschritten hatte, traf ihn ein schwerer Schlag. Eine Feuersbrunst in seinem Hause in Charlottenburg vernichtete seine Bibliothek. Der Zahl nach wurde sie ihm verhältnißmäßig bald ersetzt, die bedeutendsten Verleger boten ihm an, aus ihrem Verlage auszuwählen, was ihm dienen könne; aber ganz abgesehen davon, daß manche seiner Bücher schwer oder vielleicht gar nicht zu ersetzen waren, wer weiß nicht, wie die Gewöhnung an bestimmte Bücher die wissenschaftliche Arbeit erleichtert? Wenn aber manche Freunde Mommsen's fürchteten, dieser Unfall werde in seinem Alter seine Arbeitskraft lähmen, so hatten sie ihn doch noch nicht recht erkannt. Wie seine mächtige Willenskraft seinen scheinbar schwächlichen Körper zu einer seltenen Widerstandsfähigkeit gezwungen hat, so erlahmte auch seine geistige Spannkraft durch Trauer und Verdruß höchstens auf kurze Zeiten. Dann aber raffte er stets sich zusammen, und in seiner Arbeit selbst gewann er immer wieder die Energie, sich von allen äußeren Mächten frei zu machen. Wer Zangemeister's chronologisch geordnetes Verzeichniß seiner Schriften durchsieht, der findet kein Fehljahr, auch nicht nach der Vernichtung seiner Bibliothek, und selbst das Alter, das Andre lähmt, treibt ihn nur zu erhöhter Arbeit. Es bewähren sich in seinem Leben die Goethe'schen Sprüche: „Wenn man alt ist, muß man mehr thun, als da man jung war", und: „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan."

Die größte Aufgabe seines Lebens war die Redaction des „Corpus inscriptionum Latinarum". Er hat eine Reihe eifriger und bedeutender Mitarbeiter bei diesem Riesenwerke gehabt, aber wie kein Band ohne seine Mitwirkung erschienen ist, so ist die Organisation des gewaltigen Sammelwerkes sein unvergängliches Verdienst. Und sein organisatorisches Talent haben die berufenen Beurtheiler immer in gleicher Weise bewundert, wie die Gediegenheit aller seiner Arbeit, und dieses Talent hat sich auch auf anderen Gebieten vielfach bewährt. Die fortschreitende Entwicklung unserer Bibliotheken und Museen ist zum guten Theil auf Mommsen's klugen Rath zurückzuführen, den sich das Ministerium gern zu Nutze machte, und bei vielen Unternehmungen der Akademie, sowie auch in der auf Reichskosten unternommenen Untersuchung des römischen limes hat er die Wege gewiesen, wie die großen Aufgaben allein in Gang und zu Stande kommen konnten. Und welche gewaltige Arbeit steckt in jedem einzelnen Bande des Corpus! Man glaube ja nicht, daß sie durch ein fleißiges Sammeln der Inschriften und ihren sorgfältigen Abdruck gethan und erschöpft sei. Otto Jahn hat in seinem biographischen Aufsatz über Ludwig Roß treffend die Bedeutung und Schwierigkeit epigraphischer Arbeit geschildert.

Hier heißt es: „Das Abschreiben von Inschriften, welches der oberflächlichen Beurtheilung als eine mechanische, nicht sonderlich schwierige Thätigkeit erscheinen mag, erfordert nicht allein scharfe und geübte Augen, sondern eine angespannte Aufmerksamkeit, bei welcher Beobachtung und Combination sich fortwährend controliren. Denn wer des Verständnisses nicht mächtig ist, der wird die Züge nicht erkennen, die er entziffern soll, und wiederum darf ein vorausgesetztes Verständniß das Auge nicht im voraus gefangen nehmen. Umfangreiche, nur zum Theil wohlerhaltene Inschriften mit Zuverlässigkeit abzuschreiben, ist eine Leistung, welche außer großer Beharrlichkeit in gleichem Maße Scharfsinn und Besonnenheit voraussetzt."

Aber auch das bloße Sammeln der Inschriften ist nicht so leicht, wie man denken möchte. Jahrelange Arbeit in Bibliotheken war Mommsen's zahlreichen Reisen vorausgegangen, und aus alten Drucken, wie den handschriftlich erhaltenen Sammlungen römischer Inschriften hatte er viele Tausende von ihnen ausgezogen mit Vermerkung ihres Fund- oder damaligen Bewahrungsortes; und wenn er sich dann auf die Reise machte, um sie so zahlreich wie möglich noch einmal selbst zu vergleichen, so wußte er schon fast genau, wo und was er an jedem Orte zu suchen und zu finden hatte. Wie oft ist es ihm da begegnet, daß er in Dörfern, Klöstern und Städten nach Inschriften forschte, von denen die dort heimischen Gelehrten und Ungelehrten nichts wußten! Mit Bezug auf solche Erfahrungen schrieb Otto Jahn 1857 launig an Karl Reimer: „Von Mommsen's Aufenthalt in Wien erzählte mir Ludwig; ich hörte, daß Mommsen auch den Winter noch in Oesterreich, wenigstens theilweise, zubringen werde. Wie werden die guten Leute sich wundern über Alles, was sie haben und nun durch ihn kennen lernen."

Jetzt fehlt nur noch ein Band des Corpus, der die römischen Inschriften in Germanien umfaßt. Auch dieser ist durch Zangemeister's Arbeit so zu sagen unter Dach gebracht. Nachträge werden immer noch beizubringen sein für alle Bände. Sie werden in der von Mommsen hauptsächlich für diesen Zweck begründeten „Ephemeris epigraphica" gesammelt. Das Werk als Ganzes ist von Bedeutung für alle Zeit und hat die Wissenschaft der römischen Geschichtsforschung und Philologie in ganz neue Bahnen geführt. Für Mommsen und seine Mitarbeiter ist es ein monumentum aere perennius.

Und neben diesem gewaltigen Werke sind außer zahllosen kleinen und doch bedeutsamen Abhandlungen noch eine große Zahl selbständiger bahnbrechender Werke Mommsen's in der Zeit seiner Berliner Thätigkeit entstanden, so besonders die römische Chronologie, die Geschichte des römischen Münzwesens, C. Julii Solini collectanea rerum memorabilium, Res gestae divi Augusti, Digesta Justiniani Augusti, das Römische Staatsrecht und endlich die Abtheilung der auctorum antiquissimorum in den Monumentis Germaniae historicis, und noch jetzt steht der Achtzigjährige mitten in einer neuen großen Arbeit. Zangemeister hat in seinem Verzeichniß der Schriften Mommsen's die interessante Berechnung aufgestellt, daß bis 1887 seine selbständigen Werke und die größeren und kleineren Aufsätze, in Folio 6824, in Quart 1402, in Octav und kleinerem Format 19319 Seiten einnehmen. Aber wichtiger als der Umfang ist natürlich der Inhalt.

Daneben aber war Mommsen eben auch noch Lehrer an der Universität. Seine Vorlesungen übten auch in Berlin, obwohl sie hier natürlich reichlicher besucht wurden als einst in Zürich, nicht gerade eine besondere Zugkraft aus. Er verschmähte einerseits jeden blendenden Schein, andrerseits fehlte es ihm auch, so interessant der Inhalt seiner Vorlesungen war, an eigentlicher Beredtsamkeit und an dem guten Organ, das seinem Vater nachgerühmt wurde. Wenigstens ist seine Feder beredter, als seine Stimme. Seine Schüler mußten schon ein ernstes Interesse an der Sache haben; dann freilich fanden sie in seinen Vorlesungen auch die reichste Anregung. Bedeutender aber wirkte er noch durch seine „Uebungen", die er allwöchentlich in seiner Wohnung leitete. Hier wurde ein engerer Kreis von Schülern zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit angeleitet, und was wir da unter seiner herben, sarkastischen Kritik gelitten und gelernt haben, was wir da nicht nur an Wissen und Methodik, was wir an Charakter und an Ehrfurcht vor Wahrheit und Wahrhaftigkeit gewonnen haben, das werden wir lebende Schüler Mommsen's dankbar im Herzen bewahren bis zu unserm letzten Hauche. Nach jeder Uebungsstunde waren wir von Neuem erstaunt, nicht über das Wissen des Meisters — das kannten wir ja aus seinen Vorlesungen und Schriften — nein, über die Hingabe, mit der er jede Arbeit, so verfehlt sie sein mochte, durchgeprüft hatte, und über die wunderbare Gabe, jede Arbeit so anzufassen, daß sie fruchtbar wurde und zu neuen Ergebnissen führte. Und an jedem Mittwochabend standen wir erhöhter unter dem Eindruck, daß es „eine Wollust ist, einen großen Mann zu sehen."

Ueber Mommsen's Familienleben hier etwas zu sagen, steht mir nicht zu; es gehört nicht vor die Oeffentlichkeit, obwohl es sie wahrlich nicht zu scheuen brauchte. Aber ich möchte noch kurz seiner politischen Stellung und Thätigkeit gedenken, die ihm auch in seinem späteren Leben vielfach Verkennung eingebracht hat.

Er gehört zu der glücklichen Generation, der es beschieden gewesen ist, die großen Ziele jetzt von der Nation erreicht zu sehen, welche die einzelnen ihr Angehörigen in ihrer Jugend vor sich fanden. Und ihm als Schleswig-Holsteiner stand vor Allem als Jüngling ein doppeltes vor der Seele: der Anschluß seiner engeren Heimathslande an Deutschland und die Einigung Deutschlands, und beides ist bei seinen Lebzeiten erreicht worden. Dieses hohe Glück hat er sich immer gegenwärtig erhalten, wenn ihn auch Manches in der inneren Entwicklung Deutschlands auf das Tiefste verdroß und ein drittes Ziel, der Ausbau der politischen Freiheit, noch heute bei Weitem nicht seinem Ideale entspricht: „Wer noch die Zeit gekannt hat der Ständeversammlungen mit berathender Stimme und des Deutschlands, das höchstens auf der Landkarte einerlei Farbe hatte," — so schrieb er in einem Aufsatz 1880 — „dem wird unser Reichstag und unsre Reichsfahne um keinen Preis zu theuer sein, mag immer kommen, was da will. Aber es gehört fester Muth und weiter Blick dazu, um dieses Glückes froh zu werden. Die nächsten Folgen erinnern allerdings an den Spruch, daß das Schicksal die Menschen straft durch die Erfüllung ihrer Wünsche. In dem werdenden Deutschland fragte man, wie es gemeinsam

Fechtenden geziemt, nicht nach confessionellen und Namens-Verschiedenheiten, nicht nach dem Interessengegensatz des Landmanns und des Städters, des Kaufmanns und des Industriellen, in dem gewordenen tobt ein Krieg Aller gegen Alle." Mommsen stellte sich mit festem Muth auf den Boden des neuen deutschen Reiches. Es galt jetzt, alle particularistischen Standesverschiedenheiten auszugleichen und auf dem religiösen Gebiete Jedem die Freiheit zu gewähren, die mit dem Bestehen der Staatssicherheit vereinbar ist. Daß da ein Jeder auch Opfer bringen müsse, um des großen geeinigten Vaterlandes willen, galt ihm als selbstverständlich: „Der Eintritt in eine große Nation kostet seinen Preis." — „So sehr bin ich meiner Heimath nicht entfremdet, daß nicht auch ich oft schmerzlich empfinde, was ich gehabt habe und was meinen Kindern fehlen wird. Aber Kinderglück und Männerstolz sind nun einmal unvereinbar. Ein gewisses Abschleifen der Stämme aneinander, die Herstellung einer deutschen Nationalität, welche keiner bestimmten Landmannsschaft entspricht, ist durch die Verhältnisse unbedingt geboten."

In dieser Frage also war Mommsen in sich sicher und fest und ist seiner Zeit auch aus deutschem Patriotismus für die Einverleibung seiner Heimath in den preußischen Staat eingetreten. Klar und bestimmt ist er ferner in der Ueberzeugung, daß das Hohenzollernhaus dadurch untrennbar mit dem Volke Preußens und Deutschlands verknüpft ist, daß die Herrscher aus diesem Hause in Zeiten großer Entscheidungen Fürstenthum mit Freiheit gepaart haben, daß unsere Fürsten sich zugleich als Beamte fühlen und in erster Linie als oberste Kriegsherren die Sicherheit und die Ehre des Staates gewahrt haben. Und auch in der Meinung ist er sicher, daß eine starke Kriegsrüstung für Deutschland eine Nothwendigkeit ist, daß auf dem Gebiet der äußeren Politik der verantwortliche Minister selbständig sein muß und der Volksvertretung ein maßgebender Einfluß hier, in Deutschland wenigstens, nicht zustehen darf. Was in dieser Stellung Fürst Bismarck geleistet, hat Mommsen mit aufrichtigem deutschen Stolze bewundert. Aber weil gerade in Deutschland durch die Nothwendigkeit einer großen Kriegsmacht besonders hohe Anforderungen an das Gut und Blut der Bürger gestellt werden müssen, fordert er als Aequivalent auch möglichst hohe bürgerliche Freiheit. In dem unbefriedigenden Parteiwesen unserer Tage rechnet er sich im Augenblick zur freisinnigen Vereinigung und sucht ein geschlossenes Zusammenstehen der Liberalen aller Schattirungen zu fördern, „abgesehen natürlich von denen, die zur Partei gehören, wie die Motte zum Pelz." Unter den parlamentarischen Führern der letzten Jahrzehnte hat er wohl Twesten und Bamberger am nächsten gestanden. Wie seine Gesinnungsgenossen, die mit ihm die Zeit erlebten, wo Fürst Bismarck sich veranlaßt sah, auch die Wirthschafts- und gesammte innere Politik in seine Hand zu nehmen, gerieth auch Mommsen mit dem großen Staatsmann in schroffen Widerspruch. Er sah in Bismarck's Stellung jetzt einen Ministerabsolutismus, der namentlich bei der „genialen Rücksichtslosigkeit" des Fürsten ihm geradezu die Monarchie zu gefährden schien. Freilich nicht in dem Sinne, wie Unverstand und politischer Parteihaß seine Worte ihm verdrehten, als ob er den Fürsten Bismarck für fähig gehalten habe, seines

alten verehrten Kaisers Wilhelm Macht absichtlich zu untergraben. Mommsen hat das auf das Bestimmteste in einer Zuschrift an die liberalen Wähler in Coburg zurückgewiesen: „Daß Fürst Bismarck das Letztere (d. h. die Gefährdung der Monarchie) nicht will, glaube ich auch. Zu den wenigen Schranken, die diese vulcanische Natur gelten läßt, gehört die Königstreue, die er mit demselben Recht für sich in Anspruch nimmt, wie ich für mich und viele Andere, denen jetzt die ‚unabhängig officiöse' Presse angewiesen ist, die Königstreue abzuerkennen, und die eben diese ihre Königstreue durch die entsprechende Verachtung solcher Redensarten bethätigen. Aber die Geschichte lehrt es, daß die Unterwühlung der Monarchieen in der Regel und hauptsächlich das Werk der Königstreuen gewesen ist, und sie lehrt ferner, daß geschichtliche Persönlichkeiten regelmäßig ganz andere Dinge schaffen, als sie schaffen wollten."

Am Schlusse seiner Schrift an die liberalen Wähler des schleswig-holsteinischen Reichstagswahlkreises faßt Mommsen seine Doppelstellung zu dem Reichskanzler, in der Anerkennung, wie in der Pflicht, ihm offen und laut zu opponiren, in die geharnischte Erklärung zusammen: „Es gehört zu dem Verhängniß unserer Nation, daß sie jetzt ihre Lebensbedingungen vertheidigen muß gegen einen Mann, den sie mit Recht ihren Retter, in gewissem Sinne ihren Schöpfer nennt. Es gibt einen alten griechischen Spruch: der dich schlug, wird dich heilen. Gegen uns kehrt er sich um. Gibt uns das ein Recht oder auch nur eine Entschuldigung, uns diesem Verhängniß zu unterwerfen? Ich meine nicht. Wir können jetzt unterliegen; aber ernste, wenn auch zur Zeit vergebliche Abwehr hat schon oft erst nach Generationen Früchte getragen."

So scharf gegen Bismarck's Machtstellung sprachen damals Wenige außer Mommsen, und über diese fielen dann unlautere Preßstimmen mit Schmähungen und Verdächtigungen her, wie ja auch der Fürst Bismarck umgekehrt von solchem Preßschmutze unlauterer Gegner über und über bespritzt worden ist. In der Hitze des Kampfes ist auch dem Fürsten Bismarck selbst und seinen Anhängern wie seinen Gegnern, und unter diesen nicht am wenigsten Mommsen, manches harte, schroffe Wort entschlüpft, das besser vielleicht ungesagt geblieben wäre; und ob Mommsen's sarkastische und in geistreichen, aber oft auch beißenden Vergleichen sprudelnde Schreib- und Redeweise gerade seiner politischen Wirksamkeit förderlich gewesen ist, das mag bezweifelt werden. In einer häßlichen Anklage wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck ist er freigesprochen worden; für das Ansehen Deutschlands wäre besser die Klage oder auch der Anlaß zu ihr unterblieben. Darüber mag Jeder entscheiden, wie er will, mir kommt es hier gar nicht darauf an, jedes Wort, das Mommsen in der Politik geredet hat, zu vertheidigen. Im Ganzen bedarf er der Vertheidigung nicht: der Schild seiner Ehre ist auch hier rein und blank. Mag er geirrt, mag er manchmal allzu scharf und pessimistisch geurtheilt haben, seine Vaterlandsliebe steht für Alle, die ihn kennen, außer Frage; sie hat ihn überall, wo er sich politisch in Wort und Schrift und Wahl bethätigt hat, allein geleitet und nie und nirgend ein unlauterer Beweggrund persönlicher Interessenvertretung, und politischen Muth hat er, ohne an seine Person zu denken, jeder Zeit bewährt. Oft genug ist von ihm und anderen Gelehrten, wie z. B. von Virchow, gesagt worden, er

hätte lieber als Gelehrter bei seinen Büchern und an seinem Schreibtisch bleiben und sich von politischen Dingen fern halten sollen. Gegen solche armselige Gesinnung, die in einem constitutionellen Staate allerdings nicht sollte laut werden dürfen, hat Mommsen seinen scharfen Spott und seine volle Verachtung zum Ausdruck gebracht. So heißt es in der Zuschrift an die liberalen Wähler in Coburg: „Daß nach der Ansicht der königstreuen Ministerialpresse ein Gelehrter in öffentlichen Dingen nicht mitzureden habe, wenigstens dann nicht, wenn er zu den Liberalen gehört, ist mir bekannt; ich bekenne mich zu dem Fehler, ordentlicher öffentlicher Professor zu sein, während bekanntlich nur der verkommene Literat in der politischen Welt schreibberechtigt ist." Und noch treffender und witziger sagt dasselbe die Stelle eines vertrauten Briefes, wo er von den „innerlichen Plebejern" spricht, die da sagen, „wie kann der Mann, der Besseres zu thun hat, sich um Politik kümmern. Ich kann darin wohl gefehlt haben, aber der schlimmste aller Fehler ist, wenn man den Rock des Bürgers auszieht, um den gelehrten Schlafrock nicht zu compromittiren."

Doch ich lasse zum Schluß solchen spitzen Kampfesworten aus dem politischen Streite gern noch ein Mommsen'sches Wort ruhigster Betrachtung über seine wissenschaftliche Thätigkeit folgen, das er als Dank an die Vielen in und außer der Heimath gerichtet hat, die ihn zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum begrüßt hatten. Je seltener er über sich selbst gesprochen hat, um so werthvoller ist dieses Wort:

„Es ist mir beschieden gewesen, an dem großen Umschwung, den die Beseitigung zufälliger und zum guten Theil widersinniger, hauptsächlich aus den Facultätsordnungen der Universitäten hervorgegangener Schranken in der Wissenschaft herbeigeführt hat, in langer und ernster Arbeit mitzuwirken. Die Epoche, wo der Geschichtsforscher von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollte und der Rechtsgelehrte die geschichtliche Forschung nur innerhalb seines Zaunes betrieb, wo es dem Philologen als ein Allotrium erschien, die Digesten aufzuschlagen, und der Romanist von der alten Literatur nichts kannte als das Corpus Juris, wo zwischen den beiden Hälften des römischen Rechtes, dem öffentlichen und dem privaten, die Facultätslinie durchging, wo der wunderliche Zufall die Numismatik und sogar die Epigraphik zu einer Art von Sonderwissenschaften gemacht hatte, und ein Münz- oder Inschriftencitat außerhalb dieser Kreise eine Merkwürdigkeit war — diese Epoche gehört der Vergangenheit an, und es ist vielleicht mit mein Verdienst, aber vor allen Dingen mein Glück gewesen, daß ich bei dieser Befreiung habe mitthun können. Was ich, ausgegangen von ernsten Studien des römischen Privatrechtes, dabei meinen älteren Freunden, vor Allen Jahn, Haupt, Welcker, Lachmann, an innerer Anregung und äußerer Förderung verdanke, wie dann das Land Italien mit dem ewig belebenden Athem seines Bodens und in Italien die Lehre unseres Altmeisters Borghesi, die treue Arbeitsgemeinschaft mit meinen Freunden Henzen und Rossi befreiend und den Blick erweiternd auf mich gewirkt haben, das habe ich lebhaft und dankbar immer empfunden, wo ich in die Lage kam, mir zu vergegenwärtigen, was ich verfehlt und was ich recht gethan, und lebhaft und dankbar vor Allem an dem Tage der Quinquagenarien. Ich bin übrig geblieben, einst der Jüngste jener Kreise, jetzt fast der Letzte. Dieser Letzte dankt den Jüngeren und Jüngsten, daß sie des alten Mannes so, wie geschehen, gedacht haben.

„Wenn wir uns Alle, ohne Unterschied der braunen und der grauen Haare, dieses Fortschreitens erfreuen, so soll darum nicht verkannt werden, in wie hohem Grade jede Steigerung der Ziele das Erreichen erschwert. Wie in den allgemeinen

Verhältnissen, so ist auch in der Wissenschaft vieles nicht bloß anders, sondern auch besser geworden; aber dort wie hier stehen wir auch vor früher ungekannten und ungeahnten Gefahren. Wie wir dort die Erfahrung machen, daß es leichter ist, die Höhe zu erklimmen als sich auf der Höhe zu behaupten, und daß der reale Erfolg die Ideale ebenso sehr erfüllt wie zerstört, so stehen wir auch in der Wissenschaft vor der Uferlosigkeit der Forschung, vor dem so lockenden wie gefährlichen Hinausschwimmen in das unendliche Meer, vor der schweren Aufgabe, die vollkommene Erkenntniß mit der unvollkommenen Menschenkraft so weit in Einklang zu bringen, daß auch den Vielen einige Befriedigung und einige Hoffnung des Gelingens bleibt, und derjenigen Verzagtheit gesteuert wird, auf welcher der Niedergang unserer höheren Jugendbildung am letzten Ende beruht. Die Sorgen wechseln wohl, aber sie enden nicht. Es ist ja vielleicht die Verzagtheit des Alters, die den frohen und freien Ausblick in die Zukunft hindert; immer aber wird die Jugend eingedenk zu bleiben haben, daß Mensch sein heißt Kämpfer sein. Es thut noth, vielleicht mehr als je.

„Nicht Alles hat man im Alter, was man in der Jugend sich wünscht; aber was in ungeahnter und bei dieser Gelegenheit mir voll zum Bewußtsein gelangter Fülle mir zu Theil geworden ist, daß ist die Anerkennung zahlreicher und trefflicher Männer, die Treue und die Liebe Derer, denen ich persönlich habe näher treten dürfen, meines Volkes sowohl wie anderer Nationen."

Nun überstürmen Mommsen zu seinem achtzigsten Geburtstage am 30. November dieses Jahres voraussichtlich wieder die grüßenden Gedanken seiner Freunde, Collegen und Schüler, seiner politischen Genossen und der Unzähligen, die sich durch seine Worte und Schriften gefördert wissen, ja vielleicht auch mancher unbefangener Gegner. Sie gelten nicht nur dem großen Gelehrten, dem wissenschaftlichen Genius, sondern auch zugleich dem Menschen und dem Charakter. In der Wissenschaft wird sein Name durch der Zeiten Flucht als ein Stern erster Größe fortleuchten, seine unmittelbare Einwirkung auf seine Kinder, seine Freunde und Schüler und auf alle die Leser seiner Schriften hat zur Folge gehabt, daß auch von seinem besten Wesen sich vieles schon in ganze Scharen verbreitet hat und seine Wirksamkeit schon längst nicht mehr auf sein eigenes weiteres Thun beschränkt ist. Und doch können und mögen wir ihn noch nicht missen. Er selbst hat in einer Festrede am 22. März 1875 ausgeführt, daß, je voller und bedeutender der Mann im praktischen Leben stehe, um so mehr von ihm gesagt werden müsse, daß alt stirbt, wen Gott liebt. Und das gelte besonders auch von den Forschern, da große wissenschaftliche Leistung nicht anders völlig gelingen könne, als in vieljähriger, rastlos fortgesetzter Arbeit.

Noch steht er mitten in solcher rastlos fortgesetzten Arbeit, und seine Freunde können hoffen und vertrauen, daß er noch lange Zeit über das Jahr hinaus ihnen erhalten bleiben wird, das die Bibel dem Menschenleben als Grenze setzt, wenn es hoch komme. Theodor Mommsen hat lange gelebt, aber noch hat er keine Zeit gehabt, alt zu werden. Möge seine treueste Begleiterin, die nie ermattende Beschäftigung, auch ferner liebend bei ihm ausharren, daß das Leben auch über die achtzig Jahre hinaus ihm köstlich bleibe in Mühe und Arbeit!

Fritz Jonas.

Vor fünfzig Jahren.

1847 und 1897.

[Nachdruck untersagt.]

Mit dem Seherblick des Genies hat Goethe die Eigenthümlichkeiten der beiden Zeitalter gekennzeichnet, welche auf den Ausgang der Napoleonischen Kriegsära folgen sollten: die Periode „des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft", in welche die letzten Lebensjahre des Dichters fielen und die Epoche „des Benutzens, des Krieges, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes, der nach außen gerichteten Wirkungen"[1]), welche ein Menschenalter nach seinem Ableben begann und in deren Mitte wir stehen. Die Grenzscheide zwischen diesen beiden Momenten der Weltgeschichte, die „bald auf einander folgen, bald höchst verschränkt gleichzeitig sich zeigen", bildet das Jahr 1847, von welchem wir durch nunmehr ein halbes Jahrhundert geschieden sind und das Manchen von uns das Ende „der guten, alten Zeit" bedeutet. In Tagen der Ermüdung und des Ueberdrusses an der schier endlosen Wiederkehr unerquicklicher Erscheinungen, widriger Entartungen und peinlicher Conflicte kann wohl geschehen, daß der Blick sich zurückwendet zu der abgeschlossenen Epoche, von welcher ihr größter Genosse gerühmt hat, „daß sie in ihren besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen gestrebt" und den Einzelnen die Möglichkeit geboten habe, „sich frei neben einander auszubilden". Solcher Tage der Verstimmung und der Sehnsucht nach friedlich aufbauenden Entwicklungsmomenten hat es während der letzten Jahre, und insonderheit während der letzten Monate und Wochen zahlreiche gegeben. Wird doch von den verschiedensten Seiten die Klage vernommen, daß es trotz endloser Hast und Bemühung nicht recht vorwärts gehen wolle, daß trotz steten Scenenwechsels die Weiterbewegung fehle und daß die wichtigsten Errungenschaften der sechziger und siebziger Jahre in Verfall zu gerathen drohten, indessen die zu jener Zeit als bloße „Uebergänge" angesehenen unerquicklichen Momente permanent würden. Man glaubt wahrnehmen zu müssen, daß das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit bei uns

[1]) Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Zweite Abtheilung. (Zwischenzeit. Lücke.)

in der Abnahme begriffen sei, daß der Rückgang der parlamentarischen Entwicklung mit Erschlaffungen unseres Staatslebens, die zunehmende Verschärfung der politischen und socialen Gegensätze mit allmählicher Zersetzung des Volkslebens in Zusammenhang stehe, und daß demnächst zweifelhaft sein werde, ob das erzielte Resultat zu den ungeheuren Aufwendungen der Kriegs- und Kampfesjahre überhaupt noch in gehörigem Verhältniß stehe. — Wesentlich durch die Zusammenfassung deutscher Volkskraft herbeigeführt, drohe die Zuspitzung der nationalen Gegensätze die europäische Culturentwicklung in Frage zu stellen, indessen die Entfesselung des freien Wettbewerbes der wirthschaftlichen Gesundheit, die Emancipation des vierten Standes der geschichtlichen Structur der Gesellschaft unheilbare Schädigungen bereite. Der materielle Aufschwung des Vaterlandes (so hört man weiter klagen) sei durch moralische Rückschritte erkauft, die Weltstellung unseres staatlichen Organismus mit Aushöhlung des geistigen Lebens, Veräußerlichung der Volksart und Ueberschätzung der äußeren Machtmittel über Gebühr hoch bezahlt worden. Vor fünfzig Jahren auf gewisse Kreise beschränkt, seien Unzufriedenheit und Unbehagen heute über den gesammten Volkskörper gebreitet und Denjenigen die peinlichsten Enttäuschungen bereitet worden, die von den Neugestaltungen des scheidenden Jahrhunderts die größten Vortheile erwartet hätten. Mit zunehmender Deutlichkeit stelle sich heraus, daß die Zukunft den an der Culturarbeit des Jahrhunderts unbetheiligt gebliebenen Völkern gehöre, indessen die Träger der modernen Entwicklung unter den übernommenen Lasten zusammenbrächen. In noch höherem Maße als von Engländern und Franzosen werde das von uns Deutschen empfunden, die wir unter der Veräußerlichung der Existenz und der Qual des materiellen Interessenkampfes schwerer als Andere litten, weil wir als die Letzten auf dem Kampfplatze erschienen seien, und weil wir außerdem von jeher gewußt hätten, daß nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern allein sein Gehalt ihm den Werth verleihe.

Auf Untersuchungen über die Grundlagen dieser Beschwerden soll hier ebenso wenig eingegangen werden, wie auf Betrachtungen über die relative Berechtigung derselben. Jede Medaille hat ihren Revers, jeder Fortschritt wird mit Einbußen, jeder neue Gewinn mit der Hingabe alt erworbener Güter erkauft. Zum Ueberfluß wissen wir auch noch, daß ein Theil unserer deutschen Enttäuschungen durch maßlose Erwartungen verschuldet worden ist, und daß allein urtheilslose Thorheit von einer und der nämlichen Periode Fortschritte auf *allen* Lebensgebieten verlangen kann. Kein Volk ist jemals im Stande gewesen, in *einem* Athem seinen Staat neu zu bauen, das Maß seiner materiellen Macht- und Wirthschaftsmittel zu erhöhen *und* auf den idealen Lebensgebieten Leistungen hervorzubringen, wie sie uns in dem classischen Zeitalter unserer Kunst und Philosophie beschieden gewesen sind. — Von dem Allen kann hier nicht die Rede sein, weil es sich so zu sagen von selbst versteht. Was aber daran fehlen sollte, damit Unvermeidlichkeit und gutes Recht der gegenwärtigen Entwicklungsphase in das gehörige Licht gesetzt werden, wird am geeignetsten beschafft, wenn wir die Ergebnisse des vorigen mit dem Jahre 1847 zum Abschluß gebrachten Zeitalters betrachten und dabei

der Worte gedenken, mit denen Goethe seine Charakteristik dieser Epoche des „Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste und der Wirkungen nach innen" beschloß: „dieser Zustand löst sich zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf". Die Betrachtung des Jahres 1847 bietet uns in der That das Bild einer Anarchie auf den Gebieten des staatlichen, gesellschaftlichen und geistigen Lebens, das merkwürdig genug ist, damit wir einen Augenblick bei demselben verweilen und seine Merkmale mit der heutigen Signatura temporis vergleichen.

Die letzten Wochen des Jahres 1846 hatten dem überkommenen internationalen Zustande und dem, was man das europäische Gleichgewicht nannte, Erschütterungen zugefügt, welche durch das gesammte folgende Jahr nachzitterten. Durch die im November 1846 erfolgte Einverleibung Krakaus in die österreichische Monarchie hatte der Staat, der an der Festhaltung der Satzungen des Wiener Friedens zumeist interessirt war, einen Streich gegen den vertragsmäßigen internationalen Zustand geführt, dessen moralische Wirkungen auf ihn selbst zurückfielen. Diese „Annexion" war gegen die Verwahrungen derselben beiden Westmächte erfolgt, welche das conservative Europa sonst als Feinde der bestehenden Ordnung perhorrescirte. Sie war begleitet gewesen von einem gegen den galizischen Adel gerichteten blutigen Bauernaufstande, der durch schüchterne Versuche zu gesetzlicher Regelung der bäuerlichen Lasten veranlaßt worden war, und gegen den die rathlose Wiener Regierung sich erst gewendet hatte, als es zu spät war. Gleichzeitig mit dieser schweren Schädigung dessen, was von der Autorität des professionellen Wächters der conservativen Principien übrig geblieben war, hatten die Heirathen der beiden Töchter Ferdinand's VII. von Spanien einen unheilbaren Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt und der so hoffnungsvoll begrüßten entente cordiale der beiden Vorkämpfer des liberalen Systems ein Ende gemacht. Um der künftigen Descendenz seines mit der jüngeren Tochter Ferdinand's verlobten Sohnes Aussichten auf den spanischen Thron zu eröffnen, hatte der Bürgerkönig Ludwig Philipp die ältere Schwester seiner künftigen Schwiegertochter, die Königin Isabella, zur Vermählung mit einem körperlich und geistig verkommenen bourbonischen Vetter bestimmt und auf diese Heirath diejenige seines Sohnes Montpensier so unmittelbar folgen lassen, daß sein dem Londoner Cabinet gegebenes Versprechen, „die beiden Vermählungen sollten nicht gleichzeitig stattfinden", direct verletzt erschien. Aus seiner Empörung über diesen Wortbruch machte Lord Palmerston so wenig ein Hehl, daß seine Beziehungen zu Frankreich einen nahezu feindlichen Charakter annahmen und Ludwig Philipp's Unredlichkeiten von conservativer wie von radicaler Seite zur Discreditirung des constitutionellen Bürgerkönigthums und des Liberalismus ausgebeutet wurden.

Von dem Eindruck, den diese beiden November-Ereignisse des Jahres 1846 auf die Zeitgenossenschaft übten, kann das heutige Geschlecht sich nur mühsam eine Vorstellung machen. Nach einer Theorie, die in den weitesten Kreisen Geltung besaß und die Gervinus noch zehn Jahre später als Dogma verkündete, sollten die drei Ostmächte ein für allemal die Reaction, die beiden

Westmächte den Fortschritt repräsentiren: je nachdem man an Frankreich und England oder an Rußland und die beiden deutschen Vormächte glaubte, war man liberal oder conservativ. Jetzt schien es um den einen wie um den anderen Glauben geschehen und die Solidarität der conservativen wie der liberalen Interessen so vollständig in Frage gestellt zu sein, daß der revolutionäre Radicalismus kecker denn je das Haupt erheben durfte.

Was noch fehlte, um den alten Autoritäten Credit und Ansehen zu rauben, wurde durch das Jahr 1847 besorgt. Zunächst brachen über die habsburgische Monarchie Schwierigkeiten herein, welche die Grundfesten dieses Reichs der europäischen Mitte bedrohten. Im Uebrigen gründlich entzweit, waren Frankreich und England in der Entrüstung über die Annexion Krakaus einig; das befreundete Preußen aber hatte Fürst Metternich empfindlich verletzt, indem er die von diesem gut geheißene Erwerbung zu einer Schädigung des über Krakau nach Rußland getriebenen preußischen Zwischenhandels benutzte. Rußland stand in der Krakauer Angelegenheit allerdings auf der Seite Oesterreichs, die Tarnower Mordscenen aber hatten auf den russischen und den polnischen Adel gleich erschreckend gewirkt und dem Letzteren Gedanken an eine Schwenkung in das russische Lager nahe gelegt, denen Wielopolski in seiner berühmten, an den Fürsten Metternich gerichteten „lettre d'un gentilhomme polonais" öffentlichen Ausdruck gab. Um den guten Ruf des conservativen Oesterreich schien es für immer geschehen zu sein. — Wenig später kamen zu den galizischen Schwierigkeiten anderweite innere Verlegenheiten, welchen die seit Einsetzung der dreigliedrigen Staatsconferenz (Erzherzog Ludwig, Kolowrat und Metternich) innerlich gespaltene Wiener Regierung nur mühsam die Stirn zu bieten vermochte. Der Reihe nach sagten die von dem Hochmuth des k. k. Erz-, Staats- und Hofkanzlers als „subgermanische Bedientenvölker" bezeichneten Racen dem habsburgischen Absolutismus die Heeresfolge auf, Czechen und Südslawen des „illyrischen" Dreiecks Namens des Nationalitätsprincips und der von demselben geweckten panslawistischen Velleitäten, — die magyarischen Bewohner Ungarns Namens ihres historischen Staatsrechts und der liberalen Ideen, in welche sie sich eingelebt hatten. Selbst die Gefügigkeit der alle Zeit loyal befundenen deutschen Kronländer schien an ihrer Grenze angekommen zu sein, seit die Leistungsunfähigkeit der Centralstelle auf den verschiedensten Gebieten zu Tage trat und die Absperrung gegen das „Reich" als Hauptursache der Inferiorität der österreichischen Staats- und Bildungszustände erkannt wurde. Bis tief in die Kreise des k. k. Beamtenthums griff eine Verbitterung gegen das herrschende System Platz, welche den Optimismus des selbstzufriedenen Alt-Wienerthums als Parodie auf die wirkliche Volksstimmung erscheinen ließ. Die Castelli und Bäuerle hörten auf, Wortführer des öffentlichen Geistes zu sein, seit eine über die böhmische Grenze geschmuggelte Oppositionsliteratur in die Mode kam und seit die „Spaziergänge des Wiener Poeten" einen Ton anschlugen, der mit der Gemüthlichkeit des „Es gibt nur a Kaiserstadt" schlechterdings nichts mehr gemein hatte. Wie anderswo, so hörte auch in Wien bei Geldsachen die Gemüthlichkeit auf, und diese Sachen standen so schlecht, daß die k. k. Finanzverwaltung mehr und mehr auf den guten Willen gewisser Wiener

und Frankfurter Bankhäuser angewiesen war und daß die Herren von Rothschild und von Sina darüber entschieden, ob und wann Operationen von der Wichtigkeit des Verkaufs der Privateisenbahn-Actien vorgenommen oder sistirt werden durften. Was in Wien öffentliches Geheimniß war, konnte dem Auslande nicht verborgen bleiben. Oesterreichs finanzielle Verlegenheiten waren im Laufe des Jahres 1847 so weltkundig geworden, daß Kaiser Nikolaus der Hofburg einen Vorschuß von 50 Millionen Rubeln anbot und daß Fürst Metternich Verhandlungen über dieses Erbieten als mit der Ehre der Monarchie vereinbar ansah.

Was aber wollten diese Bedrängnisse gegenüber den Sorgen bedeuten, welche der k. k. Staatsconferenz seit dem im Sommer 1846 erfolgten Tode Papst Gregor's XVI. in Italien bereitet worden waren? In der Person Pius' IX. hatte der alle Zeit gut österreichisch befundene Papst Gregor einen im Rufe nationaler Velleitäten stehenden Nachfolger erhalten, der mit einer allgemeinen Amnestie begann, von dieser zu Zugeständnissen an die römischen Liberalen überging und unter dem Druck des durch dieses Vorgehen entfesselten nationalen Enthusiasmus Miene machte, an die Spitze der italienischen Einheitsbewegung zu treten und zum Sturmbock gegen dasselbe System zu werden, dessen Altmeister er noch im Juli 1846 um seinen Rath angegangen hatte. Das hatte seine Wirkung gethan. Ermuthigt durch die Unterstützung eines Theils des niederen Clerus und die Rathschläge des Palmerston'schen Agenten Lord Minto entfalteten die Liberalen Süditaliens eine agitatorische Thätigkeit, welche den Ausbruch einer Erhebung gegen die Neapolitanische Regierung stündlich voraussehen ließ. Oesterreichs gute Freunde in Modena, Lucca und Parma konnten sich gegen die unverhohlene Feindseligkeit ihrer Unterthanen nur mühsam behaupten — Karl Albert's von Sardinien Uebergang in das Lager des nationalen und liberalen Italiens aber erschien als Frage der nächsten Zukunft, seit dem Hause Piemont neben der revolutionären eine papal-liberale Concurrenz angedroht worden war. Noch bevor der König die Maske abgeworfen hatte, gingen die Wellen der in das lombardisch-venetianische Königreich hinüber spielenden Bewegung so hoch, daß der alte Radetzki sich Vollmachten zur Verkündigung des Belagerungszustandes ertheilen lassen mußte. Wohl besaß die Hofburg an dem guten Willen des der italienischen Nationalidee abgeneigten Frankreich einen gewissen Rückhalt; in offenen directen Gegensatz zu den angeblich freiwilligen Zugeständnissen der gemäßigten italienischen Regierungen durften sich aber auch Ludwig Philipp und Metternich's guter Freund Guizot nicht setzen. Mit den „spanischen Heirathen" waren zudem innere und äußere Verlegenheiten der französischen Politik zusammen getroffen, welche Ludwig Philipp's eigenen Söhnen den Glauben an die Widerstands- und Lebensfähigkeit der Juli-Monarchie raubten.

„Unsere Lage", so schrieb der Prinz von Joinville im November 1847 seinem Bruder Aumale, „ist keine günstige. Vor die Kammer treten wir mit einer jämmerlichen inneren Lage, und die äußere Lage ist nicht besser. In Frankreich zerrüttete Finanzen, auswärts die Wahl zwischen Abbitte und Ehrenerklärung an Lord Palmerston wegen der spanischen Heirathen oder dem

Entschluß, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, um in der Schweiz den Gensdarmen zu spielen und in Italien gegen unsere Principien und gegen unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen." — Zur Gensdarmen-Rolle in der Schweiz bedurfte es keines Entschlusses mehr, denn sie war vom Herrn Guizot thatsächlich längst übernommen worden. Im Bunde mit Oesterreich und Preußen hatte sich Frankreich auf die Seite der sieben katholischen Cantone gestellt, welche den sogenannten Sonderbund bildeten und Namens ihrer cantonalen Souveränität der eidgenössischen Tagsatzung den Gehorsam aufsagten, als diese die Entfernung der Jesuiten aus der Schweiz decretirte. Diese, auch in das deutsche Staatsleben tief eingreifenden schweizer Ereignisse des letzten Jahres der guten alten Zeit, — so ernsthaft sie auch für die Lage des orleanistischen Frankreich in Betracht kamen — neben den inneren Schäden, welche das Jahr 1847 in diesem Lande bloß legte, nahmen sie eine nur secundäre Bedeutung in Anspruch.

Das liberale Bürgerkönigthum stand seit dem Sommer 1847 vor seinem politischen Bankerott. Mit Hülfe des hohen Census der „Charte" von 1830 hatte Ludwig Philipp das parlamentarische Regiment siebzehn Jahre lang im Sinn und Interesse der besitzenden Mittelclasse geführt und die Feindseligkeit der gegen das juste milieu verbündeten Bonapartisten, Legitimisten, Clericalen, bürgerlichen und socialistischen Radicalen nieder zu halten vermocht; sieben Jahre lang hatte Herr Guizot ein System der Begünstigung seiner Parteigenossen und der materiellen Köderung ihrer Wähler durchgeführt, dessen entsittlichende Wirkungen die Autorität der Regierung langsam, aber unaufhaltsam aufzehrten. Der Bourgeoisie zu Liebe war von jeder Umgestaltung des allseitig als ungerecht verurtheilten Steuerwesens Abstand genommen, unter einseitiger Berücksichtigung der städtischen und großindustriellen Interessen die Förderung der Landwirthschaft, ihrer Verkehrsansprüche und ihres Creditbedürfnisses vernachlässigt, das Schutzzollsystem dem vollen Umfange nach aufrecht erhalten und von Maßregeln zum Schutz der arbeitenden Classen so vollständig abgesehen worden, daß Girardin's Anklage „Keine neuen Straßen, keine Kanäle, die Vicinalwege im elendsten Zustande, — Nichts für die Industrie, Nichts für das Eigenthum, — Nichts, immer Nichts" von einem Ende Frankreichs zum andern widerhallte. Indessen Presse und Literatur, die socialistischen und communistischen Ideen zum Gemeingut der städtischen und eines großen Theils der ländlichen „kleinen Leute" machten und die Parteien der Opposition einander in leichtfertigen Versprechungen an das Proletariat überboten, hatten die vom Wahlrecht ausgeschlossenen Gesellschaftsclassen die Empfindung, daß Staat und Regierung allein für die Besitzenden und schließlich nur für diejenigen Besitzenden da seien, welche das herrschende Régime unterstützten. Diese und ihre Erwählten waren das „pays légal," nach welchem Herr Guizot allein fragte. Kein Wunder, daß (wie Tocqueville sagte) „die politischen Leidenschaften sociale wurden". Schon wegen der Allmacht der Centralisation wurde Alles, was geschah und nicht geschah, den Trägern der verhaßten Regierung auf die Rechnung geschrieben, die ihre besten Kräfte im Kampf mit den feindlichen Parteien aufrieben, ihre besten Absichten der Rücksicht auf die Parteigenossen

und deren Wähler opferten. An die Corruption von Wählern und Gewählten hatte man sich schließlich gewöhnt; als aber zu Tage trat, daß die moralische Fäulniß auch das Beamtenthum ergriffen und in den obersten Gesellschaftsschichten entsetzliche Verheerungen angerichtet habe, schien der Zusammenbruch unvermeidlich. Zwei Ministerbestechungen und eine Anzahl scandalöser Verbrechen in der höheren Gesellschaft (darunter der Gattenmord des Herzogs von Choiseul-Praslin) führten der Lästersucht der mehr und mehr in das socialistische Fahrwasser gerathenen radicalen Presse während des Jahres 1847 so überreichliche Nahrung zu, daß es kaum erst der erwähnten Mißerfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und des Rückganges des französischen prestige bedurfte, damit sämmtliche Gegner der Regierung ihre Kräfte zu einem Sturmlauf gegen das „System" zusammenfaßten. Unter geschickter Benutzung der Ermüdung und des Ekels, welche die Unfruchtbarkeit der inneren, die Verlogenheit und Kleinlichkeit der auswärtigen Politik in den Gemüthern zurückgelassen hatte, übernahm der vorgeschrittene Liberalismus die Führung im Kampfe. Entsprechend dem doctrinären Zuge der Zeit wurde alles Heil von der Erweiterung des Wahlrechts erwartet und das Schlagwort „Wahlreform" unter die begehrlichen Massen geworfen. Mit gewohnter Gedankenlosigkeit machte ein erheblicher Theil auch der Gebildeten und Besitzenden die modisch gewordene Bewegung mit. Das frivole Wort des aus Blasirtheit unter die Radicalen gegangenen Ex-Royalisten Lamartine „La France s'ennuie" wurde tausendstimmig wiederholt und schließlich auch da nachgesprochen, wo man erfahrungsmäßig wissen mußte, daß Frankreich bei einer gewaltsamen Veränderung Nichts zu gewinnen, sondern lediglich zu verlieren habe, und daß den Uebeln, welche im Innern des Staats und der Gesellschaft um sich griffen, weder durch Wahlreformen noch durch Verfassungsänderungen beizukommen sei.

Ein Geschlecht, das Vorherrschaft nationaler Ideen und Abweisung ausländischer politischer Beispiele als Ehrensachen behandelt und den Kosmopotismus als etwas glücklich Ueberwundenes abweist, kann sich nur schwer eine Vorstellung von dem Einfluß machen, welchen die Erlebnisse und Gedanken der großen Culturvölker des Welttheils auf unsere Väter übten. Entsprechend dem familienhaften und privaten Charakter, welchen das deutsche Leben der Epoche des „Friedens, des Werdens, der Gemüthlichkeit des häuslichen Auferbauens" und (fügen wir hinzu) des Ueberwiegens von Literatur- und Theaterinteressen trug, wurde der Bedarf an politischen Gedanken im alten Deutschland so gut wie ausschließlich aus der Fremde bestritten. Wer an Dingen, die außerhalb seines nächsten Gesichtskreises lagen, überhaupt Antheil nahm, richtete die Blicke entweder auf Paris und London oder nach Wien und Petersburg. Bis zum Jahre 1840 hatte das für Preußen eben so uneingeschränkt gegolten, wie für das übrige Deutschland. Auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst wußte man sich vom Auslande unabhängig und im Besitz eines selbständig erworbenen Schutzes. Was darüber hinausging und zu staatlichen und socialen Materien in Beziehung stand, sollte im Auslande, wenn nicht besorgt, so doch vorbereitet und erprobt werden müssen. Wie man nachgrade für selbstverständlich ansah, daß die deutschen Regierungen das beste Theil ihrer diplomatischen

Weisheit aus Oesterreich und aus der Hauptstadt Rußlands bezogen, so war man gewöhnt, die Entscheidungen über Völkerfreiheit und Völkerglück von Frankreich und England zu erwarten. Für das Zifferblatt der Welt sah der deutsche Liberale Paris an, dessen Literatur für die höchsten wie für die untersten Schichten der Gesellschaft (mindestens der großstädtischen) maßgebend war. Es genügt die Namen der Proudhon, Louis Blanc, Sue und George Sand zu nennen, um daran zu erinnern, daß die in das Deutschland der vierziger Jahre gedrungen socialistischen Ideen der Hauptsache nach französischen Ursprungs waren, und daß die Unterhaltungsliteratur des damaligen Frankreichs vielfach den Einflüssen in die Hand arbeitete, welche die revolutionär-communistische Propaganda von Paris in die deutschen Städte importirt hatte.

Danach wird man den Eindruck ermessen, den es machen mußte, als im Verlauf des Jahres 1847 von den Autoritäten, denen die Mehrzahl gebildeter Deutscher sich untergeordnet hatte, eine nach der andern zusammenbrach. Auf das peinliche Befremden über die Verletzung der geheiligten Satzungen von 1815 durch das conservative Oesterreich, war die Wahrnehmung gefolgt, daß die inneren Zustände dieses Staates ins Wanken geriethen, indessen seine südlichen Grenzen von der italienischen Erhebung schwer bedroht waren. Daran nicht genug! Die älteste und heiligste aller Autoritäten des Welttheiles, das Papstthum, war sich selbst untreu geworden und an die Spitze einer Bewegung getreten, welche allen Rechtgläubigen den Anfang des Endes bedeutete. War kein Verlaß mehr auf die Weisheit der Wiener Hofburg und auf die Principienreinheit des heiligen Stuhles, so mußte die alte Welt aus den Fugen gehen und das Chaos einbrechen. Und um die neue Welt, deren Unfehlbarkeit die Liberalen gepredigt hatten, sah es nicht viel besser aus. Das Régime, das die Versöhnung von Freiheit und Ordnung versprochen und sein System für das natürliche Bollwerk gegen die Fluthen des Communismus und Socialismus ausgegeben hatte, — das Bürgerkönigthum sollte in den letzten Zügen liegen, und England selbst das Angesicht von dem einzigen constitutionellen Festlandsstaate abgewendet haben, auf dessen Beispiel die bürgerlichen Liberalen sich hatten berufen können!

Das Gewicht dieser erschütternden Wahrnehmungen wurde dadurch noch erhöht, daß das außerösterreichische Deutschland just bei Ausgang des Jahres 1847 unter dem Eindruck besonders peinlicher Enttäuschung stand. Preußen, das seit dem Tode König Friedrich Wilhelm's III. in Furcht und Hoffnung aller Deutschen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, Preußen war am 11. April 1847 in eine neue Phase der Entwicklung getreten und aus einer unumschränkten Monarchie zu einem ständisch regierten Staate geworden. Darüber, ob die Einberufung des Vereinigten Landtages den Uebergang vom Absolutismus zum Constitutionalismus oder lediglich die Fortbildung provinzialständischer Einrichtungen bedeute, waren die Meinungen freilich getheilt. In seiner Eröffnungsrede hatte Friedrich Wilhelm IV. mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß die in eine Versammlung vereinigten Stände nicht „Meinungen zu repräsentiren, sondern ihre Rechte zu wahren hätten", daß er, der König, nimmermehr zugeben werde, daß das natürliche Verhältniß von Fürst und Volk in ein

constitutionelles verwandelt und daß zwischen dem Herrgott im Himmel und das preußische Land „ein beschriebenes Blatt" als zweite Vorsehung gedrängt werde; in der zum Schluß der Session erlassenen königlichen Botschaft vom 24. Juni war dieser ablehnende Standpunkt des Monarchen principiell gewahrt und rücksichtlich der Anträge auf periodische Einberufung des Landtages und auf Beschränkung der (von dem König besonders betonten) Ausschüsse lediglich eine „sorgsame Erwägung" versprochen worden. Nichtsdestoweniger aber war bei Freunden und Gegnern der neuen Einrichtungen der Eindruck zurückgeblieben, daß es bei dem bestehenden Zwischenzustande sein Bewenden nicht behalten könne, und daß es entweder einen Schritt zurück oder einen Schritt vorwärts zu thun gelte. Indessen die große Mehrheit der Gebildeten auf Seite der Opposition stand, und förmlichen Uebergang zum constitutionellen System verlangte, klagte das conservative Altpreußenthum, daß die Reinheit der Monarchie durch die chambre monstre befleckt worden sei, und daß es mit dem christlichen Staate ein Ende habe, wenn den specifisch liberalen Forderungen der Preßfreiheit und der Judenemancipation nachgegeben werde. Das Verlangen der Mehrheit, die Bewilligung einer Anleihe für die ostpreußische Eisenbahn von vorgängiger Anerkennung der im Jahre 1820 verheißenen ständischen Rechte abhängig gemacht zu sehen, galt den Vorkämpfern altpreußischer Tradition für einen Eingriff in geheiligte Rechte der Krone, — die Weigerung eines Theils der Liberalen, an den Ausschußwahlen Theil zu nehmen, für offene Rebellion. Im Gegensatze hierzu bemächtigte sich, bis weit über die Grenzen Preußens hinaus, derjenigen Elemente, welche die geistige Führung der Nation in Anspruch nahmen und der Hauptsache nach wirklich besaßen, eine Verbitterung, die hier Muthlosigkeit, dort Hinneigung nach der radicalen Seite zur Folge hatte. Die Erwartung, daß Preußen an die Spitze der liberalen Sache treten werde, war getäuscht worden. Denn darüber, daß Sieg wie Niederlage der liberalen Sache in Preußen über die Zukunft des gesammten Deutschland entscheiden würde, konnten bei Niemandem Zweifel entstehen, der den Entwicklungen der kleinen und mittleren Staaten mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war. In Bayern, das nur allzugern die Rolle eines süddeutschen Preußens übernommen hätte, wurden eben damals Händel der widrigsten Art ausgefochten. An die Stelle des katholischen Ministeriums Abel, das die ihm vom Könige zugemuthete Nobilitirung der Tänzerin Lola Montez verweigert hatte, war eine „liberale" Regierung getreten, die nach kaum sechswöchentlichem Bestand unter der öffentlichen Verachtung zusammenbrach. Kurhessen hatte nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm's I. († 1847) die Aufrichtung eines Regiments erlebt, dessen Würdelosigkeit diejenige der alten Regierung noch übertraf und das selbst von dem Fürsten Metternich preisgegeben wurde; Württemberg war der Schauplatz von Hungercrawallen gewesen, die besorgte Gemüther für Vorläufer einer förmlichen Revolution ausgaben, Baden durch die französische Nachbarschaft so bedenklich mit radicalen Elementen inficiert worden, daß die Gefahr einer Revolution wirklich bestand.

Wenn die Augen der denkenden Patrioten sich seit der Mitte der vierziger Jahre auf Preußen richteten, so hatte das aber noch andere Gründe als die-

jenigen, die in der Beschaffenheit der klein- und mittelstaatlichen Zustände lagen. Unauskömmlichkeit und Unfruchtbarkeit der Frankfurter Bundestagswirthschaft gehörten zu den Dingen, über welche nicht mehr gestritten wurde, seit Verkehrswesen und Industrieentwicklung Deutschlands in Bahnen gelenkt hatten, für welche die altväterische Kleinstaaterei keinen Platz hatte. Einheitliche Institutionen auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens und Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft stellten sich demgemäß als Zeitforderungen dar, deren Unentbehrlichkeit von den Denkenden und Arbeitenden aller Parteien anerkannt wurde. Der leidenschaftlich gehegten Erwartung, daß der Staat, dem das außerösterreichische Deutschland die Wohlthat des Zollvereins zu danken gehabt, die Initiative zu einer Bundesreform ergreifen werde, war durch die preußischen Anträge vom 20. November 1847 entsprochen worden. In einer von dem General von Radowitz verfaßten Denkschrift hatte die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. Vereinheitlichung der Heereseinrichtungen, Einheit des Strafrechts und der Handelsgesetzgebung, Freizügigkeit, Einheit des Münz- und Maßwesens, sowie der Post- und Eisenbahneinrichtungen, gemeinsame Consulate, endlich Ausdehnung des Zollvereins auf den Bund beantragt. Darüber, daß weniger — mehr gewesen wäre und daß die beiden letzten Forderungen für die absehbare Zukunft unerreichbar seien, waren die politischen Praktiker durchweg gleicher Meinung; daß der König selbst der Zahl dieser Praktiker nicht angehörte, bewies er aber nicht nur durch die Aufstellung von Forderungen, für welche die Zustimmung Oesterreichs unter keinen Umständen zu haben war, sondern durch die Einstellung von Cautelen, welche den erreichbaren Theil seines Programms fraglich machten.

Die Militärreform sollte ohne Antastung der bestehenden Heeresordnungen durchgeführt, den Mittel- und Kleinstaaten ausdrücklich zugesichert werden, daß sie nicht Oesterreich und „noch weniger Preußen", sondern allein dem „Bunde" etwas von ihren Souveränitätsrechten abzutreten hätten. Von einer Unterstützung seines Programms durch die öffentliche Meinung wollte der in den Ueberlieferungen des Legitimismus aufgewachsene Fürst so wenig wissen, wie von Reformen im Sinne des Liberalismus, „der Deutschland verstänkert und das Volk dumm und böse macht." Der Gedanke, „einen Bund im Bunde gegen den Bund" (d. h. gegen Oesterreich) anzubahnen, wurde mit Abscheu perhorrescirt und dafür die Bereitschaft ausgesprochen, „Oesterreich den Bügel zu halten". Zum Ueberfluß befolgte der in unheilbare Widersprüche verwickelte Monarch just in den Tagen seines Vorgehens beim Bundestage eine auswärtige Politik, welche zu den Grundgedanken seines Reformprogramms in ausgesprochenem Gegensatze stand. Während die gesammte gebildete Welt gegen den Sonderbund der sieben katholischen Cantone der Schweiz Partei ergriff, welche Namens ihrer Particularsouveränität der Tagsatzung den Gehorsam verweigert und die Fahne des bewaffneten Aufstandes entfaltet hatten, stellte Preußen sich im Bunde mit Oesterreich und Frankreich auf die Seite der Vorkämpfer des Cantönli-Particularismus. Als Herrscher über Neuenburg glaubte der König die „Cantonalsouveränität und die bestehenden Verträge" schützen und in einen Kampf gegen die schweizerische Freiheits-

bewegung treten zu müssen, der mit einer diplomatischen Niederlage endete, und sein (des Königs) Ansehen noch schwerer schädigte, als dasjenige seiner Wiener und Pariser Bundesgenossen. Nicht einmal die Neutralität seines geliebten Neuenburg vermochte der schwer beleidigte Monarch gegen den Zorn der Eidgenossenschaft zu schützen, die stolz auf ihre Siege über den Sonderbund und gesichert durch die Unterstützung Palmerston's den Neuenburgern eine Geldstrafe wegen verweigerter Bundeshülfe auferlegt hatten. — War da zu verwundern, daß der ohnehin mißtrauische, an den Cultus ausländischer Ideale gewöhnte Liberalismus in dem preußischen Programm der Bundesreform nicht mehr als einen Versuch sah, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen und ein aus inneren und äußeren Widersprüchen zusammengesetztes System weiter zu fristen?

Was es mit diesem System auf sich habe und wie vollständig die Träger derselben den treibenden Gedanken der Nation und der Zeit entfremdet waren, hatte man überdies in einer Angelegenheit erfahren, die das deutsche Volk ungleich näher anging, als der schweizerische Bürgerkrieg. Seit Jahr und Tag stand die schleswig-holsteinische Angelegenheit im Vordergrunde *aller* deutscher Interessen — diejenigen der beiden großmächtlichen Höfe ausgenommen. In dem berufenen „Offenen Brief" vom 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. von Dänemark das Erbfolgerecht seiner Dynastie für „ganz Schleswig und einige Theile Holsteins" ebenso bedingungslos in Anspruch genommen, wie für Dänemark und Lauenburg und zugleich die Absicht angekündigt, in denjenigen Theilen Holsteins, wo sein Erbrecht etwa zweifelhaft sei, „die vollständige Anerkennung der Integrität der dänischen Monarchie" durchzusetzen. Die ungeheuere Mehrheit aller Deutschen sah in dieser Erklärung eine Verletzung anerkannter Rechte der Elbherzogthümer und eine Herausforderung des deutschen Volkes. Das Versprechen des dänischen Königs, die Rechte der Herzogthümer unangetastet und die Selbständigkeit Holsteins ungefährdet zu lassen, kam nicht in Betracht, wo ein directer Angriff auf die Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer vorlag und wo zugleich die Absicht angekündigt wurde, dieselben als Theile der dänischen Monarchie zu behandeln und unter ein Erbrecht zu beugen, dessen Geltung für Schleswig und Holstein mehr als zweifelhaft war. Zunächst ergriffen die *Betheiligten* das Wort. Der Beschwerde, welche die holsteinischen Stände an den deutschen Bund richteten, folgten eine Adresse des schleswiger Landtages, eine Rechtsverwahrung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, eine in demselben Sinne gehaltene Darlegung von neun Professoren der Universität Kiel und ungezählte Kundgebungen aus den verschiedensten Theilen des Landes. Der Eindruck, den diese Vorgänge südlich der Elbe machten, läßt sich nicht besser wiedergeben, als durch die nachstehenden Sätze Heinrich von Sybel's: „Sofort erhob sich durch ganz Deutschland ein gewaltiger Sturm — hier zeigte sich kein Unterschied der Parteien. Die Conservativen traten für das Erbrecht der Agnaten, die Liberalen für das Verfassungsrecht der Herzogthümer ein, die Demokraten forderten Achtung für den souveränen Willen des schleswig-holsteinischen Volkes. Allgemein war der Unwille darüber, daß der Bundestag in seinem Beschluß vom 18. September zwar alle Rechte der Herzogthümer

wahrte, dabei aber in üblicher diplomatischer Höflichkeit sein Vertrauen zu dem hohen Rechtssinn des dänischen Königs aussprach ... Ganz unerträglich erschien es, daß die höchste Behörde Deutschlands kein Wort für Schleswig gefunden hatte." [1])

Ganz anders war in der officiellen deutschen Welt geurtheilt worden. Indessen Fürst Metternich und die diesem gesinnungsverwandten Staatsmänner das Aufbrausen des nationalen Unwillens unter die bedenklichen Zeichen der Zeit rechneten und von strafendem Vorgehen gegen die unberufenen Stimmführer der öffentlichen Meinung sprachen, sahen die „patriotischen" Elemente des Bundestages es für einen unerwarteten Gewinn an, daß diese Instanz sich nicht unzuständig erklärt, sondern dem Andrängen Preußens nachgegeben und wenigstens auf dem Papier die Rechte der Herzogthümer vorbehalten hatte. Dabei aber war es auf der preußischen Seite geblieben. Ueber diese Grenzlinie hinauszugehen und durch Uebernahme der Führung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit einen Schritt zur deutschen Hegemonie Preußens zu thun, hätte gegen die Grundsätze und gegen die Neigungen Friedrich Wilhelm's IV. verstoßen. Ihm, dem der feindliche Gegensatz zwischen Deutschen und Dänen eine „Tollheit" däuchte, lag der Bestand des dänischen Gesammtstaates nicht weniger am Herzen, als die Erhaltung der geschichtlichen Rechte der Herzogthümer. Getreu den Anschauungen, die ihn in der schweizerischen Angelegenheit auf die Seite des Sonderbundes getrieben, in Sachen der deutschen Bundesreform zum Träger eines Schwertes ohne Klinge gemacht hatten, verharrte der König im Rahmen eines Systems, das in den Tagen des „häuslichen Auferbauens" und den „Wirkungen nach innen" allenfalls ausgereicht hätte, aber den veränderten Zeitforderungen gegenüber den Eindruck der Ueberlebtheit machte.

Und so war es in der That Auf den bisher eingeschlagenen Wegen ließ sich nicht weiter kommen, weder in Deutschland noch überhaupt in Europa. Die alte, aus der Restaurationsperiode datirende Gruppirung der Mächte hatte sich eben so vollständig überlebt, wie der in der Bundestags-Ordnung angestellte Versuch, dreißig souveräne Staaten in eine lebensfähige Conföderation zusammen zu fassen. Das Legitimitätsprincip war innerlich ausgehöhlt, nach außen durchlöchert, die patriarchalisch-absolutistische Staatsauffassung selbst da, wo sie als der Weisheit letzter Schluß gepflegt worden, nur noch zum Schein rechtsbeständig. Gegenüber den Forderungen eines durchweg gewandelten Gesellschafts- und Wirthschaftszustandes versagten die Hülfsmittel einer Zeit, die kein anderes, als ein „häusliches Auferbauen" gekannt hatte, und in welcher hausväterliche Gewalt der angestammten Herrscher und rein private Existenz der Staatsbürger für die natürlichen Bedingungen einer gesunden Entwicklung gegolten hatten. Unerträglicher als sonst irgend wo war dieser Zustand in Deutschland geworden, wo der mächtige Aufschwung des Wirthschaftslebens gewaltsam zur Zusammenfassung der nationalen Kräfte drängte, und wo das

[1]) v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 115 und 116.

Nebeneinanderbestehen kleinstaatlich beengter Staatseinrichtungen und weltumfassender, auf die höchsten Ziele der Menschheit gerichteter geistiger Bewegungen zu vollendeter Verwirrung der Begriffe führen mußte. In den gebildeten Schichten wurden speculative Luftschlösser für politische Gedanken, ästhetische Aspirationen für Elemente eines neuen Gesellschaftsbaus angesehen; die ersteren drohten die Köpfe, die letzteren die Gewissen zu ruiniren. Indessen, bunt ineinander verschränkt, kosmopolitische Träumereien und deutschthümelnde Kindereien in den höheren Stockwerken der Gesellschaft ihr Wesen trieben, steckten die unteren Klassen zum einen Theil in dumpfer Apathie, zum andern Theil in revolutionär-communistischem Ideenkram, dem die Steuerlosigkeit reactionärer Staatsweisen Vorschub leistete. Keiner der Bewegungen, die im Schoße des deutschen Volkes arbeiteten, war das gehörige Bett gegraben, — Alle krankten daran, daß die Leitung und Zusammenfassung durch den nationalen Staat fehlte.

Dazu kam noch, daß die „gelehrte Republik", welche die Stelle dieses Staats vertreten hatte, selber in der Auflösung begriffen war. Das in die Erbschaft der romantischen Schule getretene „junge Deutschland" hatte nicht sowohl eine literarische, als eine politisch-sociale Bewegung dargestellt und schon aus diesem Grunde niemals in den Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens treten können. Von den „Denkern und Dichtern," die sonst Führer dieses Lebens gewesen, waren die Einen todt, die Andern alt und müde. Nicht einmal dem Scheine nach standen Theater- und Kunstinteressen noch im Vordergrunde der Scene. Dauernde Wirkungen vermochten diese ehemaligen Beherrscher des geistigen Lebens nur noch zu üben, wenn sie die Grenzen ihrer natürlichen Sphäre übersprangen und auf das politische Gebiet schweiften. Auch in dieser Rücksicht hatten sich die Elemente der früheren Periode überlebt, um einem Zustande Platz zu machen, der, wenn er dauernd wurde, zu der von Goethe vorausgesagten „Auflösung in Parteisucht und Anarchie" führen mußte.

In allen entscheidenden Punkten stehen die Züge jener vergangenen Zeit zu denjenigen im Gegensatz, welche unsere Periode des „Kriegens und Benutzens, der Technik, des Wissens und der nach außen gerichteten Wirkungen" zeigt. Wo die größere Summe von Behagen steckte, kommt dabei nicht in Betracht, wohl aber die Frage, ob die Bedingungen des herrschenden Zustands und die demselben zu Grunde liegenden Gedanken ebenso überlebte sind, wie das damals der Fall war. Das vermag selbst der ausgesprochenste Pessimismus nicht zu behaupten. Einer Aufzählung der staatlichen, wirthschaftlichen und socialen Errungenschaften des seit dem Jahre 1847 vergangenen Halbjahrhunderts kann es für Zeugen dieser ungeheuren Erwerbungen nicht bedürfen. Das Merkmal des Unterschiedes zwischen damals und jetzt liegt überdies nicht in dem Besitz von Dingen, die einzeln aufgezählt werden könnten, sondern in dem veränderten Verhältniß zwischen den der Zeit gesteckten Zielen und den zur Erreichung derselben vorhandenen Mitteln und Arbeitsbedingungen. Dank der schärferen und klareren Luft, die seit Beseitigung der Hemmnisse und Coulissen des früheren Zustandes weht, sind die Nebel gewichen,

welche damals über den Grenzen der verschiedenen Lebensgebiete, wie über den Zielen der Entwicklung lagen. Weil wir uns von dem Woher einige Rechenschaft zu geben vermögen, wissen wir wenigstens annähernd, wohin es geht, und welche Richtungen auf den verschiedenen, deutlich auseinander gelegten Arbeitsgebieten einzuschlagen sind. Den Elementen der Bewegung sind die Ufer angewiesen, in denen sie ihren Lauf zu nehmen haben. Dank dieser größeren Uebersichtlichkeit der Lage ist zugleich mit dem Wahne aufgeräumt worden, als ob auf einen Streich allen Zeitforderungen genug gethan werden könnte. Weil gewaltsame Hindernisse der Entwicklung nicht mehr bestehen, wird auf gewaltsame Befreiungs- und Umwälzungsacte nicht mehr speculirt, ist das Schlagwort vom „allgemeinen Kladderadatsch" zum Erkennungszeichen unverbesserlicher Thoren geworden. Nicht Ueberlebtheit, sondern Unfertigkeit der bestehenden Zustände bildet die Signatur der Zeit. Während das unsern Vätern zur Verfügung stehende Rüstzeug aufgebraucht war, stehen wir unter dem Eindruck, den rechten Gebrauch der von unserm Zeitalter erworbenen Mittel erst lernen zu müssen. In der Ueberzeugung, daß es auf dem eingeschlagenen Wege, trotz aller an demselben aufgepflanzten falschen Meilenzeiger, weiter gehen müsse, sind nahezu Alle einig, die an der Arbeit ihres Geschlechts Antheil nehmen. Wir stehen in einer lebendigen Zeit, auf einem Boden, den wir den unsrigen nennen und von dem wir nicht mehr loskommen können und nicht mehr loskommen wollen. Man braucht keineswegs so zu thun, als wäre noch nicht Dagewesenes gethan und Uebermenschliches damit geleistet worden, daß wir uns den Nationalstaat erobert, daß unsere Nachbarn in Süd und Ost alte Fesseln abgestreift haben und daß der Cultur neue Welten erschlossen wurden, um zu wissen, was es damit auf sich hat, daß die großen Nationen des Welttheils wieder auf eigenen Füßen stehen und daß allenthalben die empfindlichsten Schranken freier Bewegung weggeräumt worden sind. Genauer als die Uebrigen, sollten wir Deutsche wissen, was es heißt, sich selbst zu gehören, den Schwerpunkt der Entwicklung in sich selbst gefunden zu haben. Und in gewissem Sinne wissen wir das auch. Nur mit Anstrengung vermögen wir uns in einen Zustand zu versetzen, wo von jedem fallenden Blatte eine Erschütterung unseres bestehenden Zustandes gefürchtet, wo bei jeder Feuersbrunst im Nachbarhause für die Sicherheit des eigenen Daches gezittert und für selbstverständlich angesehen ward, daß die Geschicke der Welt ohne unser Zuthun zur Entscheidung kommen und von unsern Nachbarn besorgt würden. Schier unbegreiflich dünkt uns, daß die Pariser Ereignisse vom Februar 1848 für Anzeichen eines allgemeinen Zusammenbruchs gelten konnten und gelten mußten, daß die weltkundige Frau des einflußreichsten der damaligen deutschen Staatsmänner die Nachricht von der Flucht Guizots mit dem Ausruf „dann sind wir Alle verloren" beantwortete, ja daß selbst der Kaiser Nicolaus von Rußland auf die Pariser Ereignisse hin seine Pläne für Einschränkung der Leibeigenschaft vertagte und schließlich aufgab. Dergleichen wäre heute nicht mehr möglich, wo die Völker sich als Herren ihrer Geschicke wissen, wo sie von eigenen und nicht von fremden Gedanken leben und wo der öffentliche Zustand auf realen, nicht auf eingebildeten Grundlagen ruht.

An widrigen Erscheinungen und beunruhigenden Wahrnehmungen fehlt es freilich nicht; mit Symptomen einer absterbenden Zeit haben sie indessen Nichts gemein. Am Wenigsten bei uns, die wir trotz alledem und alledem auf festem Boden stehen, einem Boden, der zu mühsam erworben worden ist, als daß wir nicht seine Unebenheiten und hohlen Stellen kennen und danach unsere Maßregeln nehmen könnten.

So zeigt unsere viel gescholtene und nichts weniger als mustergültige Epoche des „Kriegens, des Benutzens, der Technik, des Verstandes und der nach außen gerichteten Wirkungen" ein Gesicht, das von demjenigen des letzten Jahres der guten alten Zeit in allen wesentlichen Momenten verschieden ist. Treten wir an den Ausgangspunkt der Betrachtung zurück und fragen wir, welche Gefahren Goethe für Perioden von der Art der unsrigen vorausgesagt hat, so geht die Antwort dahin, daß ein solcher Zustand zwar im „höchsten Sinne" Genuß und Dauer gewähren könne, daß er aber leicht in Selbstsucht und Tyrannei ausarte, „wobei man den Tyrannen keineswegs als einzelne Person zu denken braucht. Es gibt eine Tyrannei der Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist."

Anläufe zu solcher Tyrannei sind auch bei uns bemerkbar geworden: grade wie Goethe hat Tocqueville sie für die größeste aller dem 19. Jahrhundert drohenden Gefahren erklärt. Noch ist sie nicht eingetreten und noch darf gehofft werden, daß Deutschland ihr zu begegnen wissen werde.

„Das And're will ich tragen",

heißt es im Wallenstein.

An Karl Frenzel.

Zum 6. December 1897.

[Nachdruck untersagt.]

Ist es denn in Wahrheit so, daß wir uns dem Patriarchenalter nähern, und daß Du, lieber Karl, es erreicht haben wirst, wenn Du diese Zeilen liest, mit dem etwas skeptischen Blick, den ich an Dir kenne, der aber Niemanden, der Dich kennt, über Dein für alles Edle, für alles Gute, für alles Schöne warm empfindendes, jeder edlen Regung zugängliches Herz zu täuschen vermag, wenngleich Du weder jetzt noch früher es aller Welt zu zeigen liebtest. Sind wir es wirklich, die doch auch einmal jung waren und, mit dem Sonnenschein um uns her, nicht an die graue Ferne, das Einst, denken mochten, das dahinter lag? Es muß wohl sein; denn Liebe, Freundschaft und Verehrung haben Dir Dein trautes Heim zum Feste geschmückt, und ich betrete, mit all' den Anderen, diesen den Studien und der Arbeit gewidmeten Raum, an dessen Schwelle, wie Deine Hausgötter, uns die schönen Broncebüsten von Molière und Voltaire grüßen. Wohl mögen wir den Anderen anders erscheinen, wir beiden Alten; aber indem ich Dir zu Deinem siebzigsten Geburtstage die Hand drücke, kehrt Dir wie mir die ganze Vergangenheit wieder, die wir mit einander gelebt — Alles, was in Leid und Freud' seinen Schimmer auf die dahin schwindende Jugend warf, leuchtet noch einmal vor uns auf, und ich erkenne, nicht ohne Wehmuth, in Deiner reichen Bibliothek unter so viel kostbaren Bänden manche der ungleich bescheidener gekleideten, abgegriffenen Lieblingsbücher, die Dir aus jener Zeit bis hierher gefolgt sind. —

Wir standen an der Grenze der Mannesjahre, oder hatten sie kaum überschritten, als wir uns kennen lernten; viele von den schönen Illusionen der Jugend, aber auch ihre heftigsten Stürme lagen hinter uns, und vor uns, nicht allzu weit mehr entfernt, das ruhigere Glück, das Dir wie mir, uns beide nur noch inniger verbindend, beschieden war. Aus diesen behaglichen, teppichbedeckten, mit Kunstwerken erfüllten, von Blumenduft durchwehten Räumen führen mich meine Gedanken in jenes zwar höchst saubere, doch fast studentenhaft einfache Zimmer in der Mittelstraße zurück, wo noch das Auge der Mutter über Dir wachte und ich Dir meinen ersten Besuch abstattete. Du

wareſt damals Redacteur von Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und hatteſt eben Deinen erſten Band „Dichter und Frauen“ herausgegeben. Wir befreundeten uns raſch. Gleiche literariſche, gleiche perſönliche Neigungen verbanden uns. Denkſt Du noch an jene Abende mit Alexander Meyer, unſeren unzertrennlichen Genoſſen, ehe die Politik ihn uns ſtreitig machte? Denkſt Du noch an unſere Mittwoch-Nachmittage, die wir, mit einer Art Schülergefühl, dazu benutzten, durch die Straßen des alten Berlins zu wandern oder hinaus, vor das Roſenthaler Thor, nach Wollank's Weinberg und dem Theater der Mutter Gräbert?

Wie ſah die Welt doch damals anders aus, verglichen mit der heutigen! Die Literatur, viel mehr als die Politik, war die beherrſchende Macht, und Berlin eine mittelgroße Stadt mit 400 000 Einwohnern. Weder ſo viel Zeitungen gab es noch ſo viel Bücher, noch ſo viel Theater, noch ſo viel Vergnügungen aller Art und ſo viel Lärm. Es wurde nicht weniger gearbeitet, aber man wurde weniger dabei geſtört; und alle Zeit, die man jetzt gebraucht, um Unangenehmes abzuwehren, konnte man damals darauf verwenden, das Angenehme zu genießen. Man ſah ſich öfter und regelmäßiger, man machte faſt täglich gemeinſame Spaziergänge, man traf an den Winterabenden immer dieſelben Freunde wieder, in kleinen, heiteren Tiſchgeſellſchaften, und verabredete häufig während des Sommers Begegnungen in Krug's Garten oder Landparthien nach den Pichelsbergen. Du haſt, lieber Karl, dieſen anſpruchsloſen und doch ſo glücklichen Tagen ein ſchönes literariſches Denkmal in Deinem erſten Roman „Vanitas“ geſetzt, und aus den Worten, mit denen das dritte Capitel beginnt, ſpricht mich noch einmal ihre ganze Stimmung an: „Märkiſche Haide, märkiſcher See! Wie ſo ſtill liegt ihr da, einſam, wie verſunken in bläulichen Duft, in blaudunkle Schatten!“ . . .

Denn vor Allem, was Dir theuer, iſt es doch immer dieſer Boden Deiner Heimath, Deine Vaterſtadt, dies Berlin geweſen, an dem Du mit einer gewiſſen, Deiner Natur ſonſt nicht eigenen Ausſchließlichkeit hingeſt, und oft, wenn Du zurückkamſt aus den romaniſchen Ländern, mit deren Geſchichte, Dichtung und Kunſt Du Dich vornehmlich beſchäftigt haſt, habe ich Dich ausrufen hören, daß Dir doch eigentlich wohl nur in Berlin ſei. Dein Geiſt war dort; aber ähnlich, wie man von Voltaire geſagt: Dein Herz iſt hier. In dieſem vorherrſchenden Zuge biſt Du mir immer als der typiſche Berliner erſchienen, der, mag er ſich äußerlich noch ſo kühl, ironiſch und ablehnend verhalten, doch warm, ja leidenſchaftlich wird, wenn es ſich um ſeine Stadt handelt — als der echte Nachkomme dieſes zähen Geſchlechtes, das in harter, unermüdlicher Arbeit Berlin zu dem gemacht hat, was es jetzt iſt. Merkwürdig genug, daß eine mit ſo wenigen und äußerſt kargen Reizen ausgeſtattete Natur einen ſolchen Schöpfertrieb entzündete! Doch wer mag den Zauber leugnen, der ſelbſt heute noch um die weiter abgelegenen ſtillen Flächen der märkiſchen Landſchaft webt, und wie viel ſtärker war er, als es im Grunewald noch keine Villen gab, und am Wannſee nur Sand und Einſamkeit und hinter einem morſchen Holzgitter das faſt ſchon eingeſunkene Grab Heinrich's von Kleiſt?

Ja, die Fruchtbarkeit der reicher gesegneten, müheloser producirenden Gegenden deutschen Landes war dieser Erde der Mark nicht beschieden; aber dennoch hat sie hier, zwischen den Kartoffelfeldern und Kiefernbeständen, wie nirgends sonst geblüht, die blaue Blume der Romantik, der wir Alle in unserer Jugend nachgegangen sind, auch Du, mein Karl, wiewohl es der Vormann des jungen Deutschlands war, der Dich in die Literatur eingeführt hat. Seltsamer Contrast, auch dies, und doch wiederum so charakteristisch, daß dasselbe Berlin uns die Beiden gegeben hat, beide hervorgegangen aus dem eigentlichen Volke von Berlin, den Sohn des Seilermeisters aus der Roßstraße, den Sohn des Bereiters aus der Stallgasse (heute Universitätsstraße) — Ludwig Tieck, das Haupt der romantischen Schule, Karl Gutzkow, der sich wohl nicht rühmte wie Heinrich Heine, die Romantik „todtgeschlagen" zu haben, der es aber thatsächlich ernsthafter damit nahm als der Sänger des „Atta Troll". Und auch darin abermals erkenne ich ihn wieder, den Typus des Berliners, der etwas von beidem hat, von dem poetischen Instinct, der Anhänglichkeit an die Vorzeit und der Loyalität des Einen, von der Ironie, der Zweifelsucht und der scharfen Kritik des Anderen. Aber wenn ich Dich aufs Gewissen frage, lieber Karl, bist Du darum, daß Du dem Einen, so lange er es zuließ, in Freundschaft und Dankbarkeit ergeben warst, dem Anderen gänzlich untreu geworden, dem Du vielleicht noch mehr verdankst? Spürst Du sie nicht noch manchmal, in schönen Stunden, die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält?" Und irre ich mich so sehr, wenn ich in den ersten Deiner Novellen und vornehmlich im ersten Deiner Romane die Spuren des Meisters wiederfinde, der lange Jahre vor Dir auf denselben Schulbänken des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums gesessen hat? Hier aber, am Werder, bist Du nicht nur, wie ich weiß, ein ausgezeichneter Schüler gewesen, mit solchen Mitschülern wie dem nachmaligen Reichskanzler Grafen Caprivi, dem preisgekrönten Historiker des ostfränkischen Reiches, Ernst Dümmler, dem um unsere Stadt hochverdienten Geheimen Baurath Blankenstein und — last not least! — dem trefflichen Alexander Meyer; auch als praktischer Schulmann hast Du Dich bewährt, und in einer allseitig anerkannten Thätigkeit als Oberlehrer am Friedrich's-Gymnasium zugleich den Schatz Deiner classischen Bildung bereichert und vertieft. Aber auf einem so festen und soliden Fundamente beruhend, war doch der mächtigste von allen Impulsen vielleicht der, den Leopold Ranke Dir mitgetheilt hat: seine Geschichtsauffassung nicht nur, auch sein Stil haben unverkennbar auf Dich gewirkt, und ich darf sagen, daß Du Dich noch heute seinen Schüler nennst, da Du doch längst auf eigene Leistungen blicken darfst, die seiner nicht unwürdig wären. Aber Deine Gelehrsamkeit war nicht dazu bestimmt, die des Faches zu bleiben. Du hast es selber einmal sehr hübsch erzählt, wie Du zur Literatur kamst, wie der Geruch der frisch gebundenen Bücher in der Werkstatt Deines Onkels, des wackren Buchbindermeisters, Dich ahnungsvoll anzog; wie Du mit neugierigen Blicken in seinem Laden die Professoren der nahen Universität, die seine Kunden waren, ein- und ausgehen sahest; wie Du hier bangen Herzens von Charlotte Stieglitz und ihrem tragischen Ende sprechen hörtest und als lustige Person

den verbummelten Journalisten kennen lerntest, dessen sich eine brave Goldschmiedswittwe zuletzt erbarmte, bis Alles mit den fröhlichen Komödien schloß, welche diese Handwerksmeister an ihren freien Abenden in einem Hinterzimmer der Mohrenstraße vor einer geladenen Gesellschaft aufführten. Spiegelt sich in dieser Erinnerung des Knaben nicht Dein ganzer künftiger Lebenslauf, der Dich durch die strengen Lern- und Lehrjahre von der Buchgelehrsamkeit zur Literatur, zum Journalismus, zum Theater geführt und aus dem gereiften Beobachter all' dieser wechselnden Erscheinungen endlich ihren berufensten Kritiker gemacht hat?

Zu der Zeit, da wir uns zuerst begegneten, im Frühling 1859, lag noch in der Luft jener unbestimmte Druck, der auf das öffentliche Leben apathisch wirkte; das Interesse für Politik war auf enge Kreise beschränkt, und die schwachen Anzeichen einer freieren Regung, die von diesen ausgingen, erschienen hoffnungslos. So weit war es gekommen, daß man abermals resignirt in der deutschen Sprache, der deutschen Dichtung das einzige, das letzte Band erkannte, das die Nation noch zusammen hielt. Gedenkst Du noch des Schillerfestes, das wir am 10. November 1859 feierten, auch in einem Hinterzimmer, einem der Französischen Straße? Wir nannten es unser Schillerfest in partibus; und wohl mochten wir es so nennen: denn nicht einmal die von Millionen und aber Millionen Deutschen getheilte Freude am Besitz eines solchen Dichters konnte hier in Berlin zu vollem allgemeinem Ausdruck gelangen. Und doch bezeichnet dieser Tag, an welchem auf dem Gensdarmenmarkt der Grundstein zum ersten Dichterdenkmal in Berlin, dem Schillerdenkmal gelegt wurde, den Wendepunkt in den Geschicken der deutschen Nation. Nicht weit von hier, im Königsschloß von Sanssouci, den Gemächern Friedrich's, des großen Realpolitikers, ging das Leben seines unglücklichen Nachkommen, des Romantikers, in langsamem Siechthum zu Ende. Theilnehmend an den Leiden eines Monarchen, der so strahlend begann und so traurig schloß, verbrachten wir ein dumpfes Jahr, in das nur von fern ein weckender Lebensruf, die Garibaldihymne, klang und jenes trügerische „Frei bis zur Adria", das erst sechs Jahre später und mit Preußens Hülfe zur Wahrheit gemacht ward. Denn inzwischen hatte die große Wandlung sich vollzogen, und eingetreten in die Geschichte war der König, dem es bestimmt gewesen, zusammen mit dem größten Staatsmann und dem größten Feldherrn des Jahrhunderts das Sehnen aller deutschen Herzen endlich zu erfüllen — der gute, der gerechte, der tapfere König Wilhelm I., den mit Ehrfurcht, mit Liebe, mit Dankbarkeit auch die spätesten Geschlechter nicht aufhören werden als den ersten Kaiser des neubegründeten Reichs zu nennen.

Alles dies haben wir mit einander erlebt, mein Freund, auch die Jahre des Mißtrauens, der Verkennung und des inneren Haders, die dem der einmüthigen Zustimmung, des begeisterten Zurufs und des glorreichen Sieges unter Einem Banner vorangingen; und alle diese großen Ereignisse stehen in ihrer vollen Frische wieder vor mir, wenn ich in Deinen Schriften blättre. Denn ob Du Dich gleich niemals in die Politik des Tages eingemischt hast, bist Du doch derjenigen, die den eigentlich historischen Zusammenhang der Begebenheiten darstellt und den historischen Ueberblick gestattet, in jeder Form

gefolgt, in der des Zeitungsartikels, in der des Essay's und in der des Romans, und in keiner verleugnest Du den freien unabhängigen Charakter, der Furcht nicht kennt und äußerlichen Lohn nicht begehrt — ja manchmal zwischen den Zeilen, hier und da, scheint mir das alte Feuer noch aufzuflackern, mit dem der Jüngling einst an den Märztagen des Jahres 1848 als Zuschauer der Volksversammlungen in den Zelten Theil genommen hat.

Zehn Jahre sind nun auch schon verflossen, seit wir das fünfundzwanzigjährige Jubiläum Deines Eintritts in die „National-Zeitung" festlich begingen. So lange, länger als ein Menschenalter, hast Du mit frischem Geist und ungebrochener Kraft die autoritative Stellung, die Du Dir errungen, auch zu behaupten gewußt; immer, wenn ein neues Stück oder ein neues Buch erschien, war man begierig zu hören, was „K. Fr." dazu sagte, und manch ein Autor, Bühnen- oder Romanschriftsteller mag, wenn Du gesprochen, erleichterten Herzens gedacht haben: Roma locuta est! Nicht minder haben wir, die vielen Jahre hindurch, in so manchem Sonntags-Leitartikel der „Nationalzeitung" Deinen klaren Blick, Dein gemäßigtes Urtheil, Deine Kenntniß und Auffassung der Historie auch in der Behandlung der großen, die Gegenwart bewegenden Fragen wieder erkannt. Deine publicistische, Deine kritische Thätigkeit wird für immer ein Wahrzeichen in der Geschichte des geistigen Berliner Lebens unserer Zeit sein, und wir wissen es Dir Dank, daß diese bedeutungsvollen Aeußerungen nicht mit dem täglichen Blatte der Zeitung gekommen und verschwunden sind, sondern daß Du selber für ihre dauerndere Erhaltung Sorge getragen hast. In den beiden Bänden der „Berliner Dramaturgie" liegen die früheren Deiner Aufsehen erregenden Beiträge zur Theaterkritik vor, in den „Erinnerungen und Strömungen" die wichtigsten Deiner literarischen Studien und Charakteristiken, in den „Deutschen Kämpfen" Deine größeren politischen Aufsätze, zugleich ein Denkmal jener unvergleichlichen Jahre von 1870 bis zum Tode der beiden Kaiser, Wilhelm's I. und Friedrich's III., dieser beiden Heldengestalten, bei deren Hingang wir das Gefühl hatten, daß unsere Zeit zu Ende, daß eine neue beginne. Rührend schöne Worte hast Du beiden gewidmet — dem Einen, dem „Sieger in so vielen Schlachten", dem Ehrwürdigen, dem Einundneunzigjährigen, der uns Allen ein gerechter, ein gütiger Vater gewesen — dem Andern, dem Königssohn, dem Hochgemuthen, unserem Altersgenossen, in dem wir das Ideal unserer Jugend verwirklicht — und zu Grabe tragen sahen. Als ob es unserer Generation nicht vergönnt sein solle, nach so vielen Kämpfen sich eines ruhigen, wohlerworbenen Besitzes zu erfreuen. Aber wir haben sie doch mit unseren Augen geschaut und mit dankerfülltem Herzen gegrüßt, die Zeit der höchsten Erfüllung und durften uns sagen, daß ein Jeder von uns auch daran mit gearbeitet nach dem Maße seiner Kraft. Dies stolze Reich, das vor uns erstand — wir, die wir Deutschland in seiner Niedrigkeit und das deutsche Volk in seiner Zersplitterung kannten, auch wir haben die heilige Flamme genährt, die den Norden und den Süden zuletzt in der großen Stunde zusammenschweißte; diese herrliche Stadt, dies Berlin mit seinen prächtigen Straßen, seinen Palästen, seinem meilenweiten Umfang, seinen mustergiltigen sanitären Schul- und Wohlfahrtseinrichtungen, die es zum Wunder und Bei-

spiel der Welt machen — auch wir haben daran bauen helfen, wenn wir gleich mit Wehmuth, eines nach dem andern, die Merkmale hinschwinden sahen, die Menschen und Dinge, die das Berlin der vergangenen Zeit uns so theuer gemacht haben. Es ist ein neues Berlin und ein neues Geschlecht. Aber wir wollen darum nicht klagen. Wir gönnen der Jugend den freigewordenen Tummelplatz. Möge sie sich bewegen, möge sie sich bewähren. Aber möge sie sich nicht auflehnen gegen das Andenken ihrer Väter, noch herabsetzen, was diese geleistet haben: möge sie die nicht vergessen, die ihnen ein Vaterland geschaffen, noch die, die ihnen die Freiheit des Gedankens und der Presse hinterlassen. Wir, mitten inne gestellt zwischen den beiden literarischen Bewegungen unseres Jahrhunderts, berührt noch von dem Ausgang der einen, und nicht theilnahmlos für den Anfang der anderen, wir durften sie, die jetzt nach der Herrschaft streben, wohl daran erinnern, daß es auch vor ihnen schon eine Literatur, eine Kunst gegeben; und Du, mein Karl, hast es für Deines Amtes gehalten, ihnen ein strenger Richter zu sein, manchmal vielleicht ein allzustrenger. Denn ist es nicht immer so gewesen, wird es nicht immer so sein, wenn eine neue Richtung, ein veränderter Geschmack sich Bahn zu brechen suchen, daß sie mit großen Ansprüchen auftreten, noch ehe diese durch große Leistungen gerechtfertigt sind? Du selbst hast oft genug in Deinen Schriften von diesem Wandel der Zeiten gesprochen und Dich sicherlich nicht in Widerspruch zu dem setzen wollen, was Du dort als historische Nothwendigkeit erkannt. Wohl aber hatte diese Dir in all' ihren Wiederholungen gezeigt, daß am Anfang einer solchen Bewegung, so lange sie sich selbst über ihre Mittel und ihre Ziele noch nicht klar geworden, das bis zum Aeußersten gesteigerte Verlangen vorherrscht, mit allem Ueberlieferten, nur weil es überliefert ist, aufzuräumen, um ein nach Form und Inhalt ganz Neues, ein noch nie Dagewesenes an seine Stelle zu setzen. Gegen diese Prätension der Jugend hast Du gekämpft, nicht — wenn ich Dich richtig verstanden — gegen ihr Recht, die Welt mit ihren eigenen Augen anzusehen und dem modernen Empfinden künstlerischen Ausdruck zu geben. Nichts hat vermocht, Dich zu den fremden Göttern zu bekehren, die sie anbeteten; aber ihre Talente hast Du niemals in Abrede gestellt, vielmehr ihnen zugerufen: „macht euch frei!" Vor der Ueberhebung hast Du sie gewarnt und ihre Verirrungen gerügt; aber selbst von Deinem Standpunkt aus eingeräumt, was in dieser gährenden Masse sich barg an poetischer Kraft, und sie rückhaltlos anerkannt, als sie sich zuerst in einer reineren, edleren Gestalt zeigte.

Seitdem hast Du Dich, nach so vielen Jahren rühmlicher kritischer Arbeit, von einer Stätte, der sie vorzugsweise gewidmet war, vom Theater, zurückgezogen, und die Leser dieser Zeitschrift, der Du von ihrem ersten Hefte an ein treuer Mitarbeiter gewesen bist, dürfen es als ein schönes Vorrecht betrachten, daß ihnen auch fernerhin die Berichte nicht fehlen werden, in denen Du mit dem alten, unverminderten Interesse für Alles, was auf der Bühne vorgeht, gleichsam den Jahresertrag der dramatischen Production registrierst.

Du sagst es einmal in der Vorrede zu einer von den Sammlungen Deiner polemischen Schriften, daß, heimkehrend aus dem Gefecht, der Krieger seine Waffen

an der Wand des Hauses aufhänge, zum Gedächtniß dessen, was er mit erringen half. Aber wie schön war es dennoch, in den stilleren Stunden sich dem Ernst der Studien, dem holden Spiel der Phantasie hinzugeben, und wie gerne dann folgten wir Dir in die Gärten der Renaissance, wie gern in die Boudoirs und Salons des Rococo. Wie wußtest Du dann, und Keiner besser als Du, das vom Wiedererwachen der Künste, gleichsam von einem neuen Morgenroth schimmernde Zeitalter der einen und den mit welkenden Rosen bestreuten Boden des andern zu schildern, aus dem schon die Flammen der Revolution hervorzüngelten. Geliebte Schatten nennst Du sie, und wahrlich, Du hast sie geliebt, diese Frauen, die von dem Glanze Derer umflossen sind und in ihrem Ruhme weiterleben, deren Begleiterinnen sie waren, der großen Männer, mit denen sie, sei es im Leben, sei es in der Dichtung, unzertrennlich verbunden, von jener Beatrice, von jener Laura an, bis zu jener Vittoria, der Colonna mit dem leuchtenden Diadem und den heiligen Augen, bis zu jener unglücklichen Stella, der Leidensschwester Vanessa's, der die Liebe des Decans von St. Patrick und Goethe's Schauspiel die Unsterblichkeit verliehen haben — und damit nach dieser langen Reihe Tragödien des menschlichen Herzens das Satyrspiel nicht fehle: bis herab zu jener Frau von Warens, die lange Reihe lieblicher Geschöpfe, die jede Wonne, jedes Weh des Daseins erfahren, wie mit einem Zerrbild ihrer aller beschließend. Ich brauche nur die Bände Deiner „Dichter und Frauen" aufzuschlagen, Deiner „Büsten und Bilder" und die beiden folgenden, die von der „Renaissance" und dem „Rococo" selber ihre Titel hergenommen haben: und sie treten mir entgegen, die Dichter, die Künstler und die Weisen jener Tage. Dante, die Stirn umschlungen vom edlen Reis des „peneïschen Gezweigs", Petrarca aus der Einsamkeit der Vaucluse, Michelangelo mit dem wuchtigen Hammer; Lorenzo's des Prächtigen ganzes Florenz erscheint mir und Venetiens märchenhafte Herrlichkeit, während ferne, aus den Nebeln des Meeres, wie ein Sommernachtstraum, der Hof Elisabeth's, das lustige England und sein Poet, der göttliche William auftauchen und, langsam ausklingend, sein „Alas, poor Yorik" in Sterne's „Sentimental Journey", noch einmal mich unter Lächeln zu Thränen bewegt. Die beherrschende Persönlichkeit Deiner dem Rococo gewidmeten Studien ist, wie er es in der Wirklichkeit war, Voltaire: um seinen Thron gruppiren sich all' die Andern, Maler und Schriftsteller, die Encyklopädisten, die geistreichen Frauen, die Komödianten, Abenteurer und Wunderthäter, all' diese charakteristischen Erscheinungen und all' dieser bunte Trödel, die dem achtzehnten Jahrhundert, in seiner Frivolität, etwas so unendlich Anziehendes geben — und mitten darin, wie das Jahrhundert selber, der höchsten Ideen und der niedrigsten Handlungen fähig, er, Jean Jacques Rousseau, der, mit einem Herzen voll von Liebe für die Menschheit, im Hasse gegen sie starb, und dennoch in unseren Anschauungen, in seinen Wirkungen auf die Gegenwart, lebendiger ist als Jener, der auf den Frontispiz seiner Kirche zu Ferney schrieb: „Deo erexit Voltaire".

Ihn, dessen „Triumph und Tod" Du in dem letzten Essay Deiner jüngst erschienenen Sammlung („Rococo") behandelt, hast Du viele Jahre früher (1871) zum Helden eines Deiner ersten Romane „La Pucelle" gemacht; und

wie in Deinen Studien, wird in diesen dichterischen Schöpfungen: „Watteau", „Papst Ganganelli", „Im goldenen Zeitalter", „Freier Boden", „Charlotte Corday", „Lucifer" das ganze vorige Jahrhundert mit seinen künstlerischen Motiven und seinen philosophisch-religiösen Tendenzen vor uns aufgerollt und in allen seinen Phasen episch dargestellt — die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV., die Zeit der Aufklärung unter Joseph II., der amerikanische Unabhängigkeitskampf, die Revolution und die Herrschaft Napoleon's. Damit hast Du das eigene Jahrhundert betreten und den Boden der Gegenwart, deren Verirrungen und Eitelkeiten, gute und böse Mächte Du, mit der gleichen Feinheit der Beobachtung und des Stils, in einer folgenden Reihe von Romanen und Novellen, wie „Frau Venus", „Die Geschwister", „Des Lebens Ueberdruß", „Wahrheit", „Geld" geschildert hast, um dann aber doch immer wieder auf Dein Lieblingsgebiet zurückzukehren, in „Chambord" zu den Tagen des Marschalls von Sachsen und des letzten Stuart, in „Frauenrecht" zu denen, in welchen wir mit Madame Roland die letzten Girondisten untergehen und in „Schönheit" die gewaltige Figur Savonarola's aufragen sehen, so wie sie jetzt, im Mönchsgewand, die leidenschaftlich bewegten Hände zur Bußpredigt ausgestreckt, in Ferrara vor dem Castell der Este steht.

So geht ein einheitlicher Zug durch Dein gesammtes Schaffen, das in all' seiner Vielseitigkeit das individuelle Gepräge Deiner in den Lehren der Historie gefesteten, von dem Lichte der Kunst und Poesie verklärten Weltanschauung hat; und wenn ich heute, von der Höhe dieses festlichen Tages, Dein Lebenswerk überschaue, dann erscheint es mir darum so gelungen, weil es von einer harmonisch ausgeglichenen Persönlichkeit getragen wird. Du bist immer der Gleiche geblieben in Deinen Neigungen und Abneigungen, hast niemals unter dem Einfluß einer Laune, noch weniger um eines äußeren Vortheils willen, in Deinen Meinungen geschwankt; stetig, geräuschlos bist Du den Weg gegangen, den Du Dir vorgezeichnet und hast keinen anderen Ehrgeiz gehabt, als des Platzes werth zu sein, auf den Dein Können und Dein Wissen Dich gestellt. Von Nichts hast Du so hoch gedacht, wie von dem Berufe des Schriftstellers, und Du nicht am wenigsten hast dazu beigetragen, das solidarische Gefühl unseres Standes und damit diesen selbst in der öffentlichen Schätzung zu erhöhen. Ablehnend gegen Alles, was Deiner Natur zuwider, kritisch bei der Abwägung von Lob und Tadel, bist Du doch immer im innersten Grunde Deines Wesens gütig, freundlich, zu helfen und zu fördern bereit gewesen. Ich darf es sagen, denn eine Freundschaft verbindet uns, die, seit länger als einem Menschenalter, die Probe der Zeit und manch' eines entscheidenden Augenblickes in ihr bestanden hat; und mag es uns auch, wenn wir so vieler verrauschten Jahre gedenken, gar wehmüthig erklingen, das „Ehen fugaces!" des Dichters, so dürfen wir doch freudig bekennen, daß Eines in der Unbeständigkeit des Daseins sich uns als beständig erwiesen: die Treue, die wir den Idealen unserer Jugend bewahrt haben. Schon dämmert er herauf, der Anbruch des neuen Jahrhunderts; laß es unseren Ruhm sein, daß wir im Glauben an die hohen, die ewigen Ziele der Menschheit die Alten geblieben sind.

Julius Rodenberg.

Der Maler Eugène Burnand.

Die Flucht Karl's des Kühnen nach der Schlacht von Murten.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

In dem Aufsatze, worin ich Böcklin's siebzigsten Geburtstag feierte[1]), ging ich von seinem Vaterlande und seiner Nationalität aus. Eine Reihe berühmter Vertreter des schweizerischen Volkes wurden neben ihm genannt. Bei Weitem aber nicht alle die, welche hätten erwähnt werden müssen, wenn die Aufgabe gewesen wäre, die Geschichte der schweizerischen Phantasie- und Geistesarbeit Alles in Allem zu geben. Wollen wir in diesem Sinne Umschau halten, so drängt eine Fülle bedeutender Erscheinungen sich zu. Neben Basel hätte da Zürich genannt werden müssen und Winterthur zugleich, mit dem was die Imhofs dort für Kunstgeschichte geleistet haben; denn Basel und Zürich stehen mit ihren Dichtern, bildenden Künstlern und Kunsthistorikern an gleich hoher Stelle, und beiden reihen sich die anderen Cantone an, die als Arbeitsstätten oder als Geburtsorte bedeutender Männer Antheil am allgemeinen Ruhme haben: Chur als Vaterland der Angelica Kauffmann, Schaffhausen als das Trippel's, Genf als die Geburts- und Arbeitsstätte Calame's, Uri als die älteste Heimath der Holbein's. Diesmal möchte ich von einem Künstler berichten, der den Canton Neufchâtel bewohnt, von einem Lebenden, der, in in seinem Vaterlande oft genannt, mir freilich bis vor Kurzem unbekannt gewesen ist: Eugène Burnand, auf seiner Besitzung unweit von Moudon wohnhaft, noch jung und in voller Arbeit begriffen.

Einer schweizerischen Künstlerin verdanke ich die Bekanntschaft mit seinem Namen und seinen Werken. Vor einigen Jahren hat Fräulein Clara von Rappard, deutscher Abkunft, der Geburt nach aber eine Bernerin, in Berlin eine Reihe ihrer Oelgemälde ausgestellt. Sie lebt mit ihrer Mutter in ihrer Villa am Rugen bei Interlaken. Dicht vor dem kleinen Hause, man möchte sagen unmittelbar aus den Bäumen des Gartens, steigt, gewaltig empor

[1]) Octoberheft dieses Jahres.

sich thürmend, die Jungfrau auf, und man vernimmt da im Sommer den leisen, fernen Donner der herabgehenden Lawinen. Diesen Anblick, der ihr von Kindheit an vertraut war, hat C. von Rappard in einem umfangreichen Gemälde gegeben [1]). Ich kenne keine Schweizerlandschaft, die den Eindruck eines aus den Nebeln, die die Tiefe verhüllen, sich erhebenden, ungeheuren Berges so leibhaftig in mir zur Erscheinung bringt. Die Künstler, welche die Alpen darstellen, malen sie gern in überraschender Beleuchtung. Mit den Bewohnern der Ebene fremden Vordergründen suchen sie durch Gegensätze uns einen Begriff der außerordentlichen Maße zu geben, mit denen hier zu rechnen ist. Das Gemälde Clara von Rappard's führt uns dicht an den Berg heran, der etwas Bleiches hat, etwas Intimes zugleich aber, als habe man selbst ihn lange Jahre immer so über sich gehabt.

Ich füge noch Einiges über die Künstlerin hinzu, weil kürzlich eine Mappe mit Skizzen in Handzeichnung von ihr herausgegeben worden ist, die sie von einer anderen Seite zeigen. Sie verdankt ihren Eltern viel, die sie für ihren Beruf erzogen haben. Sie war das jüngste Kind ihres Vaters. Ein edler, unverwüstlich energischer, von hohen Gedanken erfüllter Mann, der, als er 1848 Deutschland scheinbar für immer verlassen mußte, verstoßen und um Alles gebracht, was er besaß, in der Schweiz sich eine neue Heimath gründete und ein neues Vermögen gewann. Mit Frau und Töchterchen hat er, der alte, weltgewohnte Herr, dann Europa nach Osten und Westen durchfahren und, als er nach Preußen zurückkehren durfte, manchen Winter in Berlin zugebracht. Er fragte mich um Rath, wie er mit dem ersten, künstlerischen Unterrichte seines Kindes vorgehen sollte. Ich schlug vor, mit dem gleichzeitigen Modelliren und Zeichnen menschlicher Körpertheile zu beginnen, und der günstige Erfolg zeigte sich rasch. Clara von Rappard hat dadurch die sichere Zeichnung erworben, ohne die alle künstlerische Arbeit der wahren Grundlage entbehrt. Ueberschlage ich in Gedanken die in Berlin von ihr ausgestellten Gemälde und nehme hinzu, was ich an Zeichnungen sonst von ihr kenne, so leuchten zwei ihrer Sachen hervor: die Jungfrau, von der ich sprach, und ein lebensgroßes Porträt ihres Vaters, des gütigen Alten, den sie, voll uns zugewandt dasitzend, mit der einen Hand in den Kopfhaaren eines mächtigen Hundes neben ihm krauend, sprechend ähnlich wie man sagt, dargestellt hat.

Clara von Rappard nun und ihre Mutter schrieben mir im vergangenen Sommer von einem Gemälde, das sie in Genf gesehen, das ihnen einen ungemeinen Eindruck gemacht hatte, und dessen Urheber sie kennen lernten. Sie sandten mir die Photographie. Schon so setzte das Werk mich in Erstaunen, aber ich empfand, daß man es zu voller Würdigung groß sehen müsse. Ich ließ ein Diapositiv aufnehmen, und die Composition wurde meinen Studenten in den gewaltigen Dimensionen vorgeführt, die ein Skioptikon Kunstwerken zu verleihen gestattet. Die, welche dabei waren, werden sich des empfangenen Eindruckes erinnern.

---

[1]) Jetzt in England.

Ich schrieb meinen Freundinnen, es gehe Eugène Burnand's Gemälde über seinen Titel „Flucht Karl's des Kühnen nach der verlorenen Schlacht bei Murten" weit hinaus, es sollte nur „Flucht" genannt werden. Denn Alles, was man unter dem nackten Worte Flucht sich denkt, enthält es: kopfloses Davoneilen bei dem einzigen Verlangen, sich aus dem drohenden Untergange hinweg zu retten. Und zwar sind es riesenstarke Männer, die sich eben noch für verderbenbringend unüberwindlich hielten und nun diesen Umschlag in sich erfahren. Nichts hatte sie vor kurzer Zeit noch zurückgehalten, sich übermüthig auf den verachteten Feind zu stürzen; und keine Gewalt würde nun sie jetzt in ihrem Davonrasen aufhalten. Das haben wir vor uns. Einstweilen in Berlin freilich nur die Composition ohne die Farbe.

Das Gemälde geht in die Breite. Die flüchtende Masse durcheilt einen Wald; die Bäume nur bis zu dem untersten Ansatz der Aeste sichtbar. Noch einen Augenblick, und die glatten, starken Tannenstämme, die den Weg begleiten, stehen schweigend wieder und allein wie vorher. Auf Schlachtrossen mit schweren Decken und breiten Zügeln sitzen die furchtbeflügelten Gepanzerten. In wahnsinnigem Gestampfe geht es von rechts her quer vorüber. Einige von den Pferden schnaufen mit erhobenen Nüstern, andere beugen den Kopf tief, eines in der Mitte des Zuges will sich bäumen, aber kommt nicht dazu. Nur vorwärts. Die Thiere scheinen beinahe mehr noch als ihre Reiter das sie verfolgende Unheil zu wittern.

An der Spitze Einer, der zumeist die Blicke auf sich zieht. Er sitzt starr aufrecht. Ganz in Stahl, nur der Helm ist ihm nicht mehr auf dem Kopfe. Er hat kurzes Haar, dessen Masse leicht nach rückwärts fliegt. Stirn und Augen sagen: Niederlage! Vernichtung! Verlust! Zugleich aber schon auch Rache! Er trägt keinen Bart; sein Mund und Kinn und Kinnbacken, die sich eisern zusammenpressen, verrathen seine bösen Gedanken; die vor sich in die Leere gerichteten Augen zugleich aber seine Rathlosigkeit. Sein bloßes Schwert hält er flach quer über die Brust gedrückt. Nur ein paar Finger der Hand, mit der er es faßt, sind sichtbar, aber sie umklammern den Griff des Degens, als bereite sich der Herr dieser Faust darauf vor, die Feinde einst zu durchschneiden, vor denen er jetzt flüchten muß. Neben ihm, dicht unter unseren Blicken, jagen ein paar Hunde mit seinem Pferde wie um die Wette. Sie scheinen erschöpfter als ihr Herr. Sie verstellen sich nicht, sie jagen vorwärts, als ob es geängstigte Hasen seien. Die beiden Bewaffneten dicht hinter ihm sind nur erfüllt vom Dienste. Während ihr Herr und Herzog die Stirn gradauf hält, denn der Wirbel, der ihm sich zu neigen erlaubte, fehlt seinem starren Nacken, neigen diese beiden die behelmten Stirnen vor, wie Reiter, die gegen den Wind angehen. Der schon Genannte, dessen Pferd sich bäumen will, hält es nur zurück, angstvoll nach dem Herzoge blickend, weil sein Thier dessen Pferd sonst überholen würde. Subordination, auch wo es sich um Tod und Verderben handelt. Nur um ein paar Schritte weiter zurück jagt ein helmloser Reiter, der ein junges Weib hinter sich hat, die, an ihn sich haltend und um seine Schulter herum lugend, zu ersehen versucht, was vorn geschieht. Dieses Antlitz, das wir nachträglich erst herausfinden, trägt die wunderbare Mischung

von Angst und zugleich Neugierde, die Michelangelo seiner vertriebenen Eva verliehen hat: sie wendet sich nach dem Engel um, der sie aus dem Paradiese vertreibt. Ganz rechts am Rande des Gemäldes, mehr noch im Hintergrunde, der Narr des Herzogs, todeserschrocken, die Schellenkappe über den Kopf gezogen. Nur dieser Kopf ist sichtbar. Er reißt die Augen auf; neben ihm das Haupt eines Pferdes, dessen übrigen Körper der Rand des Gemäldes nach rechts hin abschließt. Es deutet die an, die unsichtbar noch folgen.

Das Werk ist kein Selbstbekenntniß des Künstlers, verräth keine individuelle Stimmung. Aber es wird Jeden menschlich bewegen, dem es zu Gesichte kommt. Und Jeder wird davor stehen bleiben. Man empfindet: hier haben die höheren Mächte drein geschlagen. Die Photographie ist in meinem Zimmer von Vielen gesehen worden und hat auf die Betrachtenden den Eindruck gemacht, den ich empfing. Einige aber hatten das Gemälde in Genf gesehen und hoben hervor, daß der Kopf des Herzogs in solchem Maße die Blicke auf sich ziehe, daß man erst später den vollen Eindruck der Flucht erlange.

Mir wurde auch gesagt, Burnand's Werke seien meist in Staatsbesitz. Ich bat um weitere Photographien. Diese geben nun leider nur kleine Wiederholungen umfangreicher Gemälde. Meist Darstellungen der Gebirgsnatur des Cantons Neuschâtel. Sie bekunden das gleiche Bestreben nach dem Allgemeinen, Reinverständlichen. Sie fallen auf durch ihre Einfachheit. Burnand malt einen Stier, der auf erhabener Stelle inmitten weiter Gebirgseinsamkeit mit aufgehobenen Nüstern die ihn wie ein durchsichtiger Ocean umgebende Morgenluft einathmet. Als ein Herrscher, der sich unendlich stark und gesund fühlt, steht das Thier da. Das Gemälde dehnt sich aus vor unseren Blicken. Etwas von dem brutalen Wohlsein des gewaltigen Thieres durchströmt uns. Oder Burnand stellt dar, wie auf sich senkendem Gebirgsboden dicht an einander gedrängte, weit ausgedehnte Herden zu Thal ziehen. Sie kommen heran, wie ein Strom niederfließt, langsam und unwiderstehlich. Staub steigt auf aus der sich zu uns herabbewegenden Masse der Thiere wie Dampf aus einem kochenden Topfe. Dieses Werk erinnert mich an eine Eigenschaft des Fluchtbildes, die mir ohne das nicht so verständlich gewesen wäre: daß der Herzog mit dem flüchtenden Gefolge ein Ganzes bilden, wie Herden ein Ganzes bilden, wie alle großen Volksmassen, die gleiches starkes Gefühl bewegt, zu einem einheitlichen Individuum werden, innerhalb dessen jeder Theilnehmer sich nur als willenloses Glied eines gewaltigen Körpers fühlt, der seine eigene Bewegung für sich hat. Diese Beobachtung drängt sich uns im Leben oft auf. Wir verfolgen den Herdeninstinct der Völker, der sie plötzlich ergreift und sie erhebt, und dann wieder fällt und sie wieder sinken läßt.

Oder Burnand stellt die Abends in ihr Dorf zurückkehrenden einzelnen Kühe und Rinder dar. Wie die Kühe, schwer hinwandelnd, nach rechts und links die Beine auswerfen. Wie einige am fließenden Brunnen Halt machen. Eines nach dem langen, kräftigen Trunke hoch aufathmend und mit herumgeworfenem Haupte nach dem Entschlusse gleichsam suchend, seinen Weg fortzusetzen. Auf der Bank an der Thüre des Bauernhauses, an dem die Thiere vorüberziehen, sitzen ein Mann und eine Frau, die von Kohlköpfen im Schoße die äußeren welken

Blätter abbrechen. Das ewig Conservative des Landlebens spricht aus dem Werke: so ist unendliche Jahre hindurch dort der Abend hereingebrochen, so wird er nach unendlichen Jahren immer wieder kommen. So real aber das Ganze wirkt, als sei nur das gegeben, was uns zufällig in die Augen fällt, so deutlich erscheint doch dies beruhigend Gleichmäßige des ländlichen Daseins als der eigentliche Inhalt des Werkes. Hier haben wir den Schweizer, der das darstellt, was er am besten versteht und am meisten liebt: sein Vaterland. Diese Malerei ist aus dem Innersten des Künstlers heraus gewachsen. Manche andere Darstellungen dieser Art liegen in Photographien vor mir und bestätigen, wie völlig ihm die besondere Natur des Cantons, den er bewohnt, und Derer, die als Mitbürger mit ihm ihn bewohnen, ins Herz gedrungen ist. Kraftvolle Männer stellt er dar, deren Kniee an Steigen gewohnt sind. Wie sie in ruhigem, festem Schritte neben ihrem Vieh herschreiten. Die Glieder und die fast unbeweglich gewordenen Züge der alten, in täglicher Arbeit zu fester Form erstarrten Arbeiter, deren sich wiederholendes Tagewerk den Bereich der Gedanken einengt. Auch der Kopf des flüchtigen Herzogs gehört einem Schweizer. Er hat dem Maler viel zu schaffen gemacht. Was ich darüber in Frau von Rappard's Briefen las, bestätigt, wie sehr Burnand in seiner Arbeit von dem Grund und Boden abhängt, der seine Heimath ist. Lange vermochte er kein Modell aufzutreiben, das mit den alten Darstellungen Karl's in Einklang zu bringen war. „Da sah er einmal," heißt es im Briefe, „auf dem Markte in Moudon einen Schlächter vom Wagen steigen: das war der Rechte! Er machte ihm den Vorschlag, ihm zu sitzen, worauf der Mann aber nicht eingehen wollte, weder für Geld noch gute Worte. Da endlich stellte Burnand ihm seine verzweifelte Lage vor, und sein Mitbürger kam auf ein paar Tage nach Moudon, wo Karl's des Kühnen Haupt nun zur Entstehung gelangte. Burnand malte das ganze Bild dort bei sich in dem großen Glaskasten, der sein Atelier bildet, frisch herunter. Moudon liegt zwischen Neufchâtel und dem Genfer See, einsam auf der Höhe. Seine Frau copirte ihm getreulich in Bern die burgundischen Beutestücke, die im dortigen Museum aufbewahrt werden, besonders die alten herzoglichen Pferdedecken. Der Kopf Karl's des Kühnen mit der wilden Verzweiflung ist so durchaus die Hauptsache auf dem Bilde, daß uns erst beim Besehen der Photographie die anderen Köpfe deutlich wurden."

Völlig erschließt sich der Inhalt des Gemäldes, wenn wir in Betracht ziehen, wie nahe das Schlachtfeld Burnand's Wohnsitze ist. Auch dem Künstler muß das Ereigniß von Kind auf schon in der Phantasie herumgewandert sein. Murten, wo den 22. Mai 1476 um ihre Unabhängigkeit von den Schweizern gekämpft wurde, liegt nicht allzuweit von Moudon ab. Ueber Neufchâtel kam der Herzog von Burgund heran, damals mit seiner Armee der mächtigste Fürst in Europa, der sich zum Könige seines Landes machen wollte. Bern birgt jetzt noch massenhafte Beute aus jenem Kriege in öffentlichen Sammlungen und in Familienbesitz. In der Familie meiner Mutter, die noch eine Berner Bürgerin war, sah ich das mit zwei Händen zu regierende Schwert und hielt es, mit dem einer ihrer Vorfahren in den Schlachten gegen den Herzog

mitgeschlagen, und wog in der Hand die burgundische silberne Kette, die er von der Wahlstatt mit heimgebracht. Der Tag von Murten ist den 22. Mai 1876 festlich begangen worden. Solche Ereignisse bringen solche Gemälde hervor. Sei noch ein Wort gesagt über den Tannenwald, durch den Karl's Flucht geht. Mich überkommt in solchen Wäldern, wo die Stämme sich glatt und schlank zusammendrängen, immer wieder das Gefühl, als ständen die an den Boden gefesselten adligen hülflosen Riesengeschöpfe in dem Bewußtsein da, an ihrer Stelle verharren zu müssen. Emerson hat ausgesprochen, welches eigene Leben diese Bäume beseelen könne. Wenn Menschen durch einen Wald gehen, sagt er, ist mir immer, als hielten die Bäume in einem Gespräch inne, in dem sie begriffen waren, um es später, wenn sie wieder allein sind, fortzusetzen. Burnand hat eine von diesen Unterbrechungen dargestellt. Wie der flüchtige Herzog mit denen, die noch an ihm hängen, in das leise Gespräch der Tannen hineindonnert mit den stürmenden Pferden und die alte Stille dann wieder herrscht und der Wald neu zu flüstern beginnt.

Ich empfing nun weitere Briefe. Mutter und Tochter besuchten Eugène Burnand auf seinem Landgute. Winters verläßt er mit seiner Frau und den acht Kindern die Schweiz, um auf dem Lande bei Montpellier ein Haus zu beziehen, das, der Photographie zufolge, wie ein altes Schloß aussieht. Von da wiederum ist es nicht weit nach Spanien. Die Bewohner des spanischen Gebirges sind ihm vertraut, wie die des heimischen Jura. Diesem Doppeldasein in Schweiz und Frankreich verdankt sein Hauptwerk die Entstehung: die Radirungen, die er als Illustrationen des schönsten Gedichtes gegeben hat, das Frankreich in unserem Jahrhundert producirte: „Mireille". Die herrlichen Gesänge des provençalischen Dichters Mistral.

Frederi Mistral würde, auch wenn Lamartine und Victor Hugo noch lebten, der größte Dichter Frankreichs sein. Geboren zu Maiano im Departement der Rhônemündungen, hat er in Avignon die Rechte studirt, sich dann aber in sein Heimathdorf zurückgezogen, wo er als Gelehrter auf dem Gebiete der provençalischen Sprache und als Stifter des Dichterbundes der „Félibres" noch lebt. 1830 geboren, wäre er heute nicht weit von siebzig. Burnand gibt sein Bildniß: ein kraftvolles Männerantlitz südlichen Gepräges.

Mistral's Gedicht „Miréio" oder, wie er selbst übersetzt: „Mireille" erschien 1859 und ist Lamartine zugeeignet. Lamartine, ein alter Legitimist, der zur Sache des Volkes überging, war damals im Begriffe, sein siebzigstes Jahr anzutreten, nach welchem er zehn Jahre noch weiter lebte. Mistral dagegen, geboren 1830, war neunundzwanzig alt. Als Mistral achtzehn Jahre zählte, hat er die französische Erhebung von 1848 miterlebt und die Präsidentschaft der Republik unter Lamartine, damals ein Abgott der Nation wie einst der Erste Napoléon. Aus dem Nachklange dieses Gefühls heraus widmete er dem großen Dichter Frankreichs nun sein Werk: A Lamartine.

Te counsacre Miréio: es moun cor e moun amo,
Es la fluor de mis an,
Es un rasin de Crau qu'emé touto sa ramo
Te porge un païsan.

Maiano, 8 de setèmbre 1859.

Mistral selbst überträgt:

Je te consacre Mireille: c'est mon cœur et mon âme; — c'est la fleur de mes années; — c'est un raisin de Crau qu'avec toutes ses feuilles — t'offre un paysan. (Crau ist die weite, steinige Ebene, die Mistral's Heimath wie ein ausgetrocknetes Meer umgibt.)

Diese ersten Linien der Uebertragung schon zeigen den Verlust, den der des Provençalischen Unkundige erleiden wird. Das Provençalische ist neben dem Französischen wie das Griechische neben dem Lateinischen:

„Dir weihe ich Mirejo: mein Herz und meine Seele ist sie. Die Blüthe meiner Jahre ist sie. Eine Traube meines Landes, die sammt ihrer Rebe in vollen Blättern ein Bauer Dir darreicht."

Und nun der erste Vers des ersten Gesanges:

Cante uno chato de Prouvènço.
Dins lis amour de sa jouvènço —

Uebersetzt:

Je chante une jeune fille de Provence. —
Dans les amours de sa jeunesse —

Da schon mußte der wundervolle Reim von Prouvenço und jouvenço aufgeopfert werden, der gleichsam das ganze Gedicht durchklingt. Denn zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren waren Mireille und Vincent, von deren unschuldiger Liebe Mistral singt.

Es wäre ein Genuß, vom ersten Gesang bis zum zwölften Mistral's Mireille jetzt durchzugehen und zu zeigen, wie schön der Aufbau des Werkes und das Wachsthum der Charaktere sei. Ich kenne nur drei Dichter, die sich als Nachfolger des großen Homer bekannten: Goethe, Alfieri und Mistral. Alfieri mehr aus dem seltsamen Adelsgefühle, das ihn, wie Byron, auch in den Gefilden der Dichtung nicht losließ: er wollte dem Größten gleichstehen. Goethe aber schuf in Hermann und Dorothea das einzige Werk, das dicht neben Homer's Odyssee steht. Mistral dichtete, indem er nicht den friedlichen Himmel der Odyssee, sondern eher die stürmischen Wolken der Ilias über seinem Himmel zu Zeiten sich ausbreiten fühlte. Der fünfte Gesang in Mireille: der Kampf der beiden Nebenbuhler um das herrliche Mädchen, könnte als ein Nebenwerk des jugendlichen, kampfdichtenden Homer's gelten. Aber schon im ersten Gesange der Mireille ist die Beschreibung eines Wettstreites gegeben, der jenem wundervollen Gesange der Ilias gleicht, in welchem, nach den feindlichen Begegnungen der vorhergehenden, nun in friedlichem Ringen um die Preise bei der Leichenfeier des Patroklos die Helden vor Ilion miteinander ringen.

Von einem Dichter, bei dem von „Größe" gesprochen werden darf, muß etwas ausgehen, das uns überwältigt. Wenn er die Stimme erhebt, muß tiefes Schweigen entstehen. Nur was er vorbringt, ist dann das Wirkliche; was Erinnerung und Gegenwart uns sonst aufdringen, wird ungewiß und wie zu sich verflüchtigendem Gewölke, in das Sonnenstrahlen glanzerfüllte Löcher einbohren. So muß die „Sonne Homer's" verstanden werden. Frankreich hat in unserem Jahrhundert einen Dichter hervorgebracht, dem Apoll zu diesem Gebrauche einen Haufen Pfeile vor die Füße schüttete, den Provençalen Mistral. Dieser hat der Provence den uralten Ruhm neu aufgefrischt, das Land

der Gesänge und der herzbewegenden Abenteuer zu sein — der Dinge, die wir gern hören. Den Schrei zum Himmel aufstönenden Jubels, das Stöhnen meertiefen Kummers. Ich verstehe Provençalisch nur in so weit, daß ich mich philologisch in der Sprache zurecht zu finden wüßte. Habe sie niemals sprechen hören und zumal sie nicht als Kind sprechen hören oder selbst gesprochen, ohne welches beides jede Sprache uns in ihrem wahren Leben verschlossen bleibt. Mistral aber hat selbst sein Gedicht in kühle französische Worte übersetzt und daraus erhellt der Ruhm genugsam, den er im eigenen Lande genießt und der in andere Länder auszufließen begonnen hat. „Ich will von Mirejo singen, dem lieben Mädchen," beginnt er. Und die ganze Welt wird einst, wenn von einem „lieben Mädchen" gesprochen wird, still den Namen Mirejo dazu setzen. Mistral übertrug, wie ich sagte, Mirejo in Mireille. Und so hat die Literatur sie aufgenommen. In vielen Ausgaben und anderen französischen Uebersetzungen ist das Gedicht heute bekannt. Man hat seine kunstvolle festliche Strophenform nachzuahmen versucht. Auch ein deutscher Uebersetzer unternahm das. Mir ist die Übertragung Mistral's am liebsten.

Zu diesem Gedichte hat Burnand Radirungen gemacht und mir die Probeabzüge zur Ansicht geliehen, damit ich doch etwas von seiner Hand Herrührendes vor Augen hätte. Ich schrieb ihm, dieser Anblick hätte mir einen Festtag bereitet. Man sollte denken, Burnand selbst sei einer provençalischen Familie entsprungen, so durchdrungen hat er die Natur des Landes dargestellt, in dem ich selbst, freilich vor langen Jahren, nur kurze Zeit einmal gewesen bin, ohne aber auch damals provençalisch sprechen zu hören. Von Avignon aus habe ich das Thal der Rhône hinauf und hinab gesehen und in das der Durance hinein, deren rasches Gewässer mit dem großen Strome sich hier vereinigt. Alles Land, das sich von da aus den Blicken bietet, ist das Eigenthum der schweifenden Phantasie Mistral's, und alles Glück und Unheil, das er schildert, wird von der glühenden Sonne und den heißen Nächten, die dort walten, beschienen, verhüllt und verschuldet. Das Gedicht besingt den Tod der Tochter eines reichen Bauern, die den Sohn eines armen alten Soldaten der ersten Kaiserkriege liebte, seinetwegen eine Wallfahrt unternimmt und auf ihrem Wege von der Sonne ihres Vaterlandes tödtlich getroffen, an der Kirche, die sie erreichen wollte, sterbend zusammenbricht. Dieses Mädchen umfängt uns mit seiner Gegenwart wie ein in Blüthe stehender Baum mit seinem Dufte. Nur dadurch unterscheidet es sich von den übrigen. Jedes Wort aus ihrem Munde beruhigt, jeder Blick aus ihren Augen beglückt. Was sie thut, ist das Richtige, das Gute. Böses kann ihr nicht geschehen. Der Macht der unbarmherzigen Natur aber ist sie unterthan wie wir alle, und so sinkt sie hin, wie die schönste Blume, für die die Stunde schlägt, wo zuviel Sonne sie verdorren läßt. An der Liebe eines Dichters zu den Gestalten, die er schuf, ermessen wir seine Kraft; an der Art, wie ein bildender Künstler ihm nachgeht, dessen künstlerische Kraft. Ein echter Maler wird sich einem Dichter nicht aufdrängen.

Er wird nicht Lücken ausfüllen, nicht mehr geben wollen, als der Dichter gab. Aber wie auch uns bei jeder Dichtung Gebilde aufsteigen, Menschengestalt und Landschaft, geht auch Burnand's Phantasie ans Werk, und aus dem

Gefühl des Landes und der Leute heraus begleitet er die Verse mit Bildern wie Tonbildner die Verse eines Dichters mit Melodien. Nirgends sucht Burnand Individuelles zu schaffen, sondern deutet die Handlung eher an, als daß er sie genau vorträgt. Die Radirung ist ein vorzügliches Mittel dazu. Sie bleibt immer nur Skizze, sie wetteifert nie mit der Wirklichkeit wie die Photographie; der Strich der zeichnenden Hand, das momentane Gefühl ist das Entscheidende. Stimmung ist das Element des radirenden Künstlers. In der Landschaft befriedigt er seinen darstellenden Drang am schönsten. Burnand's Illustrationen zur Mireille gewähren dem Leser, was er zumeist bedarf. Eine Art von leiser Musik schenkte er uns. In der Art, wie Burnand sich hier zurückhält, liegt das zumeist, was seinen Illustrationen Werth verleiht. Wer dieses Gedicht kennt, für den erweitert sich das, was ich die „innere Geographie" nennen will. Das Kleinasien Homer's, das Athen der alten Republik und Griechenland dazu, das Florenz der Renaissance und Toscana dazu, das Rom Goethe's und sein Italien dazu, das Spanien Donquichote's, das England Shakespeare's, das Ungarn Petöfi's, das Amerika Cooper's bilden besondere Elemente unseres geographischen Bewußtseins, Theile der Welt, die wir zu kennen glauben als Stücke eines dichterischen Vaterlandes, zu dem wir Gott weiß wie gekommen sind, über das wir Auskunft zu geben uns im Stande glauben; in den Bereich dieser Länder wird die Provence Mireille's jetzt aufgenommen werden, da die provençalischen Zeiten des alten Königs René längst keine Bilder, unsere Gedanken einzufangen, mehr ausathmen. Mistral ist der neue Herrscher der Provence. Burnand zeigt die grenzenlose Einsamkeit, in deren Mitte der abgewiesene Freier Mireille's mit Vincent kämpft. Und weiter die grenzenlose Einsamkeit der von übermächtiger Sonnengluth erfüllten Ebene, die Mireille auf ihrer Wanderschaft zu den „heiligen Marien" durchwandert. Wie sie einem Hirtenjungen da begegnet, der ihr zu trinken gibt. Er zeigt die grenzenlose Einsamkeit des Meeresufers, auf dem sie zusammengebrochen daliegt, die Wellen, die da immer wieder nicht weit von ihr in langen Reihen heranschwellen und überbrechen.

Wie Homer's Ilias eine Encyklopädie dessen bildet, was zu seiner Zeit das Vaterland seiner Helden erfüllte, an geistigem wie an leiblichem Inhalte, wie dasselbe Dante's Gedichte für Italien, Shakespeare's Dichtung für England und der Goethe's für Deutschland nachgesagt werden kann, so enthält Mistral's Mireille den Inbegriff der Provence: Land, Charaktere und Gedanken des Volkes. Außerhalb der Grenzen der Provence hört die Welt auf für Mistral. Die Schicksale Derer, die in seinem Gedichte wandeln und reden, sind die aller Provençalen. Nur auf seine Provence scheint die Sonne für ihn, nur dort reifen Trauben und Oliven für ihn, nur wie die Wolken dort ziehen und die Sonne in ihnen versinkt, kennt er Himmel und Sonne und Gestirne. Seine Kunst, die Menschen in einfacher Handlung mit uns bekannt werden zu lassen, erreicht die Homer's. Die Dinge ergeben sich von selbst, wie Heute und Morgen im Leben aller Menschen. Werther und die ältesten Theile des Wilhelm Meister unterscheiden sich dadurch von Goethe's späteren Dichtungen, daß sie nichts im Sinne des Bühnenhaften Arrangirtes enthalten,

Mistral's eigene spätere Gedichte sind nicht frei davon, ja sogar die Odyssee hat dieses absichtlich Scenenhafte zuweilen der Ilias gegenüber, und aus der Odyssee ist es in Hermann und Dorothea übergegangen.

Die oben genannte deutsche Uebersetzung der Mireille hat zu ihrem Bekanntwerden bei uns viel beigetragen, das Einfache der Dichtung aber wird durch diese Behandlung verhüllt, wie Voß' meisterhafte Homer-Uebersetzung ein gewisses Wortgerassel mit sich brachte, das auch hier die Einfachheit übertönt. Einstweilen müßte neben der deutschen Uebersetzung die französische eigene Mistral's doch gelesen werden. Sie ist kühl, aber durchaus treu. Die feineren Unterschiede gehen verloren. Mistral nennt Mireille „chato", was ich mit „Mireille, das liebe Mädchen", übersetze, während er französisch dafür „jeune fille" sagt. Ganz richtig; aber an anderen Stellen sagt er statt „chato" „chatouno" oder „chatouneto", kosende Diminutivformen, die er in der Uebersetzung immer doch nur mit „fille" oder „jeune fille" wiedergibt. Ein merkbarer Unterschied des Sinnes waltet bei den drei provençalischen Formen nicht, wohl aber ein imponderabler Unterschied des geistigen Werthes, ein dem Worte in den längeren Formen mitgetheilter vollerer Accent, den der Provençale allein empfindet. Wie viel solcher Accente mögen in Homer's Versen gelegen und einst in dem Ohre des Griechen wiedergeklungen haben. —

Dank zu sagen habe ich Herrn Philippe Godet zu Neuschâtel für die Nachrichten oder, wie er seinen Aufsatz nennt, die Causerie, welche er in den Nummern der „Suisse Libérale" vom 15. und 18. December 1883 beim ersten Erscheinen der von Burnand illustrirten Ausgabe drucken ließ. Was Godet über das Verhältniß Mistral's zu Homer sagt, ist mir so sehr aus der Seele geschrieben, daß ich, hätte ich den Artikel früher gelesen als ich meine Bemerkungen aufzeichnete, ihn wahrscheinlich nur übersetzt haben würde. Von Godet empfangen wir Wiedergabe der Erzählungen Burnand's über sein Zusammentreffen mit Mistral in dessen Heimath. Die Beschreibung der Persönlichkeit des Dichters. Seiner Existenz zu Hause. Seiner Aussprüche über die Entstehung des Gedichtes: in welcher Weise er die Wirklichkeit in Phantasie umsetzte, und wie er selbst seine Gestalten niemals in festen Umrissen vor sich sah. Diese Unterhaltungen Burnand's mit Mistral sind von allgemeiner Wichtigkeit. Godet bestätigt, daß das Gedicht und Burnand's Zeichnungen sich ergänzen. Unter Mistral's Leitung lernte Burnand die Provence kennen, und beide wählten für Menschen, Thiere und Landschaft die lebenden Modelle und die Aussichtspunkte. Auch von dem Provençalen Daudet ist da die Rede. Höchst überraschend war mir Mistral's Geständniß, er habe als Urbild bei den beiden alten Männern Ramon und Ambroise, dem Vater Mireille's und dem Vincent's, die sich in der Dichtung gegenüberstehen, seinen eigenen Vater vor Augen gehabt, dessen überströmend energische Natur für eine einzige Gewalt zu gewaltig sei. Mistral's Vater lebte damals noch. —

Meine Hauptabsicht bei diesem Aufsatze war, auf das Gemälde der „Flucht" hinzuweisen, das im Laufe des Decembers noch nach Deutschland

gehen und, wie E. Burnand mir schreibt, auch in Berlin ausgestellt werden wird. Bisher stand dem entgegen, daß man das in öffentlichen Besitz übergegangene Werk nicht reisen lassen wollte. Auf die Radirungen der illustrirten Mireille-Ausgabe die Aufmerksamkeit zu lenken, hilft leider nicht viel zu ihrem Bekanntwerden. Radirungen vertragen nur eine beschränkte Anzahl Abzüge, und die Exemplare des Buches mit guten Blättern sind nicht mehr zu kaufen. Ich würde mir längst selber eins erstanden haben. Meine Kenntniß rührt, wie ich wiederhole, von den Probeabzügen her. Ich bitte, bei der Betrachtung oder bei etwanigem Ankaufe der Hachette'schen Edition ja vorher den Zustand der Abzüge festzustellen. —

Die obenerwähnten, neuerdings von Clara von Rappard herausgegebenen Skizzen[1]) führen noch zu der Bemerkung, daß Burnand's Arbeiten das heute seine Herrschaft weit ausdehnende Element des Phantastisch-Symbolischen fremd ist: das unbehagliche, der heutigen Gegenwart aber genehme Spiel mit Gespenstern. Clara von Rappard zeigt in ihren Skizzen manche Compositionen solchen Inhaltes; alle, bei ihrer Gabe für exacte Wiedergabe der Natur, scharf und sicher durchgeführt. Eins dieser Blätter aber erfreut mich. Dargestellt ist, wie in einer Bibliothek mit beiden Händen auf die Tischplatte gestützt, versunken in ihr Buch ein junges Mädchen steht. Der durch das, was sie liest, beschwingte Geist eilt in alle Weiten davon. Zarter und natürlicher hätte die Gestalt nicht ausfallen können. Wie aus Sonnenstaub gewoben sind ihr ein paar Psycheflügel zwischen den Schultern hervorgesprossen. Ueber ihr aber hat die Decke des Zimmers sich in Wolkenstreifen aufgelöst. All' dies Wolkenwerk aber nicht sich aufdrängend, sondern die auf dem Tische stehende Lampe gibt der Scene die Beleuchtung. Träumerei beim Lesen könnte nicht anmuthiger symbolisirt werden. Der Titel des Blattes ist: „Fliegende Gedanken".

---

[1]) „Studien und Phantasien". Von E. von Rappard. München, Bruckmann. Bern, Schmid & Francke. 1897.

Wann ist Heinrich Heine geboren?

Von

Hermann Hüffer.

[Nachdruck untersagt.]

Wann ist Heinrich Heine geboren? So werden Viele in diesem Monat fragen und sich wundern, daß man für einen so oft genannten Dichter der Neuzeit keine bestimmte Antwort geben kann. Es fehlen eben für ihn die wirksamsten Mittel, einen Geburtstag festzustellen. Civilstandsregister gab es zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht, in die christlichen Kirchenbücher konnte Heine nicht eingetragen werden, die jüdischen Gemeinderegister wurden in Düsseldorf, die Heine'schen Familienpapiere in Hamburg durch Feuersbrunst zerstört. Im Jahre 1809 reichte der Rabbiner Scheuer auf amtliche Aufforderung ein Verzeichniß der in Düsseldorf von 1797—1808 geborenen Judenkinder ein, aber mit Recht spricht Ernst Elster demselben jede Bedeutung ab[1]). Es ist so unvollständig, daß es nur dreißig Namen enthält, und gerade für Heine's Geschwister so fehlerhaft, daß es offenbar nur aus dem Gedächtniß verfaßt wurde. „Hery Heine's" Geburt wird in den Februar 1798 verlegt; dies Jahr kann aber aus anderen Gründen gar nicht in Betracht kommen. Ebenso wenig das Jahr 1800; denn wenn Heine sich in den „Bädern von Lucca" die oft wiederholte Aeußerung in den Mund legt, er sei in der Neujahrsnacht 1800 geboren und deshalb einer der ersten Männer des neuen Jahrhunderts, so handelt es sich offenbar um einen Scherz.

Das älteste amtliche Zeugniß über Heine's Geburtsjahr findet sich in dem von mir veröffentlichten Protocoll einer Verhandlung vor dem akademischen Gericht zu Bonn vom 26. November 1819, in welchem dem studiosus juris Harry Heine ein Alter von neunzehn Jahren — also das Geburtsjahr 1799 — beigelegt wird[2]). Das Jahr 1799 mit dem Monatstage des 13. Decembers erscheint dann in dem Taufzeugniß vom Juni 1825, und wenn in dem Ehe-

[1]) E. Elster, Zu Heine's Biographie in Seuffert's Vierteljahrsschrift für Literatur. Bd. IV, S. 473. Weimar 1891. Der Aufsatz bietet eine sorgfältige Zusammenstellung der auf Heine's Geburtstag bezüglichen Daten.

[2]) Aus dem Leben Heinrich Heine's. Berlin 1878. S. 84 ff.

schein vom 31. August 1841 als Geburtstag der 31. December 1799 genannt wird, so darf man die Abweichung des Monatstages wohl als Schreibfehler betrachten. Auf das Taufzeugniß hat sich Heine selbst zweimal berufen: in Briefen an Saint-René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester Charlotte vom 16. Juli 1853[1]). Der Brief an die Schwester beweist, daß seine Angehörigen — kein sehr seltener Fall — über seinen Geburtstag in Ungewißheit waren; so wird auch der Geburtstag Annettens von Droste einmal von ihrer eigenen Mutter vom 10. auf den 12. Januar 1797 verlegt. — Aber beide Briefe lassen erkennen, daß Heine damals den 13. December 1799 als Geburtstag wollte angesehen wissen. Dem entspricht es, daß er in seinen letzten Schriften selbst von dieser Annahme ausgeht, wenn er in den „Geständnissen" (1854) erwähnt, er sei im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren und habe als zweiundzwanzigjähriger junger Mensch Hegel's persönliche Bekanntschaft gemacht; ferner, wenn es in den „Memoiren" heißt, er sei schon im dreizehnten Jahre auf dem Düsseldorfer Lyceum mit den liberalen religiösen Anschauungen des Rectors Schallmeyer vertraut gewesen[2]).

Diesen gegenüber steht aber eine Reihe anderer Zeugnisse für das Jahr 1797. Von Heine selbst. Denn die in seinem Promotionsgesuch vom 16. April 1825 angegebene Zahl des Geburtsjahres 1779 erklärt sich am leichtesten als verschrieben für 1797. In einem Briefe vom 20. October 1821 an Friedrich Raßmann, den Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs", bittet Heine, ihm in den Zusätzen zum Namensverzeichniß der Autoren das Alter von vierundzwanzig Jahren zu geben. Dies Alter wird denn auch in den von Heine's genauem Freunde J. B. Rousseau 1824 und 1825 herausgegebenen Zeitschriften: der „Agrippina" und der „Rheinischen Flora" genannt und zudem von zwei Jugendfreunden Heines, dem Dr. Joseph Neunzig und dem Stadtrath Prag aus Düsseldorf, sowie dem Universitätsfreunde Friedrich Steinmann bestätigt[3]). In Folge dessen ist es auch in die meisten biographischen Artikel übergegangen, ohne daß Heine Widerspruch erhoben hätte.

Es findet sich also auf beiden Seiten eine beinahe gleichwiegende Zahl von Zeugnissen; daher sind auch die Meinungen bis auf die neueste Zeit getheilt geblieben. Strodtmann hatte sich in beiden Auflagen seiner Biographie für 1799 entschieden; erst 1877 in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau" über die Mutter Heine's[4]) hat er, auf den wenig bedeutenden Grund, daß die

---

[1]) Karpeles, H. Heine's gesammelte Werke. Bd. IX, S. 401, 447. Berlin 1887.

[2]) Heinrich Heine's sämmtliche Werke von Ernst Elster. Bd. VI, S. 32, 47; Bd. VII, S. 461. Leipzig, Bibliographisches Institut (ohne Jahr). Diese vortreffliche, mit musterhafter Sorgfalt bearbeitete Ausgabe theilt leider mit Heine das Mißgeschick, daß man über ihr Geburtsjahr im Ungewissen bleibt.

[3]) Adolf Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke. Zweite Auflage. Bd. I, S. 676. Berlin 1873.

[4]) „Die Mutter H. Heine's nach ihren Jugendbriefen geschildert". Deutsche Rundschau, 1877, Bd. XII, S. 86.

Verehelichung der Eltern schon zu Anfang 1797 erfolgt sei, sich dem 13. December 1797 zugeneigt. Auch Elster gibt in dem oben erwähnten Aufsatze und in Heine's Biographie diesem Tage den Vorzug, während Maximilian Heine und Proelß mit Anderen für den 13. December 1799 eintreten. Sie haben gewissermaßen den Vortheil des Besitzstandes, da sie sich auf Heine's letzte Willensäußerungen, insbesondere auf den schon erwähnten Brief an Saint-René Taillandier berufen können. Heine sagt darin: „Je me borne à vous dire que la date de ma naissance n'est pas trop exacte dans les notices biographiques sur mon compte. Entre nous soit dit, ces inexactitudes semblent provenir d'erreurs volontaires qu'on a commises en ma faveur lors de l'invasion prussienne, pour me soustraire au service de Sa Majesté le roi de Prusse . . En regardant mon acte de baptême, je trouve le 13 décembre 1799 comme date de ma naissance. La chose la plus importante, c'est que je suis né."

Gerade diese Stelle ist es aber, welche mir bei genauerer Erwägung den stärksten, ja den überwiegenden Grund für das Jahr 1797 an die Hand gibt. Denn zunächst bringt sie deutlich genug zum Verständniß, daß Heine eigentlich kein Datum, auch nicht das ausdrücklich genannte des 13. Decembers 1799, als das allein richtige bestätigen will; er sagt nur: „Ich finde es in meinem Taufzeugniß." Dazu kommt aber noch das Geständniß, die Eltern hätten seinen Geburtstag absichtlich unrichtig angegeben, um ihn dem preußischen Militärdienst zu entziehen. Heine's Angabe ist gewiß nicht aus der Luft gegriffen; sie wird bestätigt, wenn man in dem Briefe an die Schwester liest: „In den Düsseldorfer Archiven kann das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein, aus Gründen, die ich nicht sagen will." Schon beim ersten Anblick spricht sie für das frühere Jahr; denn es ist gar nicht abzusehen, warum man dem jungen Heine, um ihn dem Militärdienst zu entziehen, ein höheres Alter hätte geben sollen, als ihm zukam. Es fragt sich aber: wann fand sich eine dringende Veranlassung, ihn jünger zu machen? Bisher hat man im Anschluß an die Worte „lors de l'invasion prussienne" an das Jahr 1815 und den neu ausgebrochenen Krieg gegen Frankreich gedacht und angenommen, der für Napoleon begeisterte Vater habe seinen Sohn durch Fälschung seines Geburtsjahres von der Pflicht, in den Krieg zu ziehen, befreien wollen. Werfen wir einen Blick auf die Verhältnisse jener Zeit.

Am 5. April 1815 nimmt Friedrich Wilhelm III. von Wien aus von den rheinischen Provinzen Besitz und erklärt an demselben Tage, das Gesetz über die Wehrverfassung vom 3. September 1814 werde dort in Kraft treten. Nach § 1 dieses Gesetzes beginnt die Verpflichtung zur Vertheidigung des Vaterlandes nach Vollendung des zwanzigsten Jahres und nach § 5 besteht das stehende Heer aus der jungen Mannschaft vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre. Daneben wird in § 13 noch ein Landsturm aus rüstigen Jünglingen vom vollendeten siebzehnten Jahre an erwähnt, er tritt aber nur im Augenblick, wenn ein feindlicher Einfall die Provinzen überzieht, zusammen. Demgemäß erklärt auch die Proclamation an die Rheinländer vom 5. April, man werde zwar das stehende Heer und die Landwehr einberufen, den Landsturm aber nur,

wenn die Nähe der Gefahr es erfordern sollte. Erst in einem neuen Aufruf aus Wien vom 15. Mai wird angekündigt: das stehende Heer und die Landwehr zögen außerhalb der preußischen Grenzen in den Krieg, deshalb solle, um die Ordnung im Innern zu sichern, der Landsturm einberufen werden. Es wäre danach allerdings möglich, daß Heine's Eltern, wenn eine Aufforderung zum Eintritt in den Landsturm an ihn ergangen wäre, ihren Sohn durch Angabe eines jüngeren Alters hätten befreien wollen. Aber es scheint mir — leider sind authentische Urkunden aus jener Zeit nur selten erhalten — wenig wahrscheinlich, daß die Organisation des Landsturms in der kaum in Besitz genommenen Provinz während der wenigen Wochen der Gefahr so weit zur Ausführung gekommen wäre, daß man die Eltern eines Lycealschülers durch Anforderungen belästigt und dadurch die Angabe eines falschen Geburtsjahres herbeigeführt hätte. Für Heine war dazu um so weniger Veranlassung, als er sich, wie sein Promotionsgesuch hervorhebt, mit den meisten Schülern der ersten Lycealklasse freiwillig sogar zum Felddienst erboten hatte. Es hätte sich auch gar nicht gelohnt, ihn gleich um zwei Jahre zu verjüngen, da ein Jahr, also der Geburtstag vom 13. December 1798, hinreichte, ihn unter das landsturmpflichtige Alter von siebzehn Jahren zu stellen. Heine sagt zudem — was er in dem Briefe an einen Franzosen schwerlich unterlassen hätte — keineswegs, man habe ihn vor einem Feldzug gegen Napoleon bewahren wollen, sondern man habe ihn dem preußischen Militärdienst entzogen. Und diese Wirkung wäre wieder durch die falsche Angabe gar nicht erreicht worden; denn sie hätte nur die Verpflichtung zum Eintritt in den Dienst um einige Jahre verschieben, aber nicht für immer beseitigen können. Sie würde deshalb in keiner Weise die auffallende Erscheinung erklären, daß Heine seit seiner Studienzeit, seit welcher wir doch über sein Leben so eingehende Nachrichten besitzen, niemals mit preußischen Militärbehörden in Berührung gekommen ist. Dafür muß eine andere Erklärung gesucht werden, und sie findet sich, wenn ich nicht irre, in Folgendem.

Es war bis auf die Zeit des norddeutschen Bundes beinahe ausnahmslose Regel, daß junge Leute, die, um sich dem Handelsstande zu widmen, in die Hansestädte übersiedelten, vorher einen Auswanderungsschein einholten, um vom Militärdienst befreit zu werden. Kaum läßt sich bezweifeln, daß dies auch von Seiten Heine's geschehen ist, als er, offenbar um sich eine Lebensstellung zu verschaffen, 1816 nach Hamburg ging. Die Entlassung aus Preußen war aber an Bedingungen geknüpft. Das preußische Landrecht (II, XVII, § 127 ff.) freilich stellte sie frei, so daß es dazu in der Regel nur einer Anzeige, nicht einer Erlaubniß bedurfte. In Folge der Bedrängnisse des Staates nach dem Tilsiter Frieden bestimmte aber das Edict vom 2. Juli 1812, § 7, der Auswandernde habe die ausdrückliche Erlaubniß zur Auswanderung bei der Regierung der Provinz, in welcher er wohne, nachzusuchen, und die Regierung habe darüber an die Ministerien des Auswärtigen und der Polizei zu berichten. Dieser Rechtszustand wurde erst durch das Edict vom 15. September 1818 verändert. Nach diesem wird zwar im Allgemeinen die Freiheit auszuwandern wiederhergestellt; aber nach § 4 darf Niemand ohne Vorwissen und Genehmigung der vorgesetzten

Regierung seiner Provinz auswandern, und nach § 5 kann dem Auswandernden, wenn er im Alter zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren steht, die Erlaubniß nur dann ertheilt werden, wenn er zuvor ein Zeugniß der Ersatzcommission seines Kreises beigebracht hat, daß er nicht bloß in der Absicht auswandere, um sich der Militärpflicht zu entziehen. Diese Bestimmung wird dann in dem preußischen Gesetz über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit vom 31. December 1842 und noch in dem Reichs-(Bundes-)gesetz vom 1. Juni 1870 beinahe wörtlich wiederholt. In Folge dessen werden auch noch jetzt die Entlassungsgesuche regelmäßig vor dem siebzehnten Jahre eingereicht; eine Verzögerung wird, wie zahlreiche Erfahrungen beweisen, häufig eine abschlägige Antwort, jedenfalls Nachtheile und Unannehmlichkeiten zur Folge haben. Ob die Grenze des siebzehnten Jahres vor 1818 den Behörden durch eine besondere Verordnung für die Praxis vorgeschrieben war, kann ich noch nicht nachweisen; es ist aber kaum zu bezweifeln, daß das Edict vom 15. September 1818 nur in eine gesetzliche Form brachte, was schon vorher, insbesondere in Folge des Gesetzes vom 3. September 1814, in der Praxis bestand.

Bringt man diese gesetzlichen Bestimmungen zu Heine in Beziehung, so ergibt sich der Vortheil, der im Jahre 1816 darin lag, daß man ihn jünger und gerade um zwei Jahre jünger machte, also seinen Geburtstag von 1797 auf 1799 verlegte. Denn in letzterem Falle hatte er vor dem 13. December 1816 die Altersgrenze noch nicht erreicht, welche die Erlaubniß zur Auswanderung mit schwer zu erfüllenden Bedingungen verknüpfte. Der „freiwillige Irrthum" war immer eine unerlaubte Handlung, wenn er auch keinen so gehässigen Charakter trägt, als wenn man in Zeiten allgemeiner Gefahr und allgemeiner Begeisterung — im Frühling 1815 ist mir die Begeisterung Samson Heine's für Napoleon sehr zweifelhaft — einen Dienstpflichtigen durch Fälschung der Landesvertheidigung entzogen hätte. Begreiflicher Weise wurde das einmal angegebene Jahr bei amtlichen Erklärungen, besonders auf preußischem Boden, beibehalten, also vor dem Bonner Universitätsgericht oder bei der Taufe in Heiligenstadt. Im literarischen Verkehr oder Jugendfreunden gegenüber brauchte man aus dem richtigen Alter kein Hehl zu machen.

Sollten nicht etwa die Verehrer Heine's mit ihm dem Satze beipflichten: „La chose la plus importante, c'est que je suis né", so könnte es zwischen ihnen zu ähnlichen Controversen kommen wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen denen, welche den 31. December 1799 und denen, die den 31. December 1800 als Säcularschluß betrachteten. Eine unwidersprechliche Entscheidung halte ich noch immer für unmöglich. Aber Alles in Allem genommen und vornehmlich aus dem hier entwickelten Grunde bin ich der Meinung, daß jetzt wie damals die Neunundneunziger nicht die bessere Sache vertheidigen. Denn in Wahrheit sprechen doch mit Ausnahme von zweien alle Zeugnisse aus der Jugendzeit für das Jahr 1797; und wie diese beiden, das Universitäts- und Taufzeugniß, ihre Erklärung finden und zugleich ihre Beweiskraft verlieren, glaube ich wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht zu haben.

Diese Streitfrage könnte aber eine andere schon oft erörterte wieder anregen: wird man in Deutschland Heine ein Denkmal errichten? Centenarien

sind der Entstehung solcher Fragen äußerst förderlich und, wie die Erfahrung lehrt, bedarf es ihrer nicht einmal. Schon Manchem ist die rasch steigende Liebhaberei für Denkmäler zum Ueberdruß geworden. Aber wir stehen doch noch weit hinter der Freigebigkeit der Athener zurück, welche einem Einzigen, dem Redner Demetrius von Phaleron, wie wir aus dem Cornelius Nepos lernten, nicht weniger als dreihundert Statuen errichteten. Und wenn persönliche oder örtliche Eitelkeit in einzelnen Fällen wirklich des Guten zu viel thun, so kann davon bei einem Denkmal für Heine nicht die Rede sein.

Bedeutender sind die Einwürfe, die sich nicht gegen das Denkmal, sondern gegen den Dichter wenden, dem es gesetzt werden soll. Sie sind mit einer Heftigkeit erhoben worden, die um so mehr befremdet, als Heine's Verehrer sich niemals in überschwänglichen Lobeserhebungen seiner Person ergangen, sondern ihm und seinen Schriften oft recht herben Tadel nicht vorenthalten haben. Keiner von Heine's Biographen, weder die älteren: Strodtmann, Bölsche, Proelß, noch in neuester Zeit Ernst Elster, nicht einmal Karpeles, der doch im Lobe am Weitesten geht, hat Heine zu einer Idealgestalt gemacht. Sie haben nur in seinen Fehlern nicht die eigentliche Bedeutung seines Wesens finden wollen und ungerechte oder übertriebene Vorwürfe abgelehnt oder auf das richtige Maß zurückgeführt. Eine große Ungerechtigkeit lag besonders darin, daß man bei einem Dichter von so grenzenloser Empfänglichkeit, bei einem Schriftsteller, der seinen wechselnden Empfindungen sogleich Ausdruck zu geben nicht unterlassen konnte, sich an einzelne Stellen heftete, statt ihn in seiner Gesammtheit aufzufassen, wobei man dann gegen das Gift, das man zu finden glaubte, auch das Gegengift in seinen Schriften meistens nicht vergebens gesucht hätte. Denn in dem Parteiwesen seiner Zeit ist Heine niemals aufgegangen, theils in Folge seiner Abgeschiedenheit in Paris, theils und noch mehr als eine selbständige Persönlichkeit. Bei seinem durchdringenden Scharfblick blieben ihm die Schwächen wie die Vorzüge keiner Partei verborgen, auch nicht derjenigen, die ihm scheinbar am Nächsten oder am Fernsten stand. Und wenn er sich ohne Rücksicht auf eine Parteischablone darüber äußerte, hat man ihm oft als Charakterlosigkeit und Wankelmuth ausgelegt, was man als Freimuth und Unabhängigkeit bewundern sollte. Immer von Neuem wird der Vorwurf laut, man habe in der Darlegung seiner politischen Ansichten, seiner Neigung und Abneigung nur Schein, nur ein Spiel der Laune und das Bestreben zu erkennen, Aufsehen zu erregen, sich einen Namen zu machen, Anhänger, Freunde, Popularität zu erwerben. „Ich finde" — möchte es erlaubt sein, einige Worte, die ich vor zwanzig Jahren schrieb, zu wiederholen — „ich finde nichts in seinem Leben, was ein so hartes Wort begründete. Beinahe aus seinen Knabenjahren läßt sich nachweisen, wie seine Ansichten sich stetig entwickelten; immer hat er sie ohne Rückhalt ausgesprochen; zwischen den vertrautesten Briefen und seinen öffentlichen Aeußerungen wird man schwerlich eine Verschiedenheit gewahren. Wenn ich die Berichte aus Paris über das Juli-Königthum lese, so scheint mir, der Verfasser eines Compendiums der Politik oder Nationalökonomie würde sich allerdings in mehr systematischer Folge ausdrücken, aber auch von

dem Scharfblick des Dichters, von seiner wundervollen Gabe, die Dinge treffend zu bezeichnen, Vieles lernen können. Was Heine vielleicht am Meisten geschadet hat, ist seine Art, über politische Dinge scherzend oder spottend sich auszudrücken. Wer parlamentarischen Versammlungen beiwohnt, wird sich bald überzeugen, daß ein Redner, der eine glückliche Begabung für witzige und spaßhafte Wendungen häufig benutzt, wohl augenblicklichen Beifall, aber selten nachhaltigen Einfluß und persönliches Ansehen gewinnt. Politische Personen dürfen eigentlich nur im Stile Dante's zum Spotte greifen. Man glaubt nicht leicht, daß Jemand, der über so ernste Angelegenheiten ernst und gewissenhaft nachdenkt, darüber lachen und scherzen könnte. Ernst und Gewissenhaftigkeit ist es aber, was vor Allem verlangt wird und verlangt werden muß, denn sie sind für den Politiker noch unentbehrlicher als Fähigkeiten und Talente." „Aber Heine hat sich nie um einen Ministerposten beworben. Könnte man dem Dichter nicht seine eigene Ausdrucksweise und etwas größere Freiheit zugestehen, ohne deshalb an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln? Die Verhältnisse in Deutschland waren zudem von der Art, daß sie häufig mehr den Spott, als den Zorn herausforderten. Regierungen, im Grunde wohlwollend und pflichtgetreu, ja in manchen Dingen verständiger, als man jetzt zuzugeben geneigt ist, suchten in kurzsichtiger Furchtsamkeit eine Entwicklung, die gewaltsam freien Weg verlangte, durch kleinliche, unwirksame, sich selbst widersprechende Mittel niederzuhalten. Solchen Zuständen gegenüber war eine Satire, wie sie Heine zu Gebote stand, gar nicht übel am Platze; man kann schwerlich in Abrede stellen, daß sie auch vortheilhaft auf die öffentliche Meinung gewirkt und eine bessere Wendung vorbereitet habe." Und wie glänzend ist der Vorwurf, er habe in seinen Gedichten nur erlogene Schmerzen und eine aufgeputzte Leidenschaft zur Schau getragen, durch die mehr und mehr ans Licht getretenen Briefe und das eindringende Verständniß seiner Schriften widerlegt worden. Man hat gerade im Gegentheil — es sei nur an das Buch Le Grand erinnert — sich überzeugen müssen, daß der Dichter, wo er ernsthaft redet, aus tiefstem Innern schöpft und selbst da, wo er zu scherzen sich den Anschein gibt, oft nur die schmerzlichsten Regungen seines Gemüthes verbirgt.

Er soll Deutschland für nichts geachtet und mit unmäßiger Vorliebe den Franzosen angehangen haben? Selten hat Jemand der Sehnsucht nach der Heimath und nach Deutschland und dem Selbstgefühl eines deutschen Dichters so rührenden und beredten Ausdruck geliehen. Gewiß fehlt es auch nicht an scharfen und zornigen Worten, aber wenn deshalb einem Dichter kein Denkmal errichtet werden darf, so müßten sich die Florentiner beeilen, das Standbild Dante's niederzureißen. Der Mann, dem man wohl vor allen Andern in Deutschland eine entscheidende Stimme bei dieser Frage zugestehen wird, hat, wie ich gewiß weiß, in Heine's politischen Aeußerungen kein Hinderniß für die Ehrung seines Dichternamens gefunden. Die Franzosen haben allerdings einem hochverdienten und vielleicht dem ehrenwerthesten Feldherrn der Revolutionszeit, dem General Moreau, trotz all' seiner Siege die Ehre eines Denkmals verweigert, weil er 1813 nicht im französischen, sondern im Heere der Verbündeten von der tödtlichen Kugel ge-

troffen wurde[1]). Aber von Heine kann Niemand behaupten, daß er gegen sein Vaterland die Waffen getragen hätte. Jene Worte des Spottes und des Zornes hat nicht der Haß gegen Deutschland eingegeben. Selbst was er gegen Friedrich Wilhelm IV. am Schluß des Wintermärchens in so gewaltigen und anderswo in recht widerwärtigen Strophen vorbringt, geht einigermaßen aus der getäuschten Hoffnung hervor, die von diesem Staate und diesem Fürsten das Höchste für Deutschland gefordert und erwartet hatte. Daneben wäre es leicht, aus seinen Schriften eine Blumenlese zusammen zu stellen, die für patriotische Festredner noch in unseren Tagen eine Fundgrube werden könnte. Aber warum sollte er nicht zugleich einem Lande freundlich gesinnt sein, wo Alles ihm wohlwollend entgegen kam, wo Niemand seine Abstammung ihm zum Vorwurf machte, und wo man seine Werke übersetzte, die in Deutschland, ehe sie nur erschienen, verboten wurden? Wenn er den Fremden schmeichelte, so hat er ihnen nicht weniger die ernstesten Wahrheiten gesagt, und sieht man genau zu, so hätten die Franzosen mehr Ursache, über seine Complimente zu zürnen, als die Deutschen über seine Vorwürfe. Diese „impertinence" wurde auch vor Kurzem in der „Revue des deux mondes" bei der Besprechung des schönen Buches von Legras nicht ohne Verstimmung und nicht ganz ohne Grund hervorgehoben[2]), aber viel zu stark. Denn unzweifelhaft hatte Heine für Frankreich ein warmes Herz, und wer, der über die Strömungen der Zeit den Blick in die Zukunft richtet, kann ihm verübeln, daß er zwei Völker, denen beiden er durch Erziehung, Aufenthalt, Denkweise einigermaßen angehörte, Völker, die durch alle wichtigen Interessen menschlicher und politischer Entwicklung auf einander angewiesen sind, geistig zu einigen suchte?

Was ihm den stärksten und gewiß gerechtesten Tadel zugezogen hat, ist seine Art, über Gott und göttliche Dinge zu reden, und das beträchtliche Maß von Schmutz, das in seine Prosa, wie in seine Verse sich einmischte. Dies zu vertheidigen, wird wohl Niemand versuchen. Man wird nur, um gerecht

---

[1]) In dem gewöhnlich sehr zuverlässigen Conversations-Lexikon von Brockhaus findet sich am Schluß des Artikels „Moreau" die Angabe, Ludwig XVIII. habe dem General 1819 in Paris ein Denkmal errichten lassen. Nach einer gütigen Mittheilung Arthur Chuquet's verhält es sich damit folgendermaßen: Eine königliche Ordonnanz vom 27. Februar 1816 hatte die Errichtung einer Statue für Moreau angeordnet, dessen Wittwe zudem zur Marschallin erhoben war. Die Ausführung wurde einem namhaften Künstler, Beauvallet, und nach dessen Tode die letzte Vollendung einem jüngeren Meister, Calderari, übertragen, das Gypsmodell wirklich im dépôt des Petits-Augustins aufgestellt. Als aber von der Deputirtenkammer die Kosten bewilligt werden sollten, entstand in der Sitzung vom 26. Juli 1822 eine erregte Verhandlung. Der Deputirte Basterreche, ein früherer Freund Moreau's, beklagte, daß dieser edle Mann gleichwohl bei französischen Streitigkeiten die Fremden zu Hülfe gerufen habe, und erklärte, daß er gern als Freund für ein Denkmal in einem Privathause beitragen, aber als französischer Deputirter nicht für ein öffentliches Standbild stimmen werde. In Folge dessen, vielleicht auch weil Moreau's Wittwe am 1. September 1821 gestorben war, unterließ die Regierung die Aufstellung des Monuments. Das Modell muß sich noch, man weiß nicht wo, in einem Regierungsdepôt zu Paris befinden. (Vergl. „Moniteur" vom 3. März 1816; 5. December 1818; 18. April 1819; 25. September 1822.)

[2]) Jules Legras, Henri Heine poète. Paris 1897. — Revue des deux mondes. 15 mars, p. 457. René Doumic, la poésie de Henri Heine.

zu sein, hinzufügen müssen: trotz aller Frivolität des Ausdrucks haben nur wenige Dichter ihr Leben hindurch so ernstlich mit dem Gottesgedanken sich beschäftigt wie Heine. Und wenn er leider seine Gedichte von Schmutz nicht frei hielt, so findet man doch schwerlich ein Beispiel, daß er sich zu dem Schlimmsten von allem, zu lüsternen Schilderungen, erniedrigt hätte.

Aber ich möchte hier auf so oft Erörtertes nicht weiter eingehen und am Wenigsten in den Verdacht gerathen, als versuchte ich, der Tragikomödie des Heinedenkmals einen neuen Auftritt hinzuzufügen. Persönlich lege ich auf die Errichtung eines Heinedenkmals sehr geringen Werth. Ich wünsche nicht einmal, daß es jetzt errichtet würde. Denn ein Denkmal muß Ausdruck und Anregung eines allgemeinen dankbaren Gedenkens sein. Würde es auch nur von einer Minderheit mit Unwillen und Aerger betrachtet, müßte man über Nacht eine Verstümmelung von der Hand der Roheit oder Leidenschaft befürchten, so bewirkte es gerade das Gegentheil von dem, was es bewirken sollte. Ganz gleichgültig ist es dann für den Namen des Dichters. Die immer neuen Auflagen seiner Werke, die Uebersetzungen in alle europäischen und noch einige Sprachen und die kaum übersehbare Zahl von Schriften über das, was er selbst geschrieben, haben ihm eine literarische Ruhmeshalle errichtet mit so vielen mehr oder minder ähnlichen, travestirten oder idealisirten Standbildern, daß im Vergleich damit die dreihundert Statuen des Demetrius von Phaleron noch weit in der Minderzahl bleiben[1]).

Von Bedeutung ist das Denkmal nur zur Charakteristik Derjenigen, die es setzen oder nicht setzen wollen. Möchten darum die überlauten Gegner doch noch eins in Betracht ziehen. Es ist nicht bloß im gesellschaftlichen Leben, sondern für jedes feinere Gefühl eine Regel, daß man von Personen, von denen man öffentlich oder auch nur innerlich sich völlig lossagt, sich nichts schenken läßt. Diejenigen, welche Heine aus der deutschen Nation auszustoßen suchen, sollten doch einmal erwägen, welche Lücke entstehen würde, wenn man Heine Alles, was Deutschland und was sie selbst ihm verdanken, zurückstellen wollte. Den Meisten auch unter ihnen möchte es doch nicht leicht werden, von so vielen der zartesten, edelsten Blüthen, die im Garten deutscher Poesie gewachsen sind, sich abzuwenden. Denn sehr häufig habe ich gefunden, daß Menschen, die in ihren Ansichten über Himmel und Erde sich von Heine so weit als denkbar entfernten, mit Vorliebe, ja nicht ohne Dankbarkeit, an dem, was er ihnen darbot, sich erfreuten, freilich auch Manche, die den Gastgeber schmähten, nachdem sie die Gerichte seiner Tafel sich sehr wohl hatten munden lassen. Ich will nicht davon reden, was die Nation einem Schriftsteller verdankt, der in solchem Maße wie Heine die poetische wie die prosaische Ausdrucksfähigkeit verfeinert und gesteigert hat. Aber ist es nicht auch ein Ruhm für Deutschland, wenn ein deutscher Dichter in der Weltliteratur eine Stelle einnimmt, wie sie von allen Völkern Heine zuerkannt wird? In der Fremde wird er sogar, ähnlich wie Byron, oft höher gepriesen und sicher weit weniger

[1]) Die fleißige Bibliographie der Heine-Literatur in „Heinrich Heine's Familienleben" von J. Nassen, Fulda 1895, S. 139—167, zählt gegen 550 Nummern auf.

gescholten, als in der Heimath. Begreiflich genug; denn der Ausländer hält sich eben an das Beste, ohne die Schwächen und Fehler, die man in Deutschland mit Recht oder Unrecht aufmutzt, vorzugsweise in Betracht zu ziehen. Dabei könnte man zuweilen bedauern, daß ganz mit Unrecht der Witz als Heine's charakteristische, alles Andere überragende Eigenschaft angesehen wird. Aber man freut sich doch, daß Diejenigen widerlegt werden, die noch immer mit Voltaire spötteln möchten, wenn ein Deutscher scherze, sei es, als wolle ein Elephant auf dem Seile tanzen. Und man denke sich einmal Heine's Schriften aus dem Buche der deutschen Literatur herausgerissen, seinen Einfluß aus dem deutschen Leben entfernt, wer könnte die aufgelösten Verbindungen wieder anknüpfen, die klaffenden Lücken ausfüllen? Die musikalischen Compositionen seiner Gedichte belaufen sich, wie ich neulich las, auf mehr als 3000[1]); erst lange nach ihm kommt Goethe, wenn ich mich recht erinnere, mit der Zahl von etwa 1700, dann die übrigen Lyriker in weitem Abstande. Nicht oft wird ein Musikfest gefeiert, ja nur eine Reihe von Concerten veranstaltet, denen nicht ein Beitrag Heine's zu Gute käme. Bedenkt man dann, daß von jenen 3000 Compositionen, zu denen doch unzählige der schönsten Lieder von Schubert, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Robert Franz gehören, der Dichter selbst nur vereinzelt eine und die andere, meistens obendrein zu den Worten einer schlechten Uebersetzung gehört hat, so liegt doch der Wunsch nahe genug, wenigstens für sein Andenken ein Gefühl des Dankes zum Ausdruck zu bringen. Die Gelegenheit, einem großen Dichter sich dankbar zu erweisen, bietet sich nicht eben häufig. Vier Jahrzehnte sind seit Heine's Tode vergangen, ohne daß in der Welt seines Gleichen erschienen wäre. Wer weiß, ob man nicht nach vier Jahrhunderten dasselbe sagen muß? Seit den großen römischen Dichtern bis auf Dante sind mehr als tausend Jahre vergangen.

[1]) Karl Hessel, Dichtungen von Heinrich Heine, Bonn 1887, gibt auf Grund des großen Liederkatalogs von Challier, Berlin 1885/86, in einem Register der Liederanfänge, S. 341 ff., zu jedem Gedicht die Zahl der Compositionen an. Danach gab es schon vor zehn Jahren für eine Singstimme, also mit Ausschluß der Duette, Quartette und Männerchöre, mehr als 2500 Compositionen. Componirt sind: „Du bist wie eine Blume" 160 Mal, „Ich hab im Traum geweinet" und „Leise zieht durch mein Gemüth" je 83 Mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam" 76 Mal, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" 37 Mal.

Madame Sans-Gêne in Berlin.

[Nachdruck untersagt.]

An derselben Stelle, wo vor fünf Jahren Eleonora Duse's Stern weithin strahlend und tiefhin wärmend über Berlin aufgegangen ist, erschien diesen Herbst eine der bedeutendsten Pariser Schauspielerinnen. Ihr siebenmaliges Auftreten wurde als kein so elementares Ereigniß empfunden wie einst das erste Erscheinen der Duse. Aber auch sie hat die besten Kreise des Publicums um sich her versammelt und in Berlin eine Gemeinde zurückgelassen. Als einzige ebenbürtige Rivalin der Duse gilt weit und breit Sarah Bernhardt. Diese war es nun freilich nicht, die versucht hat, der Duse auch bei uns den alten Rang, den Ruhm ihr streitig zu machen. Sarah trägt ein patriotisch klopfendes Herz im schmalen Busen. Die Eroberer Elsaß-Lothringens straft sie dadurch, daß sie ihnen ihre Gunst und Kunst entzieht. Sie geht nach Wien, sie geht nach Hamburg, aber zu den Prussiens geht sie nicht. Der Stadt Berlin kann sie es nicht verzeihen, daß Anno 70 keine französischen Kanonen gegen ihre nicht vorhandenen Mauern donnerten. Lange Zeit, wohl zwanzig Jahre hindurch, glaubten die Pariser Schauspieler, dem heldenmüthigen Beispiele Sarah's folgen zu müssen. Auch die französischen Vorstellungen im Schinkelsaale des königlichen Schauspielhauses wurden von immer schwächeren Provinztruppen beschickt, bis diese althergebrachte, das Französisch der Berliner angenehm auffrischende Einrichtung mit dem Jahre 1877 oder 78 ganz aufhörte.

In diesen unter königlicher Hofbehördenobhut veranstalteten Vorstellungen soll bald nach dem großen Kriege ein junges Mädchen mitgewirkt haben, das damals nicht weiter auffiel, aber jetzt nach einem Vierteljahrhundert wiedergekommen ist, um von ganz Berlin beachtet und von halb Berlin bewundert zu werden. Es ist die Réjane, die sich in Paris als Star des Vaudevilletheaters, der Comédie française zum Trotz längst durchgesetzt hat, und die nun im Unterschiede zu Sarah Bernhardt den Prussiens schalkhaft lächelnd entgegengekommen ist. Sie holte nach, was Anno 70 die Kanonen ihrer Landsleute versäumten: sie eroberte Berlin. Der Kunstweg von Paris nach Berlin war allerdings inzwischen schon durch Andere geebnet worden. Der Erste, der kam, war auch der Erste, der es wagte, dem modernen germanischen Drama in Paris eine Stätte zu bereiten. Es war der treffliche Antoine, der sich mit seiner nach den neuesten Natürlichkeitsregeln der Schauspielkunst wohl einexercirten Truppe als Regisseur noch besser denn als Darsteller bewährte. Hinter ihm her kam, schon etwas complett an Umfang wie an Jahren, die Chansonnettensängerin Judic, deren Ruhm noch in die Kaiserzeit zurückragt. Dann brachte Antoine ein zweites Mal, schon von den Stürmen des Idealistenmißgeschicks zerzaust, eine mittelmäßige Soubrette und einen schwächlichen Sprößling des berühmten Stammes Coquelin mit. Dann kam als abgelebter alter Pantalone Herr Baron und brachte die kecke, cocottenhafte Grazie der Demoiselle Lender mit. Und dann erst folgte allen diesen Pionieren Frau Gabriele Réjane mit einer sehr tüchtigen, im leichten, flotten Ensemble musterhaften Gesellschaft.

Sie hat an sieben auf einander folgenden Abenden im Lessing-Theater fünf Rollen gespielt und dazwischen eine Individualität darzustellen versucht. Jenes ist ihr glänzend gelungen, denn sie ist das Urbild einer Pariserin, und in den fünf Rollen variirt das Pariser Leben, wie es weint und lacht. Die Individualität, die sie sich zum Gegenstande ihrer Kunst wählte, ist Nora Helmer aus Ibsen's „Puppenheim". Diese Gestalt schwankt auf der peripherischen Linie ihres Könnens. Sie mußte freilich bei uns hierin strengere Richter finden als in Frankreich. Daß uns aber die Réjane auch ihre Nora brachte, ist nur dankenswerth. Damit hat sie uns den Umfang und die Schranke ihres Genies mit jener muthigen, freudigen Offenheit gezeigt, die bloß den Genies eigen ist.

Alle sieben Mal erschien Frau Réjane in ihrem welligen, tizianisch gerötheten Zopf, den sie mehr in Ruhe läßt als die Muse den ihrigen. Das nicht sehr lange, aber volle Haar schlängelt und windet sich um ein fein geformtes, trutziges Köpfchen. Die schmale Stirn, die zarten Wangen, das rundliche Kinn, die kleinen Oehrchen sind von der eleganten Cultur einer geborenen Weltdame. Ebenso fein und zart und schlank, wie das Köpfchen selbst, ist der Nacken, der es trägt, sind die Glieder der länglichen, geschmeidigen Gestalt, die in jeder Linie bewegt, in jeder Bewegung entschlossen ist. Von einem inneren Maß weniger des gesellschaftlichen Anstandes, als der weiblichen Anmuth beherrscht, haben diese überschlanken Glieder freiesten Spielraum. Sie dürfen schlenkern und schlottern und um sich schlagen. Lachend meint man, das Dämchen benehme sich wie ein Gassenbub, aber, was hilft's, der Gamin gefällt und ist daher erlaubt.

Der Gamin regt sich nicht nur in den Bewegungen des Körpers. Noch kecker funkelt er aus den schlauen, blaugrauen, nicht zu großen, nicht zu kleinen Augen, und am frechsten, oft bis zur Unschönheit frech, macht er sich unter der schnippisch aufgestülpten Stumpfnase breit, deren kurzem, derben Rücken die zarten, zitternden Näschenflügel seltsam widerstreben. Unter der Nase und den Näschenflügeln sitzt, der breite Lieblingsplatz aller Gaminslaunen, ein großer, von aufgeworfenen Lippen umrundeter, mit starken, langen, vordringlichen Zähnen gewaffneter Mund. Besonders dieser Mund ist es, der dem noblen Pariser Schliff der ganzen Erscheinung etwas wunderlich Wildes, Ungezogenes, Vulgäres geben kann. Er läßt, wenn es sein muß, die Dame über Demimonde hinaus zur Dirne werden. Dieser Mund stößt bisweilen hinter den Zähnen ein kurzes, rohes Lachen aus, und man erschrickt ob des fast männlichen Naturlauts, der dann über diese so fein, so elegant, so salongemäß, so graziös plaudernde Zunge plötzlich hinwegfährt. Alle diese derben, die Harmonie störenden Unarten vermag die Künstlerin zu bergen, wenn sie eine zarte oder eine edle oder eine wehe Empfindung überkommt. Alle diese Unarten vermag sie aber auch im Dienste der Komik und des Witzes gründlich auszunützen. Und dann erst hat der Gamin gewonnenes Spiel. Dann ist dieses schauspielerische Genie in seinem eigentlichen Elemente. Dann erst verfeinert, verweiblicht sich der Gamin zur Soubrette. Und damit haben wir das Merkwort gefunden, das die Réjane am richtigsten bezeichnet. Um sie Gamin zu nennen, ist sie, wenigstens in dem, was wir von ihr kennen lernten, doch zu sehr Weib, doch zu wenig Straße. Das Wort, das für sie bezeichnend ist, kann nur ein Wort aus der französischen Kunstprosa und darf nur ein Feminin sein. Sie ist Soubrette im alten wie im neuen Sinn. Das Wort bedeutete einst nichts anderes als Zöfchen. Die Réjane, die Stil hat und das seltene Vermögen, Stile von einander zu unterscheiden, wäre gewiß noch heute ein allerliebstes Marivaux'sches Zöfchen. Uns erschien sie als Soubrette im neueren und weiteren Sinn: als weiblicher Salonkobold. Ihr ist am wohlsten, wenn ihr Uebermuth sich des Lebens und der Liebe freuen darf, wenn sie im Vertrauen auf die damenhafte Grazie und Eleganz der Erscheinung ihr derbdreistes Wesen äußern kann, sich und Anderen zur Lust und ganz sans gêne.

Wenn die Réjane nicht wäre, so hätte Sardou seine Madame Sans-Gêne niemals geschrieben. Für die dramatische Literatur Frankreichs und der Welt wäre

das kein Unglück gewesen. Denn das bretterne Napoleonsstück wird auch dadurch, daß die Réjane es nicht ernst nimmt, kaum genießbarer. Aber dem Wesen der Réjane gibt kein anderes Stück einen so breiten Spielraum zum Austoben. Die Wäscherin, welche Herzogin wird, ohne daß sich die Bügeleisenmanieren hinter den Herzogskleidern verbergen können, ist ein Widerspruch in sich selbst, der sich auch in Wesen und Erscheinung der Réjane findet und zu den drolligsten Contrasten führt. Madame Sans-Gêne hat ein gütiges Herz. Aber ihre Furcht und ihr Mitleid werden nicht durch den Geliebten, den Gatten in Bewegung gesetzt, sondern nur durch einen guten Bekannten. Sie braucht daher über Furcht und Mitleid nicht die gute Laune ganz zu verlieren. Was sie aus Furcht und Mitleid unternimmt, darf sie heiter und erheiternd unternehmen. Das ist Madame Sans-Gêne. Und das ist die Réjane, der es gar nicht einfällt, gleich unserer Hedwig Niemann, auch bei dieser Gelegenheit zu zeigen, wie tief und stark ihr seelisches Empfinden ist. Nur ihrem Soubrettenübermuth will sie freien Lauf lassen, und indem sie den Stil des Vorstadtstückes nicht überschätzt, versöhnt sie mit dessen niedrigem Niveau.

Das Gegenbild zur Madame Sans-Gêne ist Ibsen's Nora. Hier ist alles ernst, alles wirklich, alles menschlich, alles seelisch. Auch wo Nora lacht, auch wo der Dichter witzig wird, ist das Leben schwer. Das merkte die Réjane. Sie fühlte sich dem gegenüber nicht ganz sans gêne. Ihr schien bange zu sein, die Soubrette, der weibliche Gamin werde ihr an falschem Ort unbewußte Streiche spielen. Sie beschwichtigte ihn daher ganz und faßte Nora, auch da wo diese lacht und nascht und tändelt und Himmeldonnerwetter sagen möchte, gesetzter, auf ihr Schicksal vorbereiteter als nöthig wäre. Die Schlußwendung des Stückes kommt dadurch weniger überraschend, der Uebergang zur Verachtung des Mannes wird, ein Meisterstück Réjane'scher Darstellungskunst, erleichtert, aber der Nora geht etwas von ihrem holden Leichtsinn, mit dem sie gelebt und gewirthschaftet, mit dem sie auch an „das Wunderbare" geglaubt hat, verloren. Daß die Nora der Réjane eine Französin ist, sollte man ihr so wenig verargen, wie der Duse, daß ihre Nora eine Italienerin ist. Denn das Noraproblem und die Noranatur haben bei allem nordischen Ursprung internationale Geltung bekommen. Aber während dem Wesen der Duse Norastimmungen kaum fern liegen, steckt im Soubrettenthum der Réjane nicht das geringste Norathum. Die große Abrechnung mit dem jäh entfremdeten Mann hat sie daher nicht durchdrungen. Sie rettete sich hinter das höchst feine Hülfsmittel, während der ganzen langen Rede dem Mann, mit dem sie abrechnet, keinen einzigen Blick zu gönnen. Halb aus Scheu und halb aus Abscheu sah sie an ihm vorbei. Aber die Worte, die sie dabei sprach, kamen nicht aus der Eingebung des Augenblicks, sondern aus dem Gedächtniß.

Je weniger die Réjane Nora ist, desto mehr ist sie Frousrou. In dieser reizenden, zierlichen Gestalt ist der holde Leichtsinn körperhaft geworden. Wie ein unschuldiges Kind spielt sie sich in Schuld und Verderben hinein, und man vergibt ihr, denn sie wußte nicht, was sie that. Zwischen Frousrou in dem alten Stück der Meilhac und Halevy gab sie Daudet's Sapho und Dumas' Susanne. Frousrou ist die Pariser Dame, die fällt; Sapho ist die Pariser Dirne, die durch ihre letzte Liebe klammernd emporgehoben sein will; Susanne ist halb Dirne, halb Dame, sie ist die Heldin jenes Dramas, dessen Titel „Demimonde" seit vierzig Jahren für eine ganze Gattung Pariserischer Weiblichkeit classisch geworden ist. Auf jener schillernden, flimmernden Linie zwischen Dame und Dirne flimmert und schillert die Kunst der Réjane in allen Mischfarben. Zwischen zwei Welten steht sie in der Mitte, halb zur einen, halb zur anderen passend. Und scheint sie ganz der einen zu gehören, so fliegt und forscht ein staunender, bald neugieriger, bald zaghafter, bald herausfordernder Gesichtsausdruck belustigend und belustigt oder ängstlich und ängstigend zur anderen Welt hinüber. Wo sie auch stehen mag, drüben oder hüben, immer scheint es nur eines Winkes von Freundeshand, eines Lächelns aus liebendem Auge zu bedürfen, um sie von einer Seite zur anderen zu locken. Und sie wird

diesen Weg nicht schreiten, sondern schweben, den Blick verlangend aufs Ziel gerichtet, der Gefahren nicht achtend. Aber wenn sie strauchelt, wenn die Gefahren ihr verderblich sind, dann wird ihr Frohsinn erstarren, ihr Uebermuth wird Verzweiflung werden. So wirkt sie in „La Douloureuse“ des modernen Pariser Maurice Donnay. Ihr Geliebter erfährt, daß er in ihrem Liebesleben nicht der Erste war, und sie erfährt, daß sie in seinem Liebesleben nicht die Einzige ist. Das mußte man von der Réjane sehen, wie hier aus tiefster Herzensnoth Reue und Wuth aufeinander, durcheinander wogten; wie hier die wildeste Leidenschaft jenen vulgären, ungezogenen Ausdruck fand, und diesen Ausdruck das schmerzhafte Empfinden der Frau sogleich wieder adelte und reinigte, wie langsam aus der zitternden Brust die Thräne sich löste und in die Augen stieg, und wie endlich, vom Seelenkampf müde und matt, der biegsame Leib schwankte, die Füße sich hinschleppten, und die Hände den Mantel nicht mehr heben konnten. Das war naturschaffene, seelenkündende Kunst auf Duse'scher Höhe, und in solchen Momenten tragischen Erlebens wird im starren Blick der Augen, im Erschlaffen der Gesichtsmuskeln die Pariser Soubrette auch äußerlich der Duse ähnlich. Bei der Nora des letzten Actes, in „La Douloureuse“ des vorletzten Aktes mußten wir an die Italienerin denken.

Das Letzte, was ich am siebenten Tage von der Réjane sah, war im letzten Acte von „La Douloureuse“ der Strahl eines glückseligen Lächelns unter Thränen: ein Lächeln der Versöhnung, der Dankbarkeit, der Erlösung, ein Lächeln der Seele, das dem Antlitz engelhafte Schönheit lieh. Sündige Vergangenheit ist von ihr genommen, die Dirnenwelt ist versunken, kein Wink mehr lockt dorther, kein Blick mehr langt dorthin, sie ist ganz wieder Dame, und sie ist viel mehr als Dame: sie ist Mutter, sie ist Frau! Wer das geben kann und *so* geben kann, wer das ohne jeden Schein von Kunst geben kann, ist doch mehr als bloß Madame Sans-Gêne.

Paul Schlenther.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Der deutsche Reichskanzler, Fürst zu Hohenlohe, wird in der Lage sein, im Namen der verbündeten Regierungen den von ihm in Aussicht gestellten Gesetzentwurf über die Reform der Militär-Strafproceßordnung sogleich nach der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten dem deutschen Reichstage zu unterbreiten. Erklärte Fürst Hohenlohe seiner Zeit zugleich, daß dieser Entwurf den modernen Rechtsanschauungen entsprechen würde, so bürgt die ganze politische Vergangenheit des Reichskanzlers dafür, daß er auch nach dieser Richtung sein Versprechen zu erfüllen bemüht gewesen ist. Dem für den 30. November einberufenen Reichstage wird es nunmehr obliegen, die Vorlage zu prüfen. Jedenfalls ist es eine erfreuliche Thatsache, daß die Gerüchte über eine Krisis innerhalb der Reichsregierung nunmehr ihren Abschluß gefunden haben, so daß der Reichstag unverzüglich an die Erledigung seiner Aufgaben gehen kann. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wird die Regierung, wie mit Sicherheit erwartet werden darf, volle Genugthuung für die in China und auf der Insel Haiti gegen deutsche Staatsangehörige verübten Verbrechen und anderen Rechtsverletzungen zu erlangen wissen.

Die parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich haben in jüngster Zeit einen Charakter angenommen, durch den das gesammte Staatsinteresse wesentlich gefährdet erscheint. Daß das Cabinet Badeni durch die viel erörterten Sprachenverordnungen den Conflict herauf beschworen, darf als unzweifelhaft gelten. Nicht minder wird jeder aufrichtige Freund einer gesunden Entwicklung der österreichischen Monarchie zugestehen müssen, daß, wie die Deutschen hauptsächlich gegenüber den Tschechen und übrigen Slawen die Lösung der Culturaufgaben sich angelegen sein ließen, Oesterreich sofort von dem bisher eingenommenen Niveau der Civilisation hinabgedrückt werden würde, falls etwa die Tschechen in Böhmen als die führende Nation anerkannt werden sollten. So ist es verständlich, daß die Deutschen in Oesterreich sich gegen einen solchen Zustand der Dinge wehren, und man begreift, daß sie die Obstruction im Parlamente als einen Act der Nothwehr zur Vertheidigungswaffe gewählt. Nur wird Niemand die wüsten Scenen billigen können, die sich im Reichsrathe bei der ersten Berathung des Ausgleichs-Provisoriums abgespielt haben, Vorgänge, die so unparlamentarisch wie nur möglich waren. Betheiligten sich die maßvolleren deutschen Parteigruppen an diesen Ausschreitungen nicht, so hätte doch auch die kleine Gruppe, die den Lärm inscenirte, bedenken sollen, daß vor Allem der deutsche Schild rein erhalten werden muß, wenn anders man die Widersacher nicht stärken will.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß die ausländische Presse, insofern sie der deutschen Sache überhaupt feindselig gesinnt ist, aus den Vorgängen in Wien Capital zu schlagen bemüht ist, und der Pariser „Temps“ veröffentlicht in der Nummer vom 8. November unter der Ueberschrift „Les scandales de Vienne“ einen

Leitartikel, in dem er mit Genugthuung hervorhebt, daß der russische Maler Wereschtschagin und der amerikanische Humorist Marc Twain der Sitzung des Reichsrathes zufällig beiwohnten, in der das Pandämonion entfesselt zu werden schien. Diese beiden Beobachter werden, wie das Pariser Blatt schadenfroh constatirt, „wahrscheinlich die Eindrücke dieses einzigen Schauspiels nicht für sich behalten wollen". Das Verfahren, durch das die Mehrheit die erste Lesung des Ausgleichs-Provisoriums, ohne daß eine wirkliche Generaldebatte stattgefunden, für geschlossen erklärte und die Vorlage dem Budgetausschusse überwieß, wird von den deutschen Parteigruppen mit Recht angefochten. Die Scandalscenen, die vorangegangen waren, hüllten jedoch das Vorgehen im Parlamente gewissermaßen in einen Nebel, so daß es für die Majorität leichter wurde, ihr erstes Ziel zu erreichen.

Im Budgetausschusse hat dann der österreichische Finanzminister, Herr von Bilinski, von Neuem erklärt, daß die Regierung nach § 14 des Staatsgrundgesetzes das Nothverordnungsrecht zur Anwendung bringen könnte, falls das Provisorium des Ausgleiches mit Ungarn durch die Obstruction der Deutschen verhindert werden sollte. In der Sitzung vom 9. November hat derselbe Minister diese Erklärung allerdings wesentlich einschränken müssen. Abgesehen von den Bedenken, die einem solchen Vorgehen vom Gesichtspunkte des österreichischen Staatsrechtes aus entgegen stehen, machen auch die Ungarn dagegen Opposition. So häufen sich die Schwierigkeiten für die Regierung, und als der einzige Ausweg erscheint nach wie vor die Aufhebung der Sprachenverordnungen. Andererseits ist im österreichischen Abgeordnetenhause dem Antrage auf Anklage der Minister wegen des Erlasses der Sprachenverordnungen in Böhmen und Mähren nicht stattgegeben worden; in der Sitzung vom 12. November wurde mit 177 gegen 171 Stimmen der Uebergang zur einfachen Tagesordnung beschlossen. Der Antragsteller Dr. Funke durfte jedoch betonen, daß die Deutschen Oesterreichs in dem ihnen aufgedrungenen schweren Kampfe nicht zurückweichen würden, wie sich denn auch selbst in den Alpenländern das Nationalgefühl geltend mache; und wie er darauf hinwieß, daß der Kampf gegen die Sprachenverordnungen zugleich ein Kampf für die Verfassung und die Einheit des Reiches sei, so sind auch die Sympathien, die außerhalb Oesterreichs von Seiten der Deutschen im Reiche gehegt und bekundet werden, ohne jede egoistische Nebenabsicht, einzig durch das Interesse für die österreichische Monarchie und dessen angestammtes Kaiserhaus eingegeben worden. Von demselben Gesichtspunkte aus ist der Besuch mit Genugthuung begrüßt worden, den Graf Goluchowski, der Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, in Monza dem italienischen Königspaare abgestattet hat. Wie Deutschland selbst die Bundesgenossenschaft der beiden Monarchien hochschätzt, kann es nur seinen Wünschen entsprechen, daß sich die Bande zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens noch inniger knüpfen, und dies ist um so erfreulicher, als nach der Auffassung Mancher von Neuem dunkle Punkte am politischen Horizonte sichtbar sein sollen.

Kaum hat der türkisch-griechische Conflict durch die zwar zahlreiche retardirende Momente aufweisenden, jedoch das letzte Ziel nie aus den Augen verlierenden Bemühungen der in Constantinopel beglaubigten Botschafter nahezu seinen endgültigen friedlichen Abschluß erhalten, so erblicken die politischen Schwarzseher nicht nur dunkle Punkte, sondern sogar Gewitterwolken an ihrem Horizonte. Falls diese Auguren recht behielten, wäre aus Anlaß der cubanischen Verwicklungen ein ernsthafter Conflict Spaniens mit den Vereinigten Staaten von Amerika unvermeidlich. Zugestanden werden darf, daß das starr ablehnende Vorgehen des früheren spanischen Conseilpräsidenten Canovas del Castillo, der in jedem diplomatischen Schritte des Vertreters der Vereinigten Staaten eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes erblickte, unter den obwaltenden Verhältnissen wohl geeignet gewesen wäre, die Beziehungen der beiden Länder ungünstiger zu gestalten. Nachdem jedoch Sagasta als Nachfolger des die Ueberlieferungen Canovas' auch in der cubanischen Angelegenheit festhaltenden Generals Azcarraga die Zügel der Regierung über-

nommen hatte, bekundete er sogleich durch sein der großen Antille Autonomie gewährendes Programm, daß er in einem durchaus versöhnlichen Verhalten die sicherste Bürgschaft für eine glückliche Lösung der Wirren erblickte. Diese Auffassung wird allem Anscheine nach auch von den officiellen Kreisen in Washington zunächst getheilt. Es entsteht nur die Frage, ob der im December seine Berathungen beginnende Congreß der Vereinigten Staaten, der bei früheren Gelegenheiten zu wiederholten Malen seinen Sympathien für die cubanischen Aufständischen Ausdruck geliehen hat, in dem autonomistischen Programme, wie es zunächst von dem Ministerpräsidenten Sagasta und dann von dem neuen Generalgouverneur und Oberbefehlshaber der spanischen Expeditionstruppen, General Blanco, entwickelt worden, das volle Maß nothwendiger Zugeständnisse erblicken wird. Vielmehr fehlt es nicht an Symptomen, aus denen geschlossen werden darf, daß in den Vereinigten Staaten eine nicht unbeträchtliche Partei den Wunsch hegt, Cuba möge die volle Unabhängigkeit erlangen, wobei dann als letzter Gedanke die Erwartung gehegt werden soll, diese „Unabhängigkeit" werde schließlich zur Angliederung an die Union führen. Fügt man hinzu, daß nach zuverlässigen Mittheilungen in den Vereinigten Staaten mannigfache Sonderinteressen an die unbedingte Lostrennung Cuba's von dem spanischen Mutterlande anknüpfen, so ergibt sich deutlich, welcher Art die Schwierigkeiten sind, die auch nach der Gewährung der Autonomie in Bezug auf die „Perle der Antillen" noch erwachsen können.

Nach den militärischen Mißerfolgen des Marschalls Martinez Campos und des Generals Weyler muß es aber sehr zweifelhaft erscheinen, daß General Blanco mit Waffengewalt den Aufstand auf Cuba unterdrücken könnte, wenn nicht auf friedlichem Wege der Ausgleich herbeigeführt werden sollte. Nicht bloß die Autonomie hat der neue Generalgouverneur und Oberbefehlshaber den Eingeborenen zugesichert, sondern auch die Amnestie; dann aber kündigt er seinen festen Entschluß an, „die Halsstarrigen, die die Schrecken des Krieges in diesem von Spanien entdeckten reichen Gebiete fortzusetzen wagen sollten, die ganze Strenge der Waffen fühlen zu lassen." Solche Drohungen werden allerdings kaum eine große Wirkung erzielen. General Weyler, der unmittelbare Vorgänger des Generals Blanco, hat es sicherlich nicht an dieser Strenge fehlen lassen. So oft aber der Aufstand in einer der westlichen Provinzen erloschen zu sein schien, tauchte er im Centrum oder im gebirgigen Osten der Insel von Neuem auf, und in den Vereinigten Staaten fehlte es niemals an Bemühungen, den Aufständischen Unterstützung durch Mannschaften, Munition und Kriegsmittel jeder Art zu gewähren. Hier liegt auch der Kernpunkt der ganzen Frage. Der Congreß in Washington und der Präsident der Republik, Mac Kinley, werden es sicherlich nicht zu einer Kriegserklärung an Spanien wegen der cubanischen Angelegenheit kommen lassen; auch wäre es bereits ein weitgehendes Zugeständniß für die Aufständischen, falls sie von Seiten der Union als „kriegführende Partei" anerkannt werden sollten. Selbst wenn aber nur der bisherige Zustand fortdauern würde, bei dem die Regierung der Vereinigten Staaten officiell zwar ihre Neutralität betont, im Uebrigen aber es ruhig geschehen läßt, daß die Flibustier von nordamerikanischen Häfen aus ihre Expeditionen rüsten, ließe sich kaum absehen, wie dem Aufstande trotz Entfaltung noch größerer Streitkräfte ein Ende bereitet werden soll. Charakteristisch für das Verhalten der Unions-Regierung ist nur, daß ihr neuer Gesandter am spanischen Hofe, General Woodford, in der viel erörterten Note, die er dem früheren Minister des Auswärtigen, Herzog von Tetuan, überreichte, gerade dem Wunsche Ausdruck verlieh, innerhalb einer angemessenen Frist die Ruhe auf Cuba wiederhergestellt zu sehen.

Da der Schreiber dieser Zeilen gerade in den jüngsten Octobertagen in Spanien verweilte, hatte er mehrfach Gelegenheit, in der Unterhaltung mit ausgezeichneten Kennern des Landes festzustellen, daß der Gedanke, die „Perle der Antillen" durch die ihrer Bevölkerung in Aussicht gestellte Autonomie mit sehr ausgedehnten Sonderrechten nahezu zu verlieren, vielfach Boden gewonnen hat. Was jedoch der

sehr ausgeprägte Nationalstolz der Spanier nicht zu ertragen vermöchte, wäre ein Vorgehen der Regierung der Vereinigten Staaten, das irgendwie einer Vergewaltigung in Bezug auf Cuba ähneln könnte. Nicht mit Unrecht sind die Spanier stolz auf ihr Landheer, und sie weisen immer wieder darauf hin, daß die Hunderttausende von Truppen, die seit dem Beginne des Aufstandes nach den Antillen wie nach den Philippinen gesendet, lediglich auf spanischen Schiffen befördert worden sind. Mußte doch selbst Frankreich, als es die Expedition nach Madagaskar ausrüstete, zu fremden Transportdampfern seine Zuflucht nehmen. Daß die spanischen Soldaten, deren Vortrefflichkeit, wie hier hervorgehoben werden darf, von den in Madrid verweilenden fremdländischen Militärattachés in vollem Maße anerkannt wird, auf Cuba keine ausreichende Gelegenheit finden, sich in offener Feldschlacht zu bewähren, daß sie vielmehr im Guerillakriege, sowie im Kampfe mit den ungünstigen klimatischen Verhältnissen aufgerieben zu werden Gefahr laufen, kann ihnen jedenfalls nicht zur Last gelegt werden.

Wer etwa vor Jahresfrist in Madrid Gelegenheit hatte, dem Leichenbegängnisse des früheren Generalcapitäns Novaliches beizuwohnen, konnte über die Calle de Alcalá und die Puerta del Sol die stattlichen Regimenter défiliren sehen: Infanterie, Artillerie und dann die schmucken Husaren der Regimenter „Pavia“ und „Princesa“ in ihren rothen und blauen Waffenröcken. Dieser Anblick mochte den Madridern wohl zum Troste gereichen; sahen sie doch, daß trotz des gewaltigen Aufgebotes von Streitkräften für Cuba und die Philippinen im Mutterlande selbst noch beträchtliche Reserven für den Nothfall vorhanden sind. Dieselbe Ueberzeugung kann man denn auch in der Provinz gewinnen. Auf den Mißstand, daß in Spanien zwar die allgemeine Dienstpflicht gesetzlich eingeführt, diese jedoch nicht obligatorisch ist, so daß das Stellvertretungssystem die vermögenden Elemente vom Kriegsdienste auf Cuba und den Philippinen befreit, ist bereits hingewiesen worden, und gerade in diesen Tagen haben in zahlreichen Städten Meetings stattgefunden, auf denen in wohlbegründeten Resolutionen verlangt wurde, daß die allgemeine Dienstpflicht auch obligatorisch gemacht werde.

So compliciren sich die Schwierigkeiten der äußeren Politik Spaniens mit inneren, die zwar keineswegs unterschätzt werden dürfen, bei näherer Betrachtung im Lande selbst aber nicht unmittelbar bedrohlich erscheinen. Wenn z. B. die anarchistische Gefahr bei den in Barcelona im Liceo-Theater und später auf offener Straße verübten Verbrechen, sowie bei der Ermordung des früheren Conseilpräsidenten Canovas del Castillo zu einem allgemeinen Schauder erregenden Ausdrucke gelangt ist, so handelte es sich doch um vereinzelte Vorgänge, die in anderen romanischen Ländern: in Frankreich und Italien ebenfalls zur Erscheinung gekommen sind, ohne daß das Staatswesen selbst in seinen Grundfesten erschüttert worden wäre. Die republikanische Bewegung in Spanien hat andererseits viel von ihrer Bedeutung verloren. Seitdem Zorrilla aus dem Leben geschieden ist, fehlt es der Partei an einem allgemein anerkannten Führer. Bedenklich erscheint der Karlismus, und gerade in jüngster Zeit wurde mehrfach berichtet, daß von der französischen Grenze her in die baskischen Provinzen, sowie nach Navarra Waffen eingeschmuggelt worden wären. Von Kennern der Verhältnisse wurde aber beim unmittelbaren Verkehre in diesen baskischen Provinzen versichert, daß alle solche Meldungen mit Vorsicht aufzunehmen seien. Häufig soll es sich nur um den Schmuggel landwirthschaftlicher Maschinentheile handeln, die dann unter karlistischer Flagge eingeführt werden, wodurch man sich die Unterstützung der „Gesinnungsgenossen“ sichert. Im karlistischen Lager selbst, das unzweifelhaft an gewissen Bestrebungen festhält, überwiegt dagegen die Auffassung, daß es nicht bloß unpatriotisch, sondern auch unklug wäre, der gegenwärtigen Monarchie durch einen Aufstand im eigenen Lande Verlegenheiten zu bereiten, während diplomatische Schwierigkeiten mit dem Auslande drohen. Der Plan der Karlisten ist vielmehr, wie von sachkundiger Seite betont wird, darauf gerichtet, ruhig abzuwarten. Sollten dagegen die beiden großen Parteien ab-

gewirthschaftet haben und dann die Unzufriedenheit im Lande so gewachsen sein, daß es eines Retters in der Noth bedürfte, dann würde, falls republikanische oder andere Putsche das Terrain geebnet hätten, der Prätendent in die Bresche treten. Nur muß bei spanischen Verhältnissen dem völlig Unerwarteten stets Rechnung getragen werden, so daß selbst Diejenigen, die im täglichen Verkehre mit Karlisten über deren unmittelbare Absichten einigermaßen unterrichtet zu sein glauben, durch die Ereignisse überrascht werden könnten.

Wenig geklärt sind auch im Uebrigen die für die nächste Entwicklung der inneren Politik Spaniens bedeutsamen Parteiverhältnisse. Bei aller Anerkennung für das ernste Streben des liberalen Parteiführers Sagasta wird doch, auch im Hinblick auf dessen leidenden Zustand, vielfach angenommen, daß er sich nicht allzu geraume Zeit am Staatsruder werde halten können. Nach dieser Auffassung gilt Silvela, der Führer der conservativen Dissidenten, als der kommende Mann, und es ist charakteristisch, daß die spanischen Blätter alltäglich von Neuem Erklärungen veröffentlichen, durch welche conservative Mitglieder der Cortes, die früher Anhänger von Canovas waren, nunmehr ihren Anschluß an Silvela offen bekennen. Marschall Martinez Campos hatte bereits unmittelbar nach der Ermordung des früheren Conseilpräsidenten im Interesse der conservativen Partei darauf hingewiesen, daß die Ausgleichung der im eigenen Feldlager herrschenden Gegensätze unbedingt erforderlich sei, indem er Silvela als den durch die Verhältnisse gebotenen Parteiführer bezeichnete. Daß aber der liberalen Regierung in den Cortes zunächst keine Schwierigkeiten bereitet werden sollen, erklärt sich daraus, daß es jedem späteren Ministerium erwünscht sein muß, insbesondere in der cubanischen Angelegenheit eine klare Situation vorzufinden. Sagasta selbst und dessen Anhänger zweifeln allerdings nicht daran, daß es mit dem conservativen Régime für für geraume Zeit zu Ende. Der Wechsel, der sich in dem gesammten Personal der Verwaltung vollzogen hat, ist denn auch vollständig; nicht bloß in den Ministerien sind alle in Betracht kommenden Stellen neu besetzt worden, sondern auch die Civilgouverneure der verschiedenen Provinzen mußten Vertrauensmännern Sagasta's weichen, und die Alcalden selbst, die Bürgermeister, mußten in den Städten, in denen der Regierung das Ernennungsrecht zusteht, das Feld räumen.

Abgesehen von den ungemein verwickelten Parteiverhältnissen, kommen für Spanien die finanziellen Schwierigkeiten wesentlich in Betracht, die durch die aufständischen Bewegungen auf Cuba und den Philippinen außerordentlich vermehrt worden sind. Die finanzielle Auseinandersetzung mit der großen Antille muß auch ganz besonders in Erwägung gezogen werden, sobald es sich um die Lostrennung vom Mutterlande handeln sollte. Spanien würde jedenfalls dann kaum bereit sein, auch nur einen Theil der cubanischen Staatsschuld zu übernehmen. So läßt sich schwer absehen, wie für das schwer geprüfte Land trotz der Opfer, die es mit nie versagendem Patriotismus gebracht hat, ein Ausweg aus allen Irrungen und Wirrungen gefunden werden soll. Durch die Pyrenäen von dem übrigen Europa getrennt, hat Spanien nicht ohne einen gewissen Stolz den Abschluß eines Bündnisses mit anderen Mächten nicht angestrebt. Weder dem Dreibunde noch dem Einvernehmen zwischen Frankreich und Rußland hat es sich anzuschließen versucht, und so bleibt es auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Bei den Friedensverhandlungen in Constantinopel war es nicht vertreten, so daß es auch bei diesem Anlasse wenn nicht als quantité négligeable, doch als minderwerthig erschien.

Unwillkürlich bietet sich die Parallele zwischen Spanien und Italien dar, dessen patriotischer Aufschwung in Verbindung mit den unablässigen Bestrebungen auf allen Gebieten des Staatslebens dem Lande eine vollberechtigte Position im Rathe der europäischen Mächte gesichert hat. Mit politischem Scharfsinne erfaßten die italienischen Staatsmänner im richtigen Augenblicke die Situation, und es ist bemerkenswerth, daß Rudini nicht minder als Crispi in dem Dreibunde eine Lebensbedingung für Italien erblickt. Deshalb erscheinen auch alle Versuche verfehlt,

die darauf abzielen, aus einem von der „Nuova Antologia“ unlängst veröffentlichten Privatbriefe des früheren italienischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Robilant, an den ehemaligen Botschafter in Berlin, Grafen de Launay, Waffen gegen die Tripelallianz schmieden zu wollen. Diejenigen, die aus dem Inhalte dieses Briefes bereits die Hoffnung geschöpft hatten, daß der Dreibund nicht mehr erneuert werden würde, da andernfalls eine solche Publication nicht erfolgt wäre, sehen jetzt bereits ihre Erwartungen getäuscht, da in derselben Zeitschrift der gegenwärtige Vicepräsident der italienischen Deputirtenkammer, Marchese Raffaelle Cappelli, der seiner Zeit dem früheren Minister des Auswärtigen, Grafen Robilant, als Generalsecretär zur Seite stand, authentische Mittheilungen veröffentlicht, aus denen erhellt, daß der ehemalige Leiter der auswärtigen Politik Italiens keineswegs ein Widersacher der Tripelallianz gewesen ist. Cappelli führt aus, daß ein Bündniß Italiens mit Frankreich dessen Illusionen hinsichtlich der Revanche stärken, sowie eine große Gefahr für den Frieden Europa's, für Frankreich selbst und für Italien bedeuten würde, und beweist in klarer Darlegung, daß Graf Robilant als Minister des Auswärtigen das Bündniß mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn durchaus wünschte, jedoch, um bessere Bedingungen für Italien zu erzielen, nicht wollte, daß von diesem die Initiative zu den Verhandlungen ausginge. Daß Robilant zugleich den Wunsch hegte, die Freundschaftsbande mit Großbritannien fester zu knüpfen, bekundet nur seinen politischen Scharfblick. Der Minister hob hervor, daß gute Beziehungen zwischen England und Italien nicht bloß diesen beiden Ländern, sondern auch den Verbündeten der Tripelallianz nützen würden, da auf diese Weise gleichsam ein trait-d'union zwischen England und den Dreibundmächten geschaffen wäre. Damals gelang es auch dem Grafen Robilant, sowohl die Erneuerung der Tripelallianz unter den von Italien gewünschten Bedingungen, als auch eine entente cordiale mit England zu gegenseitigem Schutze der Positionen im Mittelmeere auf der Grundlage des status quo herbeizuführen. Marchese Cappelli betont, daß diese Bemühungen, durch die eine entente cordiale mit England erzielt wurde, mit „kräftiger Unterstützung“ des Fürsten Bismarck und hoher Persönlichkeiten erfolgten. Diese Thatsache, daß Italien und England, unbeschadet der friedlichen Zwecke des Dreibundes, zu einem besonderen Einvernehmen über die Aufrechterhaltung des status quo im Mittelmeere gelangt sind, ist auch von anderer Seite verbürgt. Innerhalb der Tripelallianz ist stets daran festgehalten worden, daß jede der betheiligten Mächte in der Lage ist, mit anderen eine den Zwecken des Bundes entsprechende entente einzugehen.

Auch Crispi hat sich in der Zeitschrift „Nineteenth Century“ in einem bemerkenswerthen Aufsatze über den Zweibund und den Dreibund vernehmen lassen, indem er Zweck und Bedeutung des Dreibundes durchaus in Uebereinstimmung mit dessen friedlichen Charakter darstellt. Nur faßt er den „Zweibund“ wohl zu pessimistisch auf, wenn er behauptet, die geheimen Pläne des Kaisers von Rußland und des Präsidenten der französischen Republik verfolgten ehrgeizige Ziele, da die beiden Regierungen andernfalls zur Beruhigung Europa's den Vertrag veröffentlicht hätten. Es entsteht nur die Frage, ob nicht gerade durch diese Veröffentlichung die Erwartungen vieler Franzosen so herabgestimmt werden würden, daß schon aus diesem Grunde von der Publication Abstand genommen worden ist. Bis auf Weiteres muß vielmehr daran festgehalten werden, daß die russische Politik sich in den letzten Jahren als so besonnen und maßvoll erwiesen hat, daß sie sich sicherlich nicht gebunden haben würde, um Abenteuern der gefährlichsten Art nachzugehen.

Literarische Rundschau.

Friedrich Wasmann.

[Nachdruck untersagt.]

Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. München, F. Bruckmann. 1896.

Dieses Quartwerk, dessen Herausgabe der norwegische Maler Bernt Grönvold besorgte, liefert die Selbstbiographie und in trefflicher Reproduction eine Auswahl von Studien wie ausgeführten Bildern des Malers Friedrich Wasmann, der 1805 in Hamburg geboren wurde und 1886 in Tirol gestorben ist. Er war wohl bisher so gut wie ungenannt und unbekannt. Jetzt wird ihm doch noch späte Anerkennung zu Theil.

Das entscheidende Ereigniß in Wasmann's Leben war sein Uebertritt zum Katholicismus. Es ging zu Anfang des Jahrhunderts ein vertieftes religiöses Bedürfniß durch die Seele unseres Volkes. Von bloß verstandesmäßiger Aufklärungsgesinnung, der man den Niedergang alles höheren Lebens zuschrieb, wandten sich die besten Männer bei uns unbefriedigt ab und kirchlichem Leben wieder zu. Es hat etwas Erschütterndes, wenn Niebuhr in Rom seinen Kindern durch christgläubige Erziehung den inneren Seelenfrieden sichern möchte, den er selbst in sich schmerzlich zu entbehren eingesteht. Von dem Tiroler Landschaftsmaler Koch lesen wir in Wasmann's Selbstbiographie etwas Aehnliches. Nicht Wenige vollzogen damals, unter dem Drange innerer oder von außen auf sie einbrechender Schicksale, für ihre eigene Person die Rückkehr oder den Uebertritt zur katholischen Kirche. Auch Wasmann convertirte in Rom, er, der aus einer norddeutschen protestantischen Familie stammte und von einem protestantischen Prediger, dem Bruder seiner Mutter, erzogen worden war. Die alten Bande hielten aber fest, und es kam wie eine Spannung in sein Leben, die einen Theil seiner Kraft verbrauchte.

Man empfindet wohl, daß die Selbstbiographie in stetem Hinblick auf diese Wandelung wie zu einer leisen Rechtfertigung nachträglich geschrieben sei: das Einzige, was sich zuweilen seiner Richtung nach bemerklich macht. Im Uebrigen aber darf man seine Freude haben an der sachlichen Anschaulichkeit der Darstellung, die immer zu einem allgemeinen Culturbilde anstrebt, in dem der Verfasser sich selbst nur einen anspruchslosen Platz zuweist. Als Kind sieht er die schmähliche Vergewaltigung und glorreiche Befreiung seiner Vaterstadt. Nach kurzem Besuche der Dresdener Akademie bereitet ihn ein längerer Studienaufenthalt in München und Tirol für Italien und Rom vor, wo er als Stipendiat mehrere Jahre weilen darf. Anmuthige Kunstplaudereien verbinden sich in dem Buche mit volksthümlichen Beobachtungen aller Art und landschaftlichen Schilderungen. Nirgends freilich hat er große Erlebnisse, aber es fehlen doch in dem Bilde seines Daseins nicht die bedeutenderen Züge. In Rom bezieht er Zimmer, die vorher einmal Zacharias Werner bewohnt hatte, über den er mancherlei erfährt. Von Cornelius,

Overbeck, dem Tiroler Koch und Anderen weiß er aus eigenem Umgange mit ihnen viel Anziehendes zu erzählen, immer in dem Tone ehrfurchtsvoller Hingabe an sie. Später, in München, lernt er Clemens Brentano, den er ganz vortrefflich schildert, und andere hervorragende Katholiken wie Görres, Ringseis und Windischmann kennen. In dem damals noch weltfremden Meran gründete er dann sich und seiner ihm aus Hamburg dahin folgenden Frau ein gesichertes Heim, und hier hat er noch Jahrzehnte lang ganz im Stillen und abseits des großen Weges seine Kunst geübt.

Von seinen Leistungen ermöglichen die zahlreichen Reproductionen eine genügende Vorstellung. Sie führen zwar nicht seine ganze Entwicklung vor, aber sie gehören doch meist den Münchener und römischen Jahren 1828—1835 an, die für seine Kunstrichtung die maßgebenden waren. Außer einzelnen Gewand- und Actstudien bieten sie landschaftliche Motive, Volkstypen, Genrebildchen und Porträts. Dieser Ueberblick über den Umfang seiner künstlerischen Thätigkeit läßt freilich auch scharf die Grenzlinie hervortreten, die er nicht oder nur zu seinem Nachtheil überschreiten durfte. Mit Befriedigung sieht man seine besseren Porträts, die sich innerhalb einer gewissen engbürgerlichen Auffassung halten, denen aber Selbständigkeit in Ausdruck und Stimmung nicht abzusprechen ist. Trotzdem hielt ihn, wie er selbst gesteht, Natur, Gewohnheit und die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, beim Genrefach fest. Er hebt als gelungen ein (nicht im Buche reproducirtes) Bild hervor, welches das Innere einer Küche darstellt, in der ein Landmädchen in Halbfigur, mit dem Kopfe auf ihrem Arm liegend, am Herde bei verglimmenden Kohlen eingeschlummert ist; durch die auf einen Söller geöffnete Thür sieht man duftenden Flieder und eine herein schwirrende Fledermaus, und weiter im Hintergrunde eine Tiroler Landschaft in nächtlicher Dämmerung. Im religiösen Fache, das er auf Anregung höherer Geistlicher noch in späteren Lebensjahren versuchte, scheint er sich am wenigsten genügt zu haben; ein großes Gemälde von ihm, Mariä Heimsuchung darstellend, befindet sich im Presbyterium der Pfarrkirche von Meran.

Wasmann zählt seinen künstlerischen wie literarischen Neigungen nach zu den Romantikern. Sein Element ist überall, wo er einsetzt, das „Volk" und was damit zusammenhängt. Volkspoesie und Goethe's Faust, altdeutsche Kunst und die neudeutsche christliche Schule sind seiner Begabung gemäß und verständlich; der strengen Schönheit der Antike gegenüber vermag er sich niemals eines leisen Gefühls der Kälte zu erwehren. So wie er empfanden in Kunst und Literatur damals Viele. Seine Selbstbiographie ist für uns ein wichtiges Culturbild aus jenen Jahren. Man darf hoffen, daß Grönvold's stattliches Buch zu weiterer Beschäftigung mit dem Künstler Wasmann anregen wird.

Berlin. Reinhold Steig.

Volkelt's Aesthetik des Tragischen.

[Nachdruck untersagt.]

Aesthetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt, Professor in Leipzig. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1897.

Die Gährung, welche heutigen Tages nicht nur in der socialen, sondern ebenso in der geistigen Welt herrscht, macht sich auch in der Aesthetik geltend. Der Deduction Hegel's, Schelling's, Vischer's und Anderer, kurz, der „Aesthetik von oben" setzte Fechner seine „Aesthetik von unten" entgegen, und seitdem sind die Versuche, eine naturwissenschaftliche Grundlage für die Wissenschaft des Schönen zu finden, immer zahlreicher geworden. Aber auch hier zeigt es sich, daß Niederreißen leichter ist als Aufbauen, daß Spott und Witz allein noch nicht die Weite des Blickes und den Reichthum an Gedanken ersetzen können, daß ein physiologisches Gleichniß

noch keine logische Erklärung in sich schließt. Neben der naturwissenschaftlichen lebt fort die psychologische Aesthetik; sie ist von Vischer ausgegangen; sie betont das Gefühlsmäßige, die Empfindung und sieht in der „Einfühlung", in dem „Metaphorischen" — wie Referent jenen Vischer'schen Begriff umfassender zu prägen suchte — eine der wichtigsten psychologischen Grundlagen des ästhetischen Schauens und Begreifens.

Induction und das psychologische Moment vereinigt Volkelt in seiner „Aesthetik des Tragischen". Es ist ein Werk, das in der Geschichte dieses überaus schwierigen, verwickelten und verzweigten Begriffes einen Markstein bildet. Das Tragische ist noch nie behandelt worden mit solcher logischen Gründlichkeit, mit so weit und tief reichendem ästhetischen Spürsinn, der auch den verborgensten Falten der Erscheinung des Tragischen in Leben und Kunst nachgeht, und mit einer so umfassenden Kenntniß der Weltliteratur, die von den Indiern bis auf Halbe und Hauptmann reicht und sämmtliche Gattungen der Poesie in Betracht zieht.

Volkelt geht nicht von einem fertigen Begriffe, von einer philosophischen Definition aus, ja, formulirt auch im Verlaufe der Arbeit das Tragische kaum in einer Alles umfassenden Weise, sondern er sammelt und ordnet und verdichtet die Eindrücke, die er durch das Studium antiker und moderner Poesie gewonnen hat. Den verschlungenen Wurzeln, denen das Tragische entspringt, den Formen, die es annimmt, den mannigfachen Wirkungen geht er mit sorgsamstem Eifer nach. Die wesentlichsten Momente des Tragischen findet er in der außergewöhnlichen Größe des Leides und zumeist auch des von diesem betroffenen Menschen, in der Stärke des menschlichen Wollens und Ringens, die contrastirt mit der Uebergewalt, ja zum Theil Grausamkeit entgegenstrebender, den Menschen in Conflicte und ins Verderben stürzender Mächte. Das Tragische entbehrt nicht der pessimistischen Grundstimmung, denn es beruht nicht auf einer harmonischen Synthese von Schuld und Sühne, von Tugend und Glück, sondern es zeigt, wie das Leben, neben einseitigem, bis zum Verbrechen sich steigerndem Wollen die Risse und Widersprüche unseres Seins, die Hemmungen des Guten, unverhältnißmäßiges Leiden und unschuldigen Untergang der Edlen und Starken. Die erhebenden Momente beruhen theils auf der Haltung des bewundernswerthen Helden, theils auf der Gewähr des endlichen Sieges und auf dem hohen Werthe der guten Sache, auf dem sittlich Befriedigenden oder Erlösenden und Läuternden, das dem Tode inne wohnt. Das Tragische ist bald befreiender, bald niederdrückender Art; es wurzelt bald im Charakter, bald in der Situation; bald ist es individuell menschlich, bald typisch. In seiner subjectiven Wirkung ruht es auf einer Synthese von Unlust- und Lustgefühlen mannigfachster Art; bald ist es Grauen, bald düstere Feierlichkeit, bald die Bewunderung, bald das Entsetzen des Mit-Leidens, bald die Lust des Mitleids, der starken Erregung, der Freude an der künstlerischen Form und Anderes mehr.

Die beiden Schlußcapitel enthalten eine kurze Darstellung der Entwicklung des Tragischen gemäß derjenigen der antiken und modernen Weltanschauungen überhaupt und den Versuch einer Metaphysik des Tragischen, die auf dem Dualismus des Seins, auf der widerspruchsvollen Natur des Weltgrundes als einer Synthese von Gegensätzen aufgebaut wird, deren verkleinertes Abbild der Mensch als widerspruchsvolle Einheit des Endlichen und Unendlichen darstellen soll.

Die Vorzüge des Werkes liegen in der klaren, sauberen, nüchtern-verständigen Fassung und in der Scheidung der verschiedenartigen Momente des Begriffes, in der wissenschaftlichen Weiterführung des Problems über Aristoteles, in dessen orakelhaft knappe Definition man eben Alles hinein interpretiren konnte, und über dessen moderne Schüler hinaus; besonders aber in der umfassenden Bewältigung eines Riesenstoffes. Die Schattenseiten des verdienstvollen Werkes liegen in der Darstellung, die eine künstlerische Geschlossenheit nicht bietet, sondern in Folge zu umständlicher Verzettelung Wiederholungen und beständige Verweise auf voraufgehende und folgende Abschnitte enthält, sodann in der unvollständigen Kenntniß der philologischen

Literatur, so der Arbeiten von Wilamowitz (Euripides' Herakles mit Einleitung in die alten Trag.), von Rohde (Psyche, besonders S. 337 f.), von H. F. Mueller (Beiträge zum Verständniß der tragischen Kunst), von Weißenfels und Anderen, die z. B. nicht minder energisch als Lipps und Volkelt selbst gegen die Vermischung metaphysischer Ueberzeugungen und ästhetischer Anschauung, sowie gegen das kriminalpolizeiliche Suchen nach Schuld mit Einsicht sich gewandt haben; interessant ist, was über die Theorie des Aristoteles und besonders die Katharsis-Frage, ähnlich wie Volkelt, aber in manchen Dingen ihn ergänzend, neuerdings Alfred von Berger im Anhange zu der Aristotelischen Poetik von Gomperz (Leipzig, Veit & Co.) auseinandergesetzt hat. — In der Fülle der behandelten modernen Dichter vermisse ich neben Keller, Heyse und anderen Novellisten Theodor Storm, dessen Weltanschauung in tragischer Resignation wurzelt, dessen Dichtungen zum Theil Tragödien in Novellenform sind.

Coblenz. Alfred Biese.

General August von Goeben.

[Nachdruck untersagt.]

Das Leben des königlich preußischen Generals der Infanterie August von Goeben. Von Gebhard Zernim, großherzoglich hessischer Hauptmann à la suite der Infanterie. Zweiter Band. Mit einem Bildniß in Stahlstich, Berlin, E. S. Mittler & Sohn, königl. Hofbuchhandlung. 1897.

Dieses Buch ist, so viel ich höre, in seinem ersten Theile sehr günstig aufgenommen worden. Ueber den zweiten wird wahrscheinlich nicht anders geurtheilt werden. Die Lebensbeschreibung aber nimmt hier nur das erste Drittel des Bandes in Anspruch, die anderen zwei sind dem Abdrucke der Briefe gewidmet, welche der General in den Feldzügen von 66 bis 70 an seine Gemahlin gerichtet hat. Man liest sie mit wachsender Theilnahme. Sie sind in so hohem Grade friedlich in Gesinnung und Darstellung, daß wir manchmal in das Gefühl hineinkommen, als handle es sich hier nicht um ungeheure Kämpfe, sondern um militärische Spaziergänge, deren höchstes Resultat der Bericht nach Hause sei, die Sorge, daß Tag für Tag in das Krankenzimmer einer geliebten Frau beruhigende und erheiternde Nachrichten gelangen. Sehnsucht nach Ruhe und Häuslichkeit athmen sie aus, herzliches Verlangen nach dem geliebten Wesen, ohne dessen Nähe das Leben nichts bietet. Unmöglich beinahe erscheint diese Gesinnung, wenn wir lesen, daß Goeben in den vierundsechzig Jahren seines Lebens in sechzig Schlachten dem Feinde gegenüber stand, den er überall aufsuchte, wo Kriege hier und dort die Möglichkeit boten, Feinden zu begegnen. Goeben's Biographie zeigt, wie der innerste Trieb seiner Natur dahin ging, das Glück im Kampfe auf die Probe zu stellen. Und in diesen Briefen, die zugleich sein Tagebuch bilden sollten, die unschuldigste Verleugnung dieses Bedürfnisses der Unruhe und der Wagnisse. Denn der Angriff war sein Element. Darin glich er anderen großen Feldherren, für die das Leben ohne große Unternehmungen keinen Reiz hatte.

Mit welchem Genusse gibt Goeben, diesen Briefen zu Folge, sich für flüchtige Zwischenzeiten dem anscheinend idyllischen Dasein hin, das der Ortswechsel so oft in neuer Gestalt ihm gewährte. Er beschreibt das Zimmer, die Aussicht, den Garten vor dem Hause, er läßt nichts aus, sein Heim als die Stätte stiller Behaglichkeit zu zeigen. So lange die Rosen in Blüthe stehen, vor Metz, vergeht kein Tag, ohne daß er die frische Rose auf seinem Schreibtische beschreibt. Was es zu Tische gab, wenn er zu Bette ging, wenn er aufstand, welches Pferd er reitet, und wie seine übrigen Pferde sich befinden: jede dieser kleinen, nebensächlichen Interessen findet einen sorgfältigen Berichterstatter in ihm. Man meint zuweilen, die

kriegerische Musik der Kanonen und der Trompeten müsse wie zart durchgeführte Quartette geklungen haben. Dieser Briefwechsel ist einzig in seiner Art. Darauf soll mit dieser Besprechung hingewiesen werden. Das Buch ist eine Lectüre für das Haus und für die Familie.

Diese Merkmale der Goeben'schen Correspondenz treten mir jetzt besonders entgegen. Als einem der Herausgeber der Weimaraner Goethe-Ausgabe wuchs mir die Aufgabe in letzter Zeit zu, Goethe's Berichte über den Feldzug gegen Frankreich von 1792 zu lesen, an dem er im Gefolge seines Herzogs Theil nahm. Wer das Buch Satz für Satz liest, empfindet die Kunst, mit der es componirt ist. Es bildet ein Ganzes. Es ist erfüllt von hoher Anschaulichkeit. Wie die deutschen Armeen sorglos zuversichtlich in Frankreich eindringen und, nach der Kanonade von Valmy, nicht geschlagen, aber mit dem stillen Gefühle, geschlagen zu sein, Frankreich wieder den Rücken kehren, dies zu schildern war die Aufgabe. Nun aber bemerken wir bei genauer Lectüre zugleich, wie Goethe die Empfindungen eines in innerster Seele friedlichen, wenn auch im Beginne seiner vierzig Jahre gesunden, kraftvollen, an Abenteuer gewöhnten Mannes schildert. Alle Entbehrungen sind ihm doch nur Reiseungelegenheiten, Schreckliches bildet nur eine seltene Unterbrechung, Fatalitäten und liebenswürdige Erfahrungen durchschlingen einander, und der fortlaufende Verkehr mit höheren Gedanken wird nie unterbrochen. Wie bei Goeben handelt es sich bei Goethe tagtäglich scheinbar nur darum, wo und wie man schlief, wo und wann und wie man sein Mittagessen fand, welchen Freunden unerwarteter Weise man begegnete, und wie man mit den Franzosen oder Französinnen verkehrte und zurechtkam, und vor allen Dingen, wie das Wetter und die Landschaft aussahen. So betrachtet, haben beide Tagebücher, das des commandirenden Generals einer Armee und das des nur mitreisenden Civiladjutanten eines kleinen Fürsten, auffallende Aehnlichkeit, nur daß es bei Goethe anscheinend viel bunter hergeht als bei Goeben.

An diese beiden Bücher schließt sich für mich ein drittes an, das hier erwähnt werden muß: de Catt's Berichte über das, was er als Vorleser Friedrich's des Großen mit dem Könige im Kriege erlebt hat. De Catt hatte nicht die Absicht, sich an den Inhalt der bestimmten Tage zu binden, die er als Daten angibt, sondern rundete, was ihm in der Erinnerung lebte, tagebuchmäßig ab, im Sinne seiner Zeit, die an diese Form gewöhnt war. Stimmen deshalb übrigens von seiner Hand erhaltene Briefe ihrem Inhalte nach mit dem unter demselben Tage hier Erzählten nicht überein, so wird die innere Wahrhaftigkeit des Tagebuches dadurch nicht berührt, so wenig wie die der eigenen Berichte des Königs über seine Kriegführung. De Catt läßt uns Einblicke in das geistige Doppelleben Friedrich's während der finstersten Tage seiner Feldzüge thun. Wie der König da das ihn Bedrückende zu bestimmten Stunden von sich abstößt und in Musik und Literatur Erquickung sucht. Goethe erklärt einmal Lessing's wilde Zeiten beim General Tauentzien schön und richtig durch das Bedürfniß des Bewegung verlangenden, gewaltigen, von Gedanken bedrängten Geistes, in äußerer Unruhe eine Beschwichtigung der inneren Unruhe zu finden; das Entgegengesetzte sehen wir bei Friedrich. Ein Gegengewicht aber suchen beide. De Catt war der Mann dazu, diese Stunden zu beschreiben. Ueberblicken wir Friedrich's literarische Arbeiten und seine Correspondenz, so verbreitern diese das Gemälde, das de Catt liefert.

Goeben's Briefe an seine Frau, von dieser Seite betrachtet, lassen uns den Anblick eines durch Verantwortlichkeit schwerster Art bedrängten Feldherrn gewinnen, dessen eigene Entschlüsse fortwährend durch die Anderer neben und über ihm gekreuzt werden, und der sich täglich eine einzige ruhige Stunde schafft, in der er die Dinge seiner nächsten Nähe in das freundliche Licht versetzt, in dem sie seinem Wunsche nach einer geliebten Frau erscheinen sollen, um sie zu beruhigen, und in der er sie selbst gern später einmal erblicken möchte.

1. November 1897. H. G.

δ. **Richteramt und Advocatur.** Ein Mahnwort von Erwin Kruse. Leipzig, Duncker & Humblot. 1897.

Der Verfasser, der hinter einem Pseudonym, wenn wir richtig vermuthen, die Persönlichkeit eines hervorragenden Mitgliedes der Advocatur verbirgt, sucht aus einer übersprudelnden Fülle von eigenen Erfahrungen und in einer lebendigen, rhetorisch bewegten Sprache auf Umgestaltung unserer Justiz hinzuarbeiten. Die vorliegende Schrift ist nur eine erste in der Reihe weiterer Schriften, welche „die tiefere historische, wirthschaftliche, ethische, statistische und juristische Begründung" einer großen Anzahl der zunächst bloß aufgestellten Forderungen bringen sollen. Die den Verfasser beschäftigende Frage ist die Hebung des Ansehens unserer Richterbank und unserer Advocatur, die wiederum nicht endgültig zu beantworten sei ohne fundamentale Aenderungen unseres Civil- und Strafprocesses, unserer Gerichtsverfassung, ja unserer Aemterorganisation überhaupt. — Der Gedankengang knüpft an die Vorlage der preußischen Regierung für den Landtag von 1895—96 behufs andersartiger Anstellungsbedingungen für das Richteramt an (den sogenannten Assessoren-Paragraphen). Er rechtfertigt die relativen Anlässe, welche zu den Vorschlägen der Regierung geführt haben, sucht aber die berechtigten Ziele derselben auf anderem, minder mechanischem Wege. Er geht der Sache tiefer auf den Grund. Der Kern seiner eigenen Reformideen ist die Scheidung der subalternen Verrichtungen der gegenwärtigen preußischen (deutschen) Justizbeamten und Rechtsanwälte von den eigentlichen und wesentlichen Functionen richterlicher und advocatorischer Art. Durch eine solche Scheidung soll sich von selber jene Differenzirung der Persönlichkeiten und ihrer Qualification ergeben, welche der preußische Entwurf vom Jahre 1895 auf mechanischem Wege und mit bedenklichen Maßregeln anstrebte. Die höhere Begabung des Geistes und Charakters, die höhere wissenschaftliche Bildung u. s. w. für ein entsprechend gehobenes Richteramt, für eine gehobene Advocatur. Die Fülle minder begabter Persönlichkeiten für die breite und weitschichtige Menge von Verwaltungsgeschäften der Gerichtsbehörden, für Notariat u. s. w. — Von bedeutendem Einflusse für die Reformvorschläge des Herrn Verfassers sind einerseits die negativen Ergebnisse seiner Beobachtungen an den heimischen Zuständen, andererseits die lehrreichen Einblicke in die Justizeinrichtungen der westeuropäischen Staaten, zumal Englands, die er theils literarisch, theils augenscheinlich an Ort und Stelle selber gewonnen hat. — In diesem Zusammenhange finden auch die zur Zeit wieder einmal schwebenden Bestrebungen für eine Umgestaltung des Studiums und Prüfungswesens der jungen Juristen eine sehr bemerkenswerthe Erörterung. Die Scheidung der zukünftigen Bestimmung der Candidaten ergibt von selber eine Scheidung und Abstufung der Vorbildung auf der Universität und im praktischen Vorbereitungsdienst. Die wesentlich erhöhten Anforderungen beschränken sich auf die Kategorie Derjenigen, welche solche höhere Anforderungen durch ihre Bestimmung in der Rechtspflege nothwendig erscheinen lassen. — Wir sehen mit lebhaftem Interesse der Fortsetzung dieser einleitenden Publication des Verfassers entgegen.

β. **Kant-Studien.** Philosophische Zeitschrift unter Mitwirkung von E. Adickes, E. Boutroux, Edm. Caird, C. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey, B. Erdmann, K. Fischer, M. Heinze, R. Reicke, A. Riehl, W. Windelband und anderen Fachgenossen herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Halle a. S. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Mit der Ausgabe des ersten der vorliegenden Hefte trat im April 1896 eine Zeitschrift ins Leben, die bestimmt ist, der Kant-Forschung als Mittelpunkt zu dienen. Der Name des seit langer Zeit als Kant-Forscher rühmlichst bekannten Herausgebers (des Verfassers des Commentars zur Kritik der reinen Vernunft), sowie die Mitarbeiterschaft so vieler hervorragender Kräfte bürgt für die Gediegenheit und den wissenschaftlichen Werth des Unternehmens, das gerade der mit besonderer Freude begrüßen muß, der mit E. Adickes (Heft 2, S. 238) der Meinung ist, daß die Aufgabe der „Kant-Studien" darin bestehe, jene „goldene Zeit" heraufzuführen, „wo der Strom der Kant-Bewegung, der jetzt so unnatürlich angeschwollen ist, wieder in seine natürlichen Grenzen zurückkehrt, wo alle die viele rechtschaffene Arbeit, die heutzutage auf Kant verwendet und nur zu oft an ihn verschwendet wird, sich anderen nicht minder wichtigen Aufgaben zuwendet, und das böse Wort Kant-Philologie die Gemüther nicht länger beunruhigt", und daß sie diese Aufgabe „desto besser erfüllt haben werden, je eher sie dem Streit ein Ende bereiten und so sich selber unnöthig machen". — Aus dem reichhaltigen Inhalt der ersten Hefte ist vor Allem Adicke's bedeutende Abhandlung: „Die bewegenden Kräfte in Kant's philosophischer Entwicklung und die beiden Pole seines Systems" hervorzuheben, in dem der Verfasser, gestützt auf die gründlichsten Forschungen, in überzeugender Weise die Annahme vertritt, daß die Haupttendenz des Kant'schen Systems, und speciell die seines Hauptwerkes eine rationalistische sei, indem dieses in erster Reihe den Zweck verfolge, die Wissenschaft (im Kant'schen Sinne) gegen die Angriffe des Hume'schen Skepticismus zu vertheidigen und auf aprioriischer Grundlage neu zu begründen. Beschäftigt sich diese Abhandlung mit den Grundproblemen des Kriticismus, so gehen zwei interessante Arbeiten: „Goethe's Verhältniß zu Kant in seiner historischen Entwicklung" und „Eine Socialphilosophie auf Kant'scher Grundlage", sowie ein Aufsatz von E. Pinloche: „Kant et Fichte et la problème de l'éducation" auf speciellere Fragen und historische Beziehungen ein, die auch in weiteren Kreisen interessiren dürften. Einige kleinere Arbeiten und eine Fülle von Recensionen, von Selbstanzeigen, literari-

schen und sonstigen Mittheilungen zeigen, daß der Herausgeber der Zeitschrift bestrebt ist, ihrer Aufgabe nach den verschiedenen Richtungen hin in umfassender Weise gerecht zu werden.

пт. **Die Kunst im Hause.** Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung. Von Jacob von Falke. Sechste Auflage. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1897.

Im Vorwort, das wenige Monate vor Jacob v. Falke's Tode geschrieben ist, findet sich die Hoffnung ausgesprochen, daß dieses Buch „auch heute den guten Einfluß bethätigen" werde, der seinen leitenden „Grundsätzen innewohnt". Diese Hoffnung wird sich gewiß nicht als trügerisch erweisen; Jacob von Falke hat mit seinen Ausführungen zur Bildung des Kunstgeschmacks nicht wenig beigetragen und Vielen für die Ausschmückung ihres Heims dankenswerthe Anregungen gegeben. Er sucht den praktischen Bedürfnissen entgegenzukommen, aber auch gesteigerte Kunstansprüche zu befriedigen; er will eine Wohnung nicht nur gemüthlich und behaglich einrichten, sondern ihr auch künstlerischen Schmuck verleihen, durch den das Auge und durch dieses die Seele der Alltäglichkeit entrückt wird. Nicht immer mögen seine Rathschläge heute noch unsere Billigung finden, da der Kunstgeschmack durch den großen Aufschwung des Kunstgewerbes und des Kunsthandwerks im Laufe der letzten Jahre wesentliche Aenderungen erfahren hat. Im Allgemeinen aber wird sein Buch auch fernerhin bei allen Dingen, die „Die Kunst im Hause" betreffen, uns ein guter Berather sein.

пт. **Aus bewegten Zeiten.** Novellen und Skizzen von A. von Boguslawski. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Schall & Grund.

Den Hintergrund dieser Erzählungen, die schnell einen großen Leserkreis gefunden haben, geben die Zeiten der Bewegung von 1848/49, der Kriege von 1864 und 1870/71 ab. Mit gutem Gelingen ist der Autor bemüht gewesen, die Stimmung jener denkwürdigen Tage festzuhalten und in den Gestalten seiner Novellen zum Ausdruck zu bringen; und darauf wohl ist es ihm in erster Linie angekommen. Nicht so sehr von künstlerischen Absichten sind sie beherrscht als von dem Bestreben, warme patriotische Gefühle zu wecken, die Liebe zum Vaterlande, die Treue zum Herrscherhause zu stärken und zu befestigen. Da die Erzählungen die Spannung des Lesers nicht erlahmen lassen und in ihren Ereignissen, wie namentlich bei der größten des Bandes: „Schloß und Hütte", oft einen lebhaften und dramatischen Zug annehmen, werden sie sich gewiß auch fernerhin als gute Unterhaltungslectüre viele Freunde gewinnen und unschwer auch in Volks- und Schulbibliotheken Eingang finden, deren Zwecken sie durch ihre erzieherischen und patriotischen Tendenzen entgegenkommen. Auf den anspruchsvolleren Leser wird eine kleine Lebensskizze des Autors, „Der alte liebe Freund", in ihrer schlichten Stimmung und mit ihren vergleichenden Rückblicken auf entschwundene Tage trotz ihrer Kürze vielleicht am nachhaltigsten wirken.

пт. **Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1898.** Herausgegeben von Otto Braun. Achter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1898.

In seinem bekannten reizvollen Gewande tritt dieser zierliche Almanach nun schon zum achten Male vor uns hin, und abermals hat sein Herausgeber Sorge getragen, ihn mit einem bunten Strauß von Poesien in gebundener Rede und einigen kurzen Prosa-Erzählungen zu schmücken, sowie mit mehreren hübschen, fein ausgeführten Bildern zu beleben. Bekannten Namen unserer Dichter- und Schriftstellerwelt begegnet man in allen Abtheilungen dieses graciösen Büchleins, ernste und launige Gedanken findet man in gefälligem Wechsel. Wie seine Vorgänger wird deshalb auch der 98er Musen-Almanach viel und Vielen Freude bereiten.

пт. **Dreizehnlinden.** Von F. W. Weber. Illustrirte Prachtausgabe von Karl Rickelt. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Weber's Epos „Dreizehnlinden" ist in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet und längst ein Hausbuch der Familie geworden. Daß es jetzt in einer prächtigen neuen Ausgabe erscheint, wird deshalb freudig begrüßt, und das allbekannte Werk hinfort ein gern gesehenes Festgeschenk werden. Seinem Inhalt, ja auch seiner Form nach kommt es künstlerischen Absichten entgegen; sein Verfasser erfreut durch Natur- und Landschaftsschilderungen und sucht auch in den rein erzählenden Partien des Gedichtes fest umrissene Bilder zu geben; Klostergänge thun sich vor dem Leser auf, altes Gemäuer erblickt er, Priester und Laien, Ritter und Knappen, eine aus mannigfaltigsten Erscheinungen zusammengesetzte Gestaltenwelt lernt er kennen. So finden sich malerische Motive von selbst zu einander. Karl Rickelt hat sich ihrer mit gutem Geschick angenommen. Seine Figuren wirken allerdings etwas conventionell: etwa wie Blutsverwandte von Frithjof und Ingeborg; Kraft und Lebensfülle stehen hinter äußerer Anmuth und „illustrativer" Schönheit zurück. Die landschaftlichen Bilder aber kann man mit aufrichtigem Vergnügen betrachten; sie bringen feine Stimmungen, geben fast durchweg glaubhafte Ausschnitte der Natur und sind, rein compositionell, meisterhaft durchgeführt; nicht minder glücklich zeigt sich der Künstler in der Hineinbeziehung von decorativem Ranken- und Blüthenwerk, in der Anschmiegung gefälliger Kopf- und Schlußleisten an den Text. Die Wiedergabe der Zeichnungen durch fein abgetönte Holzschnitte konnte nicht sauberer geschehen, als es hier der Fall ist, ebenso wie die ganzseitigen Heliogravuren unbeschränktes Lob verdienen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abreisskalender, Literarischer, für das Jahr 1898. Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandl. (Prof. G. Langenscheidt.) Berlin.

Aldersfeld-Ballestrem. — Pommern und Greno und andere Kuckucksnester-Geschichten. Militärhumoresken von Eufemia von Aldersfeld-Ballestrem. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1897.

Agrander. — Greift nur hinein. Ernste und heitere Erzählungen von J. Agrander. Leipzig, Gustav Körner.

Aichelburg. — Mein Strauß. Von Eugen Graf Aichelburg. Leipzig, Gustav Körner.

Allgemeine Bücherſammlung lebender Schriftsteller. — 27. und 28. Band. Aus eigner Kraft. Anthologie aller Schriftsteller und Schriftstellerinnen unserer Zeiten. Herausgegeben von Gustav Körner. Erster Teil. Leipzig, Gustav Körner.

Arnold. — Neue Novellen von Hans Arnold. Vierte Auflage. Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

August. — Die Welt und ihre Umgebung von Carl August. Berlin-Zehlendorf, Paul Zillmann. 1897.

Baldwin. — Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse. (Methoden und Verfahren) von James Mark Baldwin. Unter Mitwirkung des Autors nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übersetzt von Dr. Arnold E. Ortmann. Nebst einem Vorwort von Th. Ziehen, Berlin, Reuter & Reichard. 1898.

Balló. — Usia. Von M. Balló. Budapest. In Commission von Friedrich Kilian's königl. ung. Universitäts-Buchhandlung.

Baumgartner. — Geſchichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. Bis zur dreizehnten Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Beyer. — Humoristika. Lebensbilder und Gedichte von Hermann Beyer. Leipzig, Gustav Körner.

Bilder-Atlas zur Geographie der außereuropäischen Erdteile. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geistbeck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Bilharz. — Metaphysik als Lehre vom Vorbewussten. Von Dr. Alfons Bilharz. Zweite Hälfte. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1897.

Bley. - Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt von Franz Bley. Erster Teil. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. Berlin, Gustav Schmidt. 1897.

Bobertag. — Sommermärchen. Novelle von Bianca Bobertag. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Bohrmann-Riegen. — Dramatische Werke. Von Bohrmann-Riegen. I. Der letzte Babenberger. Historische Tragödie in 4 Aufzügen. Neue Bearbeitung. Leipzig, Gustav Körner.

Bopp. — Wolken und Sterne. Neue Gedichte von Fr. Bopp. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1897.

C. C. — Aus unſrer Ostmark. Realpolitische Betrachtungen von C. C. Sonderabdruck aus den Grenzboten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Clamagerau. — La lutte contre le mal. Par J. J. Clamagerau. Paris, Félix Alcan. 1897.

Croon-Mayer. — Liederborn. Gedichte von Emma Croon-Mayer. Dritte Auflage. Leipzig, Gustav Körner.

Danckelmann. — Die Verrathenen. Ein Cyclus von vier historischen Novellen aus dem zwölften Jahrhundert von Eberhard Freiherr von Danckelmann. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Dewischeit. — Shakespeare und die Anfänge der englischen Stenographie. Ein Beitrag zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Von Curt Dewischeit. Berlin, H. Schumann. 1897.

Dix. — Social-Moral. Kriminalpolitische Aufsätze von Arthur Dix. Leipzig, Gg. Freund. 1898.

Döring. — Hamlet. Ein neuer Versuch zur ästhetischen Erklärung der Tragödie. Von Prof. Dr. A. Döring. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder). 1898.

Duncker. — Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Von Carl von Duncker. Mit Illustrationen von Felician Freiherrn von Myrbach. Titelbild von William Unger. Wien und Prag, F. Tempsky. 1897.

Ebner-Eſchenbach. — Die Unverſtandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Erdmann. — Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays von Karl Otto Erdmann. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Falke. — Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke. Zweiter Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897.

Ganghofer. — Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Geiger. — Ceylon. Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen von Wilhelm Geiger. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Genée. — Zeiten und Menschen. Erlebnisse und Meinungen von Rudolph Genée. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1897.

v. Gleichen-Russwurm. — Die Komödie des Gewissens. Ein Schauspiel in drei Acten von Alexander Freiherrn von Gleichen-Russwurm. Würzburg, Stahel'sche k. Hof. und Universitäts-Buch- und Kunsthandlung. 1897.

Gleiß. — Künſtlers Erdenwallen. Ein Lebensbild von Karl Gleiß. Zweiter Teil. Berlin, W. Großcurth. 1897.

Grimm. — Novellen von Herman Grimm. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Herz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1897.

Groß. — In Lachen und Lächeln. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Grotthuß. — Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1897.

Günther. — Allgemeine Kulturgeschichte. Von Dr. Reinhold Günther. Zürich und Leipzig, Th. Schröter.

Harrison. — William The Silent by Frederic Harrison. London, Macmillan and Co., Limited.

Haun. — Handbuch der Klimatologie. Von Julius Haun. Zweite wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Drei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1897.

Hauffig. — Die Schulparklassen. Von Pfarrer Hauffig. Bielefeld, A. Helmich.

Heidenstam. — Une sœur du Grand Frédéric, Louise Ulrique, Reine de Suède. Par O.-G. de Heidenstam. Avec une introduction de M. René Millet. Portrait en héliogravure. Paris, Librairie Plon. 1897.

Heidt. — Gedichte von Karl Maria Heidt. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 1897.

Heiß. — Neue Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Für Gebildete aller Stände von Dr. E. Heiß. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1897.

Henckell. — Arnold Böcklin. Gewidmet von Karl Henckell. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.

Herckenrath. — Problèmes d'esthétique et de morale par C. R. C. Herckenrath. Paris, Félix Alcan. 1898.

Heyse. — Neue Gedichte und Jugendlieder von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Herz. (Besser'sche Buchhandlung.) 1897.

Hie gut Württemberg allewege! — Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. Erster Band. Heilbronn, Eugen Salzer. 1898.

Hirsch. — Götzendienst. Schauspiel in fünf Acten von Ludwig Hirsch. Dresden, E. Pierson. 1897.

Hodgkin. — Charles the great. By Thomas Hodgkin. London, Macmillan and Co. 1897.

Hoffmann. — Allerlei Gelehrte. Humoresken von

Hohenlohe-Ingelfingen. — Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1897.

Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Hume. — Philipp II. of Spain. By Martin A. S. Hume. London, Macmillan and Cie. 1897.

Jahn. — Slavina. Eine wendische Sage von Hermann Eduard Jahn. Illustrirt von Willy Werner. Zweite Auflage. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Janſſen. — Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janſſen. Erſter Band. Siebzehnte und achtzehnte, vielfach verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage, beſorgt von Ludwig Paſtor. Freiburg i. Br., Herder'ſche Verlagshandlung. 1897.

Jensen. — Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Junker. — Die Decimal-Classification. Gekürzte allgemeine Tafeln. Deutsche Ausgabe. Besorgt von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder. 1897.

Junker. — Über den Stand der Bibliographie in Oesterreich. Bericht, erstattet der zweiten internationalen bibliographischen Conferenz von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder. 1897.

Kaden. — Rotes Blut und andere Geschichten aus Süditalien von Woldemar Kaden. Illustriert von F. Matania. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Kaufmann. — Heinrich Heines Liebestragödien. Literar-historische Studie von Max. Kaufmann. Zürich und Leipzig, „Stern's literarisches Bulletin der Schweiz". 1897.

Keyserling. — Vom japanischen Meer zum Ural. Eine Wanderung durch Sibirien mit Abbildungen von Robert Graf Keyserling. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 1898.

Khuenberg. — Wahrheit. Volksschauspiel in drei Aufzügen von Sophie von Khuenberg. Dresden, E. Pierson. 1897.

Kölling. — Das grüne Gewerbe. Jägerfahrten und andere Arten von Theodor Kölling. Leipzig, Gustav Körner.

Koopmann. — Raffaels Handzeichnungen in der Auffassung von W. Koopmann. Marburg, N. G. Elwert. 1897.

Körner. — Aus Weimars schönen Tagen. I. Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild nach einer wahren Begebenheit in einem Aufzuge von Gustav Körner. Leipzig, Gustav Körner.

Kraus. — Geschichte der christlichen Kunst von Franz Xaver Kraus. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Krauß. — Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Erster Band. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897.

Kroll. — Antiker Aberglaube. Von Wilhelm Kroll. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1897.

Kurz. — Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich und Böhmen (1610—1611). Von Franz Kurz. Aus dessen Nachlass mitgetheilt und mit einer Einleitung versehen von Albin Czerny. Linz. Verlag des Vereines Museum Francisco-Carolinum. 1897.

Landmann. — Die Kriegführung des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern in den Jahren 1703 und 1704. Von Generalmajor von Landmann. München, C. H. Beck. 1898.

Leffler. — Wie man Gutes thut. Schauspiel in drei Acten. Von Anna Charlotte Leffler, Herzogin von Cajanello. Einzig berechtigte Übersetzung von Sophie Lewald. Dresden, Heinrich Minden. 1898.

Lehrs. — Arnold Böcklin. Ein Leitfaden zum Verständniss seiner Kunst von Max Lehrs. München. Photographische Union. 1897.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Siebenter Band, erste und zweite Lieferung. Frankfurt a. M. Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Lich. — Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Von Fred Lich. Dresden, E. Pierson. 1897.

Lichtwark. — Blumenkultus. — Wilde Blumen. — Von Alfred Lichtwark. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Lichtwark. — Hamburg. — Niedersachsen. Von Alfred Lichtwark. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Loffen. — Der Kölnische Krieg. Von Max Loffen. Zweiter Band. München und Leipzig, G. Franz'scher Verlag. 1897.

Luchs. — Junges Grün. Gedichte von Marie de Luchs. Dresden, E. Pierson. 1897.

Matthey. — Junge Lieder und Bilder. Von Maja Matthey. Zürich und Leipzig, Meyer & Henbess. 1898.

Maupassant. — Der Regenschirm und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1897.

Maupassant. — Illustrirte Romane und Novellen. Von Guy de Maupassant. Deutsch von Hubert Freiherr von Schorlemer. Lieferung 1. Leipzig, August Dieckmann.

Meyer. — Meyers Historisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1898. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mézières. — Morts et vivants. Par A. Mézières. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1897.

Mismer. — Principes sociologiques. Par Charles Mismer. Deuxième édition. Paris, Félix Alcan. 1898.

Mühlemann. — Christlicher Socialismus. Kritische Betrachtungen nebst socialethischen Erörterungen. Von C. Mühlemann. Bern, Steiger & Co. 1898.

Münz. — Italienische Reminiscenzen und Profile. Von Sigmund Münz. Wien, Leopold Weiss. 1898.

Museum, Das. Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Zweiter Jahrgang bis zum 19. Heft. Stuttgart, W. Spemann.

Oppel. — Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreiches und seines Kolonialhandels. Von Dr. Alwin Oppel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Pfister. — Aus dem Lager der Verbündeten. 1814 und 1815. Von Dr. Albert Pfister. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.

Philippi. — Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philippi. Drittes und viertes Buch. (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen Nr. 3, 4 und 5.) Leipzig, E. A. Seemann. 1897.

Pressensé. — Der arme Wilhelm. Eine Erzählung für das Volk. Nach dem Französischen der Frau von Pressensé. Autorisirte Bearbeitung von J. Severin. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt.

Prusse. — Aus Kampf und Frieden. Gedichte von Ulrich Prusse. Leipzig, Gustav Körner.

Report of the commissioner of education for the year 1895—96. Volume 1. Washington, Government printing office. 1897.

Rivista Politica e Letteraria, Anno Primo. Volume I. — Fascicolo I. 15 Ottobre 1897. Roma, Stabilimento Tipografico della Tribuna.

Roeber. — Lyrische und epische Gedichte, Fest- und Märchenspiele. Von Friedrich Roeber. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Jul. Baedeker.

Ross Parsons. — Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst; eine Wagner-Studie von Albert Ross Parsons; aus dem Englischen nach der zweiten Auflage übersetzt von Dr. Reinhold Freiherr von Lichtenberg. Berlin-Zehlendorf. Paul Zillmann. 1897.

Sachs. — Aus treuem Herzen. Wünsche und Gedanken. Von Sophie Sachs. Leipzig, Gustav Körner.

Salburg. — Die Seele. Ein Menschenleben in Gedichten. Von Edith Gräfin Salburg. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Sarrazin. — Frankreich. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. Aus Professor Jos. Sarrazin's Nachlass herausgegeben, bearbeitet, vervollständigt von Dr. Richard Mahrenholz. Leipzig, O. R. Reisland. 1897.

Scartazzini. — Enciclopedia dantesca. Dizionario critico e ragionato di quanto concerne la vita e le opere di Dante Alighieri. Volume II (parte prima). Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Schaefer. — Gegen die geistliche Schulaufsicht und ihre Vertheidiger Von Peter Schaefer. Bielefeld, A. Helmich.

Schäfer. — Die Vererbung. Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiologischen Einleitung in die Pädagogik. Dargestellt von Lic. theol. Rudolf Schäfer. Berlin, Reuther und Reichard. 1898.

Schanz. — Filigran. Von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Scheffel. — Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von Joseph Victor von Scheffel. Mit Illustrationen, Vignetten und Titelbild von Anton von Werner. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Schnitzer. — Drillichauer Lebensläufe. Von Manuel Schnitzer. Berlin, Friedrich Schirmer. 1897.

Schrader. — Über die Gründung pädagogischer Lehrstühle an unseren Universitäten und über die Einrichtung des akademischen Unterrichts in der Pädagogik. — Ein Gutachten von D. Dr. W. Schrader, Geh. Oberregierungsrath in Halle a. S. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Schriefer. — Deswina. Roman aus dem fünften Jahrhundert von Wilhelm Schriefer. Zwei Theile in einem Bande. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge. 1897.

Schubin. — Die Heimkehr. Roman von Ossip Schubin. Stuttgart, J. Engelhorn.

Schulte vom Brühl. — Gleich und ungleich. Roman von Schulte vom Brühl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Sema. — Moderne Mädchen. Drama in vier Aufzügen von S. Sema. Dresden, E. Pierson. 1897.

Souriau. — Pascal par Maurice Souriau. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. (Ancienne librairie Lecène, Oudin et Cie.) 1898.

Spitteler. — Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays von Carl Spitteler. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Stanislas. — Waldmärchen. Ein Idyll aus dem Waldleben von A. Stanislas. Zweites bis viertes Tausend. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Statham. — Süd-Afrika wie es ist. Von Reginald Statham. Aus dem Englischen übersetzt von P. Baltzer. Berlin, Julius Springer. 1897.

Stern. — Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Von Alfred Stern. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1897.

Stern. — Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft von Dr. med. Wilhelm Stern. Berlin, Ferd. Dümmler. 1897.

Storm. — Es waren zwei Königskinder. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Storm. — Gedichte von Theodor Storm. Elfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Fünfundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

Strecker. — Frühthau. Essais und Skizzen von Karl Strecker. Berlin, Th. Schoenfeldt. 1898.

Sybel. — Vorträge und Abhandlungen von Heinrich von Sybel. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897.

Tamura. — Gedanken eines modernen Japaners über Ehe und Frauenleben. Von Naemi Tamura in Tokyo. Übersetzt von Auguste Bickel. Mit einem Vorwort von Max von Brandt. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. 1898.

Tauffig. — Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres sowie die Verhütung seiner Erkrankung. Von Dr. Siegmund Tauffig. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Umsturzgesetz. — Das neue Reichs-Umsturzgesetz nach dem Regierungsprogramm: „Festigkeit ohne Reaktion". Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow.

Verdaguer. — Jacinto. Verdaguers Atlantis. Deutsch von Clara Commer. Mit einer biographischen Vorrede und erklärenden Anmerkungen von Lic. Fr. von Tessen-Wesierski. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Walcker. — Die Machtverhältnisse und die Machtaussichten des Protestantismus, des römischen und griechischen Katholicismus. Von Dr. Karl Walcker. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. (A. Haase.) 1897.

Werder. — Christophorus. Erzählung von Hans Werder. Jena, Herrmann Costenoble.

Westkirch. — Unter dem Eise und andere Geschichten. Von Luise Westkirch. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1897.

Widmann. — Sizilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Widmer. — Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Widmer. Zürich, Ed. Rascher. 1898.

Wilhelm. — In stiller Klause. Gedichte von Carl Wilhelm. Dresden. E. Pierson. 1897.

Willner. — Im Schatten erblüht. Eine Erzählung für Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren. Von Meta Willner. Mit drei Illustrationen. Zürich, Orell Füßli. 1897.

Wirth. — Geschichte Südafrikas. Von Albrecht Wirth. Bonn, Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi.

Wohlmuth. — Der Komödiant. Romantisches Spiel in drei Aufzügen von Alois Wohlmuth. München, C. H. Beck. 1897.

Wulff. — Feder und Feile. Poesie und Satire. Von Leopold Wulff. Leipzig, Constantin Wild.

Wyl. — Aus Tizians Tagen. Venezianische Geschichten und Gestalten des 16. Jahrhunderts von W. Wyl. Mit Illustrationen. Dritte Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. 1897.

Wyl. — Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museo Borbonico. Von W. Wyl. Vierte unveränderte Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109564945